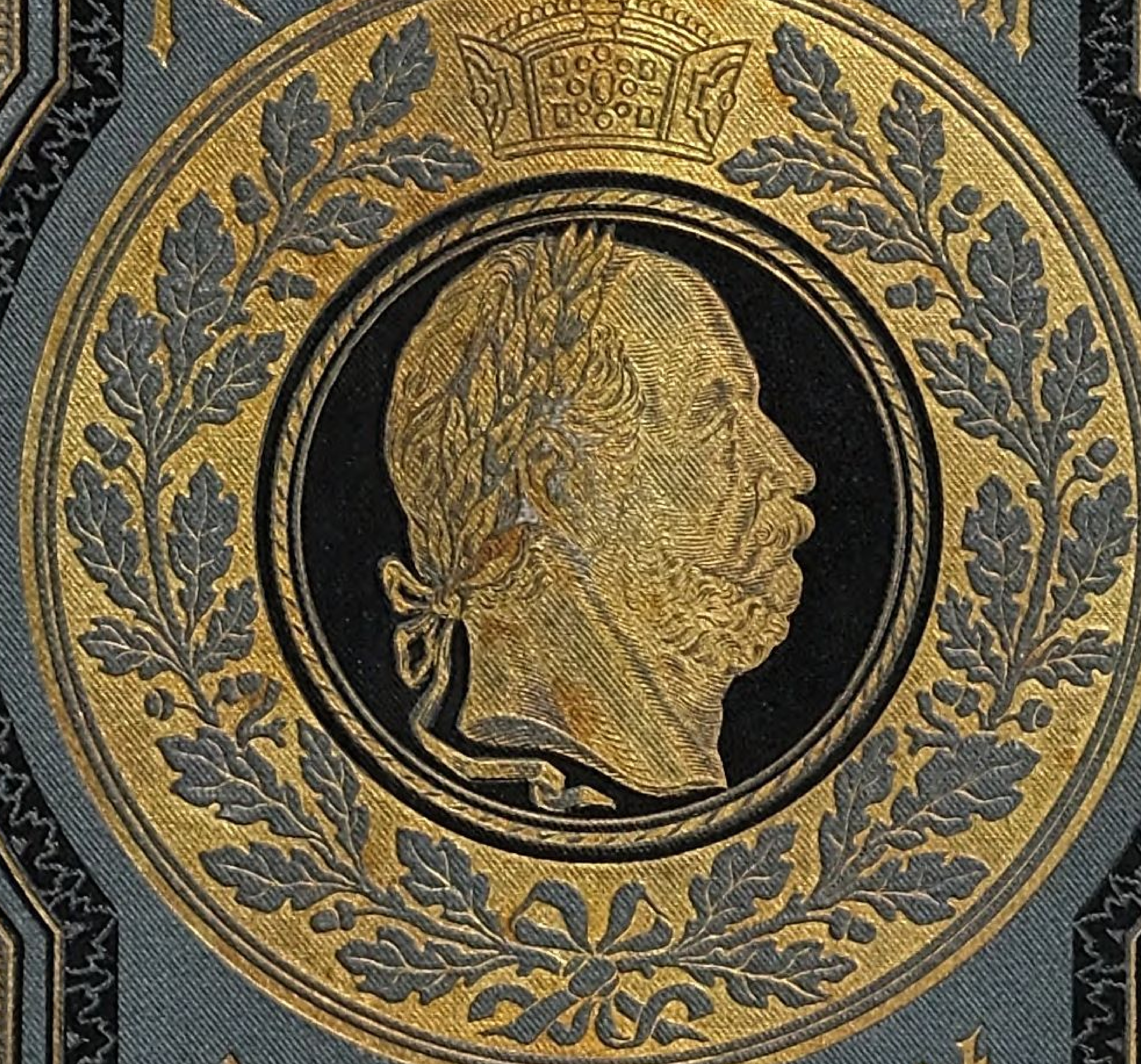
DÜPPEL

KÖNIG-GRÄTZ

Kaiser Wilhelm




und seine Zeit.

VERLAG von OTTO SPAMER, LEIPZIG.

SEDAN

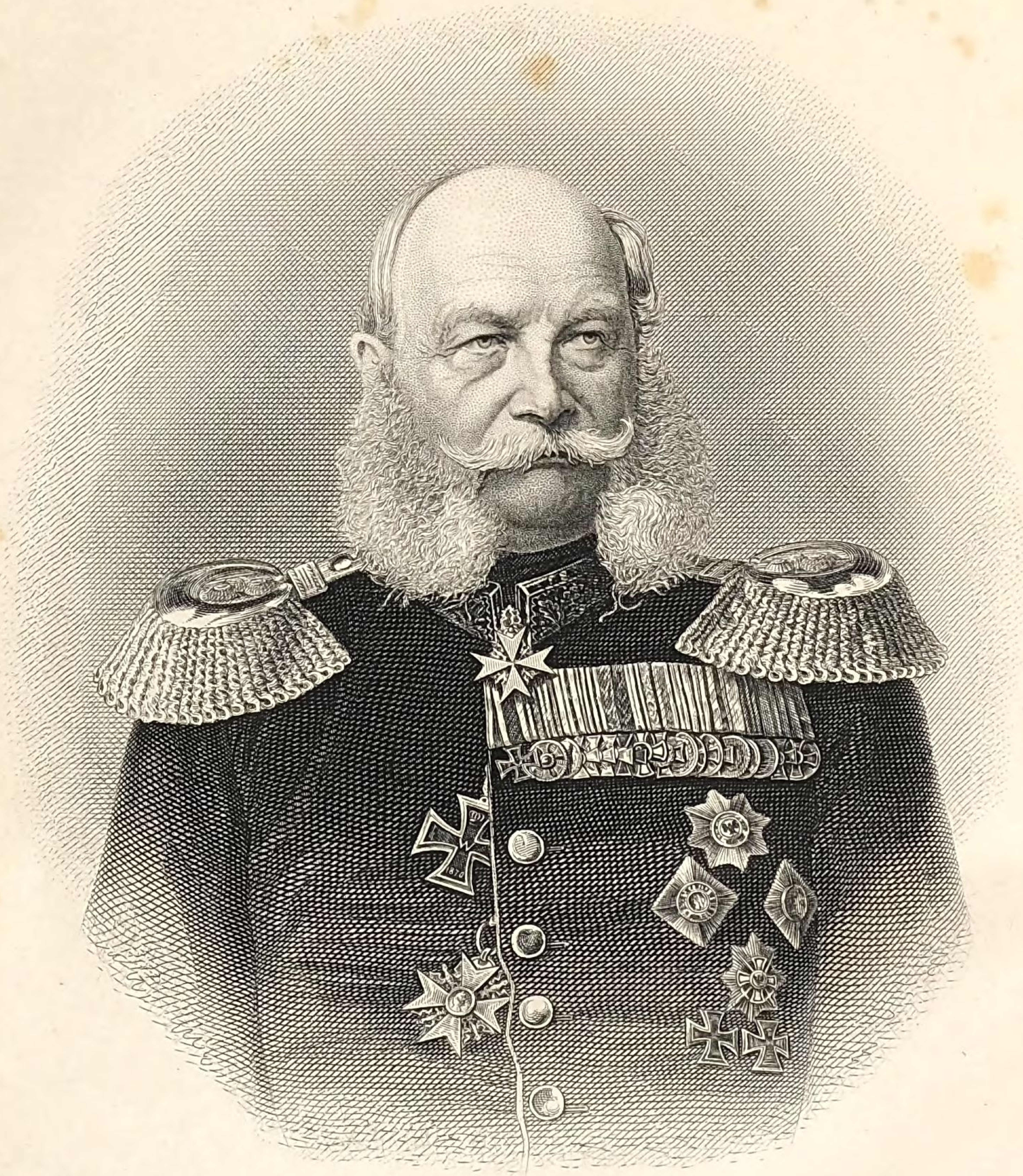
PARIS



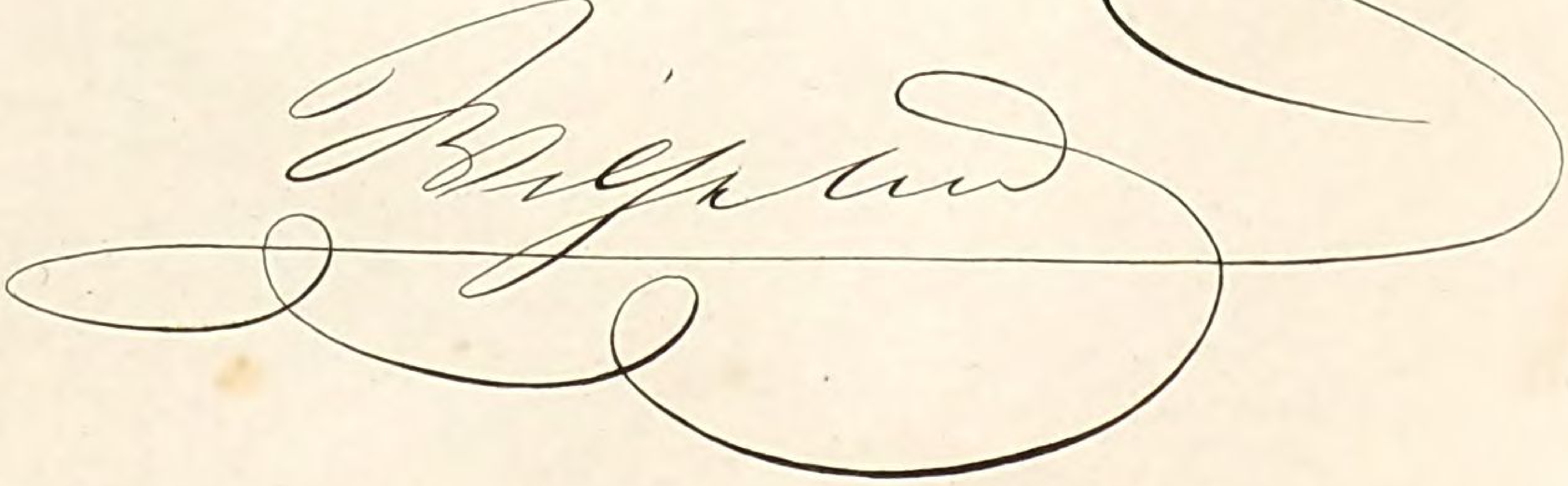


Kaiser Wilhelm

und seine Zeit.



Stich u. Druck v. A. u. Th. Weger Leipzig.



Verlag von Otto Spamer in Leipzig.


Kaiser Wilhelm
PARIS
Berlin
&
Leipzig Verlag
Otto Spamer




1797
1888
GOTT
MIT
UNS
1870
DÜPPEL
SEDAN
Kaiser Wilhelm
und seine Zeit
KÖNIGGRÄTZ
PARIS
VOM FELS ZUM MEER
1866
1870
Berlin
&
Leipzig, Verlag von Otto Spamer.
MORLINS fec
A. MULLER sc

Kaiser Wilhelm

und seine Zeit.

Ein deutsches Volksbuch.

In dritter neu bearbeiteter Auflage

von

Ferdinand Schmidt.

Mit 175 Text-Abbildungen und 16 Tondruckbildern nach Zeichnungen von L. Burger, H. Lüders u. a.
und dem Bildnisse des Kaisers, Stahlstich von A. Weger.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1888.

Papier von Ferd. Flinsch in Leipzig.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Vorwort.

Die große Aufgabe, welche der Verfasser in dem vorliegenden Buche zu lösen versucht hat, bietet in vielfacher Richtung, wenn sie von einer Einzelkraft vollkommen bewältigt werden soll, fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Es fällt vor allem die Erhabenheit der Person ins Gewicht, welche hier den Mittelpunkt der geschichtlichen Darstellung bildet, und ihre geschichtliche Größe, durch deren hellen Glanz die Bedeutung aller früheren Größen gleicher Art in den Schatten gestellt wird; dann aber auch die überwältigende Fülle geschichtlicher Großthaten und eine noch nie erreicht gewesene lange Folge bedeutsamer Ereignisse.

Anderseits handelt es sich bei dem vorliegenden Versuche, einen kurzgefaßten und doch lesbaren Abriß über Kaiser Wilhelm und seine Zeit zu entwerfen, nicht um eine völlig erschöpfende Darstellung, die viele starke Bände umfassen müßte, sondern um das Unternehmen, in allgemein faßlicher Sprache dem deutschen Volke ein geschichtliches Bild seines ebenso hochverehrten wie innig geliebten Heldenkaisers vorzuführen und zugleich die begleitenden Thatsachen und Umstände herauszuheben, welche dank einer günstigen Fügung dem erhabenen Herrn einen so über alles gewohnte Maß hinausgehenden Einfluß auf das Geschick unsres Vaterlandes, ja auf das Schicksal und die Stellung aller Großstaaten und Kulturvölker unsrer Zeit zu einander vergönnt haben.

Aber wenn auch unsern allverehrten Kaiser Wilhelm, „den Siegreichen", wie ihn das Volk so gern nennen hört, Umstände und Glück

in der thatenreichsten Zeit seines Lebens begünstigt haben — welcher Fülle und Wechselwirkung von gereiften Erfahrungen, von Zuversicht und Ausdauer bedurfte es noch immer, all die großartigen Wandlungen während eines Jahrzehnts, im Kampfe mit Widerwärtigkeiten jeglicher Art, gegenüber der Zweifelsucht und dem Kleinmut, so weise vorzubereiten! Und um die größte Schöpfung der Neuzeit so herrlich heranzuführen, welche Umsicht und Hingebung, wie viel rastlose Arbeit hat es erfordert! Seiner Thatkraft gelang es, das hohe Ziel zu erreichen, den Inbegriff der Ideale aller Patrioten, wofür so viele edle deutsche Männer und Jünglinge vergeblich gerungen und Schweres erlitten haben: die staatliche Einigung Deutschlands.

Fürwahr, um diese erhabene Sendung zu vollbringen, dazu mußten hochsinniger Charakter und ein lichter Geist, ein festes Herz und ein offenes Ohr für die sehnsüchtigen Wünsche des Volkes zusammenwirken. Und Ihm wurde die Vereinigung so außerordentlicher Gaben zu teil. Die Charakterzeichnung aus dem Jahre 1809, welche die hochsinnige Königin Luise damals von ihrem zwölfjährigen Sohne entwarf, hat sich auch später in vollem Maße bewährt. Aus allen Großthaten des reichgesegneten Lebens treten uns die leuchtenden Spuren davon entgegen, mögen wir nun unsre Blicke dem Schalten und Walten des weisen und gerechten Regenten, den Leistungen des umsichtigen Reformators des preußischen Heerwesens, dem fast beispiellosen Siegeslaufe des Feldherrn, oder jener erhabenen Mission zuwenden, welche unserm Kaiser das Vertrauen auf seine gereiften Erfahrungen bald in der ehrenvollen Rolle eines Vermittlers des Friedens, bald in der Wahl eines Schiedsrichters zur Versöhnung wirrer Gegensätze zuweist.

Wie mächtig uns nun auch ein an Ehren und Erfolgen so reiches Leben fesselt, so erfüllen uns mit immer noch steigender Verehrung die menschlich liebenswürdigen Eigenschaften, Einfachheit und Wahrheitsliebe, die schönen Tugenden der Mäßigung und Pflichttreue unsres Kaisers, der nicht nur ein Kriegsheld, sondern seinem innersten Wesen nach ein Friedensfürst ist.

Welch eine Fülle epochemachender Begebenheiten und anregender Betrachtungen drängt sich bei der Darstellung eines solchen Lebenslaufes zusammen! Gewiß ist es ja nicht Zufall, wenn unser Kaiser an jener weltgeschichtlichen Stelle, wo er als junger Soldat die ersten Lorbeeren pflücken durfte, in der Residenz der alten Könige von Frankreich, sich nach siebenundfünfzig Jahren von den deutschen Fürsten und ihrem Volke auf den Schild der Nation erhoben, zum Oberhaupt des geeinigten Deutschlands erkoren sah. Und von diesem Standpunkte aus erscheint der Erwählte unsrer Nation, über allem Zweifel erhaben, auch als der durch die Vorsehung Auserkorene.

So steht er da, unser Nationalheld, als ein ganzer deutscher Mann, allverehrt als weiser Regent, gepriesen als sieggekrönter Heerführer, geliebt als Oberhaupt eines allen Herrschergeschlechtern nahestehenden fürstlichen Hauses. Wahrlich ein ereignisreiches Dasein! — Aber auch eine hohe und schwierige Aufgabe für den Biographen, der es unternimmt, beinahe die Geschichte eines vollen Jahrhunderts, innerhalb eines verhältnismäßig engen Rahmens — ein so überaus inhaltreiches Leben von der frühsten Kindheit bis zum einundneunzigsten Lebensjahre zu schildern!

Erleichtert wurde nun zwar dieses Unternehmen durch die Vorlage zweier bereits herausgegebenen Auflagen dieses Buches, deren erste, vor fünfzehn Jahren erschienen, der Verfasser durchgehends allein ausgeführt hatte, während die zweite, in beträchtlich stärkerem Umfange, eine vielleicht in manchen einzelnen Richtungen verhältnismäßig zu weit gehende Darstellung geboten hat. Insofern es aber bei dieser dritten, gänzlich neugestalteten Ausgabe darauf ankam, in einem beträchtlich engeren Rahmen doch ein verhältnismäßig erschöpfendes und in sich harmonisch gestaltetes Bild zu entrollen, mußten dem Verfasser angesichts der inzwischen noch gewachsenen Fülle neuer Thaten und Ereignisse wieder neue und andersartige Schwierigkeiten sich entgegenstellen. Indessen die unversiegliche Begeisterung im steten Hinblick auf den erhabenen Gegenstand hat des Verfassers Mut in Erfüllung seiner Aufgabe aufrecht

erhalten, so daß er trotz des geringen Umfangs ein in sich geschlossenes Lebensbild und harmonisch gegliedertes Zeitgemälde vollendet zu haben hoffen darf.

So übergeben denn Verfasser und Verleger das mit Liebe und Fleiß ausgeführte Werk dem deutschen Volke mit dem Wunsche, daß es auch in seiner neuen verjüngten Gestalt dazu beitragen möge, das tiefe Gefühl dankbarer Ehrfurcht wach zu erhalten und in der Person des Helden einen Spiegel aller deutschen Tugenden, opferfreudiger Vaterlandsliebe und wahrhaft christlicher Demut, ergebenen Gottvertrauens und gewissenhafter Pflichterfüllung, als ein Musterbild dem deutschen Volke zur Anregung und Nacheiferung darzubieten.

Berlin und Leipzig, im März 1888.

Verfasser und Verleger.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung. — Vorhalle.

Erste Abteilung.

Lebensgang bis zum Throne.

Zweite Abteilung.

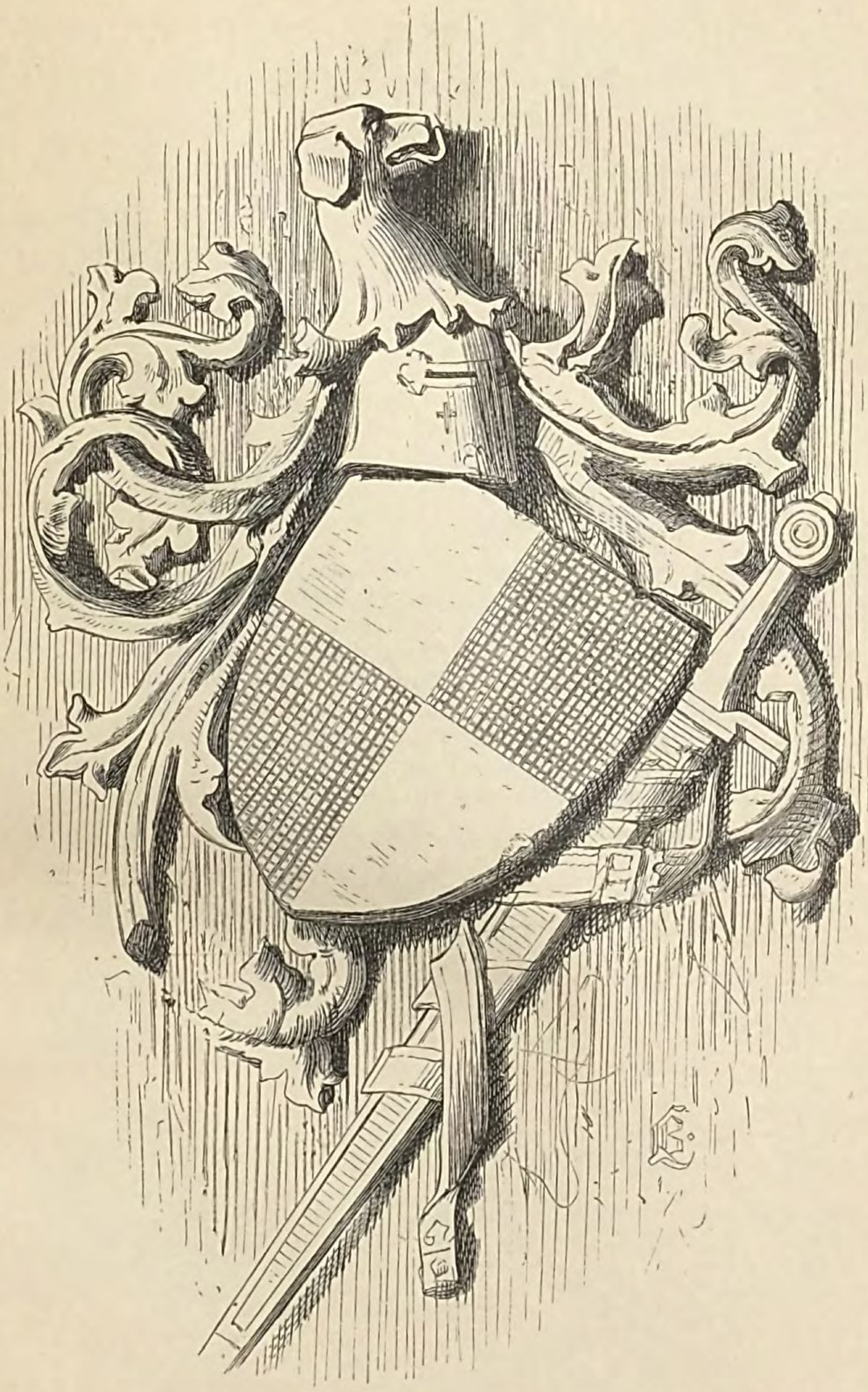
Regent, König, Kaiser.

Schluß.

Kaiser und Reich.

Verzeichnis der Tonbilder.

Einleitung.

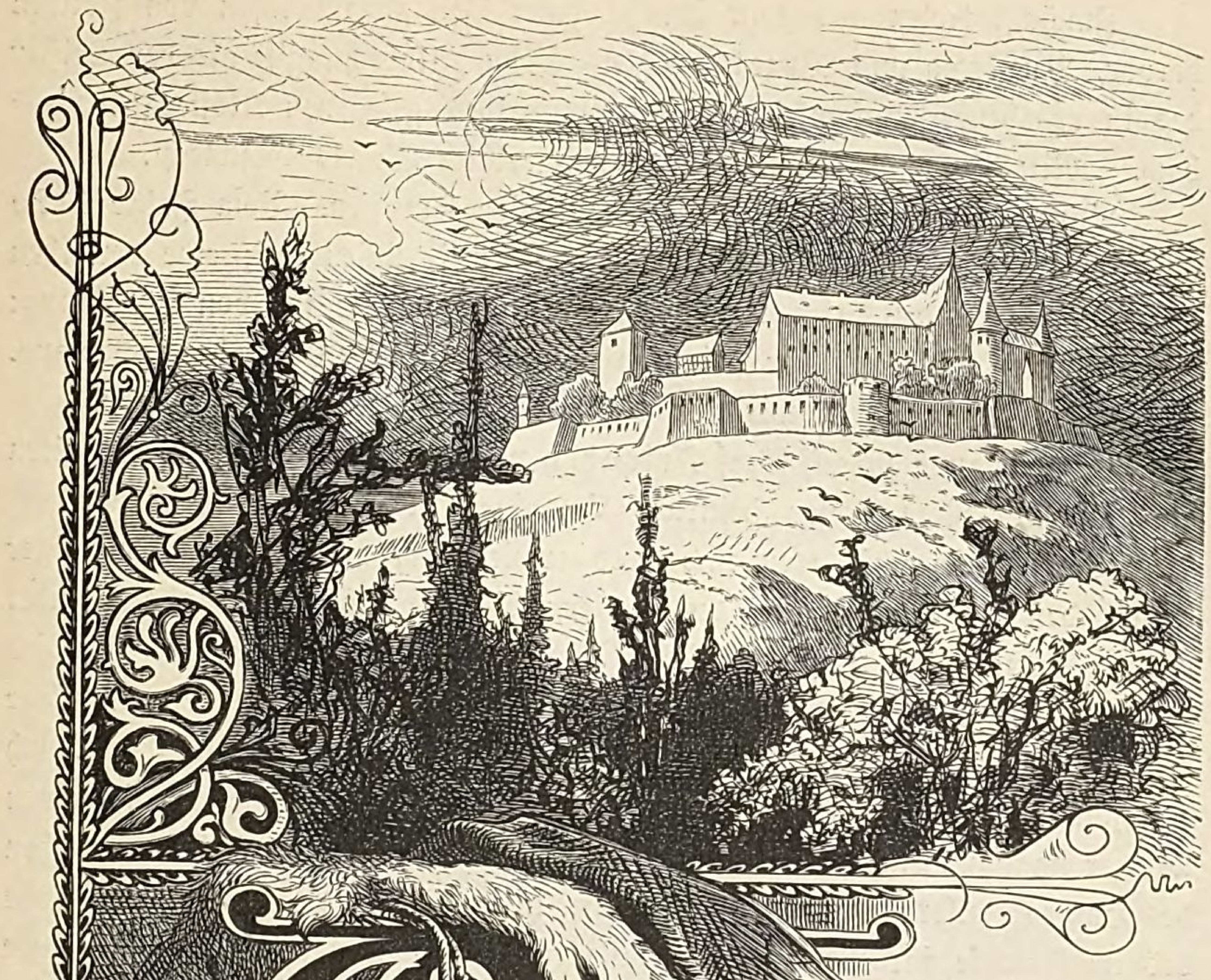


Vorhalle.

„Das Haus nahm stetig zu, sozusagen vom ersten Tage an, indem die Hohenzollern allezeit von wachsender, gedeihlicher Natur waren, wie sich das überhaupt trifft bei Leuten, die den Gesetzen der Welt und ihrer Stellung darin gemäß leben. Eine Reihe wirtschaftlicher, standhafter, hellblickender Männer, dabei biederen Charakters, ja selbst gerecht und fromm zu nennen, bisweilen in einem ausgezeichneten Grade. Nicht schlaglustig, wo das Schlagen vermeidbar war, jedoch schlagfertig, wenn es sich nicht vermeiden ließ: fürstliche Leute in ihrer Art, mit hoher, nicht prahlhafter Gesinnung."

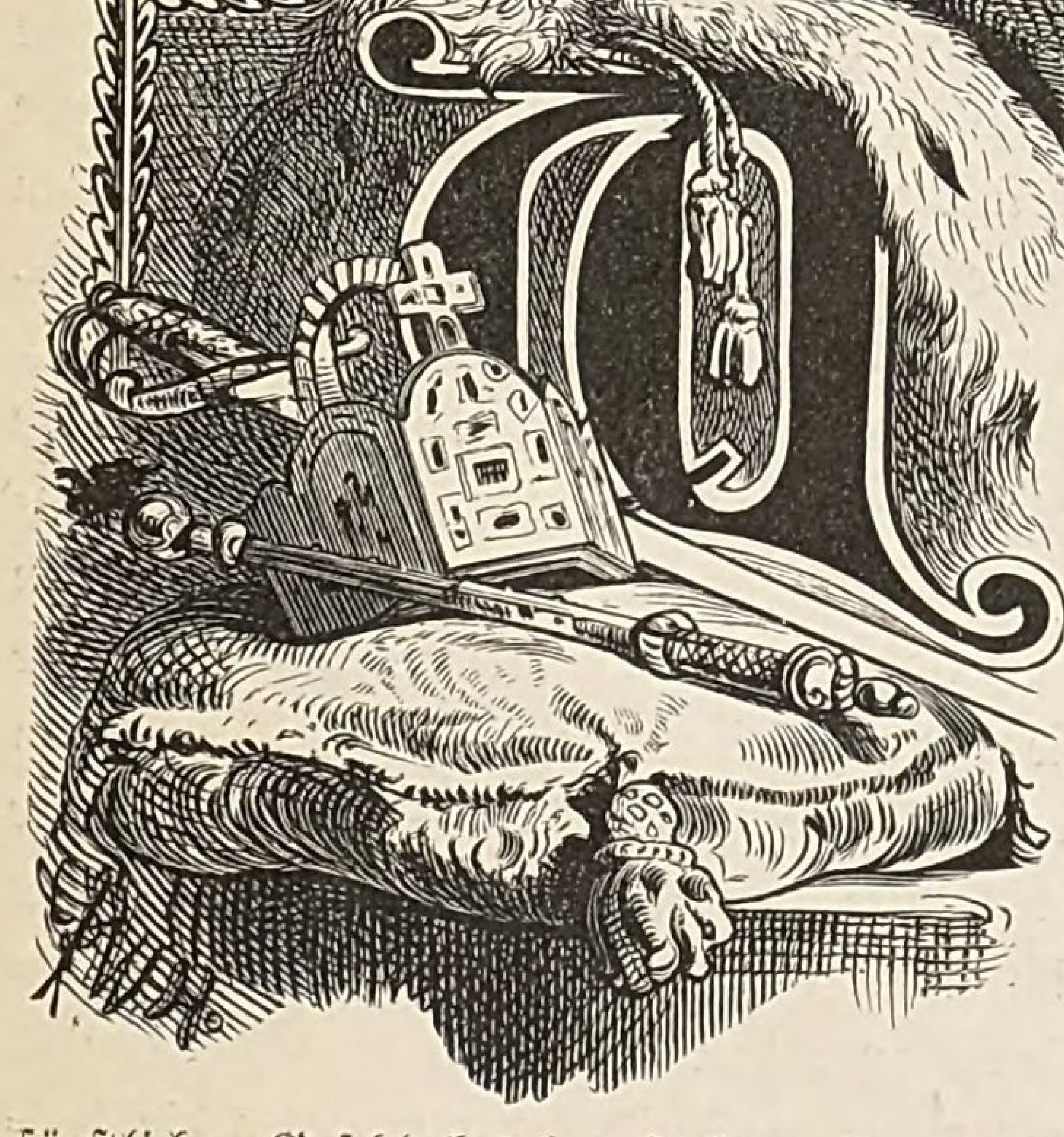
Carlyle.

Einführung.



Die Zollern und die Hohenzollern.

1. Die Grafen Zollern.



Wie der Hohenstaufen, so erhebt sich, unweit von ihm im Herzen des alten Schwabenlandes, der Zoller, ein 800 m hoher Vorberg der Schwäbischen Alp, auf seiner Spitze eine Burg tragend, die als Stammsitz des ruhmreichen fürstlichen Geschlechts der Hohenzollern bekannt ist. Diese alte Burg, gewaltig an Umfang und von seltener Wehrhaftigkeit, ward von Dichtern als die Königin der Burgen Schwabens gepriesen. In einer älteren Reimchronik heißt es:

„Hohenzollern, du wehrliches Haus,
Wie weit hast du geschauet hinaus!
All um und um im Schwabenland
Wardst du ob allen Burgen genannt.“

Der Erbauer der Burg stammte aus dem Geschlechte der Burkardinger, welches von 914 ab auf lange Zeit hin den Herzogsstuhl Schwabens innehatte.

Zunächst treten aus dem Dunkel jener Zeit zwei Grafen von Zollern hervor, Burkard und Wezel. Wezels Sohn, Albrecht, gilt als der Stifter des in erhabener Einsamkeit des Schwarzwaldes gelegenen Klosters Alpirsbach. Mit Albrechts Tochter Irmentrud erlosch Wezels Geschlecht.

Burkards Geschlecht dagegen trieb kräftige Sprossen. Vom Jahre 1120 ab tritt die Nachkommenschaft Burkards in zwei Linien auf; eine derselben behielt den Geschlechtsnamen Zollern; die andre nannte sich von Hohenberg; letztere Linie — dies sei hier gleich hinzugefügt — starb 200 Jahre später aus.

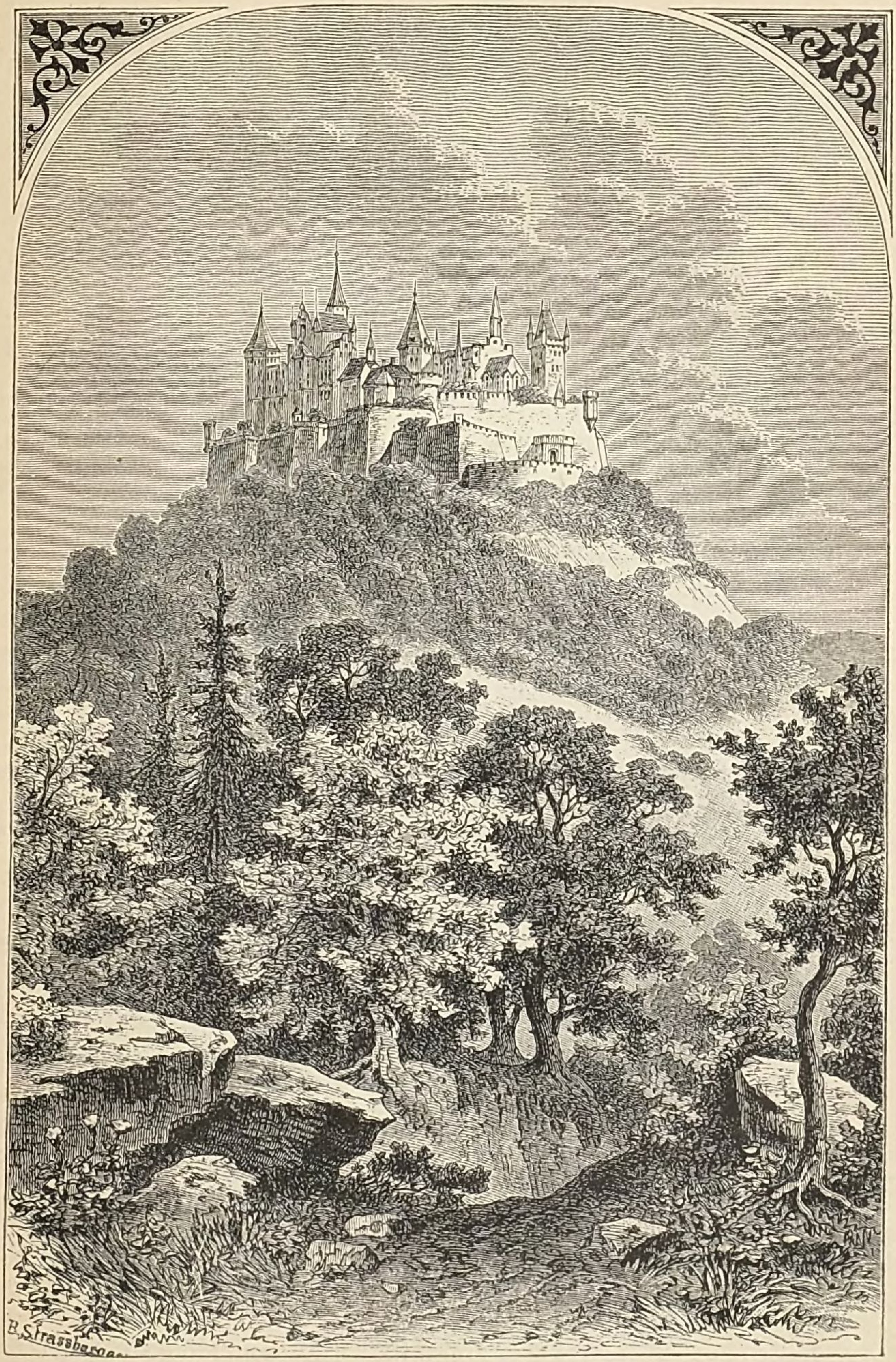
Nunmehr verfolgen wir nur den gräflichen Zweig der Zollern.

Es tritt zunächst auf Graf Friedrich von Zollern, der in den Chroniken als einer der Räte Kaiser Heinrichs V. aufgeführt wird.

Dem Kaiserhause treu und hold erwies sich auch sein gleichnamiger Enkel, der als Stammvater des Zollern-Nürnbergschen Hauses aufgeführt wird. Seine vom gräflichen Hause Urach stammende Gemahlin Udilhild ward wegen ihrer Mildthätigkeit wie eine Heilige im Volke verehrt. Die beiden ältesten Söhne Friedrichs I. traten in den Dienst der Kirche. Auch der jüngste Sohn, Friedrich, hieß es, werde, dem Wunsche der frommen Mutter nachkommend, den Brüdern nachfolgen. Es stand somit das Erlöschen des Hauses Zollern hinter Klostermauern in Aussicht. Was nach dem Tode des im Kampfe für Barbarossa gefallenen Vaters weiterhin in jener Sache verhandelt worden, ist nicht ersichtlich. Thatsächlich ging Friedrich nicht in die Zelle des Klosters Zwiefalten, die man bereits für ihn eingerichtet hatte.

Wir sehen ihn — es war an einem schönen Sommertage des Jahres 1170 — auf der von Göppingen nach dem Staufenberge führenden Straße dahinreiten; ihm folgt „ein Fähnlein gewappneter Knechte". Im Sonnenlichte glitzert der Kettenpanzer des ritterlichen Jünglings, dessen Wappenzeichen ein schwarz und weiß gevierter Schild ist; in der Rechten führt er eine Lanze, deren flatternde Fahne die Farben seines Hauses trägt, den Helm schmückt der im Schwabenlande wohlbekannte Brackenkopf. — Zur Höhe der Staufenburg, auf welcher gerade um diese Zeit Barbarossa Hof hielt, reitet er, erfüllt von dem Verlangen, im Kampfe unter dem Banner der Hohenstaufen seines Stammes Ehre aufrecht zu erhalten.

Rühmlich kämpfte Friedrich unter dem Hohenstaufenadler gegen die welschen Reichsfeinde, und da er in Rat und That sich tüchtig erwies, stieg sein Ansehen hoch am Hofe. Daher kam es, daß Barbarossa seine Werbung um die Hand der jungen und reichen Gräfin Sophia, der Erbin der Burggrafschaft Nürnberg und vieler andern Besitzungen, unterstützte. Die Vermählung kam zustande, Friedrich nannte sich von da ab Burggraf und nahm seinen Sitz auf der Burg zu Nürnberg.



Die Burg Hohenzollern. Nach Stieler, „Aus dem Schwabenlande“.

2. Die Hohenzollern als Burggrafen von Nürnberg.

Der Ehe Friedrichs II. mit der Gräfin Sophia entsprossen zwei Söhne, Friedrich und Konrad. Der Erstgeborne, Friedrich, ward der Erbe der Burg Zollern; dem Zweitgebornen, Konrad, fiel als Erbschaft das Burggrafentum Nürnberg zu.

Der Zollernstamm trieb fortan zwei Zweige, den schwäbisch-hohenzollernschen und den fränkisch-hohenzollernschen. Konrad, der Erbe des Burggrafentums, ist der Begründer des letzteren Zweiges.

Ehe wir das Walten der fränkischen Hohenzollern verfolgen, haben wir ein Wort über die alte Kaiserpfalz Nürnberg einzufügen. Kaiserpfalz hieß die Reichsburg ursprünglich als kaiserliches Eigentum. Im 11. Jahrhundert gehörte sie fränkischen Kaisern, die auf derselben zeitweise Hof hielten. Am Fuße der Burg siedelten sich Leute an, es entstand eine Ortschaft, die nach der Burg genannt ward (Nürnberg).

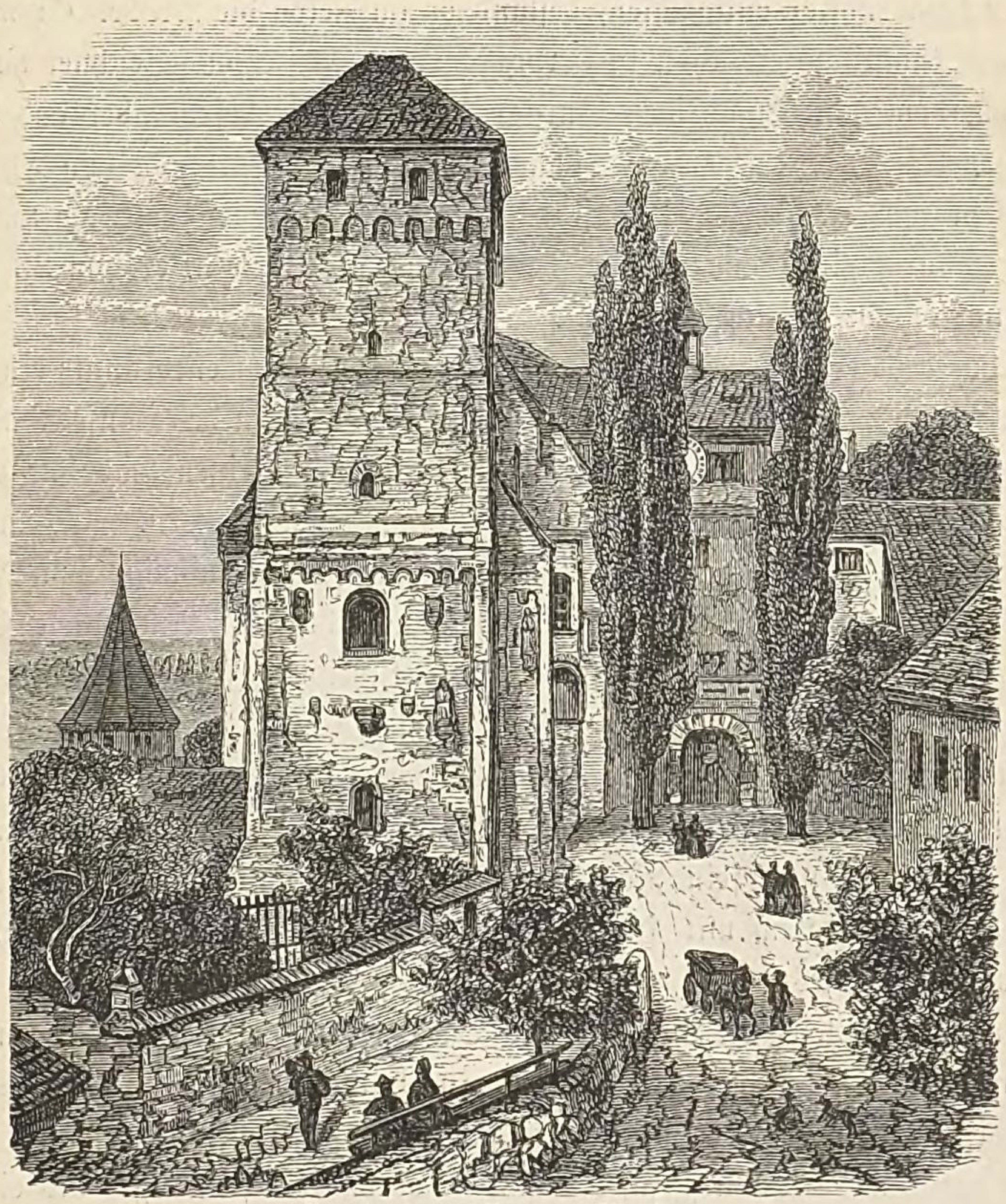
Die altertümliche Pfalz besteht aus verschiedenen größeren und kleineren Gebäuden, die nach und nach auf dem Felsen an die Nordseite Nürnbergs gebaut wurden, und die nicht nur einen malerischen Anblick, sondern auch eine weite Umsicht über die freundlich lachenden Ebenen Mittelfrankens gewähren.

Mit der Erlangung des burggräflichen Amtes hatten die Hohenzollern die zweite Stufe ihrer Macht erstiegen. Sehen wir nun zu, ob und wie sie dieselbe wahrten und mehrten.

Konrad, Friedrichs II. Sohn, haben wir bereits als Begründer des Zweiges der fränkischen Hohenzollern kennen gelernt. Ihm war der Name seines Großvaters mütterlicherseits (des Vaters Sophias, Burggraf Konrad II.) gegeben worden, und er zählte nun in der Reihe der Nürnberger Burggrafen als dritter seines Stammes. Wie sein Vater Friedrich treu zu den Hohenstaufenkaisern Barbarossa und Heinrich VI. gehalten hatte, so schloß Konrad sich mit Hingebung dem edlen Hohenstaufen Philipp an, den der gegen ihn aufgestellte Welf Otto IV. zu verdrängen strebte. Bald nach der Ermordung Philipps versammelte Konrad in der Stille seine Freunde um sich, und es ward beschlossen, den jungen Hohenstaufen Friedrich (Kaiser Heinrichs VI. Sohn) aus Palermo herbeizurufen. Friedrich erschien mit 60 Reitern, Konrad und seine Freunde schlossen sich ihm an, und von da ab wirkt Konrad 20 Jahre hindurch rühmlich im Rat und mit dem Schwerte für den Hohenstaufen Friedrich II., dem der Welf Otto IV. weichen muß.

Unter den nachfolgenden Burggrafen ist zunächst zu nennen Friedrich III., der den letzten Hohenstaufen, Konradin, ermunterte, für sein gutes Recht in

den Kampf einzutreten. Papst Gregor XIII. hatte Neapel und Sizilien, Konradins Erbländer, dem falschen und grausamen Karl von Anjou widerrechtlich überantwortet, wofür ihm von jenem eine Jahreszahlung von 8000 Unzen Gold zugesichert worden war. Guten Mutes trat der edle Konradin seine Heerfahrt nach Neapel an. Doch das Schlachtenglück war ihm nicht hold, er fiel in die Gewalt seines unerbittlichen Feindes, der ihn — entgegen allen göttlichen und menschlichen Gesetzen — hinrichten ließ.



Eintritt in die Burg zu Nürnberg.

Es folgte für Deutschland eine Zeit der Zerrüttung — „die schreckliche kaiserlose Zeit". Allgemein entstand der Wunsch, daß die Zügel des Reiches von einer kräftigen Hand ergriffen würden. Endlich gelang es dem Burggrafen Friedrich III., die vornehmsten der deutschen Wahlfürsten zu bestimmen, daß sie den ihm verwandten Grafen Rudolf von Habsburg zum Kaiser wählten. Nun stand Friedrich dem neu erwählten Oberhaupte Deutschlands gegen den mächtigen König Ottokar von Böhmen bei. In der überaus blutigen

Entscheidungsschlacht auf dem Marchfelde bei Wien, die dem Könige von Böhmen Reich und Leben kostete, trug der treffliche Burggraf Friedrich die Sturmfahne, welche allezeit dem stahlfestesten Kämpen anvertraut ward. Durch die Vermählung mit der reichen Gräfin Elisabeth von Meran vergrößerten sich Friedrichs Besitzungen bedeutend.

Nach Konrad III., dem Nachfolger Friedrichs III., tritt wieder ein Friedrich auf, der vierte seines Namens in der Reihe der Nürnberger Burggrafen. Kaum erst dem Knabenalter entwachsen, bestand er im Felde die Probe. Er muß sich in früher Jünglingszeit schon in hervorragender Weise ausgezeichnet haben, da man ihm, dem achtzehnjährigen Burggrafen, den Oberbefehl über das Reichsheer anvertraute, das gegen die Söhne des Landgrafen Albrecht von Thüringen aufgeboten worden war. Er erstürmte Prag und begründete die Herrschaft der Luxemburger in Böhmen. Hierfür ward er in einem Alter von 23 Jahren zum Landvogt des Reiches ernannt.

Nach dem frühen Tode des Luxemburgers Heinrich entbrannte ein Kampf in Deutschland zwischen den Anhängern und den Gegnern des Hauses Habsburg. Erstere wählten den Herzog Friedrich von Österreich, einen Habsburger, zum Reichsoberhaupte, letztere den Herzog Ludwig von Bayern. Es kam zum Kampfe; der Burggraf Friedrich IV. stand auf seiten Ludwigs von Bayern.

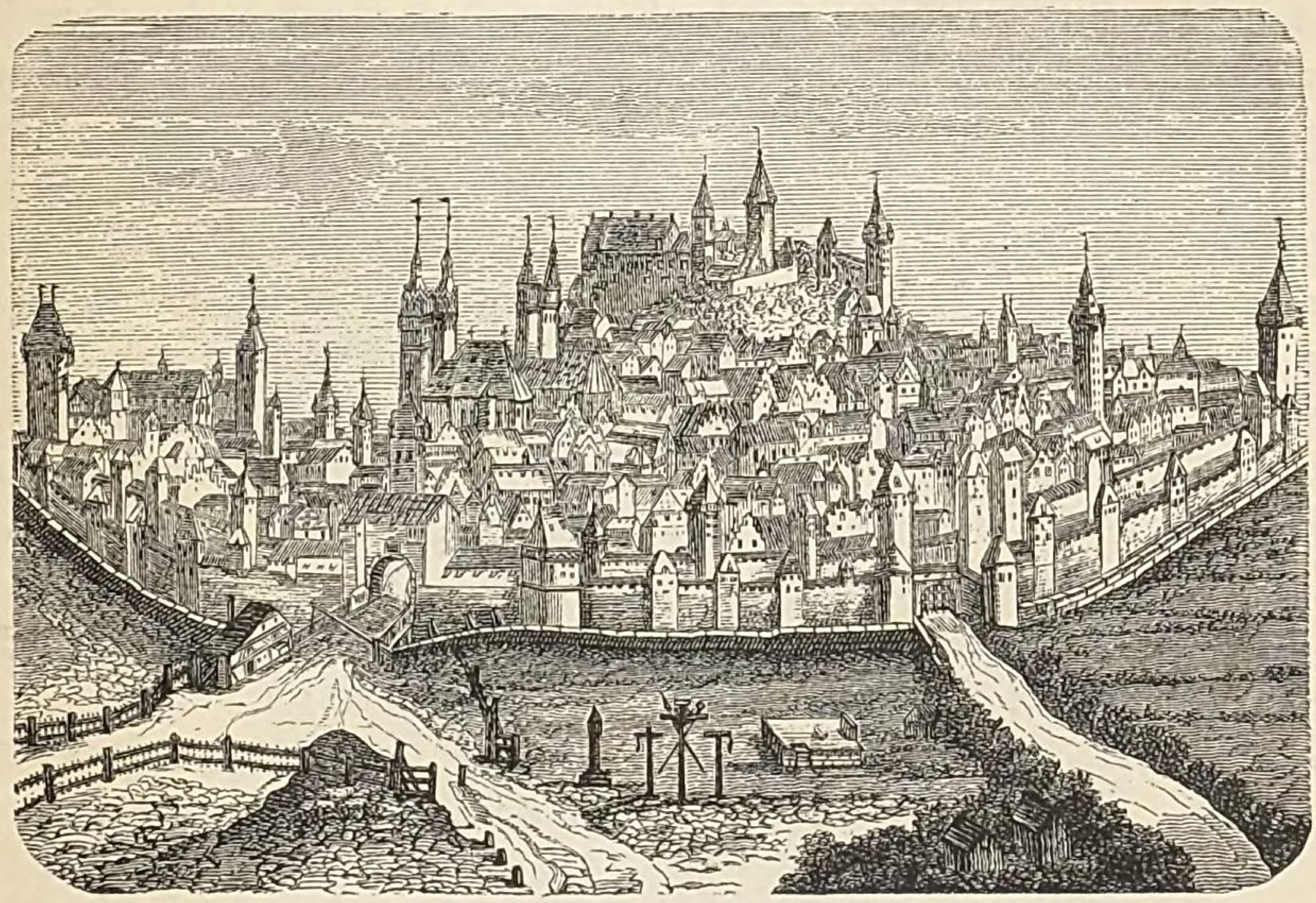
Bei Mühlberg kam es zur Entscheidungsschlacht. Auch diese Schlacht war überaus blutig. Als die Wage der Entscheidung schwankte, brauste der Burggraf an der Spitze von 400 Geharnischten heran. Das Heer Friedrichs von Österreich ward zersprengt, dieser selbst geriet in die Gewalt seiner Gegner. Der Burggraf empfahl seinem königlichen Freunde, gegen den Besiegten Milde walten zu lassen, und sein Rat fand bei Ludwig volle Beachtung. Ludwig legte dem Burggrafen mit Hinweis auf den Erfolg der Schlacht den Titel „Retter des Reiches“ bei.

Aus der letzten Zeit Ludwigs des Bayern und der Zeit Kaiser Karls IV. haben wir der beiden Burggrafen Johann II. und Friedrich V. zu gedenken.

Kaiser Ludwig der Bayer hatte die Mark Brandenburg seinem Sohne Ludwig gegeben. Der Burggraf Johann II. verwaltete sie länger als ein Jahr als Statthalter in kräftiger Weise, so daß von da ab der Zollername in der Mark in gutem Gedenken blieb.

Wir haben die Burggrafen als „Helden unverzagt“ ringen, „große Mühsal“ ertragen sehen; wahrlich, der Hinblick auf ihr Wirken — wir gedenken dabei zugleich ihrer Nachfolger — nötigt uns, anzuerkennen, daß die Hohenzollern ihr Emporkommen redlich verdient haben. Längst schon waren die Burggrafen als „Fürstengenossen“ angesehen worden; Friedrich V. wurde nun von dem Kaiser Karl IV. förmlich und feierlich in den Reichsfürstenstand erhoben.

Endlich gedenken wir des letzten Burggrafen, Friedrichs VI., dem es vom Geschick beschieden war, sein fürstliches Haus auf eine noch höhere Stufe des Ansehens zu erheben, als eine solche vor ihm bereits errungen war. Mit dem Erlöschen des Hohenstaufenstammes war die Blütezeit des Rittertums dahingeschwunden. Friedrich VI. darf uns noch als ein vollkräftiges Bild edelster Ritterlichkeit gelten. Schon dem kaum sechzehnjährigen Jünglinge mit dem schönen, lockenumwallten Antlitz begegnen wir an der Seite des Vaters im Felde. Zum Manne herangereift, ist er ein Bild der Kraft und Schönheit; sein Antlitz bekundet den Adel der Seele, die Hoheit seines Denkens, die Würde seines Charakters. Gleich seinem Vater, zeigte auch er sich den Wissenschaften hold.



Blick auf das alte Nürnberg mit der Burg. Nach einem Bilde aus dem Jahre 1491.

Selbst auf seinen Kriegszügen begleiteten ihn die Annalen der Geschichte und Werke der Dichter, unter letzteren namentlich Petrarcas Gesänge. Außer seiner Muttersprache war er der lateinischen, französischen und italienischen Sprache mächtig und zugleich im Besitze einer glänzenden Rednergabe. Er sei, heißt es in einer Chronik, unter den Fürsten seiner Zeit gleichsam „der Morgenstern inmitten trüber Wolken“ gewesen.

Und trübe zogen die Wolken und überdeckten bald den politischen Himmel Deutschlands. Das Reich ward von dem Unheil betroffen, daß es in Wenzel, Karls IV. Sohn, ein unwürdiges Oberhaupt zu ertragen hatte. Die Fürsten sprachen endlich die Absetzung Wenzels aus und wählten in Ruprecht von der Pfalz dem Reiche einen neuen Herrn. Es folgten nun langwährende Kämpfe, in denen Burggraf Friedrich auf Ruprechts Seite stand.

Im Jahre 1410 starb Ruprecht, und Wenzel machte neue Anstrengungen, wieder zu alleiniger Macht zu gelangen. Nun aber wandten sich die meisten Fürsten dem Bruder Wenzels, dem Könige Sigismund, zu, an den durch Heirat das Königreich Ungarn gekommen war. Sigismund gelangte denn auch zur Krone Deutschlands.

An Friedrich gewann Sigismund eine Stütze, wie frühere Kaiser sie an Friedrichs Vorfahren gehabt hatten.

Zu Sigismunds Erbländern gehörte die Mark Brandenburg, die unter den Anhaltern (von Albrecht dem Bär bis Waldemar) groß und geachtet dastand, unter der Herrschaft der Bayern (Ludwig der Ältere, Ludwig der Römer und Otto der Faule) tief herabgekommen war, und die, nachdem sie an die Luxemburger (Karl IV., Wenzel und Sigismund) gekommen war, nach kurzem Aufschwunge (unter Karl IV.) weiterem Verfall entgegen ging. Gleich nachdem Sigismund Kaiser geworden war, hatte er sie seinem Vetter Jobst von Mähren in Pfand gegeben, der sie nach Kräften auspreßte. Die Zustände in der Mark wurden fortgesetzt trostloser; was von den ältesten Greisen über die Wohlfahrt des Landes erzählt ward, klang wie eine schöne Sage. Sigismund schädigte das Land auch dadurch sehr empfindlich, daß er die Neumark an die Deutschritter verkaufte. Immer üppiger wucherte das Raubrittertum im Lande. Sehe jeder, wo er bleibe, sagten sich die adligen Herren; pressen die Großen, weshalb sollen wir, die wir auch geborne Schwertträger sind, nicht ebenfalls pressen — solange es überhaupt noch etwas zu pressen gibt? — Es fehlte dem Lande, um mit dem Dichter zu reden:

„— — — ein Pfleger des Heilsamen,
Ein Hort des Friedens und ein Hort des Rechts,
Ein ernster Rächer alles Übermuts."

Die Mark war zu jener Zeit der elendeste Winkel des „heiligen römischen Reiches", so elend, „daß sie", wie es in der Magdeburger Chronik heißt, „niemand hat haben mögen."

Da sagte sich der Kaiser Sigismund: Verpflichtet bin ich dem Burggrafen Friedrich — was kann ich Klügeres thun, als ihm die Mark Brandenburg, diesen zur Zeit wertlosesten Fleck deutscher Erde, zuzuwenden?

Er that es. Lange Zeit — heute noch steht es in vielen Geschichtswerken zu lesen — ist behauptet worden, der Burggraf habe dem Kaiser Sigismund eine bedeutende Geldsumme geliehen, Sigismund aber, außer stande, die Schuld zurückzuzahlen, habe die Mark dem Burggrafen als Pfand, dann als Besitz überlassen.

Neuere Forschungen über diesen Gegenstand haben ein andres Ergebnis geliefert. Der Burggraf war sich darüber klar, daß die Aufgabe, die ihm

gestellt wurde, zunächst Ordnung und Gesetz in der Mark zur Geltung zu bringen, eine außerordentlich schwer zu lösende sein werde. Die märkischen Adligen, welche auf starken Burgen und Schlössern saßen, die Putlitz, Quitzow, Rochow, Bredow, Schulenburg, Jagow, Bardeleben, Knesebeck, Holtzendorf, Maltitz, waren mit nichten Leute, von denen man annehmen konnte, sie würden sich einem fremden Manne, selbst wenn ihn kaiserliche Briefe berechtigten, ohne weiteres zu Diensten stellen.



Burggraf Friedrich von Hohenzollern, Kurfürst von Brandenburg.

Längst schon hatte diesen Adelshäuptern der Schwertknauf als einziger Gesetzesparagraph gegolten, und so lag es auf der Hand, daß sie sich, wenn überhaupt, nur der Gewalt beugen würden. Aber auch ringsum — an den Grenzen Brandenburgs — gab es der Feinde genug.

Sigismund übertrug dem Burggrafen die Statthalterschaft der Mark. Er würde ihm das Land gern sofort als Besitz überantwortet haben, wenn nicht sein Bruder Wenzel ebenfalls Erbrechte auf dasselbe gehabt hätte. Es

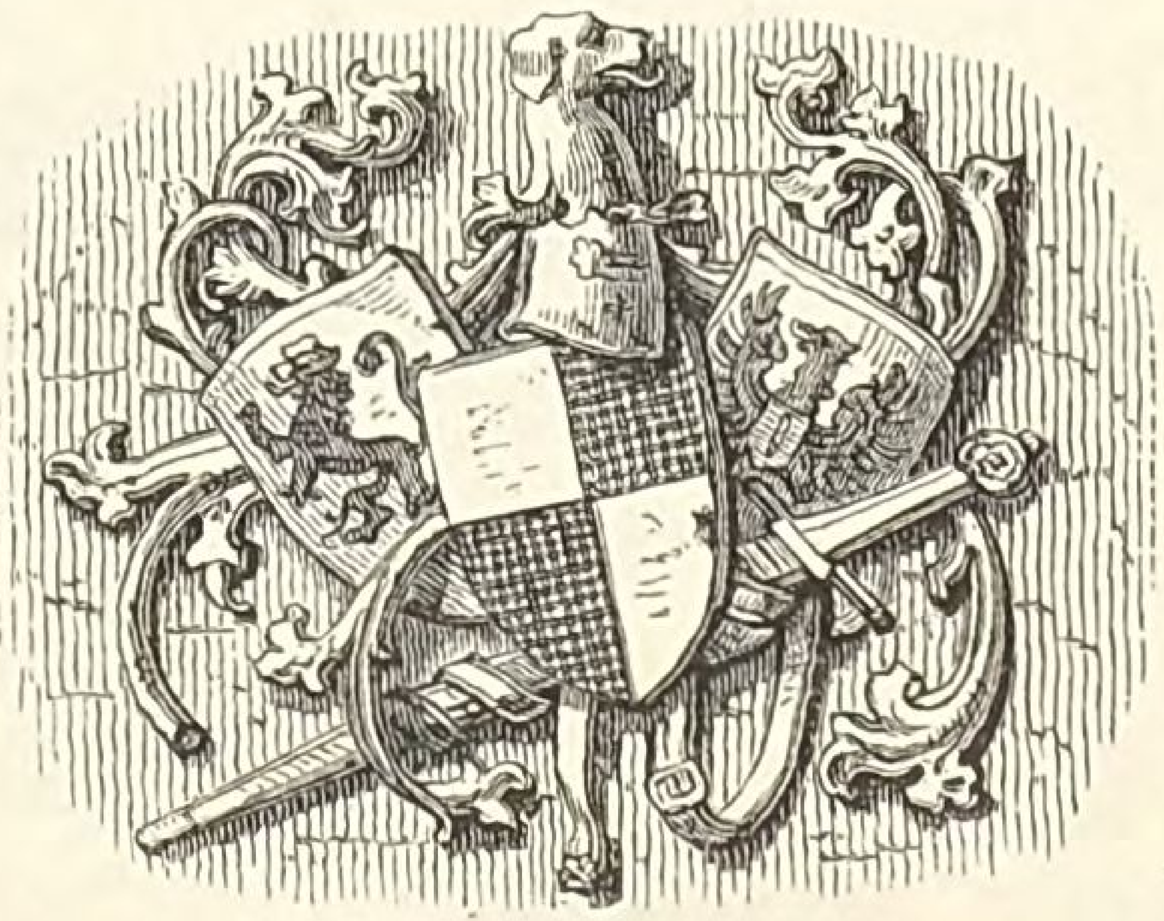
durfte nicht außer acht gelassen werden, daß aus der Ehe Wenzels noch Kinder hervorgehen konnten. Sigismund stellte demnach fest, daß, falls der Burggraf später von der Mark zurücktreten müsse, ihm eine Entschädigung von 100000 Goldgulden auszuzahlen sei. Weiterhin erhöhte er diese Summe auf 400000 Goldgulden. Ausdrücklich besagte der kaiserliche Brief, jene Summe sei — in dem angedeuteten Falle — dem Burggrafen „für seine Arbeit" und dafür, „daß er sein Vermögen zugesetzt habe", zu zahlen, ihm aber bis dahin die Mark als „Pfand" zu belassen.

Schweres Mißgeschick hatte das unter der Herrschaft der Askanier einst blühende Land im Verlaufe der letzten Jahrhunderte in dem Maße heruntergebracht, daß man es im spottenden Sinne „des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse" nannte.

Solche Bewandtnis hatte es mit der Mark, als der Burggraf Friedrich VI. auf schnaubendem Streitroß und gefolgt von Rittern und Mannen seinen Einzug in die Hauptstadt des Landes, Brandenburg an der Havel, hielt.

Die Urkunde, welche dem Burggrafen die Statthalterschaft der Mark zusprach, trägt als Tag der Ausstellung den 8. Juli 1411.

Als den „schloßgesessenen" Herren der Mark durch kaiserliche Zuschrift kund und zu wissen gethan ward, daß ihnen in dem Burggrafen ein „obrister Hauptmann" vorgesetzt worden sei, traten sie zusammen und beschlossen, dem „Nürnberger Tand" — so ward das Nürnberger Spielzeug damals genannt — nicht zu gehorsamen, ihn vielmehr, falls er sich etwa unterfange, sein Amt ernstlich nehmen zu wollen, ohne weiteres zu verjagen.





Schlacht auf dem Kremmer Damm.

3. Die Hohenzollern als Kurfürsten von Brandenburg.

„Nicht schlaglustig, wo das Schlagen vermeidbar war; jedoch schlagfertig, wenn es sich nicht vermeiden ließ" — dies Urteil Carlyles über die Mehrheit der hohenzollernschen Fürsten paßt ganz besonders auf den Burggrafen Friedrich VI. Den märkischen Adel in seiner Gesamtheit beurteilte er keineswegs in so einseitiger Weise, daß er ihm allein die Schuld an dem Verderben des Landes aufbürdete. Aber dem Übel mußte gewehrt, es mußte die Probe gemacht werden, wer der Stärkere sei: er, der Vertreter des Gesetzes, oder die märkischen Herren, die während der gesetzlosen Zustände sich an Eigenmächtigkeit gewöhnt hatten. Seiner Aufforderung an Ritter, Mannen und Städte, ihm zu huldigen, kamen nur die Vertreter einiger Städte nach. Furcht hielt noch viele Eingesessene fern; denen ließ er Zeit, und es schlossen sich ihm allgemach noch einzelne an. Die Quitzows und Genossen aber beharrten in ihrer Feindseligkeit, und sie erweckten dem Burggrafen zunächst in den Pommernherzögen Feinde.

Diese fielen in Brandenburg ein, und nun hob der Kampf an. Es kam zu einem blutigen Zusammenstoß am Kremmer Damm. Genaueres ist hierüber nicht bekannt geworden, doch spricht ein Zweifaches dafür, daß der Vorteil auf seiten Friedrichs geblieben sein mußte: die Pommernherzöge standen von weiteren Unternehmungen ab, und die Städte der Altmark und Priegnitz huldigten dem Burggrafen.

Nun schritt er zur Belagerung der vier festesten Burgen, Friesack, Plaue, Golzow und Beuthen. Die Belagerung von Friesack leitete Friedrich selbst, und die Sprache der „Donnerbüchse“ wirkte so eindringlich, daß die Burg am zwanzigsten Tage fiel, nachdem der Burgherr, Dietrich von Quitzow, sein Heil in der Flucht gesucht hatte. — Danach gewann Friedrich den mächtigsten der vier festen Plätze, Plaue, deren Verteidiger, Hans von Quitzow, auf der Flucht ergriffen ward. Darauf beugten sich die übrigen edlen Herren und kündigten ihre Unterwerfung an.

Nachdem Friedrich also zur unbestrittenen Herrschaft über die Mark gelangt war, berief ihn Sigismund nach Kostnitz, und dort belehnte er ihn, am 18. April 1417, mit der Kurwürde von Brandenburg und mit der Erzkämmererwürde des heiligen römischen Reiches.

Friedrich nannte sich von da ab Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg.

Der zweite brandenburgische Kurfürst aus dem Hause Hohenzollern, Friedrich II. (1440—70), erwarb dem Lande die Neumark zurück, die unter den Luxemburgern (S. 10) den Deutschrittern verkauft worden war. Er ist es, der die Burg zu Köln an der Spree anlegte, die später zum Königssitz der Hohenzollern wurde; er ist es, der einen Erbvertrag mit den Herzögen von Pommern-Stettin schloß, demzufolge Pommern-Stettin nach dem Aussterben der herzoglichen Linie an Brandenburg fallen sollte.

Nach Friedrich II. gelangte (1470) dessen Bruder Albrecht, wegen seiner Ritterlichkeit Achilles benannt, in den Besitz der Kurwürde von Brandenburg.

Ehe Albrecht Achilles seinem Bruder in der Herrschaft über die Mark folgte, verwaltete er einen Teil der fränkischen Besitzungen (Ansbach und Baireuth). Er, der schönste Mann seiner Zeit, wird gefeiert in allen Turnierbüchern des 15. Jahrhunderts als unbesiegbarer Kämpfer. Auf einem Turnier zu Augsburg überwand er, statt der Rüstung nur ein seidenes Gewand tragend, sämtliche Gegner, siebzehn an der Zahl. Zwischen Adel und Städten loderte zu seiner Zeit wieder lange und heftig der Krieg auf — er kämpfte wie ein Löwe für das, was ihm als sein Recht erschien. An einem blutigen Schlachttage stürmte er in einen Haufen von 800 Reitern hinein, bahnte sich einen Weg bis zum Bannerträger, entriß ihm das Banner, sank aber, von Schwertschlägen getroffen, mit ihm zu Boden, dabei rufend: „Auf keinem

Orte der Welt kann ich ehrlicher sterben als hier!" Den Seinen gelingt es noch rechtzeitig, sich bis zu dem Feldherrn Bahn zu brechen und die Feinde zurückzudrängen. Es wird nun nach einem Wagen für den Schwerverletzten gerufen. „Ein Fürst darf nicht fahren!" sagt er und besteigt todesmutig ein Roß. Ihm gelang es, durch einen neuen Vertrag die Erbfolge auf ganz Pommern zu sichern. Kampfesmüde beteiligte er sich noch an dem Reichstage zu Frankfurt a. M., auf welchem Maximilian I. zum Kaiser gewählt wurde.



Kurfürst Albrecht Achilles.

Seit Jahren hatte Albrecht vielfach über Schmerzen zu klagen, die ihm seine Wunden bereiteten. Narbenbedeckt waren ihm Antlitz, Hals, Hände und Füße, selbst sein Schädel trug so viele Wundenmale, daß nach seinem Tode die Nähte nicht erkennbar waren. Er starb zu Frankfurt. Im feierlichen Zuge ward die fürstliche Leiche von dem Kaiser und den Großen des Reiches nach dem Main geleitet, woselbst ein Schiff sie heimwärts führte.

Albrechts Sohn, Johann, der vierte Kurfürst (1486—99), war ein gelehrter Herr und zugleich ein glänzender Redner, der auf den Reichstagen seine fürstlichen Genossen oft in Staunen setzte. Im fließenden Latein, wird

berichtet, habe er stundenlang zu sprechen verstanden. So kam es, daß Bewunderer ihm den Beinamen „Cicero“ gaben.

Anlaß zu Kummer ward dem edelgesinnten Fürsten im Hinblick auf die böse Nachblüte raubritterlichen Wesens genugsam bereitet; er schärft seinem Sohne Joachim ein, „den Adel im Zaume zu halten, dessen Übermut viel Böses verübe“; er legt ihm ferner ans Herz, „in einem wohlgelegenen Orte eine Universität aufzurichten, in welcher die Jugend wohl unterwiesen und zu guten Sitten und Künsten angeführt werde.“ — Die Gründung der Universität erfolgte bald darauf zu Frankfurt a. d. Oder.

Auch dem Sohne Johanns, Joachim I., dem fünften Kurfürsten (1499 bis 1535), machte die „Nachblüte der raubritterlichen Zeit“ viel zu schaffen. Joachim I. zählte beim Antritt seiner Regierung erst 15 Jahre, und da meinten sich böse Gelüste hervorwagen zu können. Wie hatten sich die Zaunjunker in der Beurteilung des jugendlichen Fürsten geirrt! Er fühlte sich als echter Hohenzoller, und es galt ihm die väterliche Mahnung heilig. Es ward ruchbar, daß ein zum Hofstaate gehörender Edelmann, ein Herr von Lindenberg, zur Nachtzeit Strauchdieberei betrieben hatte. Seiner That geständig, rettet ihn nicht sein Fußfall vor dem jugendlichen Fürsten, es fällt an demselben Tage sein Haupt durch Henkershand. Grenzenlose Wut erfüllt seine Spießgesellen. Sie schwören dem Fürsten Tod und Verderben und schreiben an die Thür seines Schlafgemachs:

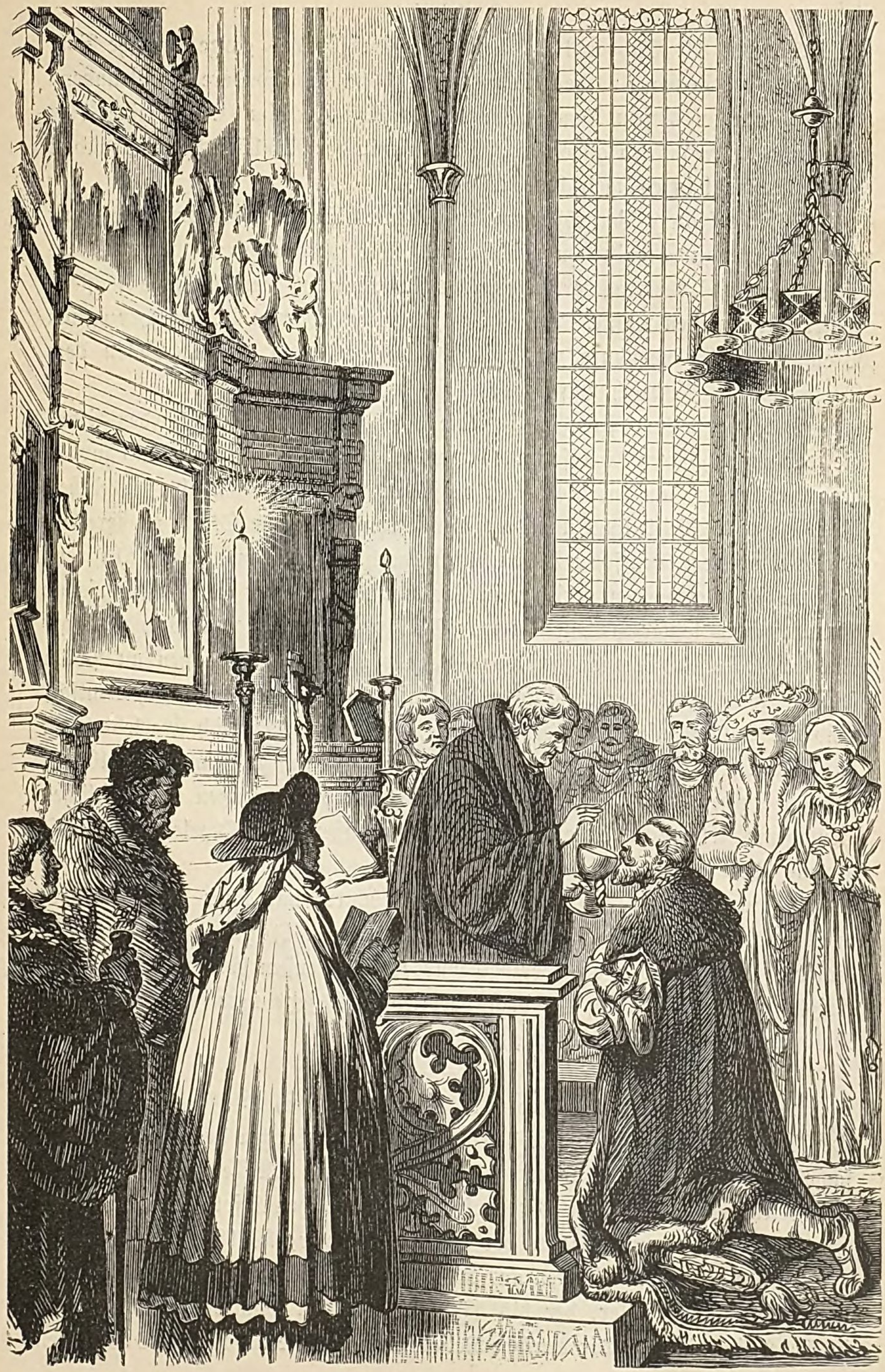
„Jochimke, Jochimke, hyde dy!
Fangen wy dy, so hangen wy dy!“

Aber nicht er ward von ihnen, sondern sie wurden von ihm gefangen, als sie in einem Hinterhalt in der Köpenicker Heide ihm auflauerten. Ihr Führer, ein Herr von Otterstädt, wurde dem Henker überliefert, sein Haupt auf einer eisernen Stange auf dem Köpenicker Thore zur Schau gestellt.

So nahm der Fürst mutig den Kampf auf, und seiner Entschiedenheit gelang es, dem Lande aufs neue Sicherheit zu verschaffen, nachdem er 70 Räuber, unter ihnen 40 Adlige, dem Galgen überantwortet hatte.

Inzwischen war in Deutschland eine That von weltgeschichtlicher Bedeutung erfolgt. Doktor Martin Luther hatte am 31. Oktober 1517 seine 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen, und diese Thesen kündigten, Mark und Bein erschütternd, gewaltige Ereignisse an.

Unter Joachim II., dem sechsten Kurfürsten (1535—71), gelangte die Reformation in Brandenburg zum vollen Durchbruch. Schon ehe Joachim zur Herrschaft kam, stand er beim Volke in hohen Ehren. Er hatte sich als Führer der brandenburgischen und sächsischen Reiterei in dem Kriege gegen die Türken in solchem Maße ausgezeichnet, daß er vom Kaiser Ferdinand I. auf dem Schlachtfelde zum Ritter geschlagen worden war.



Kurfürst Joachim II. empfängt das Abendmahl.

Wie der 31. Oktober 1517 hochbedeutsam für das ganze deutsche Volk geworden ist, so ward es der 1. November 1539 insbesondere für Brandenburg. Denn an diesem Tage nahm der Kurfürst Joachim II. mit seiner Familie und vielen andern angesehenen Personen in der Nikolaikirche zu Spandau das Abendmahl in evangelischer Weise.

Für die spätere Vergrößerung des Staates ist die Erbverbrüderung mit den Herzögen zu Liegnitz von Wichtigkeit. Wir werden sehen, wer nachmals die aus jenem Erbvertrag hervorgehenden Ansprüche auf vier schlesische Fürstentümer durchzusetzen wußte. Außerdem trat unter Joachim II. das Herzogtum Preußen mit Brandenburg zuerst in nähere Beziehung, indem Polen dem Kurfürsten die Mitbelehnung über das Herzogtum zugestand.

Das Herzogtum Preußen ist eine Schöpfung der Deutschordensritter, die, der unfruchtbaren Kämpfe im Morgenlande müde, nach Deutschland zurückgegangen waren, um im Nordosten desselben, unter den damals heidnischen Preußen, dem Christentum und dem Deutschtum eine neue Stätte zu bereiten. Dies gelang dem Deutschen Orden durch unerhörte, preisenswürdige Anstrengungen. Reich geworden, geriet er in Verfall und kam unter die Lehnsherrschaft Polens. Sein letzter Hochmeister war Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach. Dessen Bemühungen, das Lehnsband, das Ostpreußen an Polen fesselte, zu lösen, blieben erfolglos. Da traf er auf einer Reise durch Deutschland mit Luther zusammen, der ihm riet, den Orden, der sich überlebt habe, aufzuheben und ein weltliches Fürstentum in Preußen zu gründen. Albrecht befolgte Luthers Rat. So wurde das Ordensland Ostpreußen ein weltliches Herzogtum, Albrecht der erste Herzog von Preußen. Die Oberlehnsherrschaft Polens blieb jedoch bestehen.

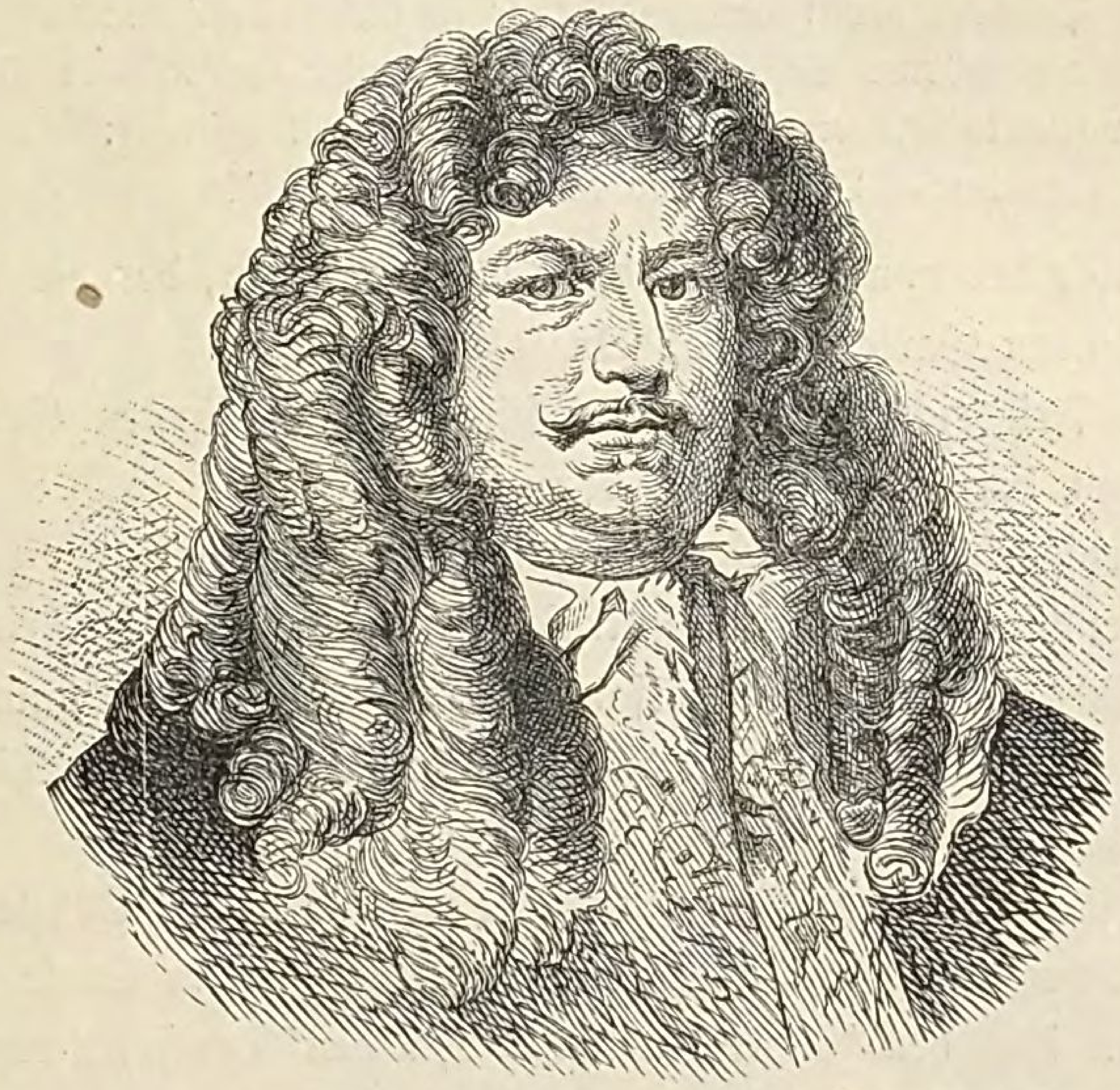
Herzog Albrecht Friedrich hatte nur Töchter; mit einer derselben vermählte Kurfürst Joachim Friedrich den Kurprinzen Johann Sigismund, und der Schwiegersohn des Herzogs wurde mit Preußen belehnt. Wieder ein Erfolg für Brandenburg — doch verblieb auch jetzt noch das Herzogtum Preußen unter polnischer Oberlehnsherrschaft.

Wir haben die Hohenzollern in der Mark durch 200 Jahre begleitet. Der Besitzstand hatte sich unter den neun ersten Kurfürsten um fast das Dreifache vergrößert — von 536 auf 1472 Geviertmeilen. Welches ernsten Willens, welcher Anstrengungen hatte es bedurft, um einen solchen Erfolg herbeizuführen!

Nun aber — mit Beginn der Herrschaft Georg Wilhelms (1619 bis 1640), des zehnten Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern — sehen wir den brandenburgischen Adler, der bis dahin von lichtem Glanze umleuchtet war, in Nebel sich hüllen. Der deutsche Religionskrieg hatte im Jahre 1618 seinen

Anfang genommen. Unter den Fürsten, welche auf evangelischer Seite in Wehr standen, fehlte Georg Wilhelm; er hatte keine Ader des Sinnes seiner tapferen Ahnen.

Als die Kriegsflamme länger denn ein Jahrzehnt gewütet, als längst Hunger und Seuchen mit am Henkersmahle des gräßlichsten aller Kriege saßen: da erschien zum Heil der guten Sache als Retter Gustav Adolf, ein echt nordischer Held. Des Kurfürsten Schwester, die schöne Eleonore, war Gustav Adolfs Gemahlin, Georg Wilhelm also dessen Schwager.



Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.

Nachdem Gustav Adolf mit seinem Heere an der Küste Pommerns gelandet war, sandte er Botschaft an Georg Wilhelm, des Inhalts: Raffe die brandenburgische Heerkraft zusammen und laß uns gemeinsam kämpfen gegen den römischen Feind um des Evangeliums willen! — Georg Wilhelm schwieg. Da zog Gustav Adolf an der Spitze seines Heeres vor Berlin, und in der Köpenicker Heide, eine halbe Stunde von Berlin, kam es zwischen ihm und Georg Wilhelm zu einer Unterredung, die zu einem leidlichen Abkommen führte.

Gustav Adolf durchzog hierauf im Triumphe Deutschland. Die Evangelischen lebten neu auf. Bei Lützen, 1632, fiel siegend der herrliche Streiter des Protestantismus, und von da ab wütete der Religionskrieg ununterbrochen noch 16 Jahre lang in Deutschland.

Mit dem Tode Gustav Adolfs änderte sich die schwedische Politik; die Schweden setzten den Krieg fort, um sich durch Ländererwerb bezahlt zu

machen. In gleich eigennütziger Absicht — ihnen war es um Gebietserweiterungen im Elsaß zu thun — beteiligten sich auch die Franzosen an dem Kriege. In dem schrecklichen Kriege sank die Zahl der Einwohner Deutschlands bis unter fünf Millionen.

Deutschland war eine Wüste geworden, zumeist Brandenburg. Wo früher lachende Felder sich ausgebreitet hatten, wucherten Dornhecken und Unkraut, oder dürrer Sand ward über sie getrieben. In einem Liede des zu jener Zeit lebenden Paul Gerhard heißt es:

„Den Schmerz drückt niemand besser in unsre Seel' hinein
Als ihr zerstörten Schlösser, ihr Städte voller Schutt und Stein!
Ihr vormals schönen Felder, mit frischer Saat bestreut:
Jetzt aber lauter Wälder und dürre, wüste Heid'!"

Aber schon lebte der von der Vorsehung ersehene Held, der die Wüste wieder in einen blühenden Garten verwandeln sollte.

Es war Friedrich Wilhelm, des schwachen Kurfürsten Georg Wilhelm herrlicher Sohn, der 1640 zur Regierung kam.

Nicht weniger ernst gedachte der junge Fürst oftmals der trostlosen Zustände Brandenburgs, wie sein thatkräftiger Ahn, Kurfürst Friedrich I., als derselbe Zustände ähnlicher Art vorfand. Wie damals, fehlte auch gegenwärtig dem Lande „ein Pfleger alles Heilsamen", und in Friedrich Wilhelm glühte der edle Entschluß, auch ein solcher dem Lande zu werden.

Der Umstand, daß das Herzogtum Preußen unter der Oberlehnsherrschaft Polens stand, brannte dem Kurfürsten wie Feuer auf der Seele und erzeugte und festigte in ihm den Plan, das einst von den Deutschrittern mit so unerhörten Opfern für Deutschland gewonnene Gebiet von den es entwürdigenden Fesseln zu lösen.

Da brach ein Krieg aus zwischen Schweden und Polen. Der kühne Karl Gustav drang in Polen ein und vertrieb den schwachen Beherrscher Polens. Friedrich Wilhelm schloß ein Bündnis mit dem Schwedenkönig und nahm Preußen als Lehn von ihm. Ruhmreich beteiligte sich der Kurfürst an der Schlacht bei Warschau, in der Johann Kasimir unterlag, und als Lohn für die geleistete Hilfe entsagte Karl Gustav der Lehnshoheit über Preußen und überließ Friedrich Wilhelm die volle Landesherrlichkeit.

Aber Johann Kasimir von Polen hatte seinen Rechten noch nicht entsagt; er rüstete aufs neue und gewann Bundesgenossen an dem Kaiser und dem Könige von Dänemark. Dadurch ward plötzlich die Lage des Kurfürsten eine äußerst gefahrvolle. Karl Gustav begann seinen Krieg mit Dänemark, ohne des Kurfürsten dringende Vorstellung, daß er allein nicht dem polnischen Heere zu widerstehen vermöge, zu beachten.



Huldigung in Königsberg.

Trotzdem jedoch setzte sich der Kurfürst in Bereitschaft, den Polen auf ihre Forderung, sich ihnen zu beugen, mit dem Schwerte zu antworten. Jedoch zog es der König, der noch unter dem Eindrucke der Tage von Warschau stand, schließlich vor, mit dem Kurfürsten in Unterhandlung zu treten. Das Ergebnis war äußerst günstig für Brandenburg: die Krone Polens entsagte der Oberlehnshoheit über das Herzogtum Preußen.

Karl Gustav, der dem Kurfürsten in seiner Bedrängnis, wie solches seine Bundespflicht gewesen wäre, Hilfstruppen nicht gesandt hatte, beging damit einen neuen Fehler, daß er öffentlich drohte, den Kurfürsten „wegen seines Abfalls züchtigen" zu wollen. Um dem Könige von Schweden den Versuch zu ersparen, seiner üblen Absicht gegen Brandenburg Ausdruck zu geben, schloß sich der Kurfürst den Verbündeten Dänemarks gegen Schweden an und drang in Holstein und Jütland ein. Der Sieg bei Nyburg über die Schweden war zumeist den Brandenburgern zu verdanken. Im Frieden von Oliva (1660) ward von Schweden und von Polen die volle Lehnshoheit Brandenburgs über Preußen aufs neue anerkannt.

Aber die Bevölkerung war damit noch nicht gewonnen. Die lange Verbindung mit Polen hatte unter der Einwohnerschaft das deutsche Nationalgefühl fast gänzlich zum Erlöschen gebracht. Der Aufruhr erhob sein Haupt. Der Statthalter, den der Kurfürst für Preußen bestellt hatte, erklärte, daß das Ärgste zu befürchten sei. „So habe ich", sagte der Kurfürst, „wie einst Joachim, als ihn räuberische Adlige in der Köpenicker Heide aufheben wollten, mit meiner Person einzutreten!" — Er begab sich nach Königsberg, ließ das Haupt des Aufruhrs, den Schöppenmeister Rhode, festnehmen und setzte es durch, daß ihm die Stände den Huldigungseid leisteten.

In überraschend kurzer Zeit war den europäischen Höfen die Wichtigkeit der Mark Brandenburg und des fürstlichen Stammes, der seit 250 Jahren in derselben waltete, in Erinnerung gebracht worden. Kleine und Große unter den benachbarten Machthabern bewarben sich um die Freundschaft des Beherrschers eines so kräftig aufstrebenden Staates. Holland, dem der Kurfürst, der in seiner Jünglingszeit einige Jahre daselbst verweilt, so vieles zu danken hatte, sah sich von Ludwig XIV. schwer bedrängt, und Friedrich Wilhelm erklärte sich bereit, seinen Glaubensgenossen beizustehen. Doch die Kämpfe Friedrich Wilhelms am Rhein blieben erfolglos, weil der Kaiser Leopold seine Bundesgenossen im Stiche ließ. Um den Kurfürsten zum Abzuge zu nötigen, hetzte ihm Ludwig XIV. nun gar noch die Schweden auf den Hals, welche die Mark in der Weise der Söldner des Dreißigjährigen Krieges verwüsteten und Greuel aller Art gegen die Einwohnerschaft ausübten.



Der Große Kurfürst bei Fehrbellin.

Es sollte ihnen teuer zu stehen kommen. Ehe sie sich dessen versahen, stand der Kurfürst im Lande, und er schlug, am 18. Juni 1675, das dem seinen an Zahl weit überlegene schwedische Heer bei Fehrbellin aufs Haupt. Danach säuberte er Pommern von dem Feinde, der sich dort festgesetzt hatte, und trieb die Schweden, die in Preußen eingefallen waren, inmitten des grimmigen Winters von 1679 bis nach Riga vor sich her.

Daß dem Sieger und glücklichen Besitzer allem Herkommen zuwider Pommern abgesprochen wurde, war wiederum in erster Linie Schuld des deutschen Kaisers, der gemeinsam mit Ludwig XIV. zu gunsten Schwedens eintrat.

Damals war es, daß der heldenmütige Fürst, als man ihm den Frieden von St. Germain aufzwang, ergrimmt ausrief: „Aus meiner Asche wird einst ein Rächer erstehen!"

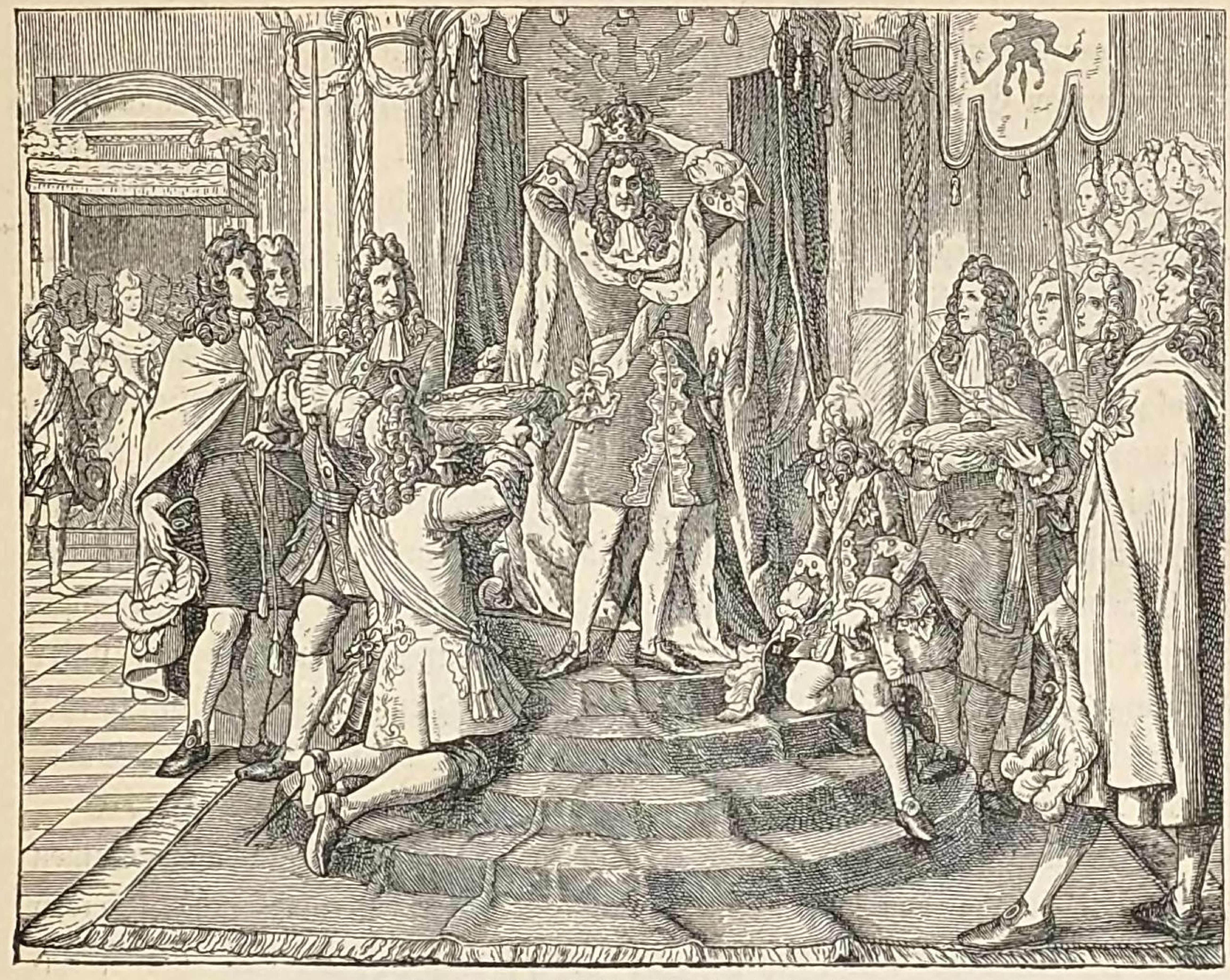
Bald danach starb der Herzog von Liegnitz, und es sollten, gemäß dem erwähnten Abkommen, die schlesischen Fürstentümer Liegnitz, Brieg und Wohlau an Brandenburg übergehen. Der Kaiser erklärte indessen, dieses nicht dulden zu wollen. Damit war ein schlimmer Streitpunkt geschaffen, dessen Lösung später (zur Zeit Friedrichs des Großen) dem Schwerte vorbehalten blieb.

Wie nach außen hin, wirkte der Kurfürst auch bahnbrechend im Innern. Die Brandenburger und auch die Preußen bewiesen sich als guter Stoff in der Hand des Meisters.

Wehe dem Lande, wenn Friedrich Wilhelm sich auf den Standpunkt des Vaters gestellt und nur das gethan oder nicht gethan hätte, was von den Ständen genehmigt oder abgewiesen worden! Für sich hatten die Stände von jeher bestens gesorgt, das Gemeinwohl war ihnen ein leerer Begriff geblieben. Jetzt war es Zeit, daß auch die armen und rechtslosen „kleinen Leute" eine Vertretung fanden, und diese übernahm der Fürst.

Auch seiner hochsinnigen ersten Gemahlin, Luise Henriette von Oranien, haben wir zu gedenken, die an seiner Seite im edelsten Sinne des Wortes als Landesmutter wirkte.

Der von Friedrich Wilhelm seinen Söhnen in die Feder diktierte Satz: „Ich werde meine Regierung so führen, daß ich mir sagen kann, sie sei nicht meine Privatangelegenheit, sondern die Sache meines Volkes", bekundete die hohe Auffassung, die der treffliche Fürst von seinem fürstlichen Berufe hegte. In diesem Sinne wirkte er bis zum letzten Hauche zum Wohle des Volkes; daher ist es wohlverdient, daß ihm die dankbare Nachwelt den Beinamen des Großen beilegte.



Krönung Friedrichs I., Königs von Preußen.

4. Die Hohenzollern als Könige.

Am 18. Januar 1701, dreizehn Jahre nach dem Tode des Großen Kurfürsten, setzte sich der Sohn und Nachfolger desselben, Kurfürst Friedrich III., zu Königsberg in Preußen die Krone auf sein Haupt und nannte sich von da ab König Friedrich der Erste von Preußen. Der Hohenzollernstamm hatte damit seine vierte Stufe, die der Königswürde, erreicht.

Selbst wenn dem Streben Friedrichs, die Königskrone zu tragen, zu einem Teile Eitelkeit zu Grunde gelegen hat, so gibt es doch recht geistreiche Leute, welche die Notwendigkeit dieser Rangerhöhung gar nicht so schroff von der Hand weisen. Friedrichs Zeitgenosse, der berühmte Leibniz, ein durchaus ehrenhaft denkender Mann, that die Äußerung, daß allezeit zur Erfüllung des Wesens auch der Name gehöre; der Kurfürst von Brandenburg habe alles gethan und besessen, was königlich sei; König aber sei er erst dadurch, daß er König auch wirklich heiße.

Schon sehr bald nach seinem Regierungsantritte hatte Friedrich die Probe dafür zu bestehen, in welchem Maße er ein würdiger Erbe des staatsmännischen Wirkens seines Vaters sei. Wenn ihm auch nicht der Heldengeist

seines Vaters innewohnte, nachgesagt muß ihm werden, daß er dem Großen Kurfürsten an Gesinnung glich, und daß er das Staatsschiff in der Bahn fortführte, die jener ihm gegeben hatte. Auch das von seinem Vater gethane Gelöbnis, Schirmherr der Protestanten in Deutschland zu sein, betrachtete er als für sich mitgegeben, und er kam ihm gewissenhaft nach. Noch in seine kurfürstliche Zeit fiel Friedrichs Beteiligung an den Kämpfen gegen Ludwig XIV. An dem Rheine befehligte er anfänglich selbst mit rühmlichen Erfolgen. Als für den Kaiser der Spanische Erbfolgekrieg in Aussicht stand, erklärte sich derselbe bereit, dem Kurfürsten den Königsrang zuzuerkennen, falls dieser sich verpflichte, ihm in dem bevorstehenden Kriege 10000 Mann Hilfstruppen zu senden. Dies führte zu dem sogenannten „Krontraktat", und die Erhebung Friedrichs zum König erfolgte an dem oben bezeichneten Tage. Der Krieg kam zum Ausbruch. Die Brandenburger erwarben sich unter Führung des Fürsten Leopold von Dessau (des „alten Dessauer") durch ihre außerordentliche Tüchtigkeit großen Ruhm, so bei Hochstädt, Ramillies, Oudenarde, Malplaquet, namentlich aber bei Turin.

Auf die Anzeige Friedrichs, daß er den Titel „König" angenommen habe, ergingen von den Höfen Beglückwünschungs- und Anerkennungsschreiben in Berlin ein. Von Rom dagegen erfolgte ein heftiger Protest. Der Papst schloß eine diesen Gegenstand behandelnde Rede an die versammelten Kardinäle mit den Worten: „Wir entsprechen der Pflicht unsres Amtes, dieses freche und gottlose Attentat öffentlich zu verdammen."

Vieles geschah unter Friedrich für die Pflege des wissenschaftlichen Lebens und des Kunstlebens. Am Hofe hatte die Wissenschaft in der Königin Sophie Charlotte, einer Frau von seltener Schönheit und von hohen Geistesgaben, eine vorzügliche Förderin.

An die geistvolle Fürstin erinnert in jedem Frühlinge die erwachende Pracht des Charlottenburger Parkes, den sie anlegte; auch das Andenken an Friedrich den Großen wird sich stets mit dem Andenken an jene Fürstin verbinden, deren Enkel er war. Wie ihr hochstrebender Geist in ihm wiederkehrte, so erinnerten seine großen blauen Augen an die Augen der Königin Sophie Charlotte, die einst, wie später die seinen, Geist und Leben strahlten.

In Friedrich Wilhelm I., dem Sohne und Nachfolger Friedrichs I., treten die Tugenden des ehrbaren deutschen Haus- und Familienvaters, tritt das Deutschtum in seiner kernhaftesten Gestalt auf, vielfach allerdings in Formen, die nicht anmutig waren und daher zeitgenössischen Beurteilern Anlaß genug zu ungeheuerlichen Schilderungen lieferten. Hat doch sogar zur Zeichnung von unliebsamen Bildern solcher Art des Königs Tochter Wilhelmine, spätere Markgräfin von Baireuth, Beiträge geliefert! Sie kam nie zum

Bewußtsein dessen, was ihr Vater Großes für Hebung des sittlichen Lebens des Volkes während einer gründlich verderbten Periode, was er für Heranziehung eines tüchtigen Beamten- und Lehrerstandes, was er als sorgsam gewissenhafter Regent in bezug auf strenge Gerechtigkeitspflege und auf das wirtschaftliche Leben gewirkt! Besser und vorurteilsloser würdigte des Königs ältester Sohn, nachmals Friedrich der Große genannt, den Wert solchen Wirkens.



Friedrich I., König von Preußen.

Von Versailles, dem Lustschlosse Ludwigs XIV., der, wiewohl er alle göttlichen und menschlichen Gesetze schamlos verletzte, von Schmeichlern „der Große" genannt und wie ein Halbgott verehrt wurde, hatte sich eine Pest schlechter Sitten über Europa ausgebreitet und an Höfen wie in Volkskreisen eingenistet. Auch der preußische Hof war unter Friedrich I. der Französierung nicht entgangen.

Kaum aber war Friedrich Wilhelm zur Herrschaft gelangt, so schleuderte er mit gewaltiger Hand allen kostspieligen Tand vom Throne, was freilich vielen Personen, die mit dem Flitter zusammenhingen und sich an ihn gewöhnt hatten, hart ankam. „Es trat", sagt Stenzel trefflich, „an die Stelle der Pracht die größte Einfachheit, an die der glänzenden Hoffeste traten Wachtparaden und Heerschau. Statt der kostbaren Kleider zahlreicher Hofbeamten sah man nur Uniformen der Offiziere, die den König umgaben und

den Dienst auch als Kammerherren mit versahen. Statt der leisen Tritte und Worte schleichender Hofleute ertönte der laute Schritt und Befehl der Kriegsmänner. Die behagliche Ruhe wich der raschen Thätigkeit, die Aufsichtslosigkeit der Ordnung, die falsche, freundliche Heiterkeit dem natürlich rauhen Ernst, die nachsichtige Milde der unnachsichtlichen Strenge."

Das Franzosentum hat in Deutschland nie einen unerbittlicheren Feind gehabt als den König Friedrich Wilhelm I. Sein Haushalt ward bürgerlich geführt, was seiner Gemahlin und seinen Kindern nicht reizvoll erschien, dem Lande aber, schon um des Beispiels willen, überaus heilsam war.

Die Mittel des Staates sollten nur Staatszwecken dienen. Der als geizig verschrieene Fürst gab mit vollen Händen, wenn es galt, der Landeskultur aufzuhelfen, z. B. Sümpfe in fruchtbare Äcker zu verwandeln. Den ihres Glaubensbekenntnisses wegen vertriebenen protestantischen Salzburgern bot er bereitwillig ein neues Heim, ähnlich wie sein Großvater den Hugenotten und sein Vater den Pfälzern und Belgiern.

Ingrimmig haßte Friedrich Wilhelm allen bloßen Schein. Ihm war es nicht zweifelhaft, daß Neid und Feindschaft Preußen früher oder später zwingen würden, mit dem Schwerte in der Hand die ihm gewordene Stelle unter den Staaten Europas zu behaupten. Auch war er sich dessen wohl bewußt, was der Große Kurfürst mit dem Satze: „Der Protestantismus muß einen Leib haben!" gemeint sei.

„Dieser Fürst", schreibt Friedrich der Große, „ist es, dem Preußen die Gründung seines Heeres und damit sein ganzes Glück zu verdanken hat; und wenn dies Heer seitdem so furchtbar geworden ist, so gebührt ihm auch daran das Verdienst."

Also urteilt einer, der während der Jugendzeit unter dem Zorne des Königs über die Maßen (mehr als Wilhelmine!) zu leiden hatte! Dieses gerechte Urteil ehrt Vater und Sohn. Wer so redlich wie Friedrich Wilhelm seinem Herrscheramte nachkam, den mußten Bewegungen gewaltigster Art ergreifen, wenn es den Anschein gewann, als neige sein dereinstiger Nachfolger sich leichtfertigem Wesen zu.

Dazu trat noch jenes Ränkespiel, durch welches der österreichische Gesandte Graf Seckendorf zu verhindern strebte, daß der preußische Kronprinz eine englische Prinzessin und der englische Thronfolger die Schwester des preußischen Kronprinzen heirate. Eine so enge verwandtschaftliche Verbindung des preußischen und des englischen Königshauses wünschte man in Wien nicht. Das Ränkespiel gelang namentlich dadurch, daß in dem Könige der Glaube erweckt wurde, die englische Prinzessin sei verschwenderischen Sinnes. Die Erklärung des Königs: „Es wird nichts aus der Heirat!" war ein harter

Schlag für die Königin und die beiden beteiligten Kinder. Es kam zu schweren, beklagenswerten Zerwürfnissen am Hofe. Der König in seiner spartanischen Strenge hatte sich allein von den Forderungen des Landeswohles leiten lassen.

Friedrich II. trat sein königliches Amt mit einem Ernste an, wie er erhabener nicht gedacht werden kann.

Der Hofklatsch hatte bisher nur von den lustigen Vorkommnissen des Rheinsberger Lebens manches zu erzählen gewußt. Aber Friedrich hatte einen guten Teil seiner Zeit ganz anders verwandt, als vielfach angenommen wurde.



Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.

In ein Gemach eines der Schloßtürme, das er sich zum Arbeitszimmer erwählt, zog sich während seiner kronprinzlichen Zeit Friedrich täglich auf längere Zeit zurück und betrieb hier in wohlbedachter Weise seine Studien. Wie ernst er es damit meinte, geht aus einer Stelle eines seiner Briefe an Suhm hervor: „Ich studiere aus allen Kräften und thue alles Mögliche, mir die Kenntnisse zu erwerben, die mir nötig sind, um mich würdig aller der Dinge zu entledigen, welche meines Amtes werden können; kurz, ich arbeite, um mich besser zu machen und mir den Geist zu erfüllen mit allem dem, was das Altertum und die neueren Zeiten uns an glänzenden Musterbildern darreichen.“ Wir sehen denn auch nach allen Seiten hin Lichtstrahlen von dem Zepter dieses Fürsten sich ausbreiten. — In das Leben der Vergangenheit sich versenkend, hielt er hier ernsteste Zwiesprache mit den Ahnen seines Hauses. Hier erschien ihm die Lichtgestalt des Großen Kurfürsten, und er vernahm das

Wort, das dieser einst, als der Kaiser Leopold I. ihm sein gutes Recht auf Pommern vorenthielt, in bitterem Unmute gesprochen: „Aus meiner Asche wird einst ein Rächer erstehen!“ In Rheinsberg durchschaute der Königssohn den Trug, der von Wien ausgegangen war, als es sich um Beseitigung der erhobenen Ansprüche auf die schlesischen Fürstentümer handelte. Er gedachte des Wortes seines Großvaters, des ersten Königs von Preußen: „Meine Nachkommen werden schon wissen, was sie desfalls dereinst zu thun und zu lassen haben!“ — So versenkt in das Studium der Geschichte des engeren und des weiteren Vaterlandes, Preußens und Deutschlands, stellte sich ihm immer klarer vor Augen, wie wenig das Haus Habsburg für Deutschland ein treuer Behüter, noch weniger für Preußen ein wohlmeinender Freund gewesen war.

Nun hatte Friedrich auch noch einen Weheruf über des Kaisers Untreue und Undank aus dem Munde seines Vaters vernommen. „Dort steht einer, der mich rächen wird!“ — so hatte der sterbende Vater, auf den Sohn zeigend, mit Thränen in den Augen gerufen. Die Erbschaft dieser Mahnungen war nun an Friedrich II. gelangt, und er war gewillt, ihnen gemäß zu verfahren.

Die Advokaten der Geschichte führen ein Langes und Breites in betreff der Rechtsbeschaffenheit des auf die schlesischen Fürstentümer sich beziehenden Erbschaftsvergleichs und der ihm folgenden Verhandlungen an. Dieser Erbschaftsstreit lieferte jedoch nur den äußeren Anlaß zu einem Kriege, dessen Notwendigkeit in dem Gegensatze der Entwickelung Preußens zu dem Zerfalle des von Österreich geführten Deutschland lag. Der Doppeladler bedeutete das absterbende, der preußische Aar das sich verjüngende Deutschland; wie der Nacht der Morgen, dem Winter der Frühling, so mußte der niedergehenden Herrschaft des österreichischen Doppeladlers das Aufkommen des Hohenzollern-Aars folgen. Geschichtliche Erscheinungen von tief eingehender Bedeutung treten aber nicht so geräuschlos auf, wie Blüten sich öffnen in der Maiennacht. Der beginnende Morgen war ein Kampf wogenden Nebels mit dem Lichte; in rollenden Donnern kündigte sich der anbrechende Frühling der Neugestaltung Deutschlands an.

Im Mai 1740 war Friedrich zur Regierung gelangt. Im Oktober lag er krank am Fieber zu Rheinsberg. Da traf bei ihm die Nachricht von dem Tode des Kaisers Karl VI. ein. Sogleich war das Fieber erloschen; der junge Monarch hatte keine Zeit mehr, krank zu sein. Sein Vater hatte noch kurz vor seinem Tode gesagt: „Ich wußte wohl, warum ich es ertrug, daß man mich einen Soldatennarren nannte! Ich hinterlasse dir eine wohlgeschulte Armee von 80000 Mann und einen Staatsschatz von über 9 Millionen Thalern — du wirst beides gebrauchen!“


A. Menzel

Die Stunde war gekommen, in der es galt, mit dem Hause Habsburg eine ernste Abrechnung zu halten. Erstaunen ergriff alle Welt bei der Kunde von dem Einrücken Friedrichs mit 28000 Mann in Schlesien. Seine gleichzeitig in einem Briefe an Maria Theresia gestellte Forderung ging dahin, den Anfall der schlesischen Fürstentümer Liegnitz, Brieg und Wohlau an Preußen zu erklären. Da Maria Theresia sich weigerte, in dieses Verlangen zu willigen, war es mit dem Frieden vorbei.

Alle Welt prophezeite dem verwegenen Preußenkönige jähen Untergang. Als unerhörtes Wagnis erschien es, daß das damals so kleine Preußen es auf einen Kampf mit dem alten, ihm an Hilfsmitteln so überlegenen Kaiserstaate wollte ankommen lassen! Aber siehe, Friedrich II. gewann sich im ersten Schlesischen Kriege den ersten Schlachtenruhm durch die unerwarteten Siege bei Mollwitz und Czaslau und im zweiten Feldzuge durch jene bei Hohenfriedberg, Soor und Kesselsdorf. Maria Theresia sah sich genötigt, nicht nur jene kleinen schlesischen Herzogtümer, sondern ganz Schlesien an Preußen abzutreten. Für den Beistand, den es Österreich geleistet, mußte Sachsen eine Million Thaler Kriegskosten an Preußen zahlen.

Der Preußenaar hatte die Kraft seiner Schwingen dargethan; es war der Beweis geliefert worden, daß das preußische Volk berechtigt sei, sich nach der Eigenartigkeit seines Wesens und dem in sich aufgenommenen staatlichen Gedankeninhalte entsprechend zu entwickeln, daß sein Fürst den Willen und die Kraft habe, weitere Unbill seitens des Doppeladlers nicht zu dulden.

Trotz des gewonnenen Kriegsruhms begrüßte Friedrich den Frieden wie der Wanderer im Wüstenbrande die schattenspendende Oase. Denn groß war sein Verlangen, sich den Arbeiten des Friedens zu widmen.

Kaum aus dem Felde zurückgekehrt, entfaltet er eine unerhörte Friedensthätigkeit. Er legt Kanäle an, er macht das Oderbruch urbar, baut 280 neue Dörfer, fördert den Seidenbau, belebt Handel und Gewerbe, verbessert die Rechtspflege. Und wohlgethan war es, daß er neben seinem Friedenswirken das Militärwesen nicht vernachlässigte, sich durch Friedensbeteuerungen nicht einschläfern ließ. Denn seine Feinde, beleidigt in ihrem Stolz und gestachelt von Neid und Mißgunst, arbeiteten im geheimen an dem Zustandekommen eines Bündnisses von einem solchen Umfange, wie ein ähnliches in Europa noch nicht dagewesen war. Es umfaßte Österreich, Rußland, Schweden, Sachsen, Frankreich und die meisten der kleineren deutschen Staaten. Alle diese Staaten gegen Preußen! — das bedeutete eine Macht von beinahe 100 Millionen gegen etwa $4^1/_2$ Millionen Seelen . . . .

Und dennoch verzagt der Held nicht. Als er in letzter Stunde vernimmt, was im Werke ist, da wartet er nicht, bis der Feind losschlägt, sondern er

schlägt los. Hier paßte: „Die beste Deckung ist der Hieb.“ — Es bleibt ihm auch keine Wahl, will er nicht alles im Stich lassen, was ihm in den weihevollsten Stunden der Erhebung als Pflicht, als Forderung seines königlichen Berufs vor die Seele getreten war. — Wahrlich, es galt mehr, als so und so viel Geviertmeilen Land zu schützen! Es galt, den geistigen Inhalt des preußischen Staates vor der Verkümmerung, der Verfälschung, der Vernichtung zu bewahren. Die Nationalschätze ohne Kampf aufzugeben, ja auch nur solches zu denken, dazu war des Königs große Seele unfähig. Steht die Erhaltung dieser Schätze in Frage, dann heißt es: kämpfend sie sichern oder im Kampfe für sie sterben.

Der Art waren des Königs Gedanken, als er in einen Krieg zog, der fast sichere Aussicht auf Untergang bot. Darum hinterließ er dem Minister Grafen Finkenstein einen Befehl, in welchem es hieß: „Wenn ich das Unglück haben sollte, vom Feinde gefangen zu werden, verbiete ich, daß man auf meine Person die geringste Rücksicht nehme, oder daß man am allerwenigsten auf das achte, was ich etwa aus der Gefangenschaft schreibe. Wenn mir solches Unglück begegnet, so will ich mich für den Staat opfern, und man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen, sowie die Minister und Generale, ich mit ihrem Kopfe dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz, noch Lösegeld anbiete, daß man vielmehr den Krieg fortsetze und alle Vorteile benutze, ganz so, als hätte ich niemals in der Welt existiert.“

Nun hob für Friedrich eine Heldenarbeit von unerhörten Anstrengungen an — ein Krieg, der sieben Jahre währte, der ihm die herrlichen Siege von Lowositz, Prag, Leuthen, Roßbach, Zorndorf, Torgau, Burkersdorf, Freiberg — der ihm aber auch die Niederlagen bei Kollin, Hochkirch, Kunersdorf brachte.

Es kamen Zeiten, in denen es oft schien, als würde es endlich gelingen, den Helden niederzuringen: doch immer wieder raffte sich der wunderbare Mann empor — jedesmal nach einer Niederlage war er dem Feinde doppelt gefährlich.

So erwuchs in der Vorstellung der Zeitgenossen und der Nachwelt die Gestalt des einzigen Königs zum Riesen.

Auch im Felde unterließ es Friedrich II. nicht, die Landesverwaltung, die Friedensarbeit, im Auge zu behalten. Aus dem Kriegslärm heraus empfingen die Landesbehörden Weisungen heilsamer Art. Oft zur Nachtzeit, wenn alles um ihn ruhte, saß er in seinem Zelte und las mit Aufmerksamkeit die eingeforderten Berichte über Ausführung von Anordnungen und gab neue Weisungen, oder er beschäftigte sich mit seinen Lieblingsstudien, mit Geschichte und Philosophie. Die Flöte blieb seine stete Begleiterin auch auf den Kriegszügen.

Wenn die Soldaten in stiller Nacht ihren Ton aus dem Königszelt vernahmen, dann fühlten sie in ihrer Zuversicht sich gekräftigt. „Er wacht, er denkt für uns, er fühlt sich seiner Sache sicher. Unser Gott im Himmel, unser König auf Erden — es wird noch alles gut enden!"

Und so geschah es. Die kriegführenden Parteien mußten sich in ihrer Erschöpfung endlich zum Frieden bequemen, der zu Hubertsburg am 15. Februar 1763 geschlossen ward. Alle feindlichen Pläne waren zu schanden geworden. Preußen, wiewohl bereits auf dem Papiere geteilt, verlor nicht ein Dorf.

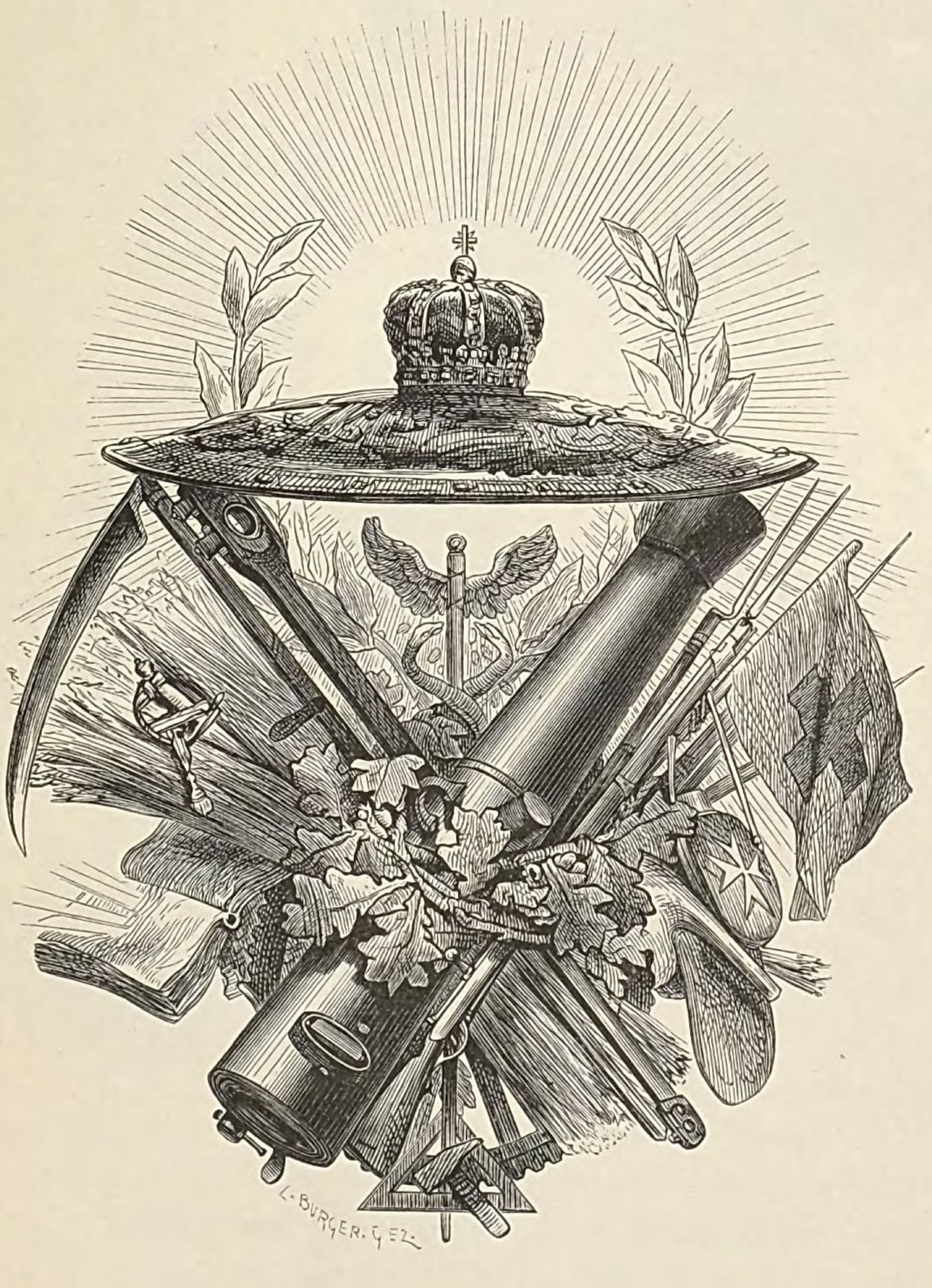
Groß hatte sich Friedrich im Kriege erwiesen, größer erwies er sich als unermüdlicher, sorgender Friedensfürst. Ehe ein Jahrzehnt vergangen war, konnte er mit Befriedigung wahrnehmen, daß sich sein Volk von den Leiden der schweren Kriegsjahre schneller erholt hatte, als dies in den Ländern seiner bisherigen Widersacher der Fall war, welche lange nicht so viel gelitten. Kein Gebiet staatlichen Lebens wäre zu nennen, auf welchem Friedrich nicht schöpferisch und unermüdlich wirkte.

Von welcher segensreichen Bedeutung die Siege Friedrichs des Großen für Gesamtdeutschland waren, ist je länger, je mehr anerkannt worden. Mit ihnen beginnt ein neuer Tag für die Entwickelung unsres Vaterlandes. In allen Dingen, wo die Staatswohlfahrt es erheischt, schreitet der unvergeßliche Held voran, dessen Wesen und Thun, trotz seiner Vorliebe für die französische Sprache, kerndeutscher Art war. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt", sagt Goethe, „kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie."

In seinem Testamente sagt der große König: „Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden der Glückseligkeit meines Reiches gelten. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden; möge es durch Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten verteidigte Staat sein. O, möge es in höchster Blüte bis an das Ende der Zeiten fortdauern!" —

Mit diesem Mahn- und Segensruf schließen wir unsern Rückblick auf die Begründung und Entwickelung des Staates der Hohenzollern, jenes thatkräftigen Geschlechts, das, dem Süden Deutschlands entstammend, im Norden den Grund zu dem neuen Reiche legte, und für welches der Sinnspruch „Vom Fels zum Meer!" noch einen tieferen Inhalt gewinnen sollte.

Erste Abteilung.



Lebensgang bis zum Throne.

„Durch Nacht zum Licht!“





Die Lage zu Ende des 18. Jahrhunderts.

Das Deutsche Reich war dem Zusammensturze nahe, die Reichsverfassung, auf welche der alte morsche Kaiserbau sich stützte, war dermaßen in Verfall, daß im Inlande und im Auslande ihr niemand mehr Achtung zollte. Wohl gab es Sachsen, Preußen, Österreicher, Bayern, Schwaben — aber man darf kühnlich behaupten: in Deutschland lebten vor hundert Jahren keine Deutschen mehr! — Der Förderung des Gemeinwohls hatte sich die Teilnahme der Deutschen nur vorübergehend in den Jahrzehnten zugewendet, als Friedrich der Große ganz Europa mit dem Ruhme seiner Thaten erfüllte.

Da drang zu uns herüber über den Rhein die Verkündigung der „Zurückeroberung der Menschenrechte“. Nun glaubten die Franzosen, des Übels, welches das Land an den Rand des Verderbens gebracht, Herr geworden zu sein. Grausame Täuschung! — Das eine — das Leichtere — war gelungen: der Umsturz; für das Schwerere aber, den Aufbau, versagte den Umstürzlern die Kraft. Unter den umwohnenden Völkern war den Revolutionsmännern

zugejauchzt worden; aber der Jubel ließ in dem Maße nach, in welchem erkannt ward, daß das zur Gewalt gelangte französische Volk in seiner Masse zu verderbt war für die Freiheit. Man glaubte im „Zerstören" lange noch nicht genug gethan zu haben. Nachdem das Königtum abgeschafft worden war, kam die Religion an die Reihe. Die bisher geltenden religiösen Gebräuche wurden verfemt und gleichfalls abgeschafft. „Fort mit dem Gott der Könige!" schrieen die Thoren und Bethörten; „unser Gott sei die Vernunft, wir selbst sind Gott!" —

Damit begann ein Krieg aller gegen alle. Tausende und aber Tausende endeten unter dem Fallbeil der Guillotine. Das Klingen des Fallbeiles ward der Pulsschlag des für „Menschenrechte" schwärmenden, „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" brüllenden französischen Volkes. Die „Brüder", die sich heute als Führer aufschwangen, wurden morgen von ihren „Brüder-Nachfolgern" gestürzt, die Leichen von Pöbelhaufen umtanzt. Wie Saturn, verschlang die Revolution ihre eignen Kinder.

Wie sah es um diese Zeit in Preußen aus? — Friedrich Wilhelm, der Neffe Friedrichs des Großen, war zur Regierung gekommen. Friedrich Wilhelm II. hatte es nicht verstanden, das begonnene Werk seines großen Vorgängers in dessen Geist fortzuführen. Wohl besaß er schätzbare Eigenschaften, aber ihm gebrach es an Charakter, Ausdauer und vor allem an Selbstvertrauen; der Sinn für Sparsamkeit und der unermüdliche Thätigkeitstrieb des Großoheims waren ebenfalls nicht auf ihn vererbt. Er hatte sich durch sein „ritterliches" Mitgefühl bewegen lassen, mit dem Kaiser gemeinschaftliche Sache zu machen, um der von Not, Schmach und Elend heimgesuchten französischen Königsfamilie Hilfe und Rettung zu bringen.

Die preußischen Truppen, geführt von dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, drangen zwar anfänglich bis in die Champagne vor, aber statt die französischen Revolutionshelden zu Paaren zu treiben, was bei richtiger Führung derselben gewiß nicht ausgeblieben wäre, wichen sie über den Rhein zurück, und bereits im folgenden Jahre überschritten die barfüßigen Revolutionssoldaten die deutschen Grenzen und predigten ihren Nachbarn die unverstandenen Lehren von Freiheit und Brüderlichkeit. Des Königs Kampfeseifer ließ nach, als er vernahm, Kaiser Franz verhandle im geheimen mit Frankreich wegen eines Friedens und suche sich mit Rußland dahin zu verständigen, hinter dem Rücken Preußens eine neue Teilung Polens vorzunehmen.

Nach dem Siege der Preußen bei Pirmasens (in der jetzigen Rheinpfalz) konnte der König sich mit Ehren von dem Kriegsschauplatze zurückziehen. Er begab sich zunächst nach Berlin, und es wurden nun seinerseits in der Stille Einleitungen zum Friedensschlusse getroffen.



Die königliche Familie.

Herz und Gemüt ergreifend wirkt die Betrachtung des Erdenwallens eines großen und guten Menschen; es erhebt und veredelt, wenn sie einem Menschen gilt, der in allen Schicksalswandlungen ungebeugt an hohen Zielen festhielt und aus schweren Prüfungen als Sieger hervorging! — Wollen wir den Helden dieses Buches, der unter den großen

und guten Menschen hervorragt, wahrhaft würdigen, so müssen wir zurückgehen bis auf sein Elternhaus, den Boden, dem er entsprossen.

Friedrich Wilhelm und Luise — diese Namen erklangen seiner Zeit vaterländischen Herzen wie ein Glück verkündendes Gedicht, und häufig wurde jungen Paaren auf ihren Lebenswegen der Segenswunsch mitgegeben: „Möge euer Herzensbund sein wie der Friedrich Wilhelms und Luisens!"

Beide — der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen und die Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz — sahen sich im März 1793 in Frankfurt a. M. zum erstenmal.

An einem schönen Tage des Lenzmonats — schon sangen die Lerchen und die ersten Veilchen hatten ihre Knospen geöffnet — näherte sich ein Wagen mit fürstlichem Wappenschilde der altehrwürdigen Krönungsstadt. Er führte die verwitwete Landgräfin von Hessen-Darmstadt und ihre Enkelinnen Luise und Friederike von Mecklenburg-Strelitz zur freundlichen Mainstadt. Beide Prinzessinnen, erstere siebzehn, die andre erst fünfzehn Jahre alt, zeichneten sich durch seltenen Liebreiz aus; nannte sie doch Goethe, der sie in demselben Jahre sah, „himmlische Erscheinungen".

Der Prinzessinnen Vater, der hannöversche Feldmarschall Herzog Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, hatte zur Zeit seinen Wohnsitz in Darmstadt. Die Prinzessinnen fanden in der Liebe ihrer Großmutter, der verwitweten Landgräfin von Darmstadt, ihren natürlichen Schutz. Von dieser und einer Schweizerin, dem Fräulein Gelieux, wurden sie einfach und doch ihrem Range gemäß erzogen. Reisen zu Schwestern und Tanten machten sie mit der Welt vertraut.

Jetzt befanden sie sich auf der Reise nach Darmstadt. In Frankfurt angekommen, sehen sich die Landgräfin und ihre jungen Begleiterinnen von dem König Friedrich Wilhelm II. in liebenswürdigster Weise empfangen. Schon wollte man noch an demselben Tage sich zur Fortsetzung der Reise anschicken, als eine unabweisbare Einladung zur königlichen Tafel für den Abend an sie gelangte. Die preußischen Prinzen konnten nicht ahnen, daß ihnen an diesem Abend ein Treffen bevorstehe, aus dem sie als Besiegte und doch zugleich als Sieger hervorgehen würden, und ebenso fern lag den Prinzessinnen der Gedanke: dieser Abend könne für ihr Leben von entscheidender Bedeutung werden. Aber auch Näherstehenden erklang es fast wie ein Märchen, als schon am nächsten Tage die Kunde von Mund zu Mund sich verbreitete: Kronprinz Friedrich Wilhelm werbe um die Hand der Prinzessin Luise, sein Bruder, Prinz Ludwig, um die der holden Schwester, der Prinzessin Friederike. Der König sagte Ja und Amen zu dem Herzensbunde seiner Kinder, und kurze Zeit darauf wurde die Verlobung beider Paare zu Darmstadt vollzogen.

Aus der späteren Zeit Friedrich Wilhelms liegt eine Äußerung vor, die sich auf die erste Zusammenkunft mit der Prinzessin Luise bezieht.

„Es war", sagte er, „nicht verliebte Sentimentalität, was gleichzeitig im Lichtblick ihre und meine Augen mit einer Freudenthräne netzte."

Eine Stelle aus der „Braut von Messina" von Schiller, fügte er hinzu, drücke aus, was er bei jener ersten Zusammenkunft empfunden habe, die Stelle:

„Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die ist es oder keine sonst auf Erden." — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zu Verwandtem findet,
Da ist kein Widerstand und keine Wahl,
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet!"

Schon am Tage nach der Verlobungsfeier folgten die Prinzen dem König wieder ins Hauptquartier; der König befand sich damals noch mitten im Kriege gegen Frankreich. „Hangen und Bangen in schwebender Pein" — was dies Wort zu besagen habe, lernte Luise jetzt kennen. — Am zehnten Tage nach der Verlobung langten Nachrichten vom Schlachtfelde an. Sie lauteten: „Am 3. Mai erstürmte der Kronprinz an der Spitze des ersten Bataillons des Regiments Vorck das Dorf Kostheim (bei Landau), schlug die Franzosen hinaus, eroberte die dahinter aufgeworfenen Schanzen und machte viele Gefangene. Der an der Spitze des zweiten Bataillons nachrückende König umarmte den Kronprinzen auf der gewonnenen Schanze."

Am 22. Dezember hielt Luise ihren Einzug in Berlin. Da, wo heute vor dem Palais des Kaisers das eherne Standbild Friedrichs des Großen thront, erhob sich eine Ehrenpforte, innerhalb derer die Begrüßung der kronprinzlichen Braut stattfinden sollte. Der Blumenschmuck der Ehrenpforte welkte bald hin, die farbigen Bänder mit den Sinnsprüchen sind längst vergilbt und vermodert: eine Erinnerung aber aus jenen Tagen ist für das preußische Volk mit hellen Zügen in das Buch der Geschichte verzeichnet worden.

Als der goldglänzende Staatswagen innerhalb der Ehrenpforte hielt, trat aus einer Schar festlich gekleideter Kinder ein liebliches Mädchen an die geöffnete Thür des Wagens und begrüßte die fürstliche Braut mit einem Festgedicht. Gott habe, so hieß es darin, den fürstlichen Bräutigam während der Gefahren des Kriegsgetümmels geschirmt, und nun habe die Vorsehung die fürstliche Braut hierher geführt, wo auch treue Liebe ihrer harre.

Thränen des Hochgefühls entströmten den Augen der Prinzessin, sie hob — zum Entzücken des sie umwogenden Volkes — die herzige Sprecherin in

den Wagen, schloß sie in ihre Arme und küßte sie. Diese Art der Herablassung der Fürstin entsprach allerdings der damaligen höfischen Anschauung wenig, wie es sich aus den Mienen der Begleitung der hohen Braut wohl merken ließ. — Bestürzung zeigte sich auf dem Angesichte der Frau Oberhofmeisterin von Voß, der bestellten Hüterin der Hofsitte. Nach ihrer Ansicht hätte Luise regungslos und ernst bleiben, höchstens durch eine leichte Neigung des Hauptes ihre Zufriedenheit zu erkennen geben sollen. Das erste beste Kind in den Wagen heben und es herzen und küssen — unerhört war's! — „Mein Gott", sagte sie gepreßten Tones, „was haben Ihro Königliche Hoheit gethan! Das ist ja ganz gegen alle Etikette!" — Da richtete Luise ihre strahlenden blauen Augen, in denen ein so unsagbarer Zauber von Güte und Unschuld lag, auf die Oberhofmeisterin, und sprach mit herzgewinnender Freundlichkeit: „Wie, darf ich das hier nicht mehr thun?"

Welch ein Glück für den hochsinnigen Kronprinzen, eine solche Gemahlin gewonnen zu haben! Der König nannte sie nur die „Fürstin aller Fürstinnen"; Fouqué schrieb einem Freunde: „Die Ankunft dieser engelschönen Fürstin verbreitete über jene Tage erhabenen Lichtglanz; alle Herzen flogen ihr entgegen, ihre Anmut und Herzensgüte ließen keinen unbeglückt."

Schrieb doch auch die gestrenge Frau Oberhofmeisterin am sechsten Tage nach der Vermählung Luisens in ihr (im Jahre 1876 erst der Öffentlichkeit übergebenes) Tagebuch: „Die Prinzessin ist wirklich anbetungswürdig, so gut und so reizend zugleich, ein Engel!"

Ja — „beseligend war ihre Nähe." Das bekunden in den verschiedenartigsten Ausdrucksformen alle Personen, die ihr nahe kamen.

Über das Leben in dem Dörfchen Paretz bei Potsdam, in welchem sich Friedrich Wilhelm ein einfaches Landhaus erbaut hatte, berichtet Frau von Berg aus früherer Zeit: „Landesmutter in deutschem Sinne, sah und grüßte Luise von Preußen in dem geringsten ihrer Unterthanen einen Sohn oder eine Tochter, hob die am Wege spielenden Kinder liebend zu sich empor an ihr Herz, bückte sich tröstend zu dem am Wege kauernden Mütterchen nieder, und wo es nicht der milden Gabe bedurfte, zu der ihre Hand stets offen war, da ließ sie als Andenken wenigstens ein freundliches Wort fallen, das unauslöschlich im Herzen des Angeredeten blieb."

So war das Leben in Paretz für Friedrich Wilhelm und Luise „eine fröhliche, eine selige Zeit." Anfang des Herbstes verlegten sie ihren Wohnsitz nach Berlin.

In dem Jahre 1795, am 15. Oktober, war dem kronprinzlichen Paare der erste Sohn geschenkt worden, der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. Am 22. März 1797 war Luise wiederum eines Knäbleins genesen, welchem

bei der Taufe der Name Wilhelm Ludwig beigelegt worden war. Dieser Zweitgeborne ist es, der in den Annalen der Geschichte seit 1871 als Kaiser Wilhelm der Siegreiche verzeichnet steht.

In dem Geburtsjahre des Prinzen Wilhelm starb der König Friedrich Wilhelm II. nach kaum zwölfjähriger Regierung (16. November 1797). Er hinterließ Preußen in übler Verfassung: die Schatzkammer war leer, der Staat in Schulden geraten.



Einzug Luisens in Berlin. (Zu S. 42.)

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte der mit Blut gefüllte Abgrund der Revolution in Frankreich Krone und Zepter, Bischofsstäbe, Wappenschilder und Gerechtsame aller Art, kurz alles verschlungen, was über die dekretierte „Gleichheit" hinausging.

Der gähnende Abgrund verlangt neue Opfer — sie werden dargebracht; es folgt ein Wahngebilde dem andern, bis sich aus dem Blutdampfe langsam ein blasses Haupt, eine Kaiserkrone tragend, ein Haupt mit starren Zügen und erbarmungslosen Blicken, erhebt.

Napoleon Bonaparte ward Herrscher Frankreichs. Er führt die französischen

Legionen über den Schnee der Alpen nach Italien; Süddeutschland, in eine Menge kleiner Staaten zerteilt, die Schweiz und Holland vermögen dem gewaltigen Manne siegreichen Widerstand nicht zu leisten.

In mehreren Feldzügen in Italien und Deutschland wurde die Monarchie der Habsburger aus Rand und Band gebracht, und daß auch für Preußen die Stunde der Prüfung schlagen werde, war vorauszusehen.

Bei aller Friedensliebe und Vorsicht ward es dem Könige Friedrich Wilhelm III., gegenüber den Wettern, die außerhalb der Grenzen von Preußen tosten, immer schwerer, seinem Lande den Frieden zu erhalten. Bald sollte sich auch hier des Dichters Wort bewahrheiten:

„Es kann der Beste nicht in Frieden leben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.“

Wie viel Licht strahlte am Himmel des häuslichen Glückes des edlen jungen Fürstenpaares — und welche tiefe Schatten zogen heran, als am 16. November 1797 Friedrich Wilhelm III. die Zügel der Regierung des preußischen Königreichs ergriffen hatte!

Mit reinerem Wollen, als solches den jungen Monarchen durchdrang, haben wenige Fürsten ihr schweres Amt angetreten. Friedrich Wilhelm blieb in seiner biederen Schlichtheit unter allen Verhältnissen derselbe: als Kronprinz, als glücklicher Gatte und König, als schwergeprüfter Fürst.

Bemerkenswert ist das Urteil Friedrich Wilhelms III. über die französische Revolution.

Hören wir darüber Heinrich von Treitschke. „Der König“, sagt derselbe, „betrachtete die Blutthaten der Revolution mit dem Abscheu des ehrlichen Mannes — doch über den berechtigten Kernpunkt der furchtbaren Bewegung urteilte er unbefangener als die Legitimisten seines Hofadels. Schlicht und bescheiden, arbeitsam und pflichtgetreu, ganz unberührt von adligen Vorurteilen, wollte er ein König der Bettler sein nach den Überlieferungen seines Hauses.“ „Er ist Demokrat auf seine Weise“ — sagte einer seiner Minister zu dem französischen Gesandten Otto — „er wird die Revolution, die ihr von unten nach oben vollzogen, bei uns langsam von oben nach unten durchführen; er arbeitet ohne Unterlaß, die Vorrechte des Adels zu beschränken, aber durch langsam wirkende Mittel; in wenigen Jahren wird es in Preußen keine feudalen Rechte mehr geben.“

Er hätte sein Reformwerk wohl auch zu gutem Ende geführt, wenn ihm Friede beschert gewesen wäre. — Ihn hatte die Natur für das Friedenswirken erschaffen; kriegerische Vorgänge wirkten lähmend auf die Kräfte seines Geistes und Herzens. Dies kann man beklagen; aber wer dürfte ihm um deswillen

grollen? — Wie möchten wohl seine radikalen Beurteiler fahren, wenn man den Maßstab der Vollkommenheit nach allen Richtungen hin in bezug auf die aus ihrer Lebensstellung sich ergebenden Anforderungen an sie anlegte? —



Die Kinder Friedrich Wilhelms III. im Schloßgarten zu Charlottenburg.
Nach einem Kupferstich aus dem Jahre 1805.

Leider wird auf dem Gebiete der Geschichte nur gar zu oft eine Wahrheit nicht beachtet, die Shakespeare in dem Worte unsrer Beachtung nahe legt:

„Genug, wenn Fehler sich mit größ'rer Tugend decken,
Die Sonn' erzeugt das Licht und hat doch selber Flecken."

Anmutig und allverehrt waltete inzwischen die Königin im häuslichen Kreise. Es ist erwähnt worden, daß Luise bei ihrem ersten Zusammentreffen mit Friedrich Wilhelm diesem wie „ein Gebild aus Himmelshöhen" erschienen war. Jener Zeit mit feiernden Worten gedenkend, sagte er später, Luise sei ihm in der Ehe mehr noch gewesen als während der Zeit des Brautstandes.

Die Zahl der Kinder war auf vier gestiegen: Fritz, Wilhelm, Karl und Charlotte. Auch ihnen gegenüber erscheint die Fürstin als Bild selbstloser Liebe und Hingabe.



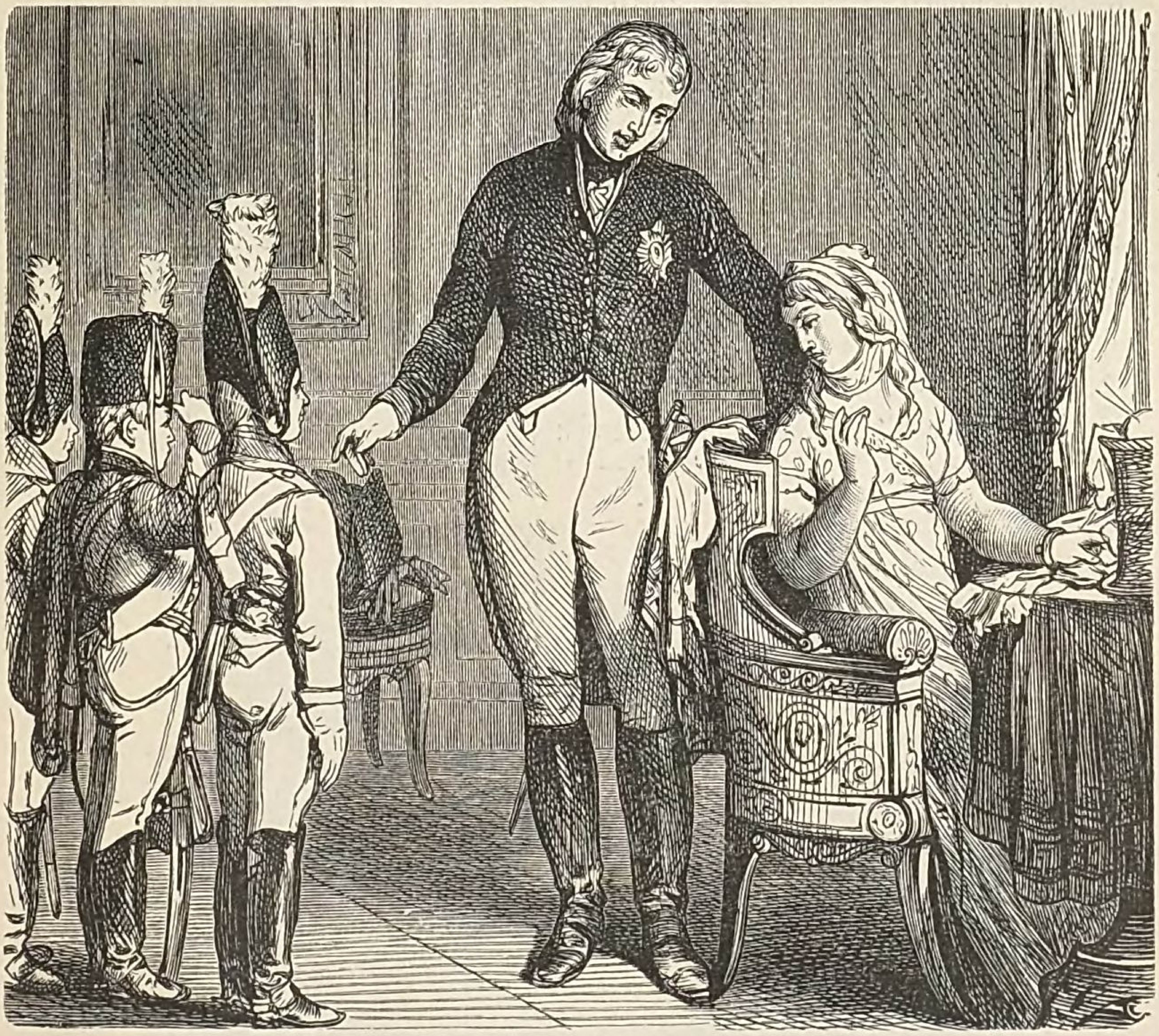
Das Einexerzieren der Prinzen durch Bennstein.

Kaum läßt sich eine anmutigere Pflege echt deutschen Familienlebens denken, als sie zu jener Zeit abwechselnd im kleinen königlichen Palais zu Berlin und in Paretz stattfand, wo sich Luise als „gnädige Frau von Paretz" so glücklich fühlte und der König sich scherzhaft als den „Schulzen von Paretz" bezeichnete.

Als erste Exerziermeister des Prinzen Wilhelm sind im Gedächtnis der königlichen Familie der Feldwebel Clery und der Unteroffizier Bennstein geblieben. Der König bemerkte es mit Wohlgefallen, daß sein Sohn mit Eifer und Ausdauer die Übungen betrieb. Wie strahlten des Prinzen Augen, als er in seinem siebenten Jahre eines Morgens auf seinem Bettstuhl eine Husarenuniform

liegen sah. In seinem neunten Jahre erhielt er das Kleid des Ulanen, und er erscheint von da an abwechselnd in Husaren- oder in Ulanenuniform.

Freudig mag es die Königin erregt haben, als ihr der geliebte Gatte eines Tages in seinen „kleinen Rekruten" solche fürstliche Zukunftssoldaten vorstellte. Der älteste der Prinzen, in dem wir den späteren kunstsinnigen König Friedrich Wilhelm IV. erkennen, trug wohl weniger das Zeug zu einem Kriegshelden in sich; dagegen hat sich die militärische Befähigung bei dem



Der König stellt seiner Gemahlin drei neue Rekruten vor.

Prinzen Wilhelm und auch bei dem jüngeren Prinzen Karl in hohem Grade kundgegeben.

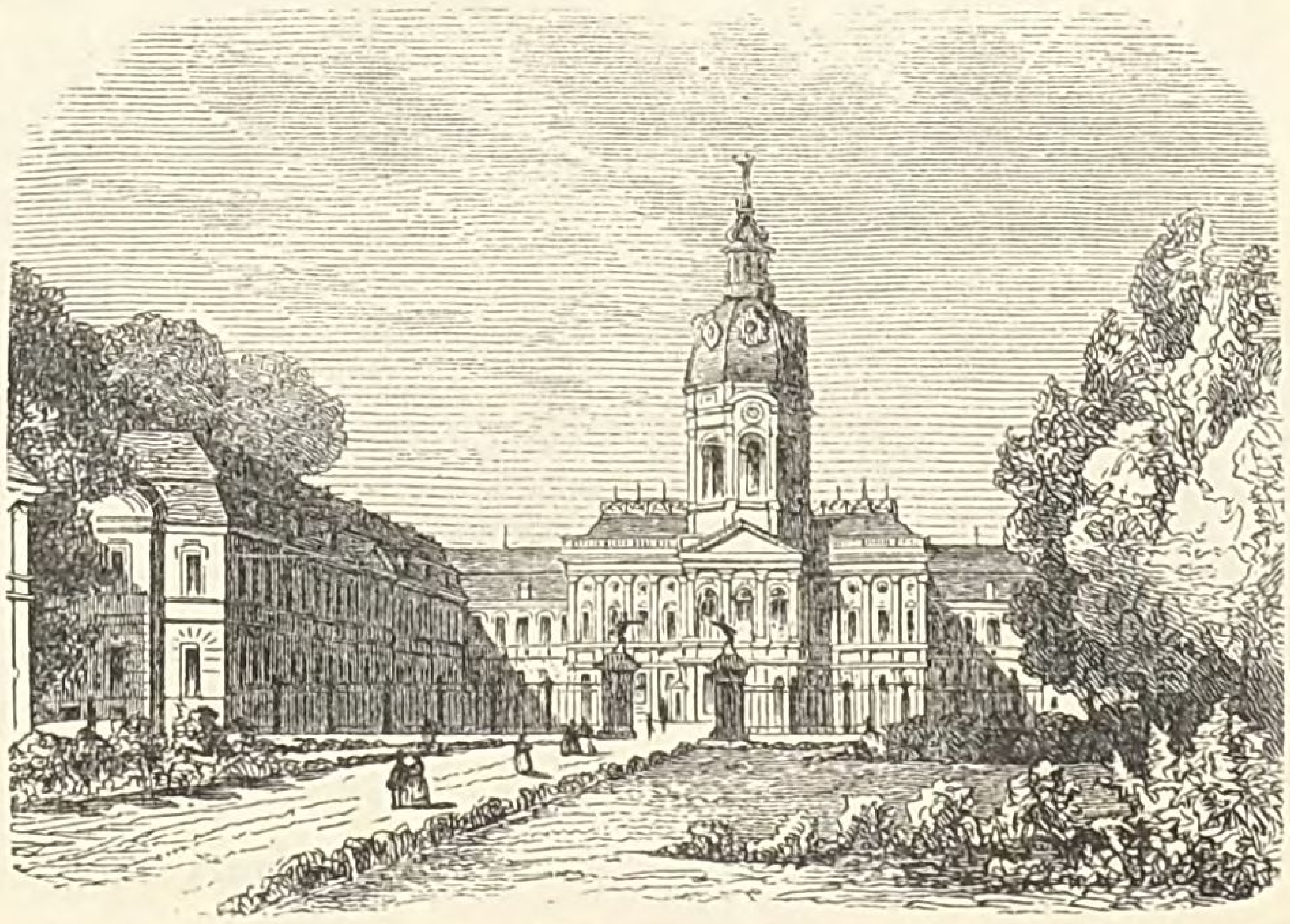
Wie ein Idyll liest sich die Schilderung des Lebens des kronprinzlichen Paares in dem unweit Potsdam an der Havel gelegenen Lustschlößchen Paretz.

So hieß es auch eines Tages, wo auf der Pfaueninsel im Freien gespeist worden war, nach aufgehobener Tafel: „Wo sind die Kinder?" Die Antwort war: „Sie spielen dort an der Landzunge auf der Wiese", und bittend fragte die Königin: „Liebster Freund, könnten wir sie nicht überraschen?"

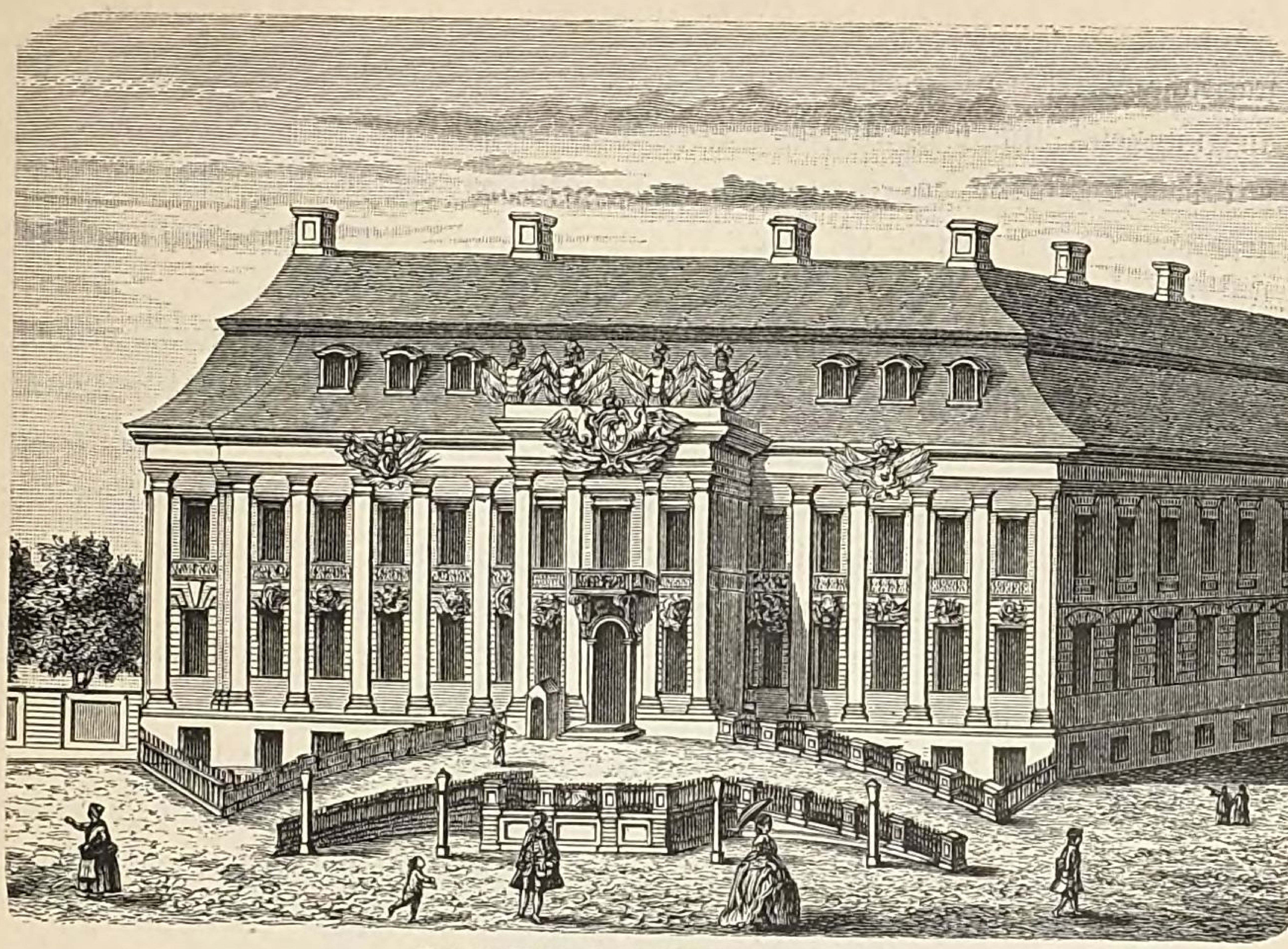
Der König erklärte sich damit einverstanden; „nur müßten wir“, sprach er, „um das zu können, im Kahn durchs Rohr fahren.“ Er selbst ergriff das Ruder, die Königin stand im Kahne und lispelte: „Stille, stille!“ Glücklich kamen sie, ohne bemerkt worden zu sein, dicht bei den Kindern ans Ufer.

Die Freude war groß; man hätte glauben sollen, die Kinder hätten die lieben Eltern tagelang nicht gesehen. Der Kronprinz, neugierig, zu wissen, auf welche Weise sie so überrascht worden wären, fragte den König: „Wo sind Sie hergekommen, Papa?“ — „Durchs Rohr“, antwortete der Vater. „Scharmant!“ sagte der Kleine. — „Warum?“ — „I! — im Rohr lassen sich gut Pfeifen schneiden.“ — „Wie meinst du das?“ — „Kluge Leute wissen die Umstände zu ihrem Vorteile zu benutzen.“ — „Wenn du nun jetzt für dich ‚eine Pfeife schneiden‘ solltest, was würdest du dir vor allem wünschen?“ — „Dann würde ich bitten, daß wir hier auf der Wiese unsre Abendmilch einnehmen dürften, und alle, alle froh zusammenblieben!“ Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt.

Die Zeit nahte, in der über Land und Volk, über den König und dessen Familie schwere Prüfungen hereinbrechen sollten.



Schloß zu Charlottenburg.



Palais König Friedrich Wilhelms III.

Heimsuchungen.

Der Zaubertrank des Ruhmes hatte in den Franzosen die Geneigtheit, sich in erster Reihe der Friedensarbeit hinzugeben, gänzlich erstickt. War doch auch zwischen ihnen und Napoleon ein geheimer Pakt abgeschlossen, der diesen verpflichtete, seinem Volke unaufhörlich Gelegenheit zu bieten, sich in Kriegsruhm zu berauschen.

Nachdem Napoleon sich im Jahre 1805 zum König von Italien proklamiert hatte, hielten die europäischen Großmächte es für unerläßlich, einen weiteren Machtzuwachs Frankreichs zu verhindern, und es vereinigten sich England, Österreich, Rußland und Schweden zum Zwecke der Bekämpfung Frankreichs. Schweden brauchte von Napoleon kaum in Anschlag gebracht zu werden, England war nur gefährlich zur See —, er hatte es demnach in der Hauptsache auf dem Festlande mit Österreich und Rußland zu thun.

Jene Mächte mühten sich, Preußen zum Eintritt in die Koalition zu bewegen, während Napoleon die Aufforderung an Friedrich Wilhelm richtete, mit ihm ein Schutz- und Trutzbündnis abzuschließen.

Preußen war damals in der That ein begehrenswerter Bundesgenosse, verfügte es doch über ein gut einexerziertes Heer von 150 000 Mann. Eine so

stattliche Streitkraft begehrte Napoleon in dem bevorstehenden Kampfe für sich auszunutzen. Kommt Zeit, kommt — Rat! dachte der Imperator. Habe ich mit dem Beistande des streitbaren Bundesgenossen meine Widersacher niedergeworfen, dann kommt er, „der Mohr, der seine Schuldigkeit gethan“, an die Reihe!

Obwohl Friedrich Wilhelm das Gaukelspiel durchschaute, schwankte er doch unentschieden hin und her. — Inzwischen fielen aber die Würfel. Napoleons Kolonnen marschieren ungescheut durch das neutrale Gebiet der Fürstentümer Ansbach und Baireuth. Natürlich machte diese Verletzung preußischer Landesteile in Berlin böses Blut; aber zu einem entschlossenen Aufraffen kam es auch jetzt noch nicht. Männer wie Stein meinten, es sei der Deutschen erste und oberste Pflicht, dem feindlichen Auslande gegenüber getreu zusammenzuhalten. Daher solle man Österreich gegen den Mann beistehen, der es doch offenbar darauf abgesehen habe, einen Nachbar nach dem andern zu bewältigen.

Der König hatte den 15. Dezember (1805) als den Tag angesetzt, an welchem er Frankreich, falls es ihm bis dahin nicht gelungen sei, durch Verhandlungen den Frieden herbeizuführen, den Krieg erklären wolle.

Napoleon, durch Spione davon unterrichtet, beeilte sich nun um so mehr mit seinem Angriff auf die österreichisch-russische Macht. Am 2. Dezember schlug er bei Austerlitz seine Gegner aufs Haupt. Damit war das Bündnis gegen ihn gesprengt, Österreich sah sich genötigt, Frieden mit Frankreich zu schließen, durch den es weitere tausend Geviertmeilen Landes mit 3 Millionen Einwohnern einbüßte.

Hierdurch gestaltete sich die Lage Preußens Frankreich gegenüber überaus mißlich. Einen namhaften Bundesgenossen zählte es vielleicht — Alexander I.; aber auf einen wirksamen Beistand Rußlands, dessen Heer bei Austerlitz eine so empfindliche Niederlage erlitten hatte, war sobald nicht zu zählen. Haugwitz suchte daher eine Verständigung herbeizuführen, und sein König mußte sich dazu verstehen, in Umtausch gegen Hannover Ansbach-Baireuth, Kleve und die bergischen Lande an Murat, Neufchatel an Berthier abzutreten. — Der Friede zu Preßburg gab Veranlassung zur gänzlichen Auflösung des tausendjährigen Deutschen Reiches und zur Bildung des Rheinbundes. Sechzehn deutsche Fürsten schlossen diesen unnatürlichen Bund mit dem deutschen Reichsfeinde.

Um England günstig für sich zu stimmen, ließ Napoleon ihm mitteilen, daß er bereit sei, dem Könige von England wieder zu dem Kurfürstentume Hannover zu verhelfen.

Mußte ein solches Verfahren, als es in Preußen bekannt wurde, nicht als eine dem ganzen Lande zugefügte Schmach empfunden werden? Männer wie Stein, Blücher, Scharnhorst beklagten es nunmehr laut, daß man den

günstigen Zeitpunkt zum Losschlagen versäumt habe. Auch sie hielten dafür, daß der Kampf gegen Napoleon unvermeidlich geworden sei, und sie wünschten seinen Beginn je eher, um so lieber, da Napoleons Machtstellung mit jedem Tage gewaltiger ward.

Im Frühling des Jahres 1806 erschien eine Schrift unter dem Titel: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung". Den Versender derselben, den Buchhändler Palm in Nürnberg, ließ Napoleon erschießen. —



Prinz Louis Ferdinand. (Zu S. 52.)

Preußen verlangte nun von Napoleon, er solle seine Truppen — es standen deren 150000 auf deutschem Gebiete — aus Deutschland zurückziehen, die Bildung eines norddeutschen Bundes nicht durch Bedrohung der kleinen Fürsten hindern und Wesel an Preußen zurückgeben. Darauf erklärte Napoleon an Preußen den Krieg. Die preußische Kriegserklärung erfolgte am Tage darauf.

Wie sah es nun mit den Heereskräften hüben und drüben aus? — Preußen konnte für den bevorstehenden Kampf 150000 Mann verwenden Napoleon gebot, mit Einschluß der ihm jetzt zur Verfügung stehenden Rheinbundstruppen, über 200000 Mann. Auf ihn, den Schlachtenmeister, blickten siegesgewiß die unter ihm fechtenden Scharen.

Dem unvermeidlich gewordenen Kriege sah man in Preußen keineswegs mit Bangen entgegen. Denn nicht die jüngeren preußischen Offiziere allein

oder die alten Haudegen aus den Zeiten des großen Friedrich sehnten den Krieg herbei, auch ein guter Teil des preußischen Volkes hielt denselben für eine leichte Sache, deren guter Ausgang nicht ausbleiben könne. Diese Hoffnungen teilten jedoch ruhig denkende Männer durchaus nicht. Der König gehörte zu diesen wenigen. Er wußte sehr wohl, was man wagte. Auch sein Glaube an die Zuverlässigkeit seiner paar Verbündeten stand auf schwachen Füßen. Fast zehn Jahre lang hatte man die Deutschen im Süden, Westen und Osten sich selbst überlassen — durfte man sich jetzt wundern, wenn sie nun mit ihren neuen Bundesgenossen, den Franzosen, gegen Preußen auftreten würden? Nur der Kurfürst Friedrich August von Sachsen hatte sich Preußen angeschlossen und eine Armee von 22000 Mann zu dem preußischen Hauptheere stoßen lassen. Der andre Verbündete, der Kurfürst von Hessen-Kassel, wollte mit seinen paar Tausend Mann erst dann herbeikommen, wenn den Preußen das Glück hold gewesen. Die Russen dagegen — ach! die waren noch weit entfernt, und die Ankunft derselben konnte man nicht abwarten. Der Krieg aber stand vor der Thür, und der Herbst nahte heran.

Das Heer war marschbereit: ein schönes, stattliches Heer. Der König redete die Truppen an und ermahnte sie, die Ehre des Vaterlandes zu wahren. Bald jedoch gingen üble Nachrichten ein, denen noch viel üblere folgen sollten. Den Franzosen gelang es, einen preußischen Heerhaufen bei Hof zu überfallen und auseinander zu sprengen. Hierauf warfen sich die Sieger bei Saalfeld auf die Vortruppen der preußischen Hauptarmee. Entschlossen nahm der ritterliche Prinz Louis Ferdinand mit bedeutend geringerer Macht den ihm gebotenen Kampf an; aber in wenigen Stunden war seine Schar auseinander gesprengt, er selbst bezahlte seine Kühnheit mit dem Leben.

Am 14. Oktober erfolgte die entscheidende Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt. Das Hauptheer wurde bei Auerstädt von dem Herzoge Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der andre Heeresteil bei Jena vom Fürsten von Hohenlohe befehligt. Der König, der sich im Hauptheere befand, setzte sich unerschrocken allen Gefahren des Kampfes aus. Gleich beim Beginn desselben wurde der Herzog von Braunschweig gefährlich verwundet. Da kamen Fliehende von Jena her und brachten die Nachricht, daß Hohenlohe dort völlig geschlagen sei. Nun erfolgte eine vollständige Auflösung des Heeres. So waren an einem Tage zwei preußische Heere, wenige Stunden voneinander, geschlagen worden.

Der größere Teil des geschlagenen preußischen Heeres war, vom Feinde verfolgt, Magdeburg zugeeilt, hatte dort die Elbe überschritten und sich dann der unteren Oder zugewendet. Eingeholt, gab sich Fürst Hohenlohe am

28. Oktober mit 10000 Mann den Franzosen gefangen. Blücher schlug sich mit 20000 Mann bis Lübeck durch. Er rettete die preußische Waffenehre, doch mußte auch er nach längerem vergeblichen Widerstande bei Travemünde die Waffen strecken.



Fr. Wilh: 9 Jahr alt 1806

Das Verhängnis hatte weiter seinen Verlauf genommen. Während der König den östlichen Provinzen zueilte, zog am 27. Oktober Napoleon unter Kanonendonner und Glockengeläute in Berlin ein. Unermeßliche Vorräte an Waffen und Kriegsbedarf fielen den Franzosen in die Hände. Die Siegesgöttin vom Brandenburger Thore, der Degen Friedrichs II., eine Menge preußische Fahnen und andre Siegeszeichen wanderten nach Paris.

Entsetzlich war schon der Schlag gewesen, welchen Friedrich Wilhelm III. durch den Untergang seiner Armee nach ihrem ersten Zusammenstoß mit dem Feinde erlitten hatte — jetzt wurde sein Unglück noch durch Botschaften vergrößert, welche die feige Übergabe einer Zahl von Festungen teils ankündigten, teils bestätigten. Doch nicht überall befehligten Kleinmütige und Feiglinge. Die Kommandanten von Neiße und Glatz schlossen mit den Feinden ehrenvolle Verträge ab. Rühmlich widerstanden Silberberg, Danzig, Kolberg und Graudenz. Kolberg wurde durch den Obersten Gneisenau (unter der treuen Beihilfe Schills und Nettelbecks), Graudenz durch den greisen Courbière verteidigt.

Nun trat der Kurfürst Friedrich August von Sachsen mit Frankreich in enge Verbindung. Er erhielt in Polen ansehnliche Vergrößerung seines Besitzstandes und schloß sich dem Rheinbunde an. Napoleon verlieh ihm den Königstitel.

Wir kehren in die Zeit des Oktobers 1806 zurück. Geheimrat Delbrück befand sich am Abend des 18. mit den königlichen Kindern im Schlosse zu Schwedt. Die Königin ward erwartet.

„Die Königin kommt!“ Auf diesen Ruf eilen der Kronprinz und Prinz Wilhelm der Mutter entgegen, die soeben die Schloßtreppe hinaufsteigt. Sie umarmt ihre Söhne und küßt sie unter Thränen. In vielen Schilderungen dieses Vorgangs befindet sich eine längere Rede aufgeführt, die nach Delbrück die Königin dabei an die beiden Prinzen gerichtet haben soll. Die Fassung der Rede hat ganz neuerdings eine Berichtigung erfahren, und zwar von keinem geringeren Manne als — vom Kaiser Wilhelm.

Die Berichtigung lautet: „Als die Königin uns (die beiden ältesten Prinzen) im Schlosse von Schwedt auf unsrer Fluchtreise einholte und wir ihr auf der großen Treppe entgegeneilten, blieb sie stehen, umarmte uns und sagte etwa folgende Worte: „Ihr seht mich in Thränen; ich beweine das schwere Geschick, das uns betroffen hat! Der König hat sich in der Tüchtigkeit der Armee und ihrer Führer geirrt, und so haben wir unterliegen sollen und müssen flüchten.“

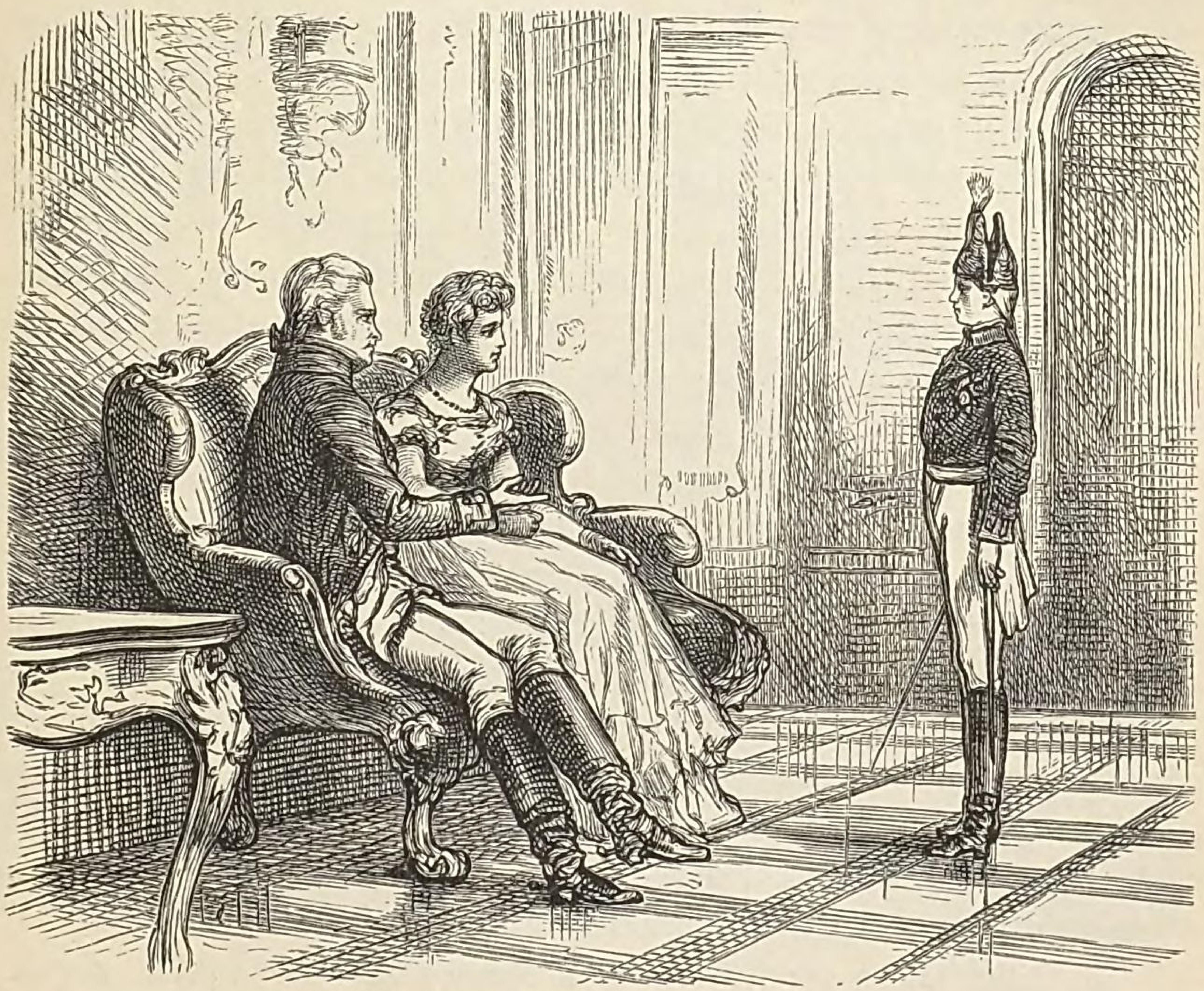
In Küstrin traf die Königin mit ihrem Gemahl zusammen. Von dort begab sich die königliche Familie nach Königsberg, woselbst sie Ende Oktober eintraf. Unter welchen Erschütterungen sahen die Prinzen die königlichen Eltern! Seufzer, Thränen und Jammerlaute, vor der Welt verborgen gehalten, verrieten ihnen die Größe des über das Vaterland hereingebrochenen Unglücks.

In der schwersten Lage ihres Lebens schrieb die Königin ihrem Vater: „Glauben Sie nicht, daß Kleinmut mir das Herz beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über alles erheben; der erste ist der Gedanke: wir sind kein

Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns; der zweite: wir gehen mit Ehren unter."

Luise war es gewesen, die es bewirkt hatte, daß der König nicht dumpfer Verzweiflung anheimfiel; sie verwaltete das priesterliche Frauenamt, linderndes Öl in des Gatten Herzenswunden zu gießen. Ganz paßt auf sie das Wort des großen britischen Dichters:

„So lieblich küßt die gold'ne Sonne nicht
Die Morgenperlen, die an Rosen hangen,
Als ihrer Augen helles Strahlenlicht
Die Nacht des Grams vertilgt auf ihres Gatten Wangen."



Prinz Wilhelm stellt sich seinen Eltern als Offizier vor.

In der Provinz Preußen sollte der Kampf gegen Napoleon noch einmal aufgenommen werden, und es wurden Vorbereitungen dazu im Winter von 1806—1807 getroffen. Angesichts des bevorstehenden neuen Feldzugs ward Memel als Aufenthaltsort für die Königin und ihre Kinder ausersehen. Am Neujahrstage rief der König den Prinzen Wilhelm zu sich und sagte ihm: „Da an deinem Geburtstage vielleicht keine Gelegenheit sein wird, dich ordentlich einzukleiden, weil ihr nach Memel gehen sollt, so ernenne ich dich schon heute zum Offizier und habe dir auch eine Interimsuniform anfertigen lassen."

Wie es in der königlichen Familie in äußerlicher Beziehung zu Memel erging, erfahren wir aus den Aufzeichnungen des damaligen Hofpredigers Dr. Eylert. „Es gab", berichtet er, „Augenblicke, wo beim Mangel an barem Gelde für die täglichen Ausgaben nur noch das Unentbehrlichste übrig blieb."

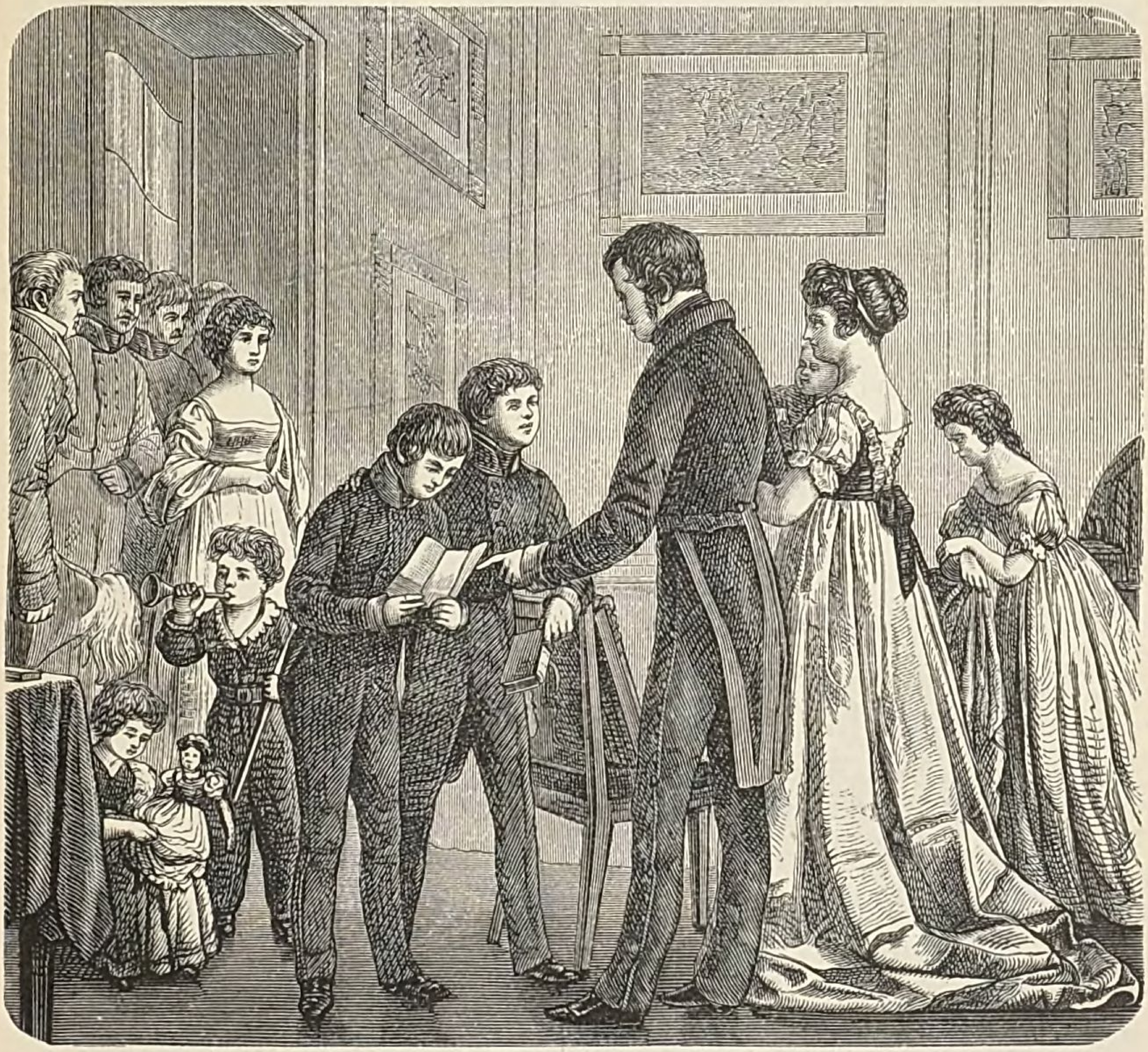
Ihrem Vater schrieb die Königin: „Für unsre Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in der Jugend kennen lernen. Wären sie im Schoße des Überflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen könne, sehen sie an dem ernsten Angesichte des Vaters und an der Wehmut und den öfteren Thränen der Mutter."

Inzwischen hatte der neue Kampf angehoben. Der Ausgang der blutigen, unentschieden gebliebenen Schlacht von Preußisch-Eylau (am 7. und 8. Februar 1807), in welcher auf beiden Seiten 40000 Mann gefallen waren, mochte Napoleon, wiewohl er sich den Sieg zuschrieb, doch bedenklich gemacht haben. Er bot dem Könige einen vorteilhaften Frieden an, falls derselbe bereit sei, sich vom Kaiser Alexander zu trennen und dem Rheinbunde beizutreten. Friedrich Wilhelm dachte jedoch zu ehrenhaft, um durch Untreue gegen einen Bundesgenossen Vorteile für sich zu gewinnen. Begreiflich verstärkte die Ablehnung den Groll Napoleons gegen den König.

Neue Anstrengungen erfolgten nun auf beiden Seiten. Am 13. Juni wurde die Schlacht bei Preußisch-Friedland geschlagen, aus der Napoleon als Sieger hervorging. Was er vergebens dem Könige von Preußen angeboten hatte, schlug er jetzt dem russischen Kaiser vor: Abfall von seinem bisherigen Bundesgenossen und Eingehen eines Bündnisses mit ihm. Alexander lohnte die Treue Friedrich Wilhelms nicht in gleicher Weise. Er trat von dem Bündnis mit Preußen zurück, nahm die ihm gebotenen Vorteile aus der Hand des bisherigen Feindes an und beschwichtigte sein Gewissen damit, daß er Napoleon anging, mit Preußen, über welches derselbe nun unumschränkte Gewalt gewonnen hatte, nicht gar zu hart zu verfahren.

Zu Tilsit sollten die Friedensverhandlungen zu Ende geführt werden. Sie begannen unter sehr ungünstigen Umständen. Trotz des Unglücks, das ihn betroffen, bewahrte der König Festigkeit und Würde. Erkennt doch selbst Thiers an, daß Friedrich Wilhelm sich in keiner Weise vor dem Sieger erniedrigt habe. Dadurch aber fühlte sich Napoleon, der die Schmeicheleien der Rheinbundsfürsten und die Bewunderung Alexanders eingeerntet hatte, verletzt. Da wurde in der Umgebung des Königs die Meinung ausgesprochen, der Königin möchte es wohl gelingen, den Sieger günstiger für Preußen zu stimmen. Luise unterzog sich der schweren Aufgabe, den Gewaltigen um Schonung und Großmut zu bitten. Auf seine Vorwürfe betreffs der Überschätzung

der preußischen Machtmittel antwortete sie echt königlich: „Sire, dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt, uns über unsre Kräfte zu täuschen.“ Sie that alles, was sich thun ließ; doch vergeblich war ihr Bemühen, Napoleon blieb unbeugsam. Die Königin schämte sich jener bitteren Augenblicke nicht, und auch den teuer erkauften Frieden empfand sie nur wie ein schweres Schicksal, keineswegs als eine Schmach.



Prinz Wilhelm empfängt das Patent als Sekondeleutnant. (Zu S. 58.)

Friedrich Wilhelm III. verlor im Frieden zu Tilsit (9. Juli 1807) alle Provinzen zwischen Elbe und Rhein und einen großen Teil seines polnischen Gebietes, nebst Danzig und Thorn, somit die größere Hälfte seines Landes; er mußte sich außerdem verpflichten, fast unerschwingliche Kriegskosten (140 Millionen Frank) aufzubringen. Alle Festungen wurden dem verhaßten Feinde überliefert, und man mußte es geschehen lassen, daß Napoleon mehrere derselben, darunter das wichtige Magdeburg, dem neugeschaffenen Königreiche Westfalen einverleibte. Bis die hohe Kriegsentschädigung erlegt sei, sollte eine französische Okkupationsarmee von 200 000 Mann auf Landeskosten Preußen besetzt halten.

Nachdem die tiefste Stufe des Ungemachs für das Königshaus und das Land erreicht war, sehen wir von nun an im preußischen Volke einen Geist sich regen, der wie Frühlingswehen eine bessere Zeit verkündete. Es galt auch für das Volk das Wort der Königin: „Der politische Glaube ist wie der religiöse: eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet und nicht siehet.“

Aus dieser Zeit schwerer Prüfungen rührt jene in ihren Folgen so bedeutungsvolle Wechselwirkung zwischen Preußens Volk und Königshaus her. Wahrhaft wunderbar wirkte namentlich alles, was über die Königin im Lande bekannt ward. Gleich ihr ist wohl selten eine Landesmutter hochgehalten und verehrt worden. Das Wehen eines neuen Geistes empfand auch Prinz Wilhelm in der Zeit seines Lebens, in welcher Eindrücke entscheidend auf Charakterbildung und Sinnesweise wirken. Welcher Art damals sein Wesen war, erfahren wir aus jenem Briefe der Königin an ihren Vater. „Unser Sohn Wilhelm wird“, schreibt sie, „wenn nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach bieder und verständig.“ Ernst war der Grundzug seines Wesens, anhaltender Fleiß machte den Unterricht, den er empfing, fruchtbar.

Am 3. Oktober 1807 stand der Prinz Wilhelm zum erstenmal bei einer Revue seines Truppenteils in Memel in der Front, und zu Weihnachten 1807 erhielt er unter dem Christbaum das Patent als Sekondeleutnant; bei der Rückkehr nach Königsberg am 21. Januar marschierte er mit der Garde ein und machte von da ab alle Exerzitien seines Bataillons mit.

Mit unverhehlter Freude begrüßte die Königin den Entschluß ihres Gemahls, den Reichsfreiherrn vom Stein, einen der besten Männer, einen Edelmann von echt deutschem Schrot und Korn, mit der Mission zu betrauen, dem schwer krank daniederliegenden Staate die Dienste eines wachsamen, weitschauenden Arztes zu widmen. Unter den schöpferisch umbildenden Händen Steins drang frischer Odem in den Staatskörper ein, und die wohlthätige Umwandlung ließ sich im kräftigen Pulsschlage des Genesung verkündenden Volkslebens erkennen. Aber es waren noch schwere Jahre zu durchleben.

Die Erziehungsmethode des edlen Pestalozzi hatte der Königin lebhafte Aufmerksamkeit erregt. Auf ihren Wunsch ward Karl August Zeller, ein bewährter Schüler Pestalozzis, nach Königsberg berufen und ihm die Leitung des Schulwesens daselbst anvertraut. Die Prinzen empfingen von ihm Unterricht, und der treffliche Mann hatte sich in steigendem Maße der Huld des Monarchen und seiner Gemahlin zu erfreuen. Auch Professor Reimann, welcher den Prinzen seit 1809 Unterricht erteilte, entbehrte nicht der Anerkennung des fürstlichen Ehepaares. Mit diesem Jahre nahm die Fortbildung einen mehr militärischen Charakter an. Major Pirch ward herangezogen, und Generalmajor von Diericke trat als Gouverneur dem Prinzen näher.



Am Totenbette der Königin Luise von Preußen. (Zu S. 61.)

Im Jahre 1809 kehrte die königliche Familie nach Berlin zurück. Die Berliner bereiteten dem Königspaare einen treueste Verehrung bekundenden Empfang. Der Kronprinz und Prinz Wilhelm marschierten mit dem Garde-regiment zu Fuß in die festlich geschmückte Hauptstadt ein.

Einzelne Worte der Königin aus dieser Zeit bekunden, von welcher Art von Vorstellungen und Empfindungen sie beherrscht ward. An ihren Vater schrieb sie: „Ist doch alles in dieser Welt nur Übergang. Doch wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir an jedem Tage reifer und besser werden.“ Solche Worte schienen Ahnungen ihres nahen Todes zu verraten.

Wenige Tage nach dem Einzuge der königlichen Familie in Berlin richtete Prinz Wilhelm an seinen bisherigen Lehrer Zeller in Königsberg einen Brief, der von den Nachkommen Zellers wohl aufbewahrt worden ist. Er legt Zeugnis ab sowohl über die Denkart des jungen Prinzen wie über den Geist der Erziehung, der in dem königlichen Hause waltete. Der Brief lautet:

„Lieber Vater Zeller! Ich danke Dir von ganzem Herzen für das Gute, das Du uns erwiesen hast, indem Du uns in den Bund mit Gott aufgenommen und uns mit Deiner Methode bekannt gemacht hast. Ich denke noch oft an die Tage mit Freuden zurück, die wir im Institute zugebracht haben, und besonders an den letzten. Er soll mir unvergeßlich sein. Ich bitte Dich, den Herrn Grieb, Funk, Schirmacher, Kolbe und das ganze Institut zu grüßen. Lebewohl, lieber Vater,

Dein Dich liebender Sohn Wilhelm.“

Dem Prinzen Wilhelm stand für sein nächstes Lebensjahr ein Leid bevor, das tiefer griff als alles, was bisher Schmerzliches ihm widerfahren war. Lebhaft war in der Königin nach ihrer Rückkehr in die Residenz der Wunsch erwacht, ihrem Vater einen Besuch zu machen. In der letzten Juniwoche des Jahres 1810 traf sie in Strelitz ein. Als bei Gelegenheit einer Hof-vorstellung einige Damen, die sie von früher kannte, und denen sie sich vertraulich näherte, mit Wohlgefallen sich über die Perlen, den einzigen Schmuck, den sie trug, äußerten, da sagte sie: „Ich liebe sie auch sehr und habe sie zurückbehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten hinzugeben. Sie passen für mich; denn sie bedeuten Thränen, und ich habe deren so viele vergossen.“

Bald darauf erkrankte die Königin in dem väterlichen Schlosse Hohenzieritz. Da die Krankheit einen ernsten Charakter annahm, wurde ein Eilbote an den König gesandt. In der Nacht vom 18. bis 19. Juli sagte die Königin zu ihrem Arzt, dem trefflichen Heim: „Ach, bedenken Sie, wenn ich dem König stürbe und meinen Kindern!“ — Als sie dies sprach, befand sich der König bereits in der Nähe von Hohenzieritz; früh 5 Uhr traf er daselbst ein.

Schon stand — herzzerreißendes Weh für den König! — der Tod auf dem Angesichte der geliebten Gattin geschrieben. „Und doch“ — so berichtet eine Hofdame — „wie empfing sie den Gemahl, mit welcher Freude umarmte und küßte sie ihn, und er weinte bitterlich.“ — „Wer ist mit dir gekommen?“ fragte sie. „Fritz und Wilhelm.“ „Ach Gott, welche Freude!“ sagte sie. Der König fühlte ihre Hand in der seinen zittern. Als er auf wenige Augenblicke das Zimmer verließ, um Fassung zu gewinnen, sagte sie: „Der König thut, als wolle er Abschied nehmen; sagt ihm, er solle das nicht, sonst sterbe ich sogleich.“ Der König führte den Kronprinzen und den Prinzen Wilhelm an das Bett der Schwerkranken. Mit seelenvollen Blicken ihre Söhne anschauend, sagte die Königin: „Ach, lieber Fritz, lieber Wilhelm! Seid ihr da?“ Die Prinzen knieten an dem Bett der Mutter nieder. Heim hörte sie laut weinen. Sie gingen und kehrten zurück, sobald die Brustkrämpfe, die abwechselnd auftraten, die Leidende auf kurze Zeit zur Ruhe kommen ließen. So nahte die neunte Stunde — die Todesstunde. Ihre Kräfte schwanden rasch dahin; noch einmal richtete sie die Augen gen Himmel und sagte: „Ich sterbe, Herr Jesus, mach' es leicht!“ — Noch einen Atemzug, und ihr Herz schlug nicht mehr.

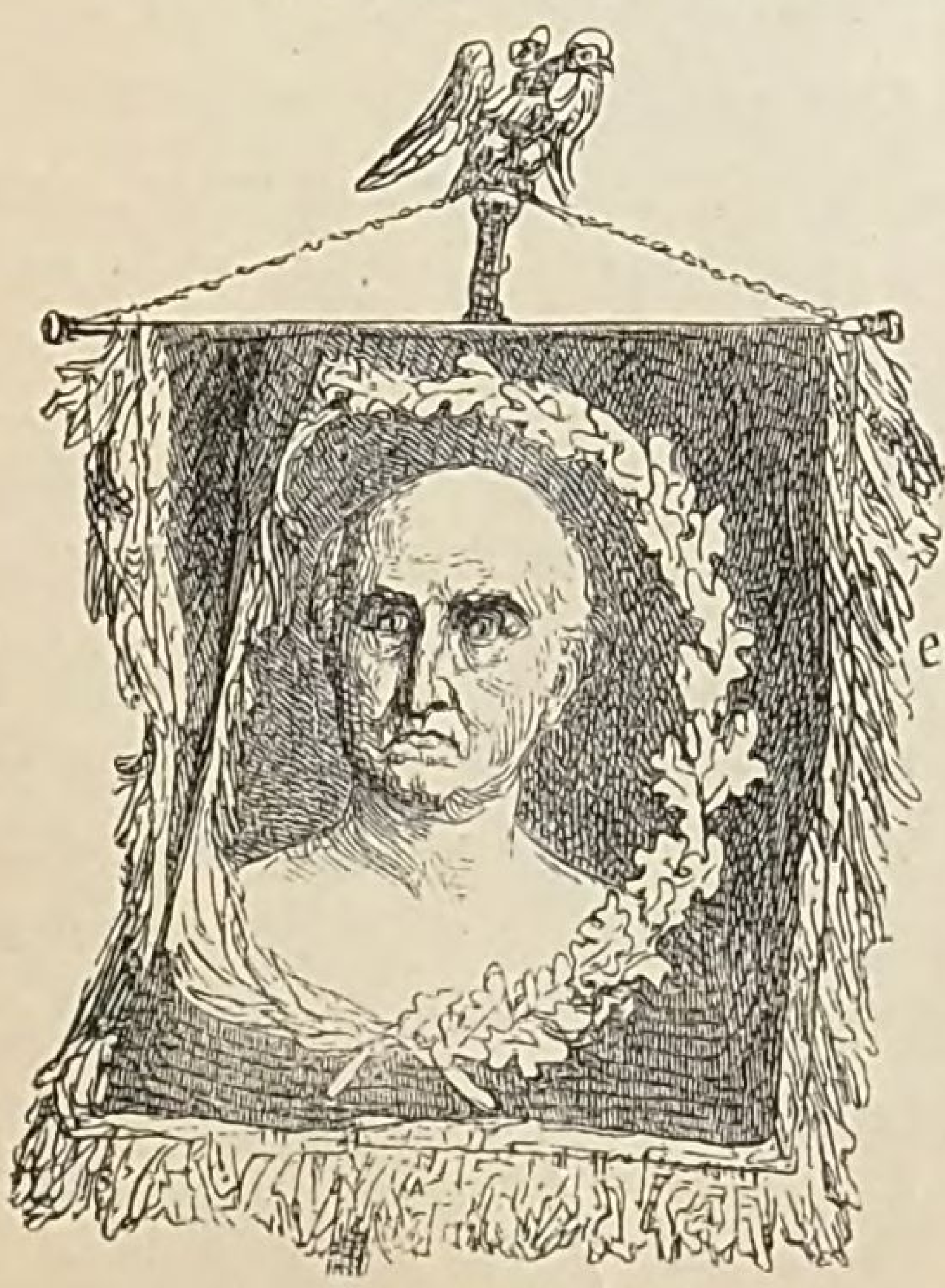
Unter Küssen und Thränen drückte der Gatte seiner Luise die Augen zu — „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunklen Bahn so treu geleuchtet.“



Prinz Wilhelm als Garde-Premierleutnant 1809. (Zu S. 61.)



Sonnenniedergang
und Sonnenaufgang.



Zeit des Reformwerkes.

em Könige hatte während der Tage der Prüfungen ein liebevolles Weib als tröstender Engel zur Seite gestanden. Jetzt war von dem Geschick die Herrliche dem Gatten, dem Monarchen, dem Vaterlande in der Blüte ihrer Jahre entrissen.

„Rose, schöne Königsrose,
Hat auch dich der Sturm getroffen!“

Ja, der Sturm, der Preußens Niedergang herbeigeführt, den der Unterdrücker Europas auf Preußen geleitet: er hatte die Königin in das Herz getroffen. „Unsre Heilige ist im Himmel!" rief, überwältigt von Schmerz, Blücher, und von da ab entbrannte sein Gemüt mehr noch als bisher von ingrimmigstem Zorn gegen Napoleon. Wie er, dachten und empfanden viele Patrioten.

Worauf hellsehende Männer längst gedrungen, das ging jetzt in Erfüllung und hallte wider in dem Herzen Friedrich Wilhelms III.: Erweckung der Volksseele zu neuem Leben von innen heraus, gefördert durch freisinnige Regierungsgrundsätze!

Ein nicht hoch genug anzuschlagendes Glück wollte, daß Preußen damals Männer besaß, die vor dem in Angriff zu nehmenden Riesenwerke nicht zurückschreckten. Noch im Jahre 1807 begannen unter deren Leitung die großen Arbeiten der preußischen Reorganisationsperiode. Der erste dieser Unvergeßlichen war der schon genannte

Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein: „Treu der alten Sitte, stolz vor den Menschen, fromm und demütig vor Gott; alles Bösen Eckstein, alles Guten Grundstein, aller Deutschen Edelstein — so steht er da, ein echter Edelmann aus guter alter Zeit, ein ganzer deutscher Mann."

Alsbald begann Preußens großer Reformator seine hohen Pläne mit beispielloser Kraft zu verwirklichen. „Nur einem so festen und feurigen Geiste konnte es gelingen, in kürzester Frist, unter den Augen eines argwöhnischen Feindes, die Staatsmaschinerie umzugestalten."

Schon im Oktober 1807 erschien eine Verordnung des Inhalts: daß von nun an auch Bürger und Bauern Rittergüter erwerben dürften; die Adligen sollten dagegen ebenso gut Bauerngüter besitzen und bürgerliche Gewerbe treiben dürfen; die noch vorhandenen Reste der Leibeigenschaft sollten binnen drei Jahren im ganzen Umfange des Königreichs aufgehoben sein.

Im Jahre 1808 wurde die Verfassung der Städte neu geordnet; es wurde den Bürgern größere Freiheit und Selbständigkeit in allen sie selbst und die städtische Gemeinde betreffenden Angelegenheiten eingeräumt.

Napoleons Aufpasser sahen in Stein den Mann, der das Zeug dazu habe, ein Volk dahin zu bringen, daß es sich zum Freiheitskampf erhebe. Der Gewalthaber erließ einen förmlichen Achtspruch gegen den Reformator Preußens. Stein sei, so hieß es, ein gemeingefährlicher Mensch, der Unruhen in Deutschland anzettele, daher ein Feind Deutschlands und des Rheinbundes! Seine Güter sollten eingezogen, er selbst, wo er sich betreten ließe, verhaftet werden. Der Geächtete flüchtete nach Österreich, später begab er sich nach Rußland. Hätte sich Napoleon seiner bemächtigt, er wäre sicherlich dem Geschicke Palms nicht entgangen.

Bald nach Steins Entfernung legte der kluge und vorsichtige Staatskanzler von Hardenberg Hand an das Reformwerk. Auch unter ihm schritt die zeitgemäße Umwandlung des Staatswesens vorwärts. Es erfolgte die Aufhebung der Fronden und die Ablösung jener alten Gerechtsame, wodurch ein freier, grundbesitzender Bauernstand geschaffen wurde, dann die Einführung allgemeiner Gewerbefreiheit, die bürgerliche Gleichstellung der Juden, von denen angenommen ward, daß sie, entsprechend dem ihnen geschenkten Vertrauen und dankbar für die ihnen gebotene Wohlthat, sich als treugesinnte Staatsbürger erweisen würden, endlich die Veräußerung der Krongüter, wie auch von Grundbesitz des Staates.



Heinrich Friedrich Karl, Freiherr von und zum Stein.

Gleichzeitig arbeitete ein andrer unvergeßlicher Mann mit Einsicht und mit Glut des Herzens daran, die Wehrkraft des Volkes neu zu organisieren. Es war dies Gebhard David von Scharnhorst. Nach seinem Plane sollten von da ab alle Landeskinder, ohne Ansehen der Geburt, verpflichtet sein, für das Vaterland die Waffen zu tragen.

Nunmehr wurde „Soldat" ein Ehrentitel, Mut und Selbstvertrauen kehrten zurück, ein neuer Geist beseelte die Armee.

Von Tag zu Tag mehrte sich die Zahl Gleichgesinnter in den maßgebenden Kreisen. Zu denen, welche in Gemeinschaft mit Scharnhorst ohne

Ermüden für Verstärkung der Wehrkraft wirkten, gehörte August Wilhelm Neidhardt von Gneisenau.

Zu derselben Zeit bestrebte sich ein andrer Ratgeber des Königs, der hochsinnige Minister Freiherr Wilhelm von Humboldt, die schlummernden geistigen Elemente mittels Pflege der Wissenschaften zu wecken und zu beleben. Von ihm angeregt, gab sich allerorten ein wissenschaftlicher Wettstreit der besten Kräfte kund.

Auch im übrigen Deutschland begann das Gefühl für das gemeinsame Vaterland wieder reger zu werden.

An dieser Wiederbelebung vaterländischer Gesinnung hatten begeisterte Dichter und Sänger, tiefsinnige Denker und Forscher mächtigen Anteil.

Auf die Not der Zeit verweisend, wandte sich Ernst Moritz Arndt in dem Buche „Der Geist der Zeit" an die tiefsten Empfindungen des deutschen Gemüts; er mahnte mit Feuerworten, sich gegen die Fremdherrschaft zu waffnen und mit Todesmut dem neuen Feinde entgegen zu treten, wie es einst unter Armin geschehen. Friedrich Ludwig Jahn wies in seinem „Deutschen Volkstum" auf die Eigentümlichkeiten deutschen Lebens hin und entwickelte in demselben die Idee, daß die Jugend aller Stände wehrtüchtig gemacht werden müsse.

Mehr noch, als es bisher geschehen, wirkten Schillers Schriften.

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre."

Dieser Ausspruch und viele ähnliche Aussprüche unsres nationalen Freiheitssängers entzündeten in den Gemütern patriotische Glut.

Was Schiller im Reiche der Poesie erstrebt, das suchten andre zu fördern auf dem Felde philosophischer Forschung. Es seien nur genannt: Johann Gottlieb Fichte und Daniel Schleiermacher.

Damals entstand auch zu Königsberg ein sittlich-wissenschaftlicher Verein Gleichgesinnter, der Tugendbund, der den Zweck verfolgte, vaterländische Gesinnung zu pflegen.

Durch Einwirkungen solcher Art ward Preußen und mit ihm ganz Deutschland zu vaterländischem Denken und Handeln während harter Lehrjahre erzogen.

Da vernahm man von gewaltigen Kriegsrüstungen Österreichs. An eine Erhebung des ganzen deutschen Volkes zur Abschüttelung des fremden Joches war noch nicht zu denken. Norddeutschland befand sich in den Händen Napoleons und seiner Anhänger, die Volkskraft Preußens war unterbunden, Süddeutschland war vom französischen Imperator gänzlich abhängig geworden, Rußland dagegen stand im Bündnis mit ihm.

Einzelne Patrioten in Norddeutschland waren aber der Meinung, daß auf alle Gefahr hin losgeschlagen werden müsse.

In der Absicht, die von den Franzosen besetzte Hauptfestung Magdeburg zu überrumpeln, hatte der Hauptmann von Katte eine kampflustige Schar zusammengebracht; doch mißlang sein Plan, worauf der heißblütige Mann seine Streiter dem Herzog von Braunschweig zuführte, der in dieser Zeit in Böhmen patriotische Männer und Jünglinge um sich sammelte.



Ferdinand von Schill.

Der Major Ferdinand von Schill beschloß, auf eigne Faust den Volkskrieg zu entzünden. Er rückte mit 600 Husaren aus Berlin, um zunächst den Oberst von Dörnberg in Hessen zu unterstützen, der im Aufstande gegen Hieronymus von Westfalen war. Dörnbergs Unternehmen scheiterte, Schill, dem sich auf dem Zuge viele tapfere Männer angeschlossen, erreichte Stralsund. Dort erlag er der Überzahl der Feinde. Was Schill, der seine Hingabe an das Vaterland mit dem Leben bezahlte, dem Volke war, das klingt wider aus den Geibelschen Strophen:

„Fürwahr, o Schill, du warst ein echter Reiter,
Und schneller als die Zeiten ritt'st du gern;
Mit dir wie Blitze deine blanken Streiter.
Dein Jagdhorn klang: „Der Tag ist nicht mehr fern!"
Da ging der Morgen auf so rot und heiter!
Doch unter gingst du, schöner Morgenstern!"

5*

Der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig (Sohn des 1806 bei Auerstädt auf den Tod verwundeten Herzogs Wilhelm Ferdinand von Braunschweig) hatte gegen 2000 Mann um sich geschart, die wegen ihrer schwarzen Schnürröcke und der schwarzen Tschakos mit dem Totenkopfe die „Schwarzen" genannt wurden. Er rückte von Böhmen aus in Sachsen ein, schlug mehrere Abteilungen französischer und sächsischer Truppen und nahm Dresden, Meißen und Leipzig. Nach den von Patrioten genährten Hoffnungen sollte in kurzer Zeit von Hannover bis in den Harz hinein alles in Flammen stehen. Der ganze Plan stützte sich auf die zugesagte englische Landung. Sie blieb aus. Nun vermochte sich der Herzog nicht zu halten. Er schlug sich bis Elsfleth durch, wo er sich mit den Seinen auf Handelsfahrzeugen nach England einschiffte.

Die neue Erhebung Österreichs endete wiederum unglücklich für dasselbe. Das österreichische Heer ward am 5. und 6. Juli 1809 bei Wagram von Napoleon geschlagen, dem sein Sieg neue bedeutende Ländererwerbungen und Kriegssteuern einbrachte.

Das Jahr 1812.

Um dieselbe Zeit, als sich im Heiligtum der Seele des preußischen Volkes Bewegungen vollzogen, die sich bald genug zu sprechenden Thaten umwandeln sollten, fühlte sich der Zwingherr Europas gesicherter und mächtiger als je.

Seitdem ihm ein halber Weltteil zu Füßen lag, zehrte an ihm, wie Canning sagt, nur die Liebe zur Macht und zur obersten Gewalt. „Vor dieser Leidenschaft sank dahin das Gebot der Sittlichkeit, die Ehre, Liebe, Menschlichkeit." Josephine, seine erste Frau, die ihm treu und fest in den Tagen noch zweifelhaften Geschickes zur Seite gestanden hatte, sah sich von ihm auf der Höhe seines Glückes verstoßen. Er ließ sich von ihr scheiden, um einer Prinzessin aus altem Fürstenhause, die seinen ehrgeizigen Gelüsten besser dienen konnte, die Hand zu reichen. Im Jahre 1810 überraschte er das erstaunte Europa mit der Kunde von seiner Vermählung mit der Erzherzogin Marie Luise, einer Tochter des Kaisers Franz von Österreich.

Das Glück erwies sich seinem auserwählten Günstlinge hold bis zum Jahre 1811. Kein Herrscher lebte, der mächtig genug gewesen wäre, sich dem Willen des Gewaltigen mit Erfolg zu widersetzen.

Damals gehorchten dem Winke des Gewaltigen 44 Millionen Menschen; wenn man jedoch die Einwohner der von ihm abhängigen Schutzstaaten noch hinzurechnet, so verfügte der Soldatenkaiser über Gut und Blut von über 100 Millionen. — Zu Paris hatte sich der Imperator mit einem Prunk und einer Herrlichkeit umgeben, dessen sich das älteste Fürstenhaus in Europa nicht

rühmen konnte. — Die Kriegsgefährten und alten Freunde des Emporkömmlings sorgten natürlich allerorten nach besten Kräften für sich selber, so daß sie nirgends zu kurz kamen. Was sich nicht von selbst machte, das brachte schließlich der Wille des Gebieters fertig. In Schweden erlangte Marschall Bernadotte die Anwartschaft zur Nachfolge des kinderlosen Königs, weil Napoleon von einem ehemaligen Untergebenen erwarten durfte, daß er sich ihm willfährig zeigen und den englischen Schiffen den Weg durch den Sund nach der Ostsee verlegen werde.

Im Jahre 1811 stand der gewaltige Mann auf einer so hohen Staffel der Macht, daß er die Worte fallen lassen durfte, Frankreich könne dasjenige System gegen die Staaten des europäischen Festlandes anwenden, welches Großbritannien gegen die Nabobs Indiens befolge.

Nur zwei Reiche gab es in Europa, die dem Allgewaltigen zu widerstreben wagten — England und Rußland. Letzterem konnte man zu Lande beikommen; das britische Inselreich dagegen war durch seine Lage im Meere gegen den Angriff französischer Armeen gesichert; Frankreichs Flotten, welche nur noch in schwachen Überresten vorhanden waren, konnten den Engländern nichts mehr anhaben.

Voll Haß gegen den abscheulichen „Leoparden", wie Napoleon in seinem Zorne England bisweilen nannte, sann er stets auf neue Maßregeln, geeignet, den britischen Handel zu schädigen und den Verkehr Englands mit dem übrigen Europa zu vernichten, und er erfand zu solchem Endzwecke das verderbliche System der Kontinentalsperre, worunter alle Welt, selbst Frankreich, litt.

Jetzt umzog sich der Himmel noch mehr mit Gewölk. Es lockerte sich der Freundschaftsbund, den Napoleon mit Alexander von Rußland eingegangen war.

Ausschlaggebend wurden die Folgen der unhaltbar gewordenen Handelspolitik, zu welcher Napoleon seinen Bundesgenossen gezwungen. Alexander hatte jenem versprechen müssen, seinen Russen den Handel mit England zu verbieten. Aber das damals noch sehr industriearme Zarenreich sah sich geradezu auf den Verkehr mit Großbritannien angewiesen. Zuerst wurde darüber freundschaftlich verhandelt, dann kam es zu Vorwürfen; die Erbitterung wuchs, weil der Zar auch sonst Ursache zu Beschwerden hatte. War doch unter anderem von Napoleon ein naher Verwandter des russischen Kaiserhauses, Herzog Peter von Oldenburg, seines Landes beraubt worden! — Als Antwort auf diese napoleonische Gewaltthat erließ Alexander einen Ukas, welcher die Grenzsperre gegen England aufhob, dagegen die Einfuhr einer Anzahl französischer Erzeugnisse verbot.

Damit war der Krieg zwischen Alexander und Napoleon so gut wie

erklärt, und letzterer traf im Jahre 1811 ernstliche Vorbereitungen, auch Rußland die Macht seines Armes fühlen zu lassen.

Erstaunt und betroffen schaute alle Welt darein, als man vernahm, eine Armee von weit über 600000 napoleonischer Krieger bewege sich durch Deutschland der russischen Grenze zu.

Preußen wie Österreich waren (was auch Rußland anerkannte) in der Zwangslage, in ein Bundesverhältnis zu Frankreich zu treten; Preußen mußte 20000, Österreich 30000 Mann Hilfstruppen zum Kriege gegen Rußland stellen.

Das preußische Hilfsheer stand unter dem Befehle des Generals Hans Daniel von York, eines glühenden Patrioten.

Rußland hatte sich nach Kräften vorbereitet, den Feind zu empfangen. Preußische Offiziere empfahlen den Vorschlag, die Kampfweise der alten Parther und die der Germanen unter dem Cherusker Hermann nachzuahmen. Letzterer hatte bekanntlich vor 1800 Jahren die Römer unter Varus tief in das Land gelockt, ehe er den Entscheidungskampf anhob. Demgemäß waren nun Weisungen von Alexander ergangen. Die Russen verwüsteten alles Land, welches sie durchschritten, und vernichteten auf dem Wege, den der Feind einzuschlagen im Begriffe stand, alle Vorräte. Darunter litt das Heer des Weltenstürmers außerordentlich; nach Tausenden und Hunderttausenden erlagen Menschen und Tiere. Erst in der elften Woche und nach blutigen Einzelgefechten ward Moskau, die alte Reichshauptstadt, erreicht. Daselbst gedachte der Sieger seinem Heere nach so vielen Mühseligkeiten Erholung zu gönnen und nach Wiederkehr der besseren Jahreszeit die Eroberung des Zarenreichs zu vollenden.

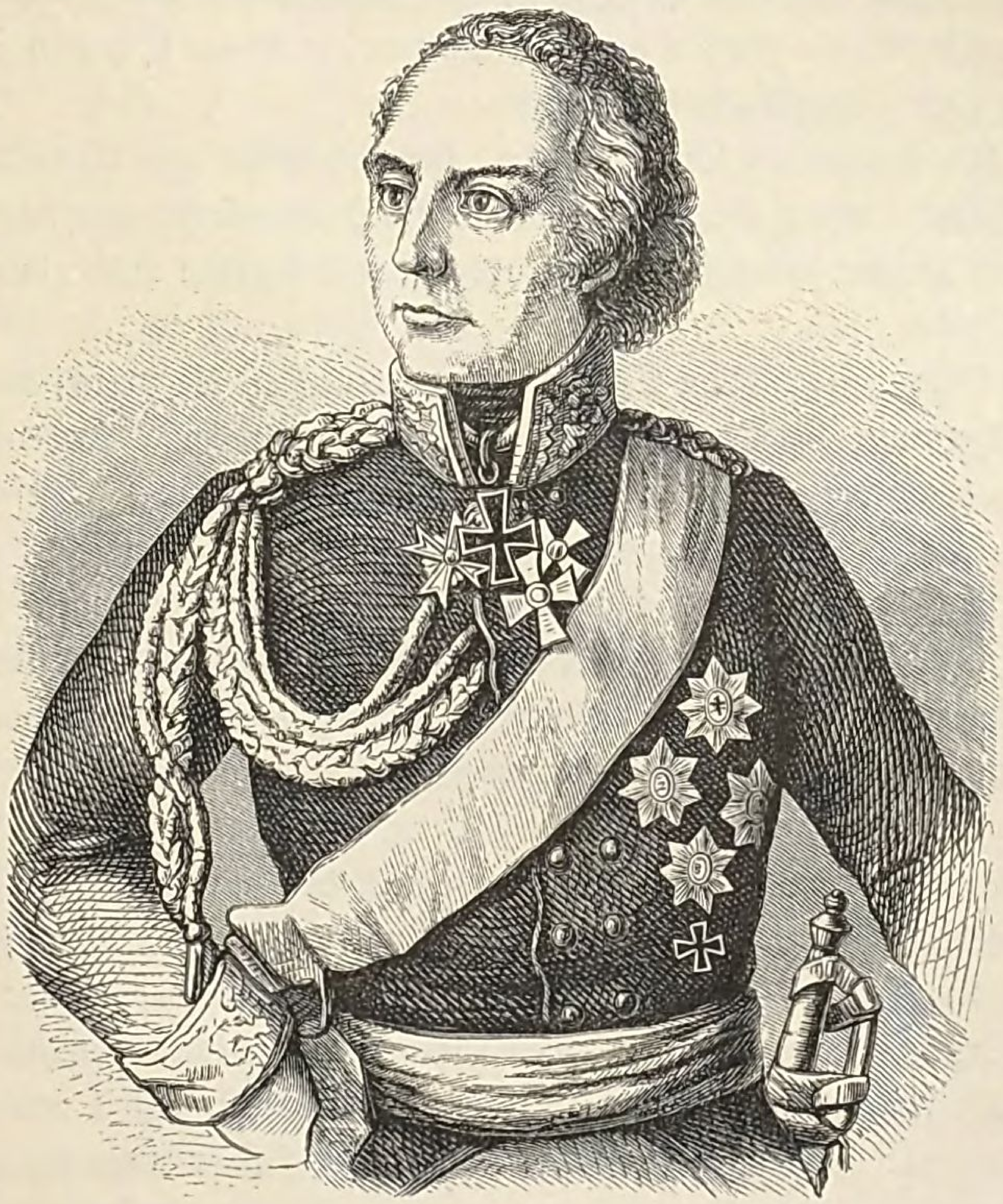
Hier aber geschah nun das Unerhörte, das ebenfalls auf seiten des Feindes außer aller Berechnung geblieben war: die Russen opferten ihre heilige Zarenstadt, sie steckten sie in Brand. Moskau ging — ein Schauspiel gräßlicher Art — zum größten Teile in Flammen auf. Von allen Existenzmitteln entblößt, sah sich Napoleon genötigt, zur übelsten Jahreszeit seinen Rückmarsch anzutreten. Derselbe konnte nur unter grausigen Opfern vor sich gehen. Rascher, als das Schwert es vermocht hätte, vernichteten Hunger und Kälte das gewaltige Kriegsheer, nur etwa 30000 Mann, „beladen mit jedem irdischen Elende", erreichten die preußische Grenze.

Im Gegensatze dazu stand die Nachricht, daß Napoleon in der schwersten Stunde das Heer verlassen und sich in einem Schlitten, gehüllt in Pelze und Betten, auf die Flucht begeben hatte. Von Paris aus ließ er der Welt verkünden: „Die Gesundheit Sr. Majestät war nie besser." Aber das Gericht hatte für den allerfrechsten der Tyrannen aller Zeiten seinen Anfang genommen.

Völkersturm.

An keinem der Blätter der Geschichte Preußens verweilt der denkende Geist mit größerer Befriedigung als an dem, auf welchem die Erhebung und Wiederaufrichtung des Vaterlandes verzeichnet steht.

Im Volke gewann der Glaube, daß der völlige Sturz Napoleons nicht mehr fern sei, mit jedem Tag an Stärke.



Hans Ludwig von York.

Seit seiner Verbannung durch Napoleon hatte der unermüdliche Reichsfreiherr vom Stein aus allen Kräften dahin gewirkt, den Kaiser von Rußland von der Notwendigkeit zu überzeugen, ein Bündnis mit Preußen zum Sturze der napoleonischen Zwingherrschaft einzugehen.

Jetzt waren in Königsberg ostpreußische Patrioten zusammengetreten, um zu beraten, was gegenüber den von zwei Seiten drohenden Gefahren zu thun sei. Jetzt oder nie — so schien es — müsse sich Preußen, müsse sich Deutschland erheben, um das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln.

Die Vorsehung, welche die Geschicke der Menschen und Völker leitet, ließ die Hoffenden nicht vergebens harren. An der östlichen Grenzmark des Staates, in der Mühle von Poscherau bei Tauroggen, trug sich jenes folgenschwere Ereignis zu, welches eine Wendung der Dinge in einer den Volkswünschen entsprechenden Weise, nämlich den Rücktritt Preußens vom unnatürlichen Bündnis mit Napoleon, herbeiführte.

York schloß mit dem russischen General Diebitsch zunächst einen Neutralitätsvertrag ab, demgemäß er, York, sich samt seinem Heere von Napoleon lossagte, während die Russen sich verpflichteten, in Gemeinschaft mit Preußen den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen.

An den Monarchen schrieb York: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Unterthan und wahrer Preuße gefehlt zu haben."

Der Oberpräsident von Schön hatte unterdessen die preußischen Stände zu einer Beratung berufen, an der auch York teilnahm. In einer Kundgebung an den König erklärten sich die Stände bereit, für die Befreiung des Vaterlandes jedes Opfer bringen zu wollen.

Die Lage des Königs war zunächst noch eine äußerst bedrohte. In Berlin standen französische Truppen — ein Wink Napoleons, und der König wäre als Geisel weggeführt worden. Glücklicherweise ging die Gefahr vorüber, der König konnte am 22. Januar ungefährdet Berlin verlassen. Er verlegte seine Residenz nach Breslau.

In Kalisch kam es zum Abschluß eines Bündnisses zwischen Rußland und Preußen (28. Februar 1813), und am 17. März erklärte der König Napoleon den Krieg. — „Indem ich mit Frankreich breche", heißt es in der Kriegserklärung, „hoffe ich durch einen ehrenvollen Frieden oder durch die Gewalt der Waffen das Ziel meiner Wünsche, die Unabhängigkeit meiner Völker mit den aus ihr folgenden Wohlthaten und das Erbe meiner Ahnen, dessen Hälfte man mir geraubt hat, wieder zu erringen." Den Anstoß zur Erhebung hatten York und andre patriotische Männer gegeben; aber als der König nun in die Bewegung eintrat, da — so groß war die Liebe und das Vertrauen des Volkes zu ihm — geschah, was das Wort sagt: „Der König rief, und alle, alle kamen!" — Am 17. März erließ der König den „Aufruf an das Heer" sowie den Ruf: „An mein Volk".

An demselben 17. März erschien das Landwehrgesetz. Schon am 10. März, dem Geburtstage der heimgegangenen Königin Luise, war die Stiftung des Ordens des Eisernen Kreuzes erfolgt. Der Wahlspruch für die Landwehr und das Eiserne Kreuz lautete: „Mit Gott für König und Vaterland."

Die Bewegung, die sich nun im Volke kund gab, legte Zeugnis dafür ab, was ein Volk aus Anhänglichkeit für seine Heimat und aus Liebe für sein Herrscherhaus vermag. „Von Memel bis Demmin", sagt Arndt, „von Kolberg bis Glatz war in dem unvergeßlichen Frühling und Sommer von 1813 unter den Preußen nur eine Stimme, ein Zorn, ein Streben: das Vaterland zu retten und Deutschland zu befreien."

Die Lieder Theodor Körners, Fr. Rückerts, Max von Schenkendorfs und andrer Sänger und Seher brausten, die Herzen bis auf den Grund bewegend, durch die Lande.

Frauen und Jungfrauen strebten, es der heimgegangenen Königin nachzuthun, die dem Vaterlande ihr Geschmeide zum Opfer gebracht hatte. — Die Zahl der Trauringe und Schmucksachen, die damals eingingen, wird auf 160000 geschätzt. Wer einen goldenen Ring gab, erhielt einen eisernen mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen, 1813."

Preußen verwandelte sich in ein einziges großes Feldlager. Anfangs Juni zählte das Heer bereis 270000 Mann (darunter 100000 Mann Landwehren), eine für Preußen im Hinblick auf seinen damaligen Länderbesitz und die maßgebenden Umstände ganz außerordentliche Streitmacht. Es war dies nach dem Urteil Heinrich v. Sybels ein Heer, wie es kein zweites in der Geschichte gegeben hat. „Ein Verein grauer Veteranen und unbärtiger Jünglinge mit der besten Manneskraft der Nation, soldatischer Ungezwungenheit und Derbheit mit religiösem Schwunge und gewissenhafter Sitte, brausender Freiheitsliebe, strengem Pflichtgefühl und treuem Unterthanensinn."

Wir haben einiges aus dem Bildungsgange des Prinzen Wilhelm nachzuholen. Seit 1810 war der Hauptmann von Reiche sein militärischer Lehrer. In den von diesem hinterlassenen Aufzeichnungen über den Prinzen Wilhelm heißt es: „Prinz Wilhelm that sich durch schnelles Auffassen und einen praktischen Verstand, durch große Ordnungsliebe, Talent zum Zeichnen und durch einen für sein Alter ernsten und gesetzten Charakter hervor."

Im Jahre 1813, als der Kampf anhob, baten der Kronprinz und der Prinz Wilhelm den König, sie mit ins Feld zu nehmen. Der Wunsch des Kronprinzen ward erfüllt; Prinz Wilhelm dagegen trotz wiederholter Bitten dahin beschieden, daß er wegen schwächlicher Gesundheit noch zurückbleiben müsse.

Frankreich und dessen Verbündete hatten die von Napoleon geforderten neuen Blutopfer dargebracht; 350000 neuer Mannschaften mit 600 Geschützen wurden in Marsch gesetzt. Nachdem die Kriegserklärung erfolgt war, ordnete Napoleon eine zweite Aushebung von 180000 Mann an. Durch die Truppen der Rheinbundsfürsten verstärkte er sein Heer — Deutsche sollten wiederum helfen, Deutsche niederzuwerfen. —

Der Kampf begann in Sachsen. Am 5. April wurde Prinz Eugen von York, Bülow und Borstell bei Möckern geworfen, dagegen endigten die Schlachten bei Groß-Görschen und bei Bautzen nicht zu gunsten der Verbündeten. Die Franzosen behaupteten hier wie dort das Schlachtfeld, die Verbündeten gingen aber in guter Ordnung zurück, ohne daß sie sich, wie Napoleon wuterfüllt sagte, „auch nur einen Nagel hatten abnehmen lassen." Bei Groß-Görschen empfing der edle Scharnhorst seine Todeswunde, der er bald darauf erlag.

Nach diesen mörderischen Kämpfen hatten sich die Preußen und Russen genötigt gesehen, Sachsen zu verlassen und sich nach Schlesien zurückzuziehen. Wiewohl bisher Sieger, fand sich Napoleon durch die erkämpften Erfolge keineswegs befriedigt. Es entging ihm nicht, daß er es diesmal mit ganz andern Gegnern zu thun habe als im Jahre 1806, und daß ein Geist, wie ein solcher sich in der todesmutigen Begeisterung der Preußen und der ruhigen Entschlossenheit der Russen unverkennbar aussprach, sein meist aus jüngeren Leuten bestehendes Heer nicht durchdringe.

Nach langem Zögern hatte sich Österreich an Preußen und Rußland angeschlossen. Napoleon stand bei Dresden. Einen gewaltigen Schlag versetzte er seinen Feinden bei Dresden, wo er am 27. August über die Hauptarmee der Verbündeten herfiel und sie zum Rückzuge in der Richtung nach Böhmen nötigte. Dagegen mißlangen ihm die dreimaligen Versuche, durch seine Unterfeldherren Berlin nehmen zu lassen. Die Niederlagen, welche seine Generale bei Großbeeren, Hagelsberg, am Tage nach der Schlacht von Dresden bei Kulm sowie bei Dennewitz erlitten, zeigten, daß die Heerführer Preußens: ein Bülow, York, Kleist, Tauentzien und vor allem der greise Held Blücher den Haudegen Napoleons wohl gewachsen waren.

Von großer Bedeutung waren die Siege über die Marschälle Oudinot und Ney, jene glorreichen Erfolge der Angriffe, die Held Bülow gegen den Willen des an der Spitze der Nordarmee stehenden Kronprinzen von Schweden (Bernadotte) unternommen hatte.

Alle diese Schläge, in Verbindung mit Blüchers Sieg an der Katzbach (26. August), nach einem durch General York ausgeführten und glänzend gelungenen Überfalle des französischen Heeres unter Marschall Macdonald, ließen voraussehen, daß es Napoleon nicht gelingen werde, seiner Feinde Herr zu werden. Nach den Orten ihrer Waffenthaten durften sich die Heerführer Preußens fortan nennen — der Sieger an der Katzbach: Fürst Blücher von Wahlstatt, der Sieger von Dennewitz: Graf Bülow von Dennewitz, Kleist, nachdem er bei Nollendorf (30. August) die Schlacht bei Kulm entschieden:

Graf Kleist von Nollendorf, York nach seinem gelungenen Elbübergang infolge seines Sieges bei Wartenburg: Graf York von Wartenburg.

Bayern fiel von Napoleon ab und schloß sich an die Verbündeten an. Schon dachte Napoleon daran, den Kriegsschauplatz nach dem Rhein zu verlegen, um seine Hilfsmittel näher bei der Hand zu haben, aber seine Feinde verhinderten ihn an der Ausführung. Sie hatten ihn umstellt und nötigten ihn nun, eine entscheidende Schlacht in der Ebene von Leipzig anzunehmen. Nun paßte auf ihn das Wort Macbeths: „Sie haben mich an einen Pfahl gebunden; ich kann nicht flieh'n und muß, dem Bären gleich, die Hatz ausfechten!" —



Bernhard Johann David von Scharnhorst.

Am 16. Oktober begann der Kampf. Im Süden der Stadt gelang es Napoleon, gegen Schwarzenberg das Feld zu behaupten, während im Norden Blücher und York gegen Ney und Marmont im Vorteil blieben. Dem heldenmütigen Andringen Yorks bei Möckern ward verzweifelter Widerstand entgegengesetzt, endlich jedoch der Feind zum Weichen gebracht. Am 17. Oktober trat Waffenruhe ein. In der Frühe des 18. Oktobers hob der Kampf von neuem an. Napoleon hielt sich bei Konnewitz und Probstheida in seiner Stellung; dagegen wurden Poniatowsky und Ney geschlagen. Die sächsischen und württembergischen Truppen, zusammen 8000 Mann, gingen hierauf zu den Verbündeten

über; sie wurden in Reserve gestellt und nur ihr Geschütz in Benutzung genommen. Der Feind begann gegen Abend überall zu weichen. Am 19. Oktober erfolgte die Erstürmung Leipzigs, Napoleon mußte den Rückzug antreten. In den Straßen war ein so großes Gedränge, daß Napoleon bei seiner Flucht erst, während in den Vorstädten schon gekämpft ward, das Thor erreichte. Zur Verteidigung Leipzigs ließ er Badener, Hessen-Darmstädter und Polen zurück, ja, um die Trümmer seiner Hauptmacht zu retten, befahl er, die Elsterbrücke zu sprengen, was den Tod und die Gefangenschaft vieler Tausende seiner Soldaten, die noch zurück waren, zur Folge hatte.

Die Sieger machten 30 000 Gefangene, erbeuteten 370 Geschütze sowie 1000 Bagage- und Kriegswagen. Ein großer Triumph war errungen. „Die kaiserliche Größe war zum zweitenmale, sie war jetzt unrettbar bis auf den Tod getroffen.“ An dem verhängnisvollen 18. Oktober verlor der gewaltige Mann nicht allein fast sein ganzes Heer nebst dem größten Teile seines Geschützes und Gepäcks, sondern auch unwiderbringlich die angestrebte Oberherrschaft über Europa.

Noch während des Kampfes am 19. Oktober hatten Friedrich Wilhelm und Alexander ihren Einzug in Leipzig gehalten. Auf dem Marktplatze trafen die Monarchen mit dem Helden der Helden, dem greisen Blücher, zusammen. Alexander umarmte denselben mit den Worten: „Sie sind der Befreier Deutschlands!“ Sein König ernannte den Feldherrn zum Generalfeldmarschall. Von den Soldaten aber ward er nach wie vor „Marschall Vorwärts“ geheißen.

Am 23. Oktober langte Napoleons geschlagenes Heer nach weiteren empfindlichen Verlusten in Erfurt an. Von hier aus eilten die Franzosen, nachdem sie sich etwas erholt, unaufhaltsam dem Rheine zu; bald nach ihrem Ausmarsch aus Erfurt rückten in diese Stadt Kosaken ein. Einen Augenblick schien es, als sei Napoleon von dem furchtbaren Schlage, der ihn getroffen, gänzlich niedergeschmettert, aber bald gewann er seine ruhige Entschlossenheit wieder. In dem wuchtigen Hiebe, welchen er den bayrischen und österreichischen Verbündeten versetzte, bevor er unsern vaterländischen Boden räumte, zeigte der Löwe, wie scharf noch seine Krallen seien.

Am 30. Oktober hatte der bayrische General Fürst Wrede vergebliche Anstrengungen gemacht, den Franzosen bei Hanau den Weg nach dem Rheine zu verlegen. Dort war in diesem Kriege das letzte Blut auf deutscher Erde geflossen.

Nicht viel mehr als 70 000 Mann brachte Napoleon nach Frankreich zurück.



Blücher rückt in Frankreich ein.

Heerfahrten nach Paris.

Wonne und Weh erfüllten den Prinzen Wilhelm bei den Nachrichten von den herrlichen Siegen; Weh um deswillen, weil er, während des Volkes Jugend und beste Manneskraft im Felde stand, sich, wie oben schon erwähnt, dazu verurteilt sah, thatlos in der Heimat zu verweilen.

Es läßt sich hiernach ermessen, was er empfand, als ihm der König bei seiner Rückkehr nach Breslau eröffnete: „Ich will dich mit in den Krieg nehmen!“ Aber der frohen Botschaft folgte unmittelbar der Nachsatz: „doch nur auf sechs Wochen, denn du bist noch zu schwächlich.“ — Aus Wochen wurden jedoch Monate. Wer kann sagen, ob die Beschwerden des Krieges nicht gerade dazu dienten, die Gesundheit des Prinzen zu kräftigen? Es scheint in der That so

gewesen zu sein, da der König den Prinzen, welchen er vor seinem Aufbruch zum Kapitän ernannt hatte, bei sich im Felde behielt.

Die preußischen Heerführer und Staatsmänner bestanden darauf, daß das Schwert nicht eher eingesteckt werde, bevor nicht Napoleons Niederwerfung eine vollständige sei, daß mithin der Friede in Paris diktiert werden müsse. „Die Vorsehung", schrieb Blücher, „hat uns das Mittel gegeben, die gepeinigten Völker an einem Ungeheuer zu rächen. Thun wir das nicht, so sind wir solcher Wohlthaten nicht wert." Zögernd verfuhr man österreichischerseits auch jetzt. Der Geist der Zwietracht warf unmittelbar nach den glorreichen Tagen von Leipzig im Lager der Verbündeten seine düsteren Schatten aus. Förderer und Schürer dieses unheilvollen Geistes war der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich. Der hohe Aufschwung und die Erfolge Preußens verstimmten ihn. Hauptsächlich seinem Entschlusse ist es zuzuschreiben, daß die Heere der Verbündeten sich über alle Maßen langsam den französischen Grenzen näherten, woraus Napoleon gar trefflich Nutzen zu ziehen verstand, indem er dadurch Zeit gewann, sein junges Heer kriegstüchtiger zu machen.

Welch herrliche Botschaft erklang mit Beginn des Jahres 1814, als es hieß: „Blücher ist in der Neujahrsnacht 1814 bei Kaub über den Rhein gegangen — schon steht er auf französischem Boden!"

Napoleon war inzwischen mit seinem Feldzugsplane ins Reine gelangt. Kaum beim Heere angekommen, warf er sich den bis zur Aube vorgedrungenen Verbündeten entschlossen entgegen und spielte Blücher in der Schlacht bei Brienne recht übel mit. Bei diesem Zusammenstoß empfing Prinz Wilhelm seine Feuertaufe, als er im heftigsten Kugelregen die Truppen inspizierte.

Auch bei Bar sur Aube, am 27. Februar 1814, befand sich Prinz Wilhelm und mit ihm der Kronprinz im Gefolge des Königs mitten im Gefecht, an einer Stelle, wo die Kugeln wiederholt einschlugen. Auf die Bitte des Oberbefehlshabers, Fürsten Schwarzenberg, den gefährlichen Ort zu verlassen, entgegnete der König: „Wo Ihr Platz ist, mein lieber Feldherr, da ist auch der meinige." Darauf beauftragte der Monarch den Prinzen Wilhelm, sich nach dem Namen eines Regiments zu erkundigen, bei dem man eine ungewöhnlich große und stetig sich mehrende Zahl von Verwundeten zu beklagen hatte. Der Prinz gab seinem Pferde die Sporen und sprengte, unbekümmert um den Kugelregen, über das Schlachtfeld dahin. Dampf und Staub entzogen ihn bald den Blicken des Vaters. Zurückgekehrt, erstattete er seinem königlichen Vater Bericht. Des Königs Angesicht leuchtete vor Freude, die Haltung des Sohnes war die eines Kriegers würdige.

Als der Kaiser Alexander von dem Vorgange vernahm, verlieh er dem Prinzen (am 5. März) den St. Georgsorden 4. Klasse. Es war die erste

Kriegsauszeichnung, welche der Prinz empfing. Fünf Tage später, am 10. März, dem Todestage der unvergeßlichen Königin Luise, empfing Prinz Wilhelm von seinem Vater das Eiserne Kreuz 2. Klasse.

Hauptsächlich galt es Napoleon, gegen den „alten Husaren“, Blücher, seinen Ingrimm auszulassen, und es gelang ihm, denselben in einigen blutigen Treffen wuchtige Schläge beizubringen.



Prinz Wilhelm bei Bar sur Aube.

Der Stern des Imperators flackerte noch einigemal auf, um dann rasch zu erlöschen. Nach einem blutigen Kampfe bei Craonne gegen die Russen, in welchem die Franzosen den Sieg errangen, sowie gegen Blücher bei Laon am 9. März, bei welchem Zusammenstoß Napoleon infolge eines von York glücklich ausgeführten nächtlichen Überfalls große Einbuße erlitt, warf der Kaiser sich am 20. März bei Arcis sur Aube auf Schwarzenberg, ohne jedoch die unentschieden gebliebene Schlacht am folgenden Tage wieder aufzunehmen.

Am Abend des 29. März sahen der König und seine Söhne Paris vor sich liegen, und wie einst beim Anblick Moskaus die Franzosen „Moskau, Moskau!“ jauchzten, so riefen jetzt die Heeresmassen Deutschlands und Rußlands angesichts der stolzen Hauptstadt Frankreichs freudenvoll: „Paris, Paris!“

Einnahme von Paris.

Am 30. März ward zum Sturm auf Paris geschritten. Das schlesische Heer stürmte die felsige Höhe des Montmartre. Prinz Wilhelm war Zeuge der Tapferkeit der Garden, die sich „wie die Löwen" schlugen.

Am 31. März erfolgte unter kriegerischen Klängen und dem Jubelrufe der Sieger der Einzug der verbündeten Armeen in Paris. An der Spitze der mit grünen Tannenreisern geschmückten Truppen befanden sich zu Pferde Kaiser Alexander, König Friedrich Wilhelm und zunächst hinter dem Könige seine beiden Söhne, der Kronprinz und Prinz Wilhelm. Ihnen folgte eine glänzende Reihe berühmter Heerführer: Schwarzenberg, York, Kleist, Müffling, Pirch, der Kronprinz von Württemberg, Barclay de Tolly, Sacken, Langeron, Woronzow, Wolkonsky, Rajeffsky; Blücher dagegen suchte man vergeblich unter ihnen; ein Augenleiden hielt ihn fern. Anfangs verharrte die Bevölkerung in Schweigen, bald jedoch erregte der Anblick der stattlichen Monarchen, der berühmten Feldherren und Staatsmänner und der tapferen Truppen sie zu Ausrufen der Bewunderung an. Schon an diesem Tage ward das Verlangen nach Wiederkehr der Bourbonen vernehmbar.

Alsbald kamen die von Talleyrand zu gunsten des alten Königshauses eingeleiteten Unterhandlungen in Gang. Auch die englischen Staatsmänner hatten sich zu gunsten der Bourbonen ausgesprochen, „weil sie wünschten, daß Frankreich schwach bleibe." —

Der französische Senat, welcher in guten Tagen so eifrig dem Kaiser geschmeichelt, erklärte ihn des Thrones für verlustig.

Napoleon vernahm die Kunde von dem Geschehenen in Fontainebleau. Ney, Macdonald, Oudinot beschwören den Gebieter, zu seiner und des Vaterlandes Rettung dem Throne und seiner Herrschaft zu entsagen. Eine solche Zumutung, zumal aus dem Munde derer, deren Glück er gemacht, und die bisher seine gefügigen Untergebenen gewesen, betäubt den stolzen Imperator — er unterschreibt die Entsagungsurkunde.

Mittels Senatsbeschlusses wurde Napoleon Bonaparte samt seiner Familie „für ewige Zeiten" des Thrones für verlustig erklärt, der Bruder des hingerichteten Königs Ludwig XVI. zum Herrscher von Frankreich proklamiert und für die Zeit bis zur Ankunft Ludwigs XVIII. eine provisorische Regierung eingesetzt.

Trotz aller Anstrengungen von seiten des gestürzten Imperators hatte sich weiter nichts für ihn retten lassen, als die Herrschaft über die unfern der Küste Toscanas gelegenen Insel Elba, nebst einem ansehnlichen Jahresgehalt.

In Deutschland befanden sich um diese Zeit noch einige der wichtigsten Bollwerke in den Händen napoleonischer Befehlshaber. Die Belagerung der Festungen Magdeburg, Erfurt und Wesel währte bis zum Eintreffen der Kunde von der Abdankung Napoleons, worauf deren Besatzungen sich für Ludwig XVIII. erklärten.

Anfangs August betraten der König und seine Söhne den heimatlichen Boden, und am 7. August erfolgte der feierliche Einzug in die Hauptstadt.

Der König, umgeben von den Prinzen seines Hauses, begleitet von den Feldherren Blücher, Bülow, Gneisenau, Kleist, York und andern Größen jener denkwürdigen Zeit, sowie gefolgt von einer angemessenen Vertretung des ganzen Heeres, zog durch das den Propyläen nachgebildete prächtige Brandenburger Thor in das freudig erregte Berlin ein. Von der Höhe des Thores schaute die im Jahre 1806 geraubte und nach Paris geführte, von dort aber wieder zurückgebrachte Viktoria vom Triumphwagen ihres Viergespanns auf das glänzende Schauspiel des Einzuges nieder. Statt des früheren Siegeszeichens trug sie auf ihrem Stabe das Eiserne Kreuz, das Symbol des Freiheitskampfes.

Die Ordnung der Verhältnisse von Europa sollte in Wien erfolgen.

Mit Napoleon meinte man fertig zu sein, seiner Gemahlin Maria Luise hatte man das Herzogtum Parma zugedacht. Ludwig XVIII. war inzwischen unter dem Jubel der Bevölkerung von Paris in den alten Königspalast eingezogen, und „großherzig“ war von Kaiser Alexander dahin gewirkt worden, daß Frankreich nur die seit 1792 gemachten Eroberungen herauszugeben hatte.

Der österreichische leitende Minister Clemens Lothar von Metternich, der „lackierte Staub“, wie der ehrenfeste Stein ihn grimmen Zornes einmal nannte, dieser Mann des Unglücks für Deutschland hatte, nicht ohne Erfolg, alle erdenkliche Mühe aufgewendet, um mit Hilfe gleichgestimmter Seelen Preußen die Früchte seiner preiswürdigen Anstrengungen nicht zukommen zu lassen, dagegen dem österreichischen Kaiserhause in neuer Form die so lange behauptete Oberherrschaft über unser Vaterland wieder zuzuwenden.

Rückkehr Napoleons.

In Paris hatte der Enthusiasmus für die Wiederaufrichtung des Thrones der Bourbonen nicht lange vorgehalten, zumeist durch Schuld der mit Ludwig XVIII. zurückgekehrten adligen Emigranten, die „nichts gelernt und nichts vergessen hatten.“

Kaum in Kenntnis gesetzt von der veränderten Stimmung der Franzosen sowie von den endlosen Zänkereien und Zerrereien auf dem Kongresse zu Wien,

traf Napoleon seine Vorbereitungen zu einer Landung in Frankreich, um seine zahlreichen Anhänger, vor allem seine erprobten Waffengefährten, zum Kampfe gegen Ludwig XVIII. und das „alte Regime" aufzurufen. Er schiffte sich glücklich ein, entging den auf dem Meere kreuzenden englischen und französischen Fahrzeugen und erreichte Anfangs März die Küste von Frankreich.

Die Truppen, die ihm Ludwig entgegengesandt, gingen zu ihm über. Ludwig begab sich in der Nacht vom 19. zum 20. März auf die Flucht, und am Tage danach hielt Napoleon unter dem lauten Zuruf der Pariser seinen Einzug in die Hauptstadt.

„Jetzt thue sich", sagte er in einem an die Monarchen gerichteten Schreiben, „die schönste Bahn, die des Friedens, den Herrschern auf, und er sei der Erste, in dieselbe einzulenken, zum heiligen Wettkampfe um die Beglückung der Völker."

Aber der napoleonische Sirenengesang verfehlte seine Wirkung; die Monarchen hatten bereits unter dem 13. März eine Achtserklärung gegen den Friedensverkündiger erlassen, in welcher sie ihn als „den Feind und Störer der Ruhe der Welt, der sich der öffentlichen Ahndung überliefert habe", bezeichneten.

Der Kampf hob also wieder an.

Am 22. Juni verließ der König mit seinem Sohne Wilhelm die Hauptstadt, um sich zur Armee zu begeben.

Waterloo.

Günstig für die Verbündeten war es, daß von Charleroi an der Sambre bis Luxemburg und bei Koblenz noch eine Streitmacht unter Blücher und in den Niederlanden eine zweite Streitmacht unter Wellington stand. Als Blücher Kunde empfing, Napoleon habe mit seinen Truppen die Grenze überschritten, raffte er eilig die ihm zur Verfügung stehenden Heerkräfte zusammen, die freilich an Stärke dem Feinde nicht gewachsen waren. Dann galt es, rasch Fühlung mit dem englischen Heere zu gewinnen. Daß Wellington es versäumt hatte, seine Truppen zusammen zu halten, war ein Fehler, welcher sich alsbald rächen sollte. Diese Versäumnis war dem Kriegsmeister nicht entgangen, und er that seinen Gegnern durch zwei wuchtige Schläge bei Quatrebras und Ligny kund, daß seine alte Kampfweise auch jetzt noch die Probe zu bestehen vermöge. Die Schlacht bei Ligny (16. Juni) ging für die Preußen verloren. Während des wildesten Tobens des Kampfes hatte Blüchers Pferd einen tödlichen Schuß erhalten. In wilden Sprüngen jagt es mit ihm ein Stück dahin, dann bricht es tot zusammen und begräbt den Feldherrn halb unter seiner Last. Es hätte wenig gefehlt, und der greise Feldherr der Preußen wäre in die Gewalt des Feindes gefallen.



Blücher bei Ligny.

Während Napoleon die Preußen bei Ligny zum Rückzuge zwang, ward auch bei Quatrebras hartnäckig gestritten. Der Herzog Wilhelm von Braunschweig-Öls ward hier von einer Kugel tödlich getroffen. Soldaten trugen ihn auf ihren Gewehren in ein Bauernhaus; dort verschied er. Am folgenden Tage, am 17., rückte Napoleon, die bei Ligny geschlagenen Preußen nicht aus dem Auge lassend, gegen Wellington vor. — Wetter und Wege waren abscheulich; die Engländer, darauf bedacht, mit den Preußen in eine Linie zu kommen, gingen langsam zurück.

Wellington, dessen nur 75000 Mann starkes Heer den vordringenden Franzosen nicht gewachsen war, hatte Stellung bei dem unweit Brüssel gelegenen Dorfe Waterloo genommen. Blücher war von ihm am 17. Juni durch Eilboten aufgefordert worden, ihm schleunigst ein Hilfskorps zu senden. Doch mochte der Herzog es selbst kaum für möglich halten, daß Blücher nach der tags zuvor erlittenen Niederlage im stande sein werde, den erbetenen Beistand zu leisten. — Um die Mittagszeit des 18. Juni eröffnete Napoleon den Kampf. Gegen 2 Uhr hielt er die feindliche Heeresaufstellung bereits für so erschüttert, daß er nicht mehr zweifelte, das Zentrum derselben durchbrechen zu können. Furchtbare Sturmangriffe werden von den Franzosen wiederholt ausgeführt, aber ihre Gegner — zum kleineren Teile sind es Engländer, zum größeren Hannoveraner und Niederländer — stehen wie Mauern. Doch werden in diese Mauern durch das Artilleriefeuer des Feindes nach und nach arge Breschen gelegt: die Lage der Armee Wellingtons beginnt hoffnungslos zu werden. „Ich wollte“, sagt Wellington, „es käme die Nacht oder Blücher!“ Da — um halb 5 Uhr — ertönen die Signalhörner der Preußen, und von den äußersten Linien her schallt der Freudenruf: „Hurra — die Preußen kommen!“

Napoleon sieht eine größere Heeresabteilung der Preußen heranrücken. Diese führt, trotz seiner durch den Pferdesturz zerschlagenen Glieder, der Marschall Vorwärts selbst.

Napoleon läßt nichts unversucht, die Engländer doch über den Haufen zu werfen. Einen Augenblick scheint dies sogar gelingen zu wollen; Blücher aber sendet nach der am meisten bedrohten Stelle genügende Unterstützung.

Die Franzosen, links und rechts, in ihrer Fronte und im Rücken angegriffen, überfällt ein panischer Schrecken. Ihre Flucht beginnt. Immer weiter breiten sich die Engländer und Preußen über die vom flüchtigen Feinde bedeckte Ebene aus. Das Dunkel des einbrechenden Abends mehrt die Unordnung. Ein entsetzliches Gemetzel beginnt, zuletzt bilden die französischen Regimenter nur noch verworrene Knäuel oder zerstreute Haufen. Frankreichs — Napoleons Schicksal ist entschieden!

Der Mond war aufgegangen; er beleuchtete ein Bild der Verwirrung sondergleichen. Napoleon sieht sein Heer völlig zersprengt, er selbst kann sich nur durch eiligste Flucht retten. — An der in der Nähe des Schlachtfeldes gelegenen Meierei Belle-Alliance trafen die beiden siegreichen Feldherren der Preußen und Engländer zusammen und schüttelten einander, sich gegenseitig beglückwünschend, die Hände. „Ich werde", sagte Wellington scherzend, „heut Nacht in Bonapartes gestrigem Quartier schlafen", worauf der greise Heerführer der Preußen erwiderte: „Und ich werde ihn noch in dieser Nacht aus dem seinigen vertreiben!"

Und so geschah es. Marschall Vorwärts befahl, „den letzten Hauch von Mann und Roß daran zu setzen, um den Feind nicht wieder zum Stehen kommen zu lassen!" Die Preußen leisteten freudig, was ihr alter Feldherr verlangte. „Wie man siegt", rief Gneisenau, „haben wir gezeigt; nun wollen wir auch lehren, wie man verfolgen soll!" — Und ein fröhliches Jagen begann ......

Dabei geschah es, daß Napoleon seinen Wagen verlassen und auf einem Pferde auf und davonjagen mußte. Die kaiserliche Kutsche mit Napoleons Hut und Degen, mit seinen Orden und Juwelen fällt in die Hände der Sieger. — Von den Preußen waren 350 Kanonen und 800 Munitionswagen erbeutet worden.

„Ich würde nicht nach meiner Überzeugung sprechen", äußerte später Wellington, „wenn ich nicht dem Feldmarschall Blücher und dem preußischen Heere das glückliche Ergebnis des furchtbaren Tages beimäße."

Schon am 28. Juni stand der unermüdliche Blücher in der Umgegend von Paris.

Napoleon mußte zum zweitenmale abdanken, die französischen Truppen verließen Paris; die Preußen, denen Blücher hatte einschärfen lassen, sämtliche Franzosen mit Ernst und Kälte zu behandeln, im übrigen sich nicht durch Übermut zu entehren, rückten am 7. Juli in Paris ein.

Es war vorbei mit Napoleons Kriegsherrlichkeit, und auch seine politischen Künste verfingen nicht mehr. Da ihm zu Malmaison, wohin ihn die provisorische Regierung verwiesen hatte, jeder Ausweg zur Flucht versperrt war, begab er sich „freiwillig" auf ein englisches Schiff, indem er erklärte, er wünsche nach England geführt zu werden, um die Gastfreundschaft des „großmütigsten unter seinen Feinden" in Anspruch zu nehmen.

Die Engländer ließen ihn jedoch gar nicht auf ihrem Boden landen; er ward vielmehr nach der unwirtlichen, entlegenen Insel St. Helena in Gefangenschaft abgeführt.

Der Niedergang des Imperators und seines Sternes mahnt uns, eines Ausspruchs der Königin Luise aus dem Jahre 1808 zu gedenken. „Gewiß wird

es besser werden", heißt es in einem ihrer Briefe an ihren Vater, „das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt — durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Throne ist. Fest und ruhig steht nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit; er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit den Menschen. Sein ungemessener Ehrgeiz kennt nur sich selbst und ein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt."

Die Kunde von dem Siege bei Belle-Alliance war Friedrich Wilhelm III. und seinem Sohne auf dem Wege nach dem Kriegsschauplatze zugekommen. Tags darauf erfolgten bereits eingehendere Nachrichten, dann wurden dem Könige Degen und Orden Napoleons überbracht.

Mit Sehnsucht wurden die heimkehrenden Sieger erwartet.

Endlich kamen sie, die langersehnten tapferen Streiter. Mit grünen Reisern geschmückt und unter lustigem Hörnerklang zogen sie ein in die Heimat. Das Ehrenzeichen dieser schweren Zeit, das Eiserne Kreuz, hatte gar manch Junger, manch Alter sich verdient. Alles strömt ihnen entgegen; endloser Jubel braust durch Stadt und Land. Auf freien Plätzen wird feierlicher Dankgottesdienst abgehalten, allüberall hört man: „Nun danket alle Gott" oder „Herr Gott, dich loben wir!"

In Paris traten die Monarchen alsbald über den zu schließenden Frieden in Verhandlung. Das Erste, was der Kaiser Alexander den beiden mit ihm verbündeten Monarchen vorlegte, war der Plan zur Gründung eines Fürstenbundes, welcher der Welt das Ölblatt dauernden Friedens darzureichen habe. Durch diesen Bund sollten alle Streitigkeiten einerseits zwischen Völkern und Völkern, anderseits zwischen Völkern und ihren Fürsten grundsätzlich auf friedlichem Wege nach den Forderungen des Christentums geschlichtet werden.

Friedrich Wilhelm, von Hause aus ein Mann des Friedens, konnte einem Übereinkommen nicht abgeneigt sein, das die Möglichkeit in Aussicht stellte, die Kriegsübel wenigstens verringert zu sehen. — Die Urkunde des neuen Bündnisses, „Heilige Allianz" genannt, ward von den drei Monarchen am

26. September 1815 zu Paris unterzeichnet, und es traten ihr die europäischen Fürsten, mit Ausnahme von England, dem Papste und dem Sultan, bei.

Wie man auch über diesen Bund denken möge, absprechen kann man ihm nicht, daß er zur Erhaltung des Friedens auf längere Zeit wesentlich beitrug.

Die preußischen Staatsmänner hatten eindringlich geraten, Frankreich seine Kriegslust dadurch büßen zu lassen, daß ihm auferlegt werde, 1000 Millionen Frank zu zahlen und ein entsprechendes Grenzgebiet abzutreten. Hardenberg verlangte in einer Denkschrift: Frankreich müsse seinen Nachbarn die Verteidigungslinie zurückgeben, die es ihnen genommen habe, an Deutschland das Elsaß und die Festungen der Niederlande, der Maas, Mosel und Saar. — Dazu kam es nicht. Aber Frankreich hatte die aus andern Ländern geraubten Kunstschätze herauszugeben und in die Abtretung der Gebietsteile, in denen die Festungen Landau und Saarlouis liegen, zu willigen. 18 französische Festungen blieben noch fünf Jahre durch 150000 Mann der Armeen der Verbündeten besetzt.

Alles Mühen, für Deutschland günstigere Grenzen zu erlangen, blieb vergeblich, ja Alexander setzte es noch durch, daß die Kontribution auf 700 Millionen Frank ermäßigt ward. So kam endlich nach mancherlei unerquicklichem Hader am 20. November 1815 der zweite Pariser Friede zustande.

Durch den Wiener Kongreß wurden dem preußischen Staate seine früheren, im Gebiete der Elbe gelegenen Landesteile wieder zuerkannt; außerdem etwa die Hälfte des Königreichs Sachsen, das Großherzogtum Posen samt Danzig, Schwedisch-Pommern mit Rügen, in Westfalen eine Anzahl mediatisierter Fürstentümer und Grafschaften nebst Wetzlar, das Großherzogtum Berg, der größte Teil des kurkölnischen und kurtrierischen Gebietes und andre kleinere Landesteile, so daß der Staat dadurch wieder auf 5085 Quadratmeilen anwuchs und nach Österreich der größte Staat Deutschlands war.

Für Deutschland kam jenes unheilvolle Verfassungswerk zustande, welches unter dem Namen Bundestag, auch Deutscher Bund, eine wenig rühmliche Geschichte hinterließ, als es 50 Jahre später zu Grabe getragen wurde. Wenig geachtet — zum Guten und Heilsamen zu machtlos, zum Schlimmen und Unheilvollen mächtig genug — scheint es fast zu dem Zwecke ersonnen worden zu sein, Preußen und alle gleichstrebenden Bundesglieder in ihrer Entwickelung zu hemmen und innerhalb des gesunden Organismus des preußischen Staatskörpers verderbliche Zersetzungen und Gärungen hervorzurufen. Jedoch wie unbeliebt auch der „Deutsche Bund“ gewesen ist, wir Deutsche haben unter dieser Verfassung eine schwere, aber doch nicht nutzlose Lehrzeit während 50 Friedensjahren bestanden.

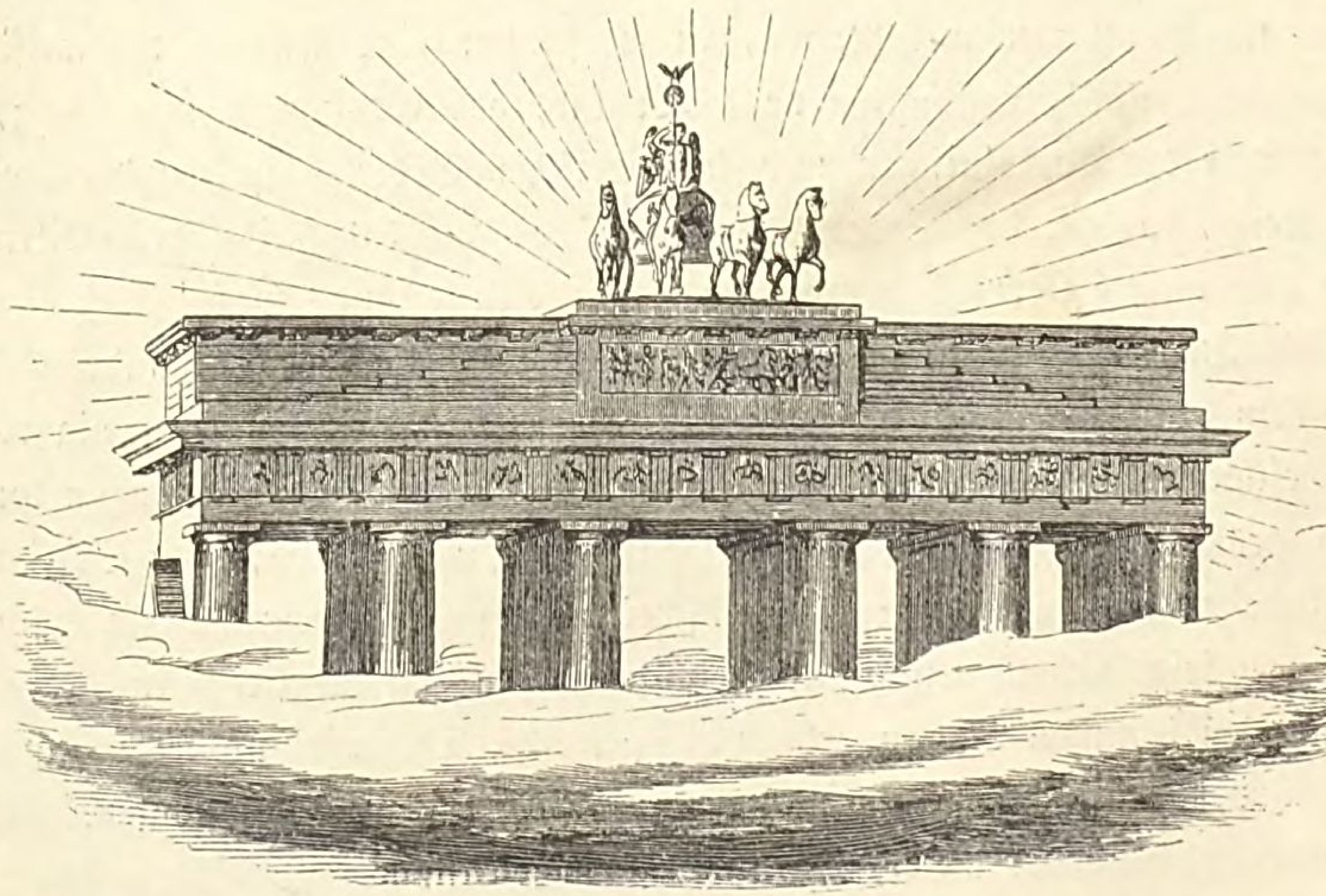
Dem preußischen Volke hatte die Abschüttelung der Fremdherrschaft nicht

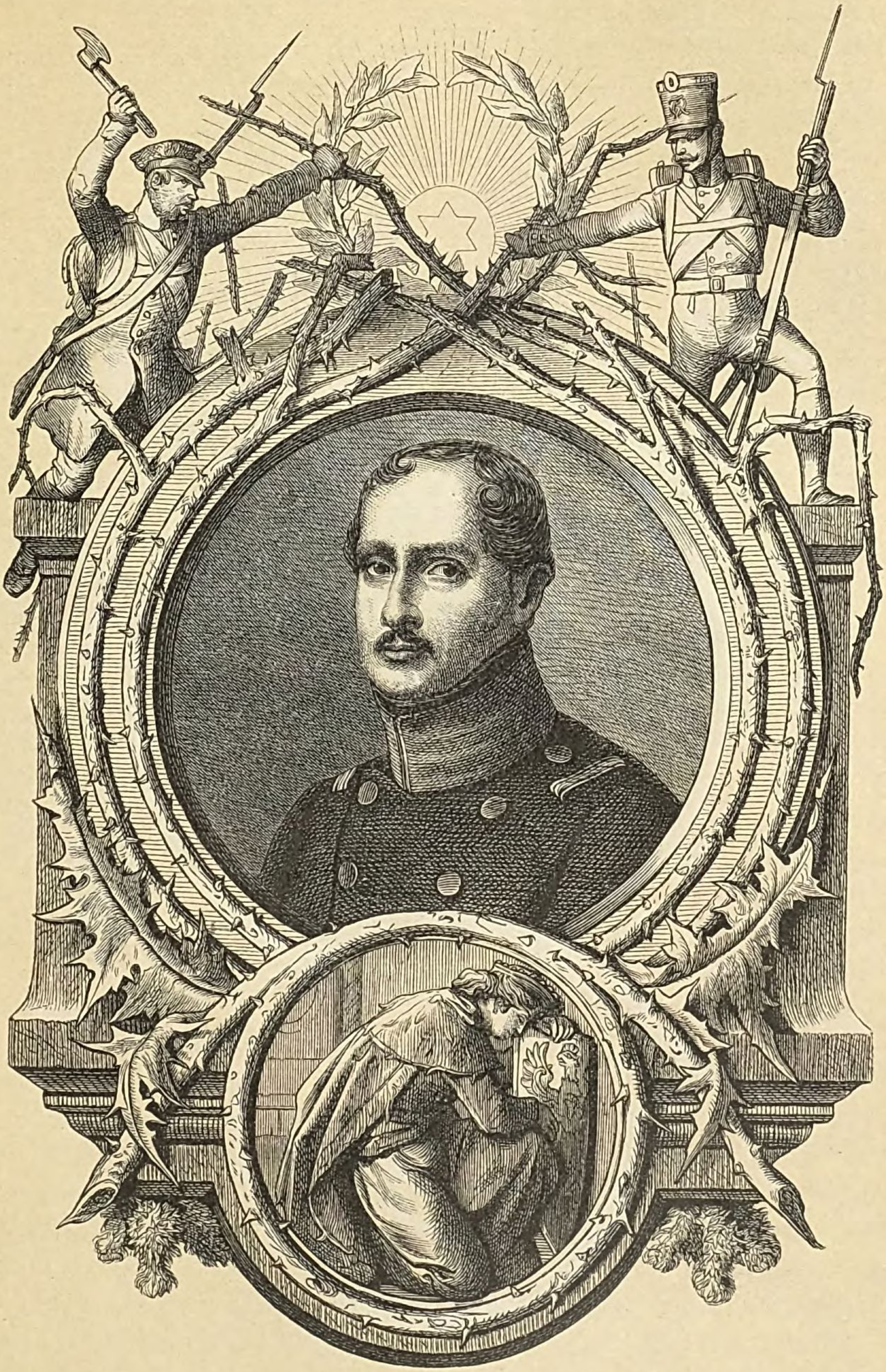
weniger als 140000 Menschenleben gekostet. Um so größeres Wehgefühl bemächtigt sich der Seele, gedenken wir der Tapferen, die, in die Heimat zurückgekehrt, es erleben mußten, wie der Morgenröte der Freiheit ein langwährender Nebeltag bitter getäuschter Erwartungen folgte.

Ja, wenn es auch nur so gegangen wäre, wie Friedrich Wilhelm III. anfänglich gehofft und sehnlichst erwartet hatte! — Stein, der eines Tages einer Konferenz der drei Monarchen beigewohnt hatte, sagte unmittelbar nach Schluß derselben zu dem Legationsrat Eichhorn: „Der König ist doch der Erste und Beste von allen, der ist wahr, treu und ehrlich.“

Und dennoch — trotz aller Enttäuschungen für Fürst und Volk, welch ein neuer Schatz blieb dem Vaterlande errungen! Keine Fälschung durch erkaufte publizistische Federn vermochte die Thatsache zu verdunkeln, daß Preußen der Retter von Deutschlands Selbständigkeit gewesen war, daß Fürst und Volk in Preußen in schweren Kämpfen des Ruhmes der Väter sich wert und würdig erwiesen hatten. — Eine Aussaat war ausgestreut worden zu gunsten einer besseren Zukunft — die Gegenwart hat ihre Früchte gezeitigt. Um so mehr hat das heutige Geschlecht Ursache, der Mahnung des Dichters sich zu erinnern:

„Vergiß der treuen Toten nicht und schmücke
Auch ihre Urnen mit dem Eichenkranz.“





Schmidt: Kaiser Wilhelm. 3. Aufl. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

König Friedrich Wilhelm III.



Das Eschenheimer Thor in Frankfurt.

Reaktion und Revolution.

Im Sommer des Jahres 1816 hatte in dem an der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt a. M. gelegenen Palaste des Fürsten von Thurn und Taxis, der ehemaligen Residenz des Fürsten Primas, der Abgesandte Österreichs, Graf Buol = Schauenstein, sich niedergelassen. Ihm war der ständige Vorsitz am Bundestage übertragen, und es sollten nun in einem Saale des von da ab „Bundespalais“ genannten Gebäudes die Sitzungen der Staatenvertreter Deutschlands abgehalten werden.

Schon aus dieser ersichtlichen Bevorzugung des österreichischen Gesandten glaubten die Frankfurter den Schluß ziehen zu dürfen, daß Österreich wieder obenan stehe. Die es wohl meinten mit der Wiederaufrichtung Deutschlands hatten leider nur zu recht, als sie klagten, Preußen habe sich nur deshalb hingeopfert,

damit Metternich um so bequemer die Früchte so riesiger Anstrengungen zu gunsten des Absolutismus — zunächst für Österreich — pflücke! Da durfte sich denn niemand verwundern, wenn Graf Buol-Schauenstein selbstbewußt, der preußische Gesandte von der Goltz dagegen sauer dareinschaute.

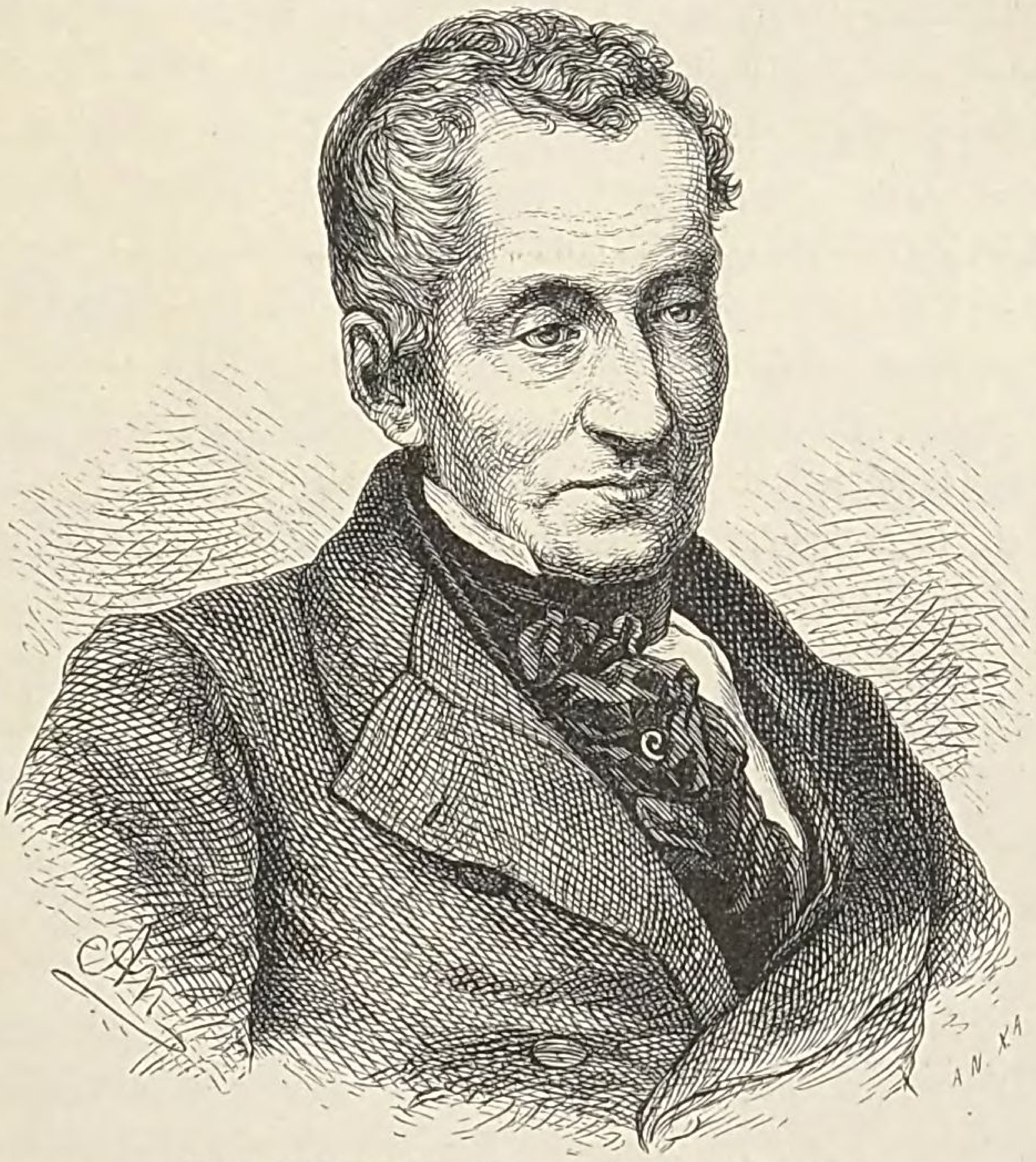
„Metternich hatte es“, wie der Tübinger K. Klüpfel in seiner Schrift über die deutschen Einheitsbestrebungen sagt, „Preußen nicht verzeihen können, daß es ihm vergönnt gewesen, sich durch seine hervorragenden Leistungen im Kriege, durch den Anstoß, den es zur nationalen Auffassung desselben gegeben, einen Anspruch auf die Führung Deutschlands zu erwerben. Durch den Aufruf an das Volk, durch Beibehaltung der Landwehr nach geschlossenem Frieden hatte Preußen in den Augen der übrigen Mächte sich den Stempel revolutionären Gebarens aufgedrückt, und es bildete sich nun eine stillschweigende Verschwörung, Preußen niederzuhalten.“

Österreich und die fünf Königreiche hatten „im Plenum“ je vier Stimmen, Baden, Kurhessen, Großherzogtum Hessen, Holstein und Luxemburg je drei, Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin und Nassau je zwei, die übrigen Staaten je eine Stimme; im ganzen waren es 69 Virilstimmen. — Der engere Rat bereitete die der Entscheidung des Plenums zu unterziehenden Beschlußentwürfe vor; von ihm wurden auch die eigentlichen Bundesregierungsgeschäfte besorgt. Von den 17 Stimmen, die hier entschieden, besaßen Österreich und die fünf Königreiche, Baden, die beiden Hessen, Dänemark (wegen Holstein) und die Niederlande (wegen Luxemburg) je eine, also zusammen elf Virilstimmen, während die übrigen Bundesstaaten zu Kurialstimmen, d. h. in Gruppen von 2—6 Staaten, die je eine Stimme führten, vereinigt wurden. In der engeren Versammlung entschied die einfache Stimmenmehrheit; in der weiteren mußte, wollte die Mehrheit sich geltend machen, dieselbe über mindestens zwei Drittel der Stimmen verfügen können. In beiden war jedoch volle Einstimmigkeit nötig, wenn es sich um Annahme oder Veränderung von Grundgesetzen, um organische Bundeseinrichtungen, um die Rechte einzelner Staaten (in ihrer Eigenschaft als selbständige Bundesmitglieder) oder endlich um Religionsangelegenheiten handelte.

Diese letztere Bestimmung war die nachteiligste von allen, denn sie erschwerte jede gründliche Ausbesserung am Bau des Deutschen Bundes, ja machte sie fast unmöglich. Es war damit dem Deutschen Bunde das berüchtigte Veto des polnischen Reichstages eingeimpft worden. Österreich und die kleineren vier Königreiche, von denen feststand, daß vorzugsweise sie sich den Einheitsideen Preußens entgegenstemmen würden, hatten es in der Macht, jeden von Berlin ausgehenden Verbesserungsantrag sofort — es gehörte nur ein einziges „Nein“ dazu — zu Falle zu bringen.

Für Preußen war der Deutsche Bund je länger je mehr ein brennendes Nessusgewand. Es bot sich ihm nur ein Zwiefaches dar: entweder in dem ihn zusammenpressenden und seine Lebenskräfte unterbindenden Zwangsgewande zu ersticken oder dasselbe zu sprengen, um Raum zur freien Entfaltung der während einer großen Vergangenheit angesammelten Kräfte zu gewinnen. Einstweilen hatte Preußen das brennende Gewand noch zu tragen.

Im Jahre 1816 hatte Stein nicht im geringsten daran gezweifelt, daß Friedrich Wilhelm seinem Volke ehestens eine Verfassung verleihen werde.



Clemens Wenzeslaus Lothar, Fürst von Metternich.

Wie betrübend es nun auch ist, daß die Hoffnungen der Verfassungsfreunde nicht in Erfüllung gingen, so darf man doch nicht übersehen, daß in Preußen mehrere Jahre hindurch mit Ernst daran gearbeitet wurde, ein leidliches Verfassungswerk zustande zu bringen. Jedoch traten den Absichten des Königs unvermutet ganz außerordentliche Schwierigkeiten entgegen. Die besten Männer mühten sich ab, die so verschiedenartigen Wünsche der Bevölkerung der alten Provinzen mit den Anforderungen der alten Stände und den Erwartungen der bevorzugten Klassen der Gesellschaft in Einklang zu bringen, während Lauheit und Voreingenommenheit in den neuen Provinzen sowie äußerste Abgespanntheit in allen Teilen des Landes die Geduld der wohlmeinendsten Beamten und

königlichen Vertrauenspersonen auf die härteste Probe stellten. Was gegen Ende des dritten Jahrzehnts als erreichbar zu Tage trat, das war die Errichtung von Provinzialständen, jedoch mit Ausschluß der Veröffentlichung.

In Wien zeigte man sich mit diesem Gange der Dinge durchaus befriedigt. Niemand mochte von Verfassungsverleihungen und von „Volksrechten" weniger etwas wissen als Metternich. Weil er es nicht hatte verhindern können, daß die Könige von Bayern und Württemberg, die Großherzöge von Baden und Hessen und bald darauf auch noch andre deutsche Fürsten ihren Landen mehr oder minder freisinnige Verfassungen verliehen, berührte es ihn um so angenehmer, daß es gerade in Preußen mit dem Zustandekommen einer Verfassung nicht vorwärts gehen wollte. Er wußte recht wohl, daß Preußen selbst am meisten darunter litt. Wenn diesem oder jenem die Nichterfüllung gegebener Verheißungen gleichsam wie ein Wortbruch erschien, wenn darauf hingewiesen wurde, daß die widerfahrene Enttäuschung wohl geeignet sei, der Liebe der Bewohner der alten Provinzen zu ihrem Monarchen Abbruch zu thun — — Metternich neigte wohlgefällig sein Haupt und lächelte arglistig. Wurde dagegen bemerkt, es möchte doch wohl schwer halten, den König Friedrich Wilhelm seinem Volke zu entfremden, so antwortete der Schlaue: nichts sei leichter als dieses. Man solle nur erst die Mißstimmung des Volkes über die so wenig den gehegten Hoffnungen entsprechenden Folgen der Erhebung, über die Heilige Allianz, über die Pariser Friedensschlüsse, den Bundestag u. s. w. zum Ausdruck gelangen lassen — dann werde sich genügendes Material darbieten, das, in angemessener Weise dem Könige Friedrich Wilhelm nahegebracht, diesem es als höchst bedenklich werde erscheinen lassen, mit dem Verfassungswesen Ernst zu machen!

Das durch die wohlmeinendsten Absichten getragene Wirken des Königs wurde durch einen Zwischenfall gestört, der benutzt ward, sein Vertrauen zum Volke zu erschüttern. Die edle Turnkunst, die in Preußen in verdientem Ansehen stand, wurde insbesondere eifrig an den Universitäten Halle und Jena gepflegt, namentlich von Mitgliedern derjenigen Studentenverbindungen, welche sich „Burschenschaften" nannten. Zu diesen Burschenschaften gehörten meist Personen, denen es mit ihrem Gelöbnis, ihre geistigen und körperlichen Kräfte dem Dienste des Vaterlandes zu widmen, heiliger Ernst war. Der Beitritt verpflichtete sie zu einem sittlichen Lebenswandel, und man erkannte sie vornehmlich an ihrer Enthaltsamkeit von Spiel und Trunk. Die damaligen Burschenschafter wollten von Raufereien und Duellen nichts wissen, ebenso mieden sie das wüste Treiben derjenigen Studentenverbindungen, welche sich „Landsmannschaften" nannten. Ihre löblichen Grundsätze stießen jedoch bei den Anhängern des alten rohen Studententums auf heftigen Widerstand. Um nun den Bestrebungen

der Burschenschaft größeren Eingang zu verschaffen, ward beschlossen, eine Zusammenkunft von Abgeordneten der verschiedenen Universitäten zu veranstalten. Lebhafte Zustimmung fand der Vorschlag des Studenten Hans Ferdinand Maßmann, eines der ältesten Schüler Jahns, mit jener Studentenversammlung die Feier des dreihundertjährigen Jubiläums der Reformation zu verbinden.



Verbrennung der Schnürbrust und des Zopfes am 18. Oktober 1817.

500 meist Jenenser Studenten fanden sich am 18. Oktober 1817, als dem Tage, an welchem vier Jahre früher der große Sieg über den gewaltigen Napoleon erfochten war, auf der Wartburg ein.

Universitätslehrer, die sich an dem Feste beteiligten, ließen es an Mahnungen zur Besonnenheit nicht fehlen. „Bewahrt euch vor dem Wahne", sagte Professor Oken in einer Ansprache, „als wäret ihr es, auf denen Deutschlands Sein, Dauer und Ehre beruht. Deutschland beruht auf sich selbst, auf dem

Ganzen. Jede Menschenklasse ist ein Glied an dem Leibe, der Staat heißt, zu dessen Erhaltung jeder bloß so viel beiträgt, als ihm sein Standort gestattet. Ihr habt nicht zu überlegen, was im Staate geschehen oder nicht geschehen soll; nur das geziemt euch, zu überlegen, wie ihr einst im Staate handeln sollt, und wie ihr euch würdig dazu vorbereitet!“

Aber der junge Wein schäumte über. — Über die Maßen verhaßt hatte sich der Berliner Geheimrat Schmalz durch eine Schrift gemacht, in welcher die deutschen Patrioten gefährlicher Umtriebe geziehen, ja sogar der „Tugendbund“ geschmäht ward, dem zur Zeit der Not fast alle bedeutenden Männer Preußens angehört hatten. Gegen ihn und alle „Schmalzgesellen“ hielt nun auf dem Wartburgfeste Student Riemann, dessen Brust mit dem Eisernen Kreuze geschmückt war, eine donnernde Rede, die mit den Worten schloß: „Verderben und Haß allen, die in niedriger, schmutziger Selbstsucht das Gemeinwohl vergessen! Ihrer sind noch viele; möchte bald die Zeit kommen, wo wir sie nicht mehr nennen dürfen!“

Für den Abend war von einer Zahl von Studenten eine besondere Kundgebung verabredet. Fackeln tragend, begaben sie sich in einem Zuge auf den nahen Wartberg, hier einen Kreis um einen Scheiterhaufen bildend, der in Brand gesetzt wurde. Oben genannter Student Maßmann (der Dichter des Liedes: „Ich hab' mich ergeben“) erinnerte in einer Rede an die That Luthers vor dem Elsterthore zu Wittenberg. „Höllische Schriften habe er verbrannt — hier solle nun ein Gleiches geschehen!“ — Darauf überantwortete er eine Anzahl Broschüren, unter ihnen einige von Schmalz und Janke, den Codex der Gendarmerie von Kamptz, die deutsche Geschichte von Kotzebue, sodann ein Werk Ancillons über Souveränität und Staatswissenschaften den Flammen. Endlich wurden auch noch eine Schnürbrust, wie sie damals vielfach preußische Offiziere trugen, ein österreichischer Korporalstock und ein Haarzopf — „Insignien einer sklavischen Zeit“ — verbrannt.

Das Theatralische und Aufregende der ganzen Szene befriedigte natürlich die jungen Brauseköpfe in hohem Grade — von dem unheilvollen Nachspiel, welches kommen mußte, hatten sie keine Vorstellung. — Die beiden mächtigsten Regierungen Deutschlands waren von ihnen symbolisch verhöhnt, hohen preußischen Staatsbeamten war der Krieg bis aufs Messer angekündigt worden. Ancillon, der frühere Erzieher des preußischen Kronprinzen, stand demselben zur Zeit als vertrauter Freund nahe, und auch die Schrift dieses Gelehrten hatte man den übrigen in die Flammen nachgeschleudert! Ein solches Auftreten gegen seinen hochverehrten Lehrer und Freund, dessen Ansichten er teilte, konnte zugleich als eine Kränkung des Kronprinzen angesehen werden.

Noch vor dem Wartburgfeste war von dem in Jena weilenden russischen

Staatsrate Stourdza im Auftrage des Kaisers Alexander eine Schrift herausgegeben worden, worin er, der Fremdling, in der Weise des Geheimrat Schmalz die berechtigten Wünsche und Bestrebungen der deutschen Patrioten als Ausgeburten revolutionärer Gesinnung dargestellt hatte.

Diese Schmähschrift verherrlichte A. v. Kotzebue in seinem litterarischen Wochenblatte, und es ward zu gleicher Zeit bekannt, daß letzterer, im Dienste Rußlands stehend, dem Kaiser Berichte über die politischen Verhältnisse in Deutschland einzusenden habe. Einige in unrechte Hände gelangte Berichte, der Öffentlichkeit übergeben, stellten es außer Zweifel, daß Kotzebue, der in Rührstücken so eifrig die Tugend verherrlicht hatte, für Geld Schergen- und Spionierdienste zum Schaden seines eignen Volkes verrichtete!

Zu einer der Verbindungen der Burschenschafter, welche sich die Vereinigung der „Unbedingten“ nannte, gehörte der in Jena studierende Karl Sand aus Wunsiedel. Ihm erschien es zum Heile des Vaterlandes unerläßlich, den Verrätern durch ein Gericht, ausgeübt an einem der Ihrigen, ein Halt zuzurufen. Er begab sich nach Mannheim, dem dermaligen Aufenthaltsorte Kotzebues, verschaffte sich Zugang zu ihm und stieß ihm mit den Worten: „Hier, du Verräter des Vaterlandes!“ den Dolch ins Herz. Darauf brachte er sich selbst einen Stich in die Brust bei und eilte auf die Straße mit dem Rufe: „Hoch lebe mein Vaterland!“

Dann kniete er nieder und stieß sich mit den Worten: „Ich danke dir, Gott, für diesen Sieg!“ zum zweitenmale den Dolch in die Brust, ohne sich jedoch tödlich zu treffen. Im Gefängnisse geheilt, ward er danach mit dem Schwerte hingerichtet. Er starb freudigen Mutes.

Gleich darauf war von einem jungen Apotheker, Karl Löhning, ein Mordversuch auf den nassauischen Staatsrat von Ibell ausgeführt, der gleich verhaßt war wie Kotzebue. Karl Löhning gab sich selbst den Tod.

Die Verirrungen Sands und Löhnings waren ebenso beklagenswert wie ihre Folgen. „In Berlin“, erzählt Varnhagen von Ense, „fühlte man sich auf unsicherem, unterhöhltem Boden, überall sah man altdeutsche Tracht, die Turner und Burschenschafter waren im ganzen Lande ausgebreitet, man wußte, daß es geheime Vereine gab, und glaubte sie mächtig und furchtbar. Was hindert, fragten die Ängstlichen, daß plötzlich 100 Mörder aufgeboten werden, sobald die geheimen Oberen den Befehl geben?“ — „Doch“, berichtet Varnhagen weiter, „als die Besinnung allmählich zurückkehrte, war sie begleitet von den Gefühlen des Hasses, der Rache, von dem Eifer, alles niederzutreten, was mit solchen Thaten auch nur im entferntesten zusammenhing.“

Nun, ihr Schatten der Mörder, was vermochtet ihr darauf zur Abwehr des über das Vaterland hereingebrochenen Unheils zu thun? Ihr erwieset

euch als schlecht in der Geschichte unterrichtet, und noch mangelhafter kanntet ihr die Seele des deutschen Volkes, als ihr in dem Glauben euch einwiegtet, aus dem Blute, mit dem der Meuchelmord den Boden des Vaterlandes besudelt, werde der Baum der Freiheit emporsprießen!

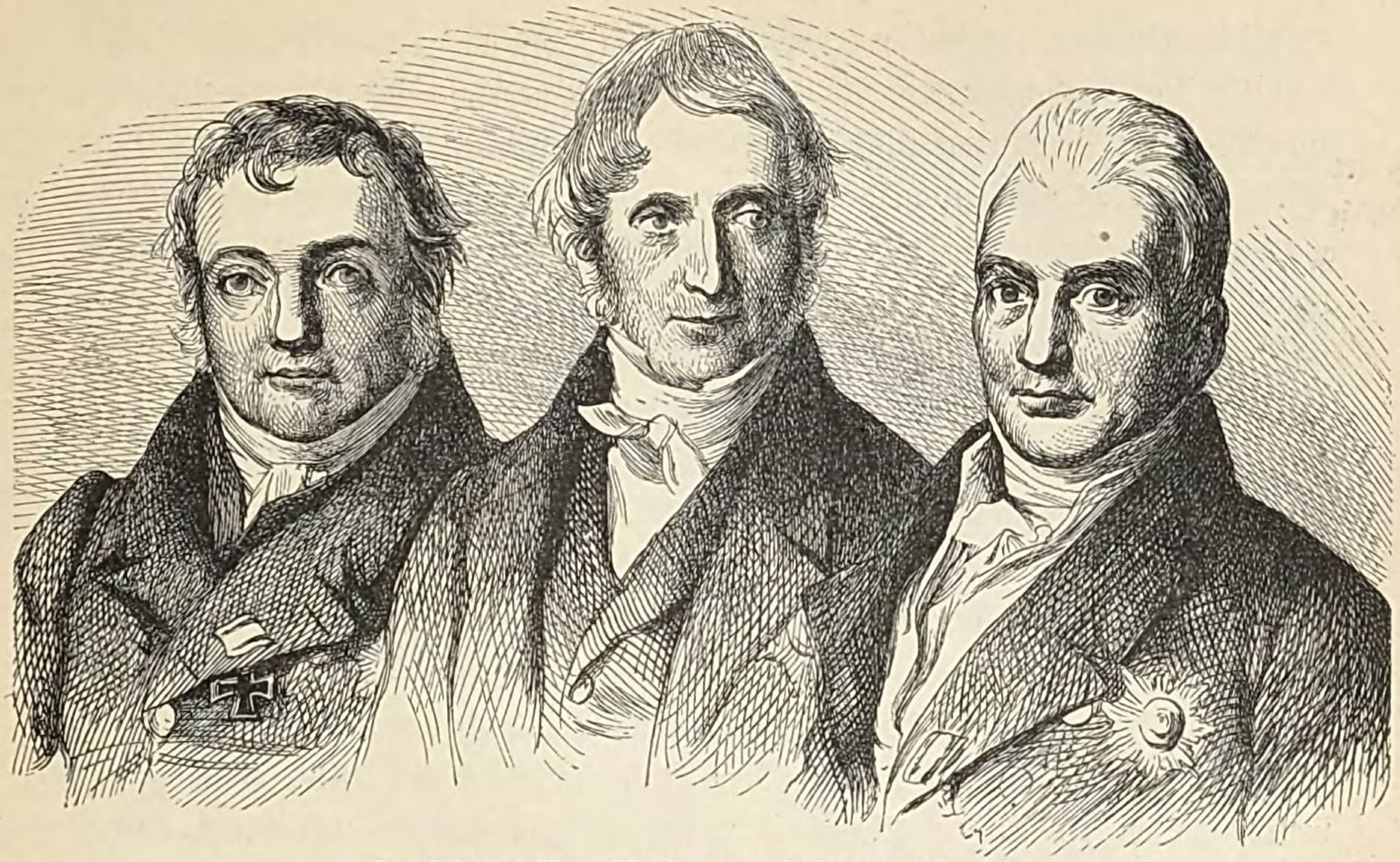
Damit begann die traurige Zeit der Demagogenverfolgung. Es mußten, wie ja Gleiches vielfach geschieht, um weniger Schuldiger willen viele Unschuldige leiden. Zu den letzteren gehörten Ernst Moritz Arndt und der Turnvater Jahn.

Auf Grund der sogenannten „Karlsbader Beschlüsse“ ward das Leben und Treiben auf den Universitäten aufs argwöhnischste beaufsichtigt.

Tüchtige Jünglinge in großer Zahl büßten in jahrelanger Haft die rasch zerronnenen Träume ihrer Vergangenheit, und sie verloren Jugend, Gesundheit und frischen Lebensmut; eine große Anzahl biederer Männer wurde dem erwählten Berufe entrissen, wurde gefangen gehalten, oder sie aß landesflüchtig während eines guten Teiles ihres Lebens das bittere Brot der Verbannung. Zur Abwehr der Umsturzpläne wurde damals der Behelf der bewaffneten Intervention in das europäische Völkerrecht eingeführt und mancherlei Verschärfungen der staatspolizeilichen Bevormundung verabredet.

Alle diese Maßregeln der Vorsicht und des Argwohns verhinderten jedoch Äußerungen der steigenden Unzufriedenheiten in engeren und revolutionäres Vorgehen in weiteren Kreisen nicht; es ließen sich weder die aufständischen Griechen abhalten, das Joch der türkischen Herrschaft abzuschütteln, noch die Franzosen, der Wirtschaft der Bourbonen ein Ende zu machen. Letztere entthronten im Juni 1830 den Nachfolger Ludwigs XVIII., den tyrannischen Karl X., und ernannten dessen Anverwandten Ludwig Philipp von Orleans zum Könige. Auch die Belgier erhoben mit Erfolg das Banner der Empörung gegen den König der Niederlande, dem man im Pariser Frieden die ehemaligen österreichischen Provinzen zuerteilt hatte. Sie gewannen in dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg einen Fürsten, der zu den weisesten gehörte, die jemals einen Thron zierten. Ein Aufstand der Polen ward niedergeschlagen.

Auch in Deutschland kam es zu Ruhestörungen und ärgerlichen Auftritten. Die Braunschweiger vertrieben ihren tyrannischen Herzog Karl (den ältesten Sohn des Freiheitskämpfers Friedrich Wilhelm) und riefen dessen Bruder Wilhelm zum Regenten aus. Es kam ferner in Hamburg, in Hessen und in Sachsen zu aufständischen Bewegungen, und es sahen sich die Regierungen Hessens und Sachsens zur Einführung landständischer Verfassungen genötigt. In Frankfurt a. M. stürmte eine Anzahl jugendlicher Brauseköpfe die Hauptwache, in der Absicht, die verhaßte Bundesversammlung zu verjagen und ein deutsches Kaiserregiment an deren Stelle einzusetzen. Aber die Zeit hierzu war noch nicht gekommen, und so erging es den Aufwieglern schlimm genug.



Die Minister Motz, Maaßen und Stein zum Altenstein.

Gründung des Zollvereins.

Sah es in unserm Vaterlande im Hinblick auf politisches Fortschreiten mißlich genug aus, so stand es um Handel und Gewerbe geradezu trostlos.

Das frühere Deutsche Reich hatte, wie in vielen andern Einrichtungen, so auch in dem alten Zollwesen einen wüsten Zustand hinterlassen.

Bald nach dem Sturze des ersten Napoleon entstand eine schwere Krisis, hervorgerufen durch Aufhebung der Kontinentalsperre; die teilweise Verminderung des Umflusses an barem Gelde machte sich schwer fühlbar. Die Handelssperre war der deutschen Fabrikation an manchen Orten zu nutze gekommen; nach Aufhebung derselben schloß das inzwischen industriell mächtig erstarkte England bald jegliche Konkurrenz aus. Dies führte den Sturz vieler deutschen Fabriken herbei. Es entstanden neue Zollverhältnisse, die für das Ausland durchgehends Handelsfreiheit und unter den einzelnen deutschen Staaten Zollschutzzustände hervorriefen. Diese widernatürlichen Zustände mußten voraussichtlich zum wirtschaftlichen Ruin Deutschlands führen. Nicht nur die kleinen Staaten brüsteten sich mit ihrer Zollhoheit, auch innerhalb der größeren Gebiete gab es noch innere Zollgrenzen. So war der preußische Staat bis 1816 durch mehr als 60 verschiedene Zollschranken belästigt, abgesehen davon,

daß jede einzelne Stadt ihre besondere Accise hatte. Der erste Schritt zur Abhilfe dieses Jammers 'geschah am 11. Juni 1816, indem Preußen sämtliche Wasser-, Provinzial- und Binnenzölle in seinen alten Provinzen beseitigte. Diese teilweise Entfesselung des Verkehrs hatte die günstigsten Folgen und ermutigte zu weiterem Vorgehen. Noch nicht zwei Jahre waren seit jenem ersten bahnbrechenden Akte verflossen, als ein zweiter folgte. Am 26. Mai 1818 wurde ein Gesetz erlassen, welches die preußische Monarchie zu einem einzigen Handels- und Verkehrsgebiete gelangen ließ, das die ungehinderte Einfuhr fremder Erzeugnisse verkündete und für den Grenzverkehr einen Tarif in Aussicht stellte. Dieser wirtschaftliche Fortschritt rief jedoch zunächst eine große Entrüstung hervor, und diese fand in den Konferenzen der Jahre 1819 und 1820 diplomatischen Ausdruck; aber hier wie anderwärts mußte der Verdruß vor der überzeugenden Macht der Thatsachen verstummen. Die letzte Folgerung der erwähnten Gesetze bildete die Stiftung des Zollvereins, die sich unabhängig vom Deutschen Bunde in den Jahren 1828 bis 1835 vollzog und welche die wirtschaftliche Einheit Deutschlands begründete und die politische mächtig fördern half. — Dieser großartige wirtschaftliche Umschwung war nur möglich, weil zur Zeit an der Spitze des Finanzwesens die genialen Männer Klewitz, Motz und Maaßen standen; namentlich erwarben die beiden letzteren sich große Verdienste um das Zustandekommen des Zollvereins. Bei der Durchführung zeigte sich die straffe und zuverlässige preußische Verwaltung von ihrer besten Seite. Mit dem Tode des Ministers K. G. Maaßen, des Nachfolgers des trefflichen Motz (4. November 1834), fand jene an Erfolgen und Ehren so reiche Finanzära einen Abschluß.

Es war die höchste Zeit, daß in unserm Vaterlande zu gunsten von Handel und Gewerbe etwas geschah. Englands Baumwollmanufaktur hatte begonnen, alle deutschen Märkte zu überfluten, wodurch der kaum wieder erwachsen heimischen Gewerbthätigkeit der Todesstoß versetzt wurde. Ebenso hatten die Niederlande ihr altes Prohibitivsystem erneuert und die Mündung des Rheins, einer der großen Verkehrsstraßen unsres Vaterlandes, den Bestimmungen des Wiener Kongresses zuwider, geschlossen. Auch Frankreich war bemüht gewesen, seine hohen Schutzzölle immer weiter hinaufzuschrauben, und so nahmen die Erwerbsverhältnisse innerhalb Deutschlands von Tag zu Tag eine kläglichere Gestalt an. Nur die schlimmen Beispiele fanden Nachahmung, das Gute scheiterte an dem Übermaß der Anhänglichkeit an das Herkömmliche. Von den 38 voneinander getrennten, zum Teil sehr kleinen Staaten, deren Grenzen vielfach ineinander eindrangen, suchte ein jeder nur seinen Vorteil auf Kosten des gesamten deutschen Handels und Verkehrs. Ohne die geringste Rücksicht auf das Wohl des Ganzen oder auch nur der nächsten Nachbarn zu nehmen, wurden

zeitweilig wohl neue Zollstätten und Schlagbäume zur Förderung fiskalischer Interessen aufgerichtet, niedergelegt jedoch wurde keine ältere Zollschranke.

So sah es aus zur Zeit, als Professor Fr. List in einer von 70 angesehenen Fabrikanten unterzeichneten Bittschrift zuerst jene überaus trostlosen Zustände darlegte und von der ohnmächtigen deutschen Bundesversammlung unterm 14. April 1819 schleunige Abhilfe verlangte. Auch ein wackerer Thüringer Kaufmann, E. W. Arnoldi in Gotha, blieb nicht müßig. Seinen unermüdlichen Mahnungen gelang es, zu einer Eingabe an dieselbe Zentralbehörde die Unterschriften von über 5000 mitteldeutschen Fabrikanten und Gewerbtreibenden zu sammeln. Weiterhin suchten damals auch im übrigen gleichgesinnte Männer aus Süd- und Norddeutschland die Aufmerksamkeit ihrer Regierungen auf die geschilderten schreienden Übelstände zu lenken.

Schritt vor Schritt brach sich denn auch die bessere Erkenntnis Bahn. Dem Großherzogtum Hessen, das sich im Jahre 1828 mit Preußen geeinigt, folgten drei Jahre später Kurhessen, Bayern, Thüringen, Württemberg, diesem 1833 Sachsen. Baden trat 1835, Braunschweig erst später dem Zollverein bei, während Hannover, das im Gegensatz zu Preußen mit Kurhessen, Oldenburg und Braunschweig (bis 1841) den Nordwestdeutschen Steuerverein gebildet hatte, erst im Jahre 1854 sich dem Zollverein gegen ansehnliche Vergünstigungen anschloß. Es ist überaus lehrreich, hier des Verhaltens zu gedenken, dessen sich Kleinstaaten wie Nassau und Frankfurt a. M. gegenüber einem Fortschritte in der Entwickelung Deutschlands befleißigten, der als der bedeutendste seit den Tagen der Reformation von allen denkenden deutschen Männern erkannt worden ist. Bemüht, sich dem Andrange Preußens zu entziehen, tastete Frankfurts hoher Senat wie ein vom Schwindel Ergriffener um sich herum, und da er niemand fand, der ihm in seinen Nöten einen Anhaltspunkt gewähren wollte, so richteten die wohlweisen Herren ihre wirren Blicke übers Meer und schlossen 1832 mit England einen Zoll-, Handels- und Schiffahrtsvertrag (!) auf zehn Jahre ab, basiert auf gegenseitige Freiheit des Verkehrs und der Schiffahrt, der Niederlassung und der Gleichstellung der Staatsangehörigen. Es erscheint als kaum glaublich, aber es ist deswegen nicht weniger wahr, daß man britischen Landeskindern Rechte einräumte, die man gleichzeitig den „deutschen Brüdern", welche sich auf dem kaum zwei Quadratmeilen großen Gebiete der Freien Stadt Frankfurt niederlassen wollten, auf das hartnäckigste verweigerte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß hierdurch die Freie Reichsstadt in eine Stellung geraten war, die bei längerem Bestande ihr kleines, inmitten des Zollvereins gelegenes Gebiet in ein privilegiertes Schmuggeldepot für englische, französische und andre fremde Erzeugnisse verwandelt haben würde.

Diese Großmannssucht Frankfurts und sein vaterlandsloses Gebaren hatten schon im vorigen Jahrhundert begonnen, sich kund zu geben. In den Jahren 1794 und 1795, als die französischen Revolutionsheere die Gebiete des Rheins und Mains überschwemmten, hatte der Frankfurter Partikularismus es durch Geld und gute Worte bis zu einem geheimen Separatabkommen mit der französischen Republik gebracht und seine eigne Neutralität sowie die Freundschaft Frankreichs um die Vergleichssumme von 1400000 Frank erkauft. Wie vordem, so waren auch in den dreißiger Jahren alle Vorstellungen patriotisch denkender Männer, sich nicht zur eignen Schande an das Ausland anzulehnen, vergeblich, noch weniger fruchtete die Mahnung, nicht nur ausschließlich Frankfurter Interessen zu pflegen, sondern auch an das große Ganze, an Deutschland, zu denken. Alle diese Stimmen verhallten: die eingesetzte Kommission erklärte, daß man durchaus nichts von den „Preußischen Plackereien“ wissen wolle, den Anschluß an das „Preußische Mautsystem“ verletze das innerste Lebensprinzip der Freien Stadt.

Ebenso ablehnend verhielt sich Nassau, welches 1835 mit Frankreich einen Zollvertrag für die Dauer von fünf Jahren abschloß, ein Beispiel, das nachzuahmen sich später Mecklenburg bewogen fand. Durch diesen wunderbar ausgetüftelten Ausweg suchten sich die kleinen Machthaber „aus den Schlingen einer deutschen Handelsvereinigung“ zu ziehen, die, weil sie von Preußen ausging, doppelt unwert erschien. Allen mit den rheinischen Verhältnissen Vertrauten sind die Folgen, welche aus diesen kleinstaatlichen Lächerlichkeiten und Zerrereien entstanden, wohl bekannt. Hessen setzte sich gegen Ende des vierten Jahrzehnts auf den Kriegsfuß gegen Nassau, und in mitternächtiger Stunde lief eine Eskadre gegen den oranischen Nachbar aus, um eine nassauische Rheinstrecke durch Versenkung von Quadern in den „freien deutschen Strom“ für die Schiffahrt unbrauchbar zu machen. Jahrelang währte der hieraus erwachsene Streit und Hader, bis sich die Hessen endlich bequemen mußten, das rheinische Flußbett Nassaus wieder zu reinigen. — Nicht viel besser erging es der „Freien Stadt“ Frankfurt. Rings von Zolllinien umgeben, blieb ihr allein die Richtung nach dem gleichgesinnten Nassau und die dahin führende Wasserstraße offen. Unter diesen Umständen blühte das auf der andern Seite des Mains liegende hessische Städtchen Offenbach immer ersichtlicher empor. Während Frankfurts Zwischenhandel und Meßverkehr in wenigen Jahren unsäglich litt, wurden in der hessischen Fabrikstadt, und zwar von Frankfurter Kaufleuten, selbst Kellerräumlichkeiten und Spelunken zum Behuf des Meßbezuges und zur Unterbringung von Meßwaren gemietet.

Im Oktober 1834 verlangte eine von 1000 Bürgern unterzeichnete Bittschrift den beschleunigten Beitritt Frankfurts zum Zollverein, welcher nun

doch am 2. Januar 1836 erfolgte. Heute, nach 50 Jahren, schüttelt gewiß selbst ein Stockfrankfurter über die damals befolgte Krämerpolitik der wohlweisen Staatsoberhäupter den Kopf. Wir haben dieses Beispiels deswegen etwas weitläufiger gedacht, weil es notwendig ist, dem gegenwärtigen Geschlechte die Thorheiten und Abgeschmacktheiten einer früheren Generation vorzuhalten, damit es im stande sei, die Errungenschaften der Gegenwart um so unbefangener zu würdigen.

Insofern hinsichtlich der Entwickelung und Gesetzgebung des Zollvereins jedem Staate, groß oder klein, gleiche Stimmberechtigung zustand, und da für wichtigere Entscheidungen Einstimmigkeit gefordert wurde, hat sich zu großen zeitgemäßen Fortschritten nur jemalig bei Ablauf der zwölfjährigen Kündigungsperiode Gelegenheit geboten. Nur durch die weise Mäßigung, mit welcher Preußen sich beschied, sein natürliches Übergewicht in dem (neben dem Deutschen Bunde gebildeten) Verbande nicht anders als moralisch geltend zu machen und hierbei von allen Vorrechten freierer Führung oder stärkeren Stimmrechts abzusehen, konnte in jener gedrückten Zeit, wo noch nicht eine erstarkte öffentliche Meinung den einzelnstaatlichen Souveränitätsdünkel in Schranken hielt, die Vereinigung überhaupt zustande gebracht werden.

Im Hinblick auf die Stiftung des deutschen Zollvereins, dessen Errichtung ihm als ein sprechendes Zeugnis für den Preußen innewohnenden Geist galt, that Paul Pfizer in einer 1842 erschienenen Schrift folgenden prophetischen Ausspruch: „Erst wenn Deutschland als ein wahrer Bundesstaat mit Preußen durch organische Verbindung eins geworden, nicht mehr der geheime Zankapfel zwischen Österreich und Preußen sein kann, ist eine dauernde Freundschaft des letzteren mit dem ersteren möglich. Erst wenn in Österreich jede Feindschaft gegen Deutschlands innere Freiheit aufhört, wird in Deutschland die alte Zuneigung zu dem verbrüderten, verwandten Reiche erwachen; erst wenn das neue Deutschland alle Kraft aufbietet, Österreich nach jener Seite stark zu machen, wo es so schüchtern auftritt, und wohin doch alle Stimmen seiner Zukunft rufen, wird aus dem Bunde von Deutschland mit Österreich all das Heil erwachsen, das man vom jetzigen Deutschen Bunde vergebens erwartet."



Am 10. März 1814. Nach dem Gemälde von Gérard.

Jahre der Vorbereitung zum Heerführer.

Schon im Jahre 1814, als Prinz Wilhelm, geschmückt mit dem Eisernen Kreuze und dem St. Georgs-Orden, vor seine Geschwister getreten, war er denselben an Gestalt und Haltung auffallend — und zwar zu seinem Vorteil — verändert erschienen. Er war bedeutend kräftiger geworden, Schwestern und Brüder hatten ihn im ersten Augenblicke nicht wieder erkannt. Jetzt, im Herbste 1815, erschien das Aussehen des Prinzen noch männlicher — er konnte für einen hübschen jungen Mann gelten.

Nun ward alsbald wieder in die nur während des Kriegslärms unterbrochene Lebensordnung eingelenkt. Schon im August 1814 war dem Prinzen Wilhelm als Gouverneur der hochgebildete Oberst von Brause zur Seite gestellt worden, und die ernsten Studien sowie die militärischen Übungen nahmen ungestört ihren Fortgang.

Erst als der Prinz 18 Jahre alt war, erfolgte — am 8. Juni 1815 — die Einsegnung in der Schloßkapelle zu Charlottenburg, welcher der ganze königliche Hof, die Minister und viele hohe Offiziere und Beamte beiwohnten.

Der Prinz verlas ein von ihm verfaßtes Glaubenbekenntnis. Da sich — seine Zukunft beweist dies — sein innerstes Leben darin abspiegelt, wird dem Leser gewiß ein Auszug aus demselben willkommen sein.

„Ich erkenne es mit dankbarem Herzen für eine große Wohlthat, daß mich Gott in einem hohen Stande hat lassen geboren werden, weil ich in demselben mehr Mittel, meinen Geist und mein Herz zu bilden, ein reiches Vermögen außer mir, Gutes zu stiften, besitze. Ich freue mich dieses Standes — nicht um der Auszeichnung willen, die er mir unter den Menschen verleiht, auch nicht um der Genüsse willen, die sich mir in demselben darbieten, sondern um deswillen, weil ich mehr wirken und leisten kann. Ich freue mich meines Standes in Demut und bin weit entfernt, zu glauben, Gott habe mir hier einen Vorzug vor andern geben wollen, auch weit entfernt, mich meines höheren Standes wegen für besser zu halten.

„Ich will nicht vergessen, daß der Fürst doch auch nur ein Mensch ist und mit dem Geringsten im Volke die Abkunft, die Schwachheit der menschlichen Natur und alle Bedürfnisse derselben gemein hat, daß die Gesetze, welche für andre gelten, auch ihm vorgeschrieben sind, und daß er, wie die andern, einst über sein Verhalten wird gerichtet werden.

„Mir soll alles heilig sein, was dem Menschen heilig sein muß. — Ich will dem Glauben der Christen, zu dem ich mich an diesem Tage bekenne, immer getreu bleiben, ihn jederzeit in Ehren halten und mein Herz immer mehr für ihn zu erwärmen suchen.

„Bei allem Guten, welches mir zu teil wird, will ich dankbar auf Gott blicken, und bei allen Übeln, die mich treffen, will ich mich Gott unterwerfen, fest überzeugt, daß er überall mein Bestes beabsichtige. Meines Gottes will ich überall gedenken, an ihn will ich in allen Angelegenheiten mich wenden, und es soll mir eine süße Pflicht sein, im Gebete mit ihm meine Seele zu vereinigen. Ich weiß, daß ich ohne ihn nichts bin und nichts vermag.

„Ich will mich vor allem hüten, wodurch ich mich als Mensch erniedrigen würde; als Fürst würde ich mich dadurch noch weit mehr erniedrigen. Vorzüglich will ich die Sünde der Unmäßigkeit und Wollust, welche zur tiefsten Erniedrigung der menschlichen Natur führen, vermeiden. — Ich will an meiner Geistes- und Herzensbildung unablässig arbeiten, damit ich als Mensch und als Fürst einen höheren Wert erlange.

„Ich weiß, was ich als Mensch und Fürst der wahren Ehre schuldig bin. Nie will ich in Dingen meine Ehre suchen, in denen nur der Wahn sie finden kann.

„Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande. Ich will daher unablässig in dem mir angewiesenen Kreise thätig sein, meine Zeit auf das beste anwenden und so viel Gutes stiften, als in meinen Kräften steht.

„Ich will mich in meiner fürstlichen Würde gegen niemand überheben, niemand durch mein fürstliches Ansehen drücken, und wo ich von andern etwas fordern muß, mich herablassend und freundlich zeigen und ihnen die Erfüllung ihrer Pflicht, soviel ich kann, zu erleichten suchen.

„Ich will das Verdienst aufmuntern und belohnen — und besonders das bescheidene und verborgene an das Licht ziehen.

„Den Pflichten des Dienstes will ich mit der größten Pünktlichkeit nachkommen und meine Untergebenen zwar mit Ernst zu ihrer Schuldigkeit anhalten, aber ihnen auch mit freundlicher Güte begegnen.

„Jeden Tag will ich mit dem Andenken an Gott und meine Pflichten beginnen und jeden Abend mich über die Anwendung des verflossenen Tages sorgfältig prüfen.

„Verderbte Menschen und Schmeichler will ich entschlossen von mir weisen. Die Besten, die Geradesten, die Aufrichtigsten sollen mir die Liebsten sein! Die will ich für meine wahren Freunde halten, die mir die Wahrheit sagen, selbst wo sie mir mißfallen könnte." —

Edle Entschlüsse sind Blüten der Seele; sind sie echter Art, so entwickelt sich in ihnen Fruchtstaub, und dann setzen sie Frucht an. Die Zukunft des Prinzen hat es bewiesen, welcher Art jene Blüten waren.

Schon im Jahre 1815, mehrere Monate nach Ablauf der zweiten Heerfahrt nach Paris, war durch Verlobung der Prinzessin Charlotte mit dem zweiten Bruder des Zaren, dem Großfürsten Nikolaus von Rußland, die königliche Familie in Berlin zu dem kaiserlichen Hause in St. Petersburg in nähere Beziehungen getreten, und es hatte dieser feierliche Akt damals zu einer Reihe von Festlichkeiten Veranlassung geboten, welche durch die Anwesenheit des Kaisers Alexander und vieler deutschen Fürstlichkeiten einen erhöhten Glanz gewannen. Zwei Jahre später, im Juni des Jahres 1817, sollte die Vermählung des schönen Paares vollzogen werden, und Prinz Wilhelm, der kurz vorher zum Oberst ernannt worden war, sah sich auserkoren, seine Schwester nach ihrer neuen Heimat zu geleiten.

Während seines Aufenthalts in Petersburg wurde der Prinz Wilhelm von einem Unfall betroffen. Bei einem Besuche des Großfürsten Michael fiel ihn in dem Marstalle desselben ein Hund an und versetzte ihm einen scharfen Biß in den Fuß. Der Großfürst ließ in seinem Zorn den Hund auf der Stelle töten; allein durch diesen Umstand wurde es ungewiß, ob das Tier toll oder nicht toll gewesen war. „Diese übereilte Handlung", schreibt Natzmer, „verhinderte die genauere Untersuchung und ließ die Ärzte das sicherste Mittel ergreifen, um alle bösen Folgen abzuwenden, die Wunde auszuschneiden und auszubrennen. Der Prinz hat die Operation mit größter Standhaftigkeit

ertragen, kein Klagelaut ist über seine Lippen gekommen. Als man dieses der Kaiserin-Mutter erzählte, rief sie aus: „Was Wunder, er ist ein preußischer Prinz!"

Zurückgekehrt, erhielt Prinz Wilhelm das Stettiner Bataillon, dessen erster Kommandeur er bis zu seiner Thronbesteigung, also 45 Jahre lang, geblieben ist.

Der Prinz sah sich weiterhin mit dem interimistischen Kommando des 1. Garderegiments betraut, und er ward zum Chef des damaligen 7., jetzt „Königs-Grenadier- (2. westpreußischen) Regiments Nr. 7", ernannt.

Als Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1818 sich zu einer Reise nach Rußland entschloß, um seinen mittlerweile gebornen Enkel (den späteren Kaiser Alexander II.) in die Arme zu schließen, betraute er bis zu seiner Rückkehr den Prinzen Wilhelm mit der obersten Leitung aller Militärangelegenheiten. Daß der königliche Vater mit der Geschäftsführung seines Sohnes durchaus zufrieden war, ergibt sich aus einer denselben belobigenden Kabinettsordre wie auch daraus, daß der König dem Prinzen das Kommando der 1. Garde-Infanteriebrigade übertrug und ihn — vier Wochen später, am 30. März 1818 — zum Generalmajor ernannte. — Im Jahre 1819 erhielt Prinz Wilhelm Sitz und Stimme im Kriegsministerium.

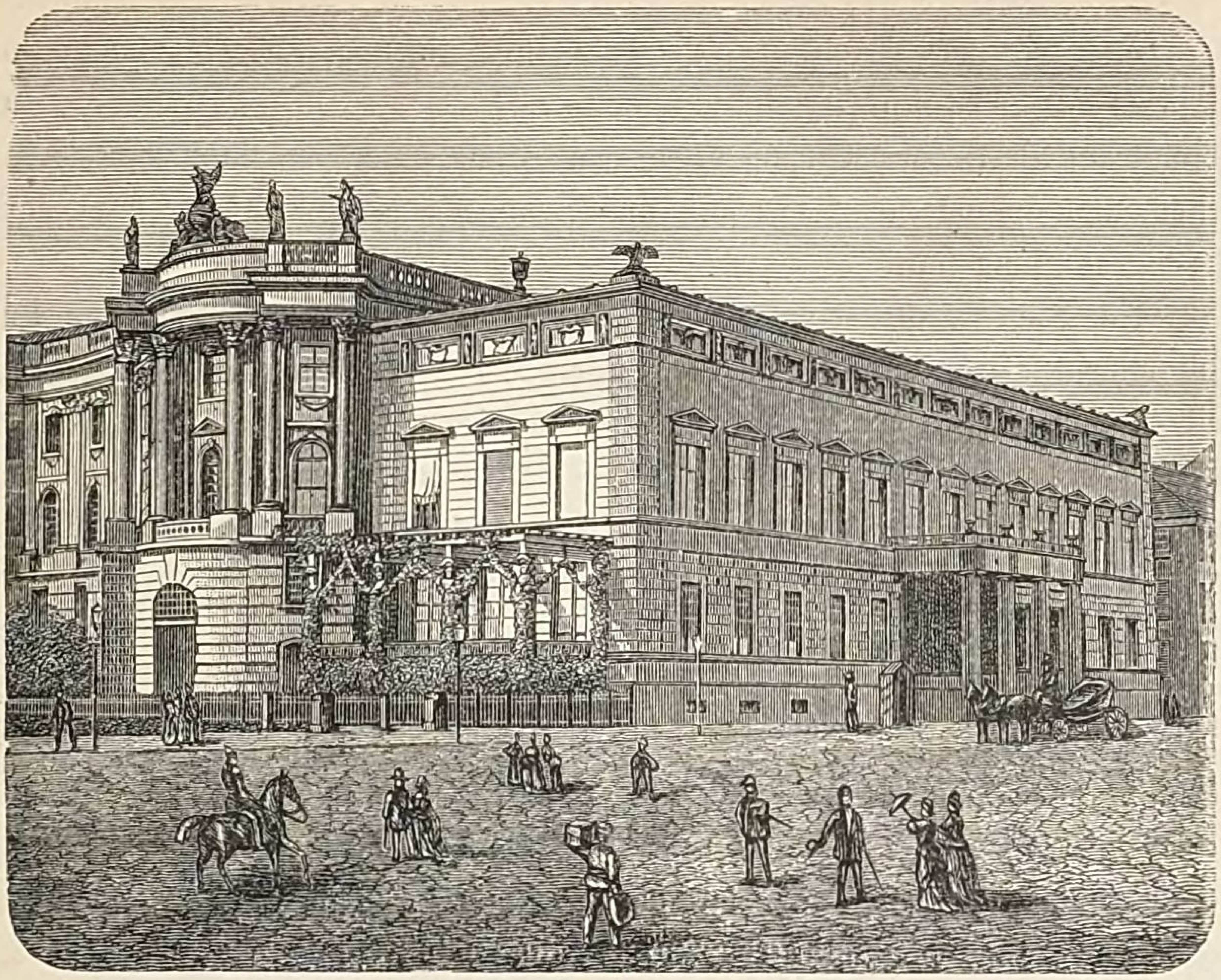
Die Vorliebe, welche Prinz Wilhelm für das Militärleben hegte, fand in seiner Thätigkeit immer bestimmteren Ausdruck. Es wurde ihm infolge seiner unverkennbaren Befähigung zu militärischen Leistungen der Vorsitz in einer Kommission übertragen, welche das Exerzierreglement für die Infanterie umzuarbeiten hatte.

Wie leicht es dem Prinzen fiel, sich in so verschiedene Dienstzweige und höhere Erfordernisse des Militärwesens hinein zu finden, war zu erkennen, als er zum Oberkommandierenden einer Kavalleriedivision von sechs Regimentern berufen ward, welche man zu besonderen Übungen bei Berlin vereinigt hatte. Daß der Prinz es sich angelegen sein ließ, den Erwartungen des Königs zu entsprechen, beweist seine Ernennung zum Kommandeur des III. Armeekorps und sein am 18. Juni (dem Jahrestage der Schlacht bei Belle-Alliance) 1825 erfolgendes Vorrücken zum Generalleutnant.

Bemerkenswert ist ein Urteil des damaligen Legationssekretärs Dr. Bunsen über den Prinzen Wilhelm und den Prinzen Karl: „Beide Prinzen", schreibt er seiner Schwester, „sind sehr aufgeweckte und geistreiche junge Herren, dabei Muster von Artigkeit und zugleich würdigem Benehmen. Prinz Wilhelm, der ältere der Brüder, ist aber ganz besonders ein ernster und männlicher Charakter, den man nicht sehen kann, ohne ihm von Herzen ergeben zu sein und ihn aufrichtig hoch zu achten."



Friedrich Wilhelm III., Kaiser Nikolaus und Prinz Wilhelm bei den Manövern von Kalisch.



Palais des Prinzen von Preußen.

Familienleben und Beschäftigungen im Frieden.

Im August 1827 war es, als der Prinz auf einer Reise nach der Schweiz Weimar berührte und daselbst die Schwester der Braut seines Bruders Karl, die damals sechzehnjährige Prinzessin Maria Luise Katharina Augusta von Sachsen-Weimar, kennen lernte, über welche Goethe sagte, sie sei „so bedeutend wie liebenswürdig". „Ihr lebendiger und durchdringender Geist", schrieb damals Wilhelm von Humboldt an Stein, „spricht aus ihrem Blick, ihre Züge sind im höchsten Grade bedeutend, und ihre ganze Gestalt wird sich in einigen Jahren gewiß noch schöner, als sie schon jetzt erscheint, entwickeln." Der Prinz, 30 Jahre alt, war ein Bild kräftiger Männlichkeit. In einem Briefe des Freiherrn von Gagern um jene Zeit heißt es: „Prinz Wilhelm ist die edelste Gestalt, die man sehen kann, der Imposanteste von allen, dabei schlicht und ritterlich, munter und wohlgelaunt, doch immer mit Würde. Unsre Prinzessin Augusta schien ihn sehr anzuziehen, und die Berliner träumen schon von einer Verbindung."

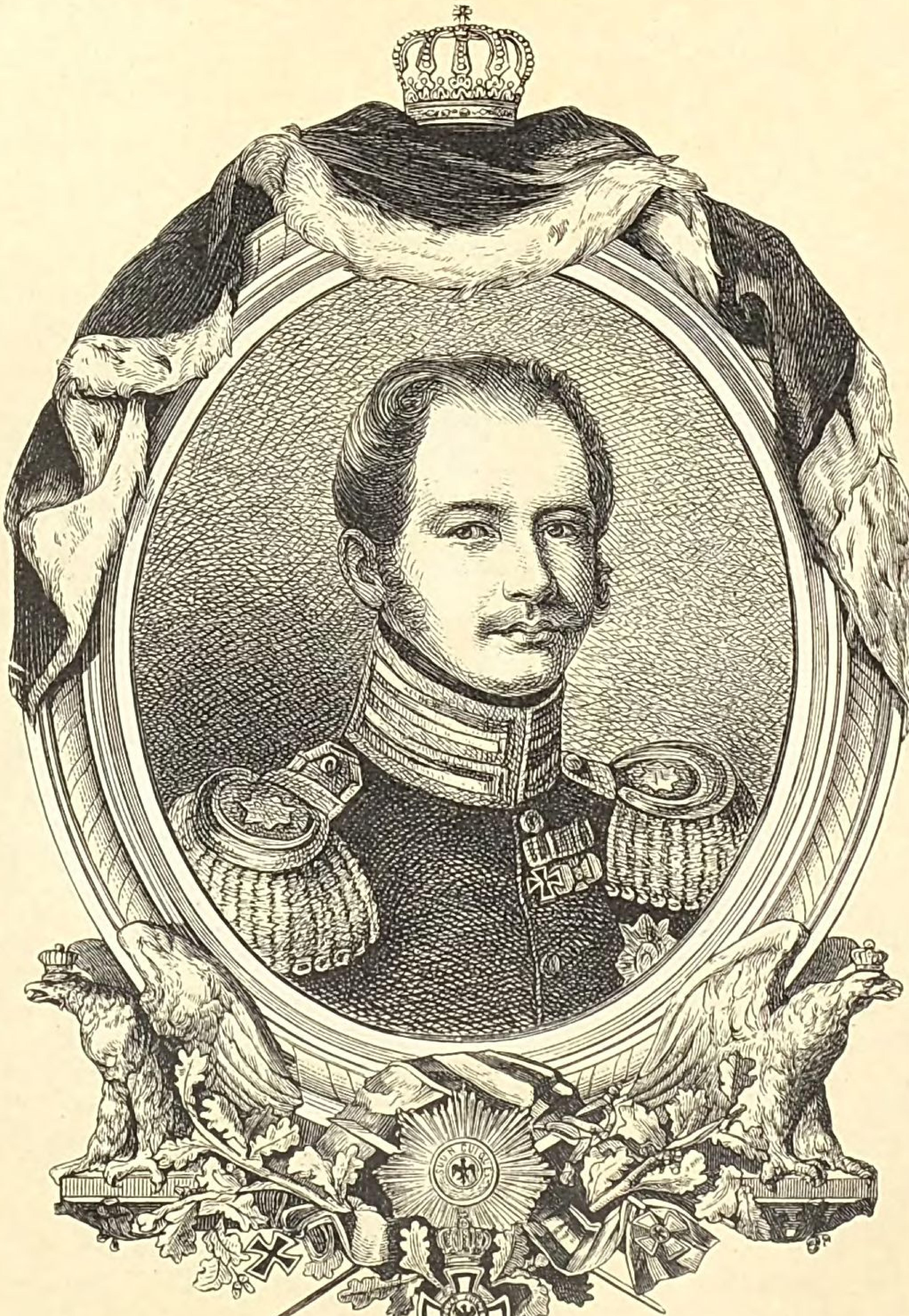
Der Berliner Träumen ging bald in Erfüllung. Die Verlobung des Prinzen mit Prinzessin Augusta fand am 11. Februar 1829 statt. Am 10. Juni erfolgte in Berlin der Einzug der hohen Braut unter den üblichen Feierlichkeiten, und am nächsten Tage fand in Gegenwart des russischen Kaiserpaares die Vermählung statt.

Im Jahre 1830 nahm der Prinz mit seiner jungen Gemahlin an einer Zusammenkunft des Königs mit der kaiserlich russischen Familie in Fischbach teil, von wo aus lohnende Ausflüge in das Riesengebirge unternommen, auch die Schneekoppe erstiegen wurde. Nach Berlin zurückgekehrt, begab sich bald nachher das prinzliche Paar nach dem Haag, wo es durch die Nachricht von der mittlerweile in Paris ausgebrochenen Julirevolution überrascht wurde. Befürchtend, es könne infolge dieses Ereignisses der Friede gestört werden, gab der König den Befehl, das IV., VII. und VIII. Armeekorps zusammenzuziehen und an dem Rheine aufzustellen. Die Inspizierung der beiden letzteren Korps ward dem Prinzen Wilhelm übertragen. In Köln und Aachen brachen Unruhen aus, die jedoch bald unterdrückt wurden. Bald darauf — Ende November 1830 — bereitete der Aufstand der Polen neue Unruhe und Besorgnisse. Die Bewältigung der polnischen Insurrektion nahm ein volles Jahr hin. In diese Zeit fällt der Hingang eines der hervorragendsten Helden des Befreiungskrieges. Der Feldmarschall Graf Gneisenau, welcher an die Spitze des an der preußisch-polnischen Grenze zusammengezogenen Observationskorps gestellt worden war, erlag der Cholera.

Doch fehlte es auch nicht an Anlässen erhebender Art.

Am 18. Oktober 1831, dem Jahrestage der Völkerschlacht bei Leipzig, sah sich das junge Paar durch die Geburt eines Sohnes beglückt, der bei der Taufe den Namen Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl emfing, später aber „unser Fritz“ geheißen wurde, und der als der heldenmütige Kronprinz von Preußen der Stolz von Deutschland geworden ist. — Sieben Jahre danach (1838) wurde dem prinzlichen Paare eine Tochter geboren. Dieselbe, Luise Marie Elisabeth, ist gegenwärtig Gemahlin des Großherzogs von Baden.

Das Jahr 1835 brachte die Truppenzusammenziehung bei Kalisch, durch welche die Übereinstimmung der preußischen mit der russischen Armee in Rücksicht auf Uniform, Organisation und Exerzitium geprüft werden sollte. Für alle Zeiten wird diese Vereinigung eines preußischen Heeresteiles mit einem russischen ein denkwürdiger militärischer Vorgang bleiben. Trotz der Schwierigkeiten, die sich aus der Verschiedenheit der Sprachen und des Exerzierreglements beider Armeen ergaben, machte sich, wiewohl die preußischen und russischen Korps ihre Bewegungen meist gemeinschaftlich ausführten, doch nirgends eine Stockung oder Unbehilflichkeit bemerkbar.



Schmidt: Kaiser Wilhelm. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

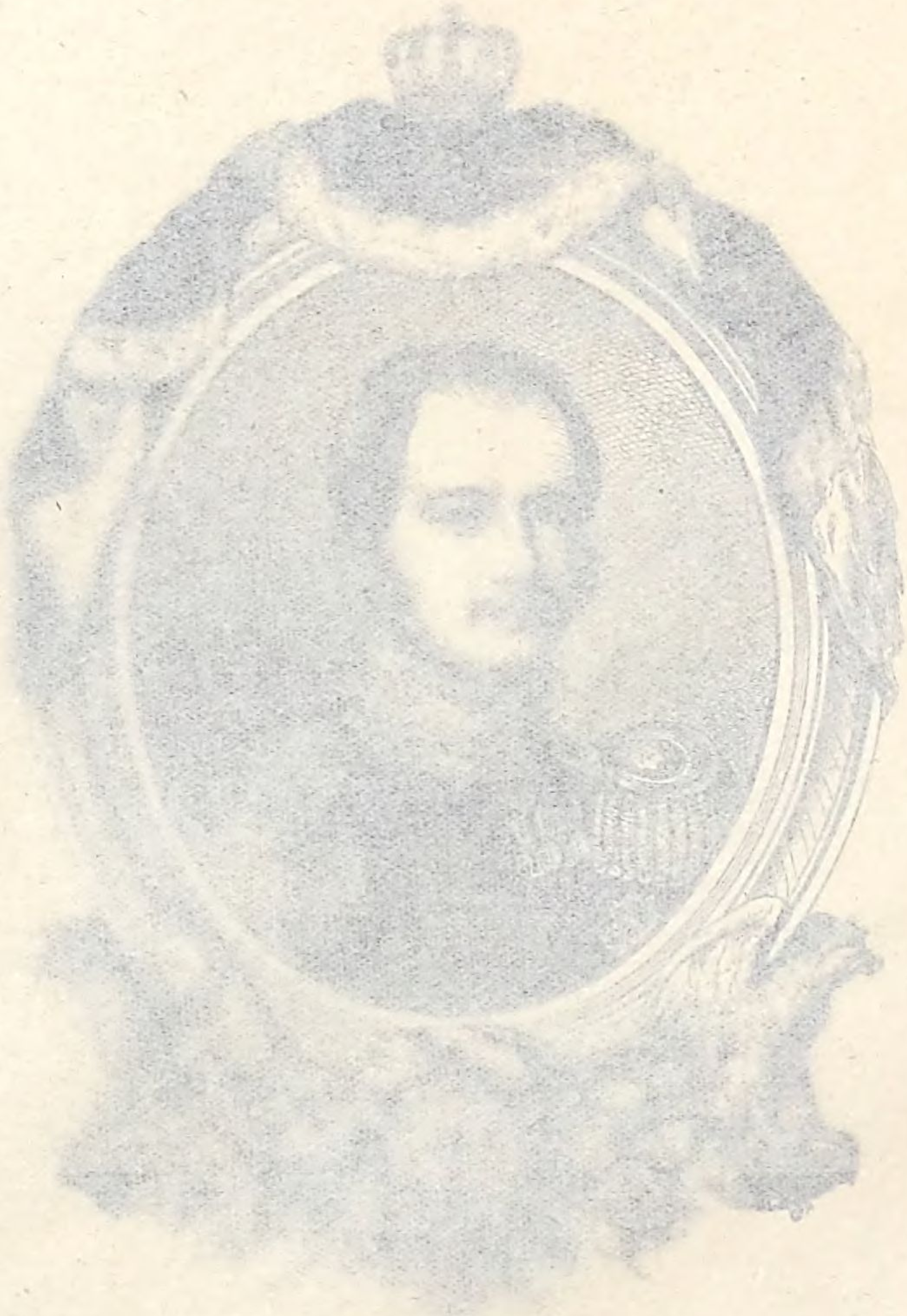
Prinz Wilhelm von Preußen.

(Aus dem Jahre 1831.)



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

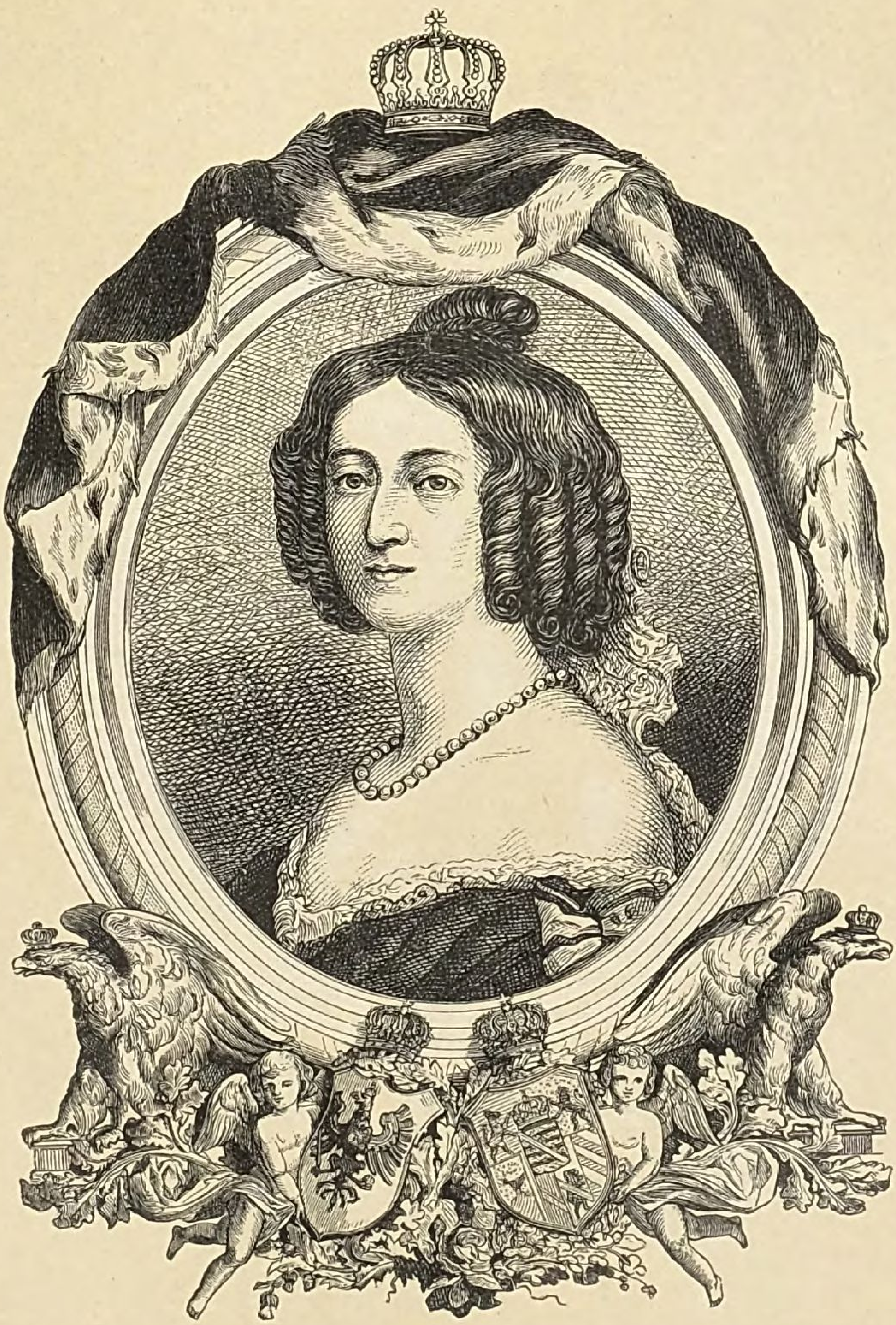
Prinzessin Augusta,
Gemahlin des Prinzen von Preußen.
(Zur Zeit ihrer Vermählung.)



[illegible] Kaiser Wilhelm.

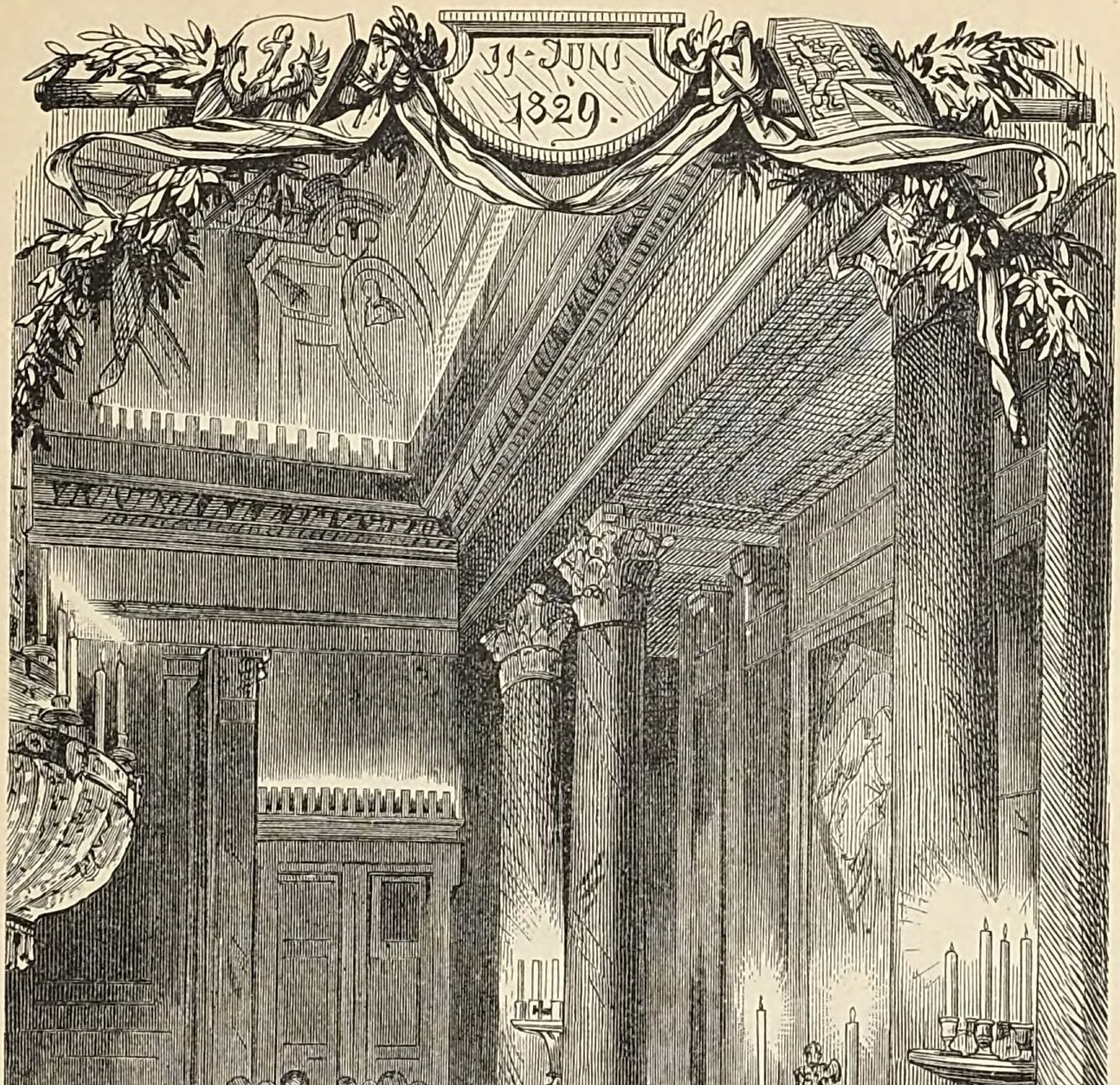
Prinz Wilhelm von Preußen.

(Aus dem Jahre [illegible])



Schmidt: Kaiser Wilhelm. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Prinzessin Augusta,
Gemahlin des Prinzen von Preußen.
(Zur Zeit ihrer Vermählung.)



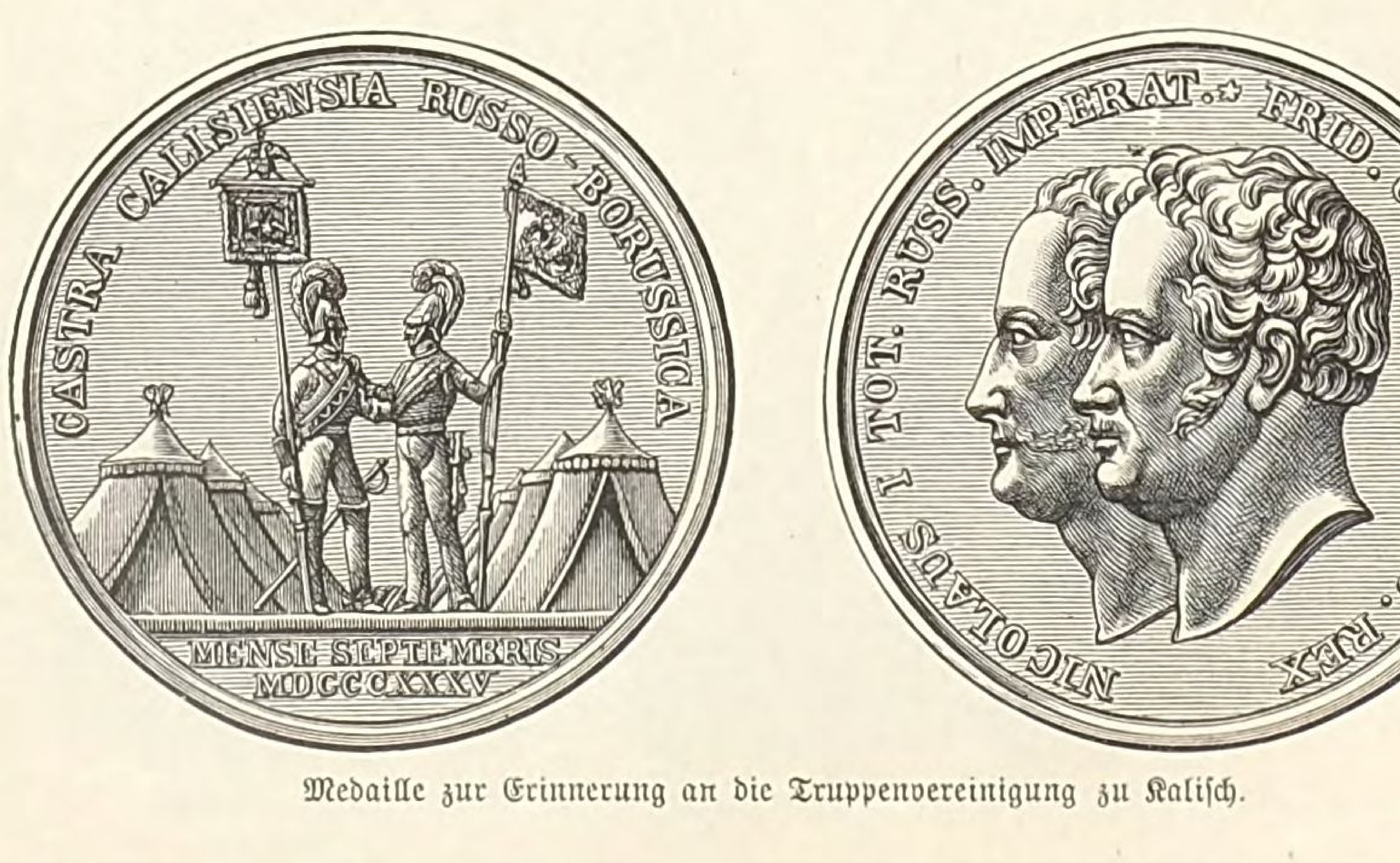
Vermählung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar.

Hier fiel dem Prinzen die schwierige Aufgabe zu, unvorbereitet ein sehr gemischtes Kavalleriekorps zu kommandieren und mit in den Gang des Gefechts eingreifen zu lassen, eine Aufgabe, welcher er gleich dem erfahrensten Reitergeneral genügte.

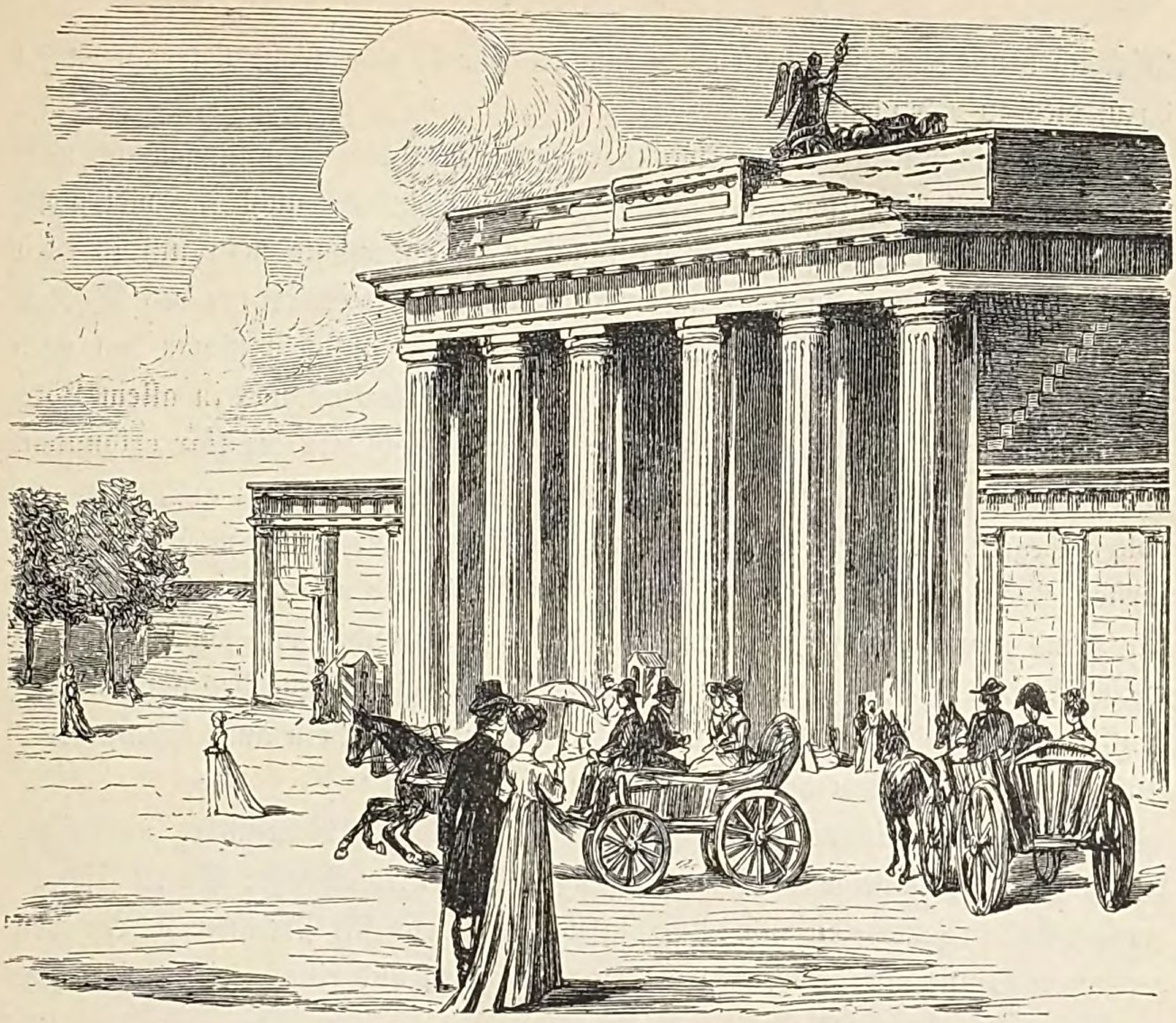
Nach Abschluß des militärischen Schauspiels besuchte die königliche Familie Bad Teplitz, in dessen Nähe am 29. September das Denkmal zum Gedächtnis der Schlacht bei Kulm eingeweiht wurde.

Die Jahre 1836 und 1837 vergingen für den Prinzen in gleichen Beschäftigungen wie bisher; er widmete fortgesetzt der Armee, vornehmlich seinem 7. Regimente (später „Prinz von Preußen" genannt), seine Fürsorge. Königsrevuen führten ihn nach Lippstadt, Koblenz und Stuttgart; in der letzteren Stadt führte ihm der König Wilhelm in eigner Person seine Truppen vor. Am 2. November 1837 erhielt der Prinz die Berufung als Vorsitzender einer Kommission zur Ausarbeitung eines Dienstreglements für die gesamte Armee, ein Auftrag, welchem er sich mit dem gewohnten Eifer unterzog. Der König ernannte ihn am 30. März 1839 zum Generalkommandeur des Gardekorps, dem er bis dahin immer angehört hatte, und dessen Kommando er seit dem Tode des Herzogs Karl von Mecklenburg (22. Sept. 1827) interimistisch geführt hatte. Zugleich ward er Generalinspektor der vierten Armeeabteilung, bestehend aus dem VII. und VIII. Armeekorps, unter Entbindung von dem Kommando über das III. Armeekorps.

Bald darauf empfing er von dem Könige den Auftrag, die Vorbereitungen zu den militärischen Festlichkeiten zu treffen, die bei der Grundsteinlegung des Denkmals Friedrichs des Großen, des bekannten Meisterwerkes des trefflichen Rauch, am 1. Juni 1840 stattfinden sollten.



Medaille zur Erinnerung an die Truppenvereinigung zu Kalisch.



Vor dem Brandenburger Thore in Berlin 1820.

Preußens innere Entwickelung seit 1815.

Wenn im Jahre 1806 der Glaube an Preußens Mission und Zukunft eine Erschütterung erlitten hatte, so war jetzt der Bann gewichen, und es war durch die kundgegebenen, über alles Lob erhabenen Leistungen in den Jahren 1813—15 den Bewohnern Preußens Glaube und Zuversicht wiedergegeben worden. Was im Osten an polnischem Lande durch den Friedensschluß verloren ging, ward reichlich aufgewogen durch den rein deutschen Charakter der neu erworbenen Provinzen am Rhein, in Mitteldeutschland und in Sachsen. Dadurch vollzog sich rascher jene heilsame Umwandlung Preußens zu einem national-deutschen Staatskörper, welche in den schweren sieben Leidensjahren von 1807—13 begonnen und durch allmähliche innere Verschmelzung der älteren und der 1815 hinzugetretenen Volkselemente erfolgte.

Daß Preußen trotz der ihm mangelnden Reichsvertretung — in seiner Gesamtentwickelung — allen deutschen Staaten als Vorbild dienen konnte,

läßt sich heute leicht nachweisen — damals gehörte eine große Unbefangenheit dazu, dies zu erkennen.

In den konstitutionellen Kleinstaaten, in denen die Verfassungen sich nach und nach eingelebt hatten, die, streng genommen, freilich nicht für viel mehr als für politische Spielzeuge gelten konnten — entwöhnte man sich in dem Maße jenes hochmütigen Herabsehens auf die „unter der Knute des Absolutismus seufzenden Preußen“, als man erkannte, daß diese hinter den verfassungsgemäß atmenden Bürgern andrer Staaten Deutschlands in allem Löblichen nicht zurückblieben. Ja, es fehlte nicht an Männern, die klar erkannten, wie „trotzdem und alledem“ das preußische Staatsschiff, wenn auch nicht mit vollen Segeln, auf der Fahrstraße vorwärts steuere, die von dem Großen Kurfürsten eingeschlagen und von seinen großen Nachfolgern innegehalten worden war, und man begann zu ahnen, daß dieses Staatsschiff mit seinen schwarzweißen Wimpeln dazu bestimmt sei, eines Tages die Flagge des gestrandeten deutschen Staatsschiffes, dessen Ladung im „Bundestage“ ein äußerst unsicheres Unterkommen gefunden hatte, aufzuhissen.

Unter den Männern, die das Verständnis der Gegenwart mit einer Ahnung des Zukünftigen verbanden, ragt der Württemberger Paul Pfizer hervor, der in jener Zeit sich in Prosa wie in Poesie für Preußen in dem eben berührten Sinne aussprach. Hier einige Strophen aus einem seiner Gedichte:

„O Deutscher ohne Vaterland! o Vogel ohne Nest!
O Träumer auf der Klippe Rand, wie ist dein Schlaf so fest!

Verlassen hat dein Kaiser dich, den du dir stolz erkorst;
Ein Schutzgott um den andern wich, bis du dich selbst verlorst.

Ein einzig Banner hielt noch stand, ein Schirm aus Norden winkt,
Ein Leuchtturm an der Nordsee Strand vom letzten Hafen blinkt.

Schilt nicht den Hunger, den der Ruhm, den Durst, den Größe stillt!
Blieb doch das „wind'ge Preußentum“ der Ehre letzter Schild. —

Such' nur das neue Vaterland! Was blendet dein Gesicht?
Ach, wie Ulyss', erwacht am Strand, weinst du und kennst es nicht!“

Ziehen wir in Betracht, was gleich nach Wiederherstellung des Friedens von Friedrich Wilhelm III. bedachtsam begonnen und während eines Zeitraums von 25 Jahren erfolgreich und stetig fortgeführt ward, so erkennen wir, daß der preußische Absolutismus denn doch ganz anders geartet war als die in Österreich und andern Ländern geübte Selbstherrlichkeit.

Mit Eifer förderte die Regierung das höhere Unterrichtswesen. Im Jahre 1817 wurde die sehr zurückgekommene Universität Wittenberg mit der neugegründeten Hochschule zu Halle vereinigt. Eine glänzende Reihe ausgezeichneter

Gelehrter, wie der schon öfter genannte große Theologe Schleiermacher, später der vielbewunderte Philosoph Hegel, dann bedeutende Rechtslehrer wie C. Fr. Eichhorn und Savigny, Sprach- und Geschichtsforscher wie Boeckh, Bopp, Gebrüder Grimm, Niebuhr, Pertz, Fr. von Raumer, L. von Ranke, die Naturforscher und Ärzte L. von Buch, Ehrenberg, Link, die beiden Ideler, Mitscherlich, Heinrich Rose, Schubert, Heim, Hufeland, Rust, später Dieffenbach, und wie alle jene Sterne am Firmament deutscher Wissenschaft heißen mögen, erhob noch unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. die Berliner Hochschule zur ersten von Deutschland, während an der Spitze und in der Akademie der Künste ein Schinkel, ein J. G. Schadow, ein Rauch in rühmlichstem Wetteifer wirkten und mit ihren Schülern und Mitarbeitern K. F. L. Becker, K. Beckmann, K. Begas, Blechen, A. Brendel, E. Daege, L. Eltzholtz, Gropius, A. Henning, von Klöber, W. Krause, K. Krüger, Kretschmar, Ch. Metz, W. Schirmer, K. W. Wach, C. Wichmann u. v. a. eine neue Ära in der deutschen Kunst hervorrufen halfen. Auch das wissenschaftliche und Kunstleben der neu erworbenen Rheinprovinz ward durch Gründung der Universität Bonn (1818) sowie der Malerakademie zu Düsseldorf unter W. von Schadows Leitung wesentlich gefördert. Preiswürdiges geschah durch Stiftung von 70 neuen Gymnasien zur Hebung des höheren Unterrichts; das Volksschulwesen ward in trefflichster Weise umgestaltet, so daß dieses unter der Regierung des fürsorglichen Königs ein Vorbild für ganz Deutschland wurde. Auch auf kirchlichem Gebiete ward Heilsames ins Werk gesetzt. Durch die Union von 1817 hoffte man der Spaltung in der Evangelischen Kirche und der mehrhundertjährigen Spannung zwischen Lutheranern und Reformierten zu begegnen; indes stieß die neue „Agende“ doch auf manchen Widerspruch bei beiden Parteien.

Große Verdienste erwarben sich jene Männer, welchen die Finanzverwaltung unterstellt war. Sachkundige und redliche Vorstände, wie die schon genannten Minister Motz und Maaßen, ließen es sich angelegen sein, strengste Ordnung und weise Grundsätze bezüglich des Staatshaushalts in Anwendung zu bringen. Motz war sich der großen Folgen des Zollvereins klar bewußt. Ihm schwebte ein Deutschland unter Preußens Führung vor. Auch Freiherr von Schuckmann und der grundgelehrte Eichhorn erwarben sich große Verdienste um den Zollverein sowie auf dem Gebiete des Handels und der gewerblichen Angelegenheiten.

Im ersten Jahrzehnt nach Wiederherstellung des Friedens konnte nur allgemach der Zerrüttung des Landes Abhilfe geschafft werden. Es fehlte in der That allerorten. Auf 400 Millionen Thaler werden die erlittenen Einbußen und aufgebrachten Kontributionen veranschlagt, welche die langjährige

Okkupation des Landes durch die feindliche Heeresmacht verursachte; 900 Millionen Thaler (die Kriegsschäden mit eingerechnet) hatte der Krieg verschlungen. Es waren zerstörte Festungen und Straßen wieder herzustellen, außerdem die verschiedenartigsten, von Gemeinden und von Privatpersonen ausgehenden Ansprüche auf Entschädigungen für vernichtetes Eigentum zu befriedigen.

Gleichen Schritt mit Regelung der Finanzen und des Steuerwesens hielt die Verbesserung des Kommunikationswesens und die Erweiterung des Straßennetzes. Außerordentliche Leistungen sind aus jener Zeit der Postverwaltung nachzurühmen.

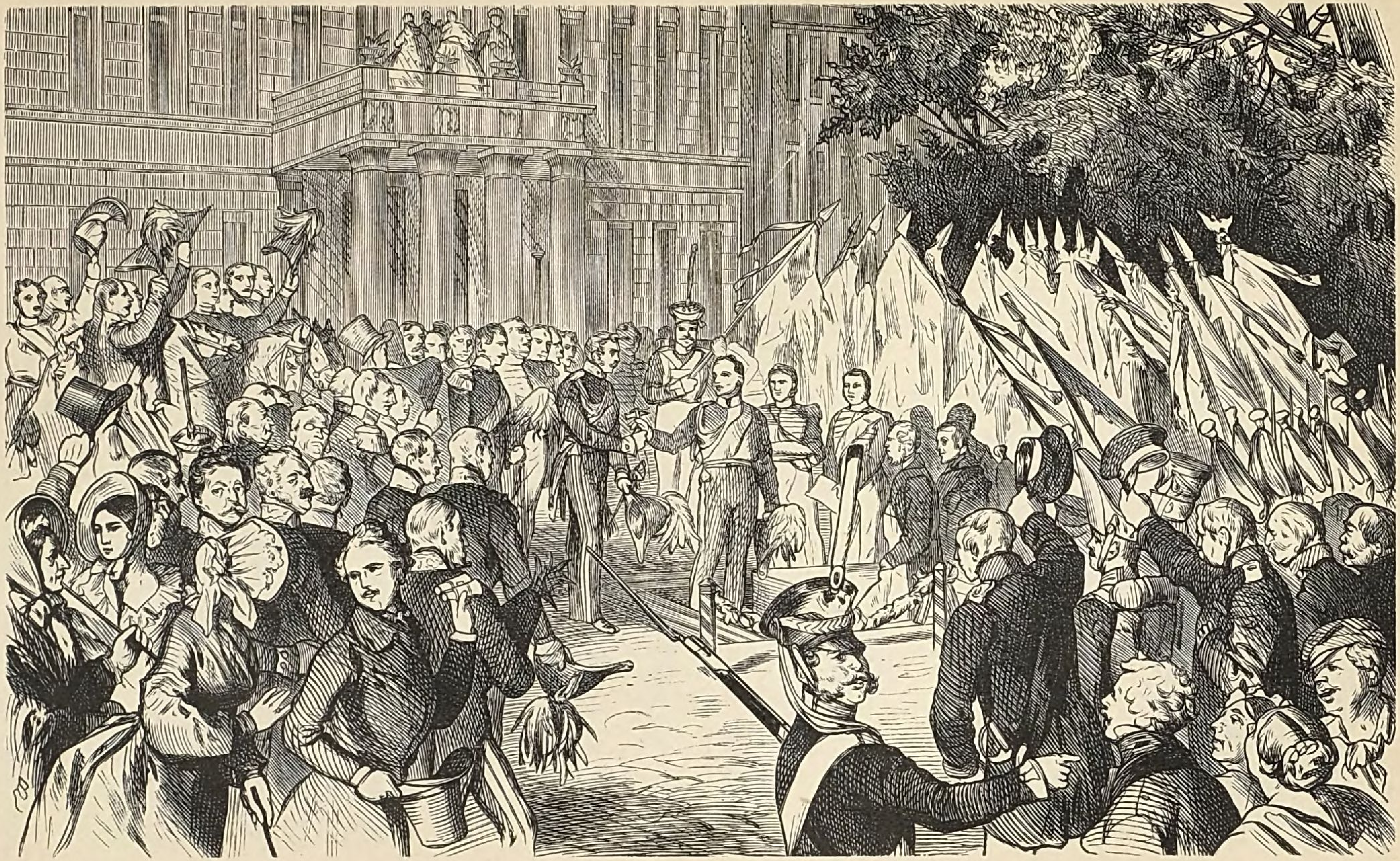
Während die kleinen deutschen Potentaten meinten, den schwer errungenen Frieden nicht besser verwerten zu können, als durch Auferlegung neuer Zölle und Steuern zu gunsten ihrer entleerten Truhen, erklärte Friedrich Wilhelm, von den Krondomänen nur so viel behalten zu wollen, daß ihm und seinem königlichen Hause ein Ertrag von $2^1/_2$ Millionen Thalern verbleibe; die übrigen Güter sollten verkauft und die erzielten Einnahmen zur Schuldentilgung (die Staatsschuld betrug 218 Millionen Thaler) mit verwandt werden.

Ihm ward noch die Genugthuung, nicht nur die Landesschuld getilgt zu sehen, sondern auch den Staat sogar wieder in dem Besitz eines ansehnlichen Schatzes zu wissen.

Daß die sonst so tadellustigen Berliner einem Monarchen besonders zugethan blieben, trotzdem derselbe so beharrlich den Volkswünschen sein Ohr verschloß, ehrt sie gewiß nicht weniger als den König. Das Volk hatte es freilich auch vielfach erfahren, wie gerecht und liebenswürdig der königliche Herr auf seiner Seite stand, wenn Angehörige höherer Stände sich über den schlichten Bürger zu erheben suchten. Mit rückhaltloser Strenge, zuweilen in gerechtem Zorn, wies er jede Art von Überhebung zurück, indem er die Person des Bürgers zu schätzen und sein Wirken zu ehren wußte. Einer der Prinzen, der sich gern über diese oder jene bürgerliche Absonderlichkeit lustig machte, mußte aus königlichem Munde den Verweis hinnehmen: „Unsinn, lieber schweigen, Herr Naseweis!“ —

Das im Volke lebendige Bewußtsein, in seinem Herrscher einen gerechten Schutzherrn zu haben, prägte sich deutlich in dem vielfach laut werdenden Wunsche aus, ihm den Ehrennamen des „Gerechten“ zugesprochen zu wissen.

Die Unterlassungssünden seiner Regierung wurden weniger ihm als seiner Umgebung zur Last gelegt. Man sagte sich: „Unser König meint es gut mit seinem Volke, und seiner Gesinnung nach ist er ein rechter Vater des Vaterlandes!“ — Wer des Vaterlandes Drangsal mit erlebt hatte, ward wunderbar bewegt, wenn er des Königs Angesicht erblickte. Schien es doch, als spiegele sich in ihm von dem Weh der Vergangenheit noch etwas ab.



Grundsteinlegung zum Denkmal Friedrichs des Großen.

Ein sprechender und darum so leicht tiefe Bewegung hervorrufender Beweis dafür, wie sehr dieser Fürst mit und für das Vaterland gelitten hatte! Und inmitten dieser schweren Prüfungs- und Leidenszeit hatte er ja auch noch seine Luise verloren! — Die Alten würden gesagt haben, er habe das Gorgonenhaupt geschaut. — Die Sonnenblitze der Siege hatten die durch Jahre gefesteten Eindrücke nicht zu verwischen vermocht. Überdies waren gleich nach den Siegestagen neue schwere Sorgen aufgetaucht. „Meine Zeit in Unruhe!" — Dieser Schmerzensruf ertönt noch aus seinem Testamente.

Gerade die Berliner hatten das rechte Verständnis für das, was in des Königs Seele vorging. Daher widerstrebte es ihnen auch, ihn mit Wünschen zu bedrängen, die sich auf die Verheißungen von Kalisch bezogen. Zur Ausführung eines solchen Werkes gehöre, meinten sie, eine frische Kraft, und eine solche sei ja vorhanden: der Kronprinz! — dessen getröstete man sich, je älter der König ward.

Seit dem März 1840 wurden die Berliner mehrfach durch die Nachricht von einer bedenklichen Erkrankung des Königs in Beunruhigung versetzt. Als der König nun auch am 1. Juni der feierlichen Grundsteinlegung zu dem Monumente Friedrichs des Großen nicht mehr in Person beiwohnte, sondern ihr nur aus dem Eckfenster seines Palastes zusah, da überkam ein Zug der innigsten Betrübnis die ganze Bevölkerung Berlins.

Und in der That war die Lebensuhr für den greisen Monarchen im Ablauf begriffen.

In den ersten Tagen des Juni erwartete man das Eintreffen der Kaiserin von Rußland. Als der Kronprinz, der die Absicht hatte, seiner Schwester bis Küstrin entgegen zu reisen, am 2. Juni in dem Palais erschien, um sich von dem Vater zu verabschieden, hielten es die Ärzte für ihre Pflicht, ihn, den Thronerben, über den bedenklichen Stand der Krankheit des Königs aufzuklären. Da er auch eine königliche Ordre vorfand, durch die er mit der Führung der Staatsgeschäfte betraut ward, so stand er von der Ausführung der Reise ab.

Am folgenden Tage, den 3. Juni, traf die Kaiserin in Berlin ein. Die Nachrichten, die sich über den Stand der Krankheit des Landesvaters verbreiteten, riefen in der Bevölkerung eine außerordentliche Aufregung hervor. Des Königs Befinden bildete das allgemeine, ja das einzige Stadtgespräch. Vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein stand vor dem königlichen Palais eine dichtgedrängte Volksmenge. Nicht die Neugierde führte sie zusammen, sondern innige Teilnahme. Wer aus dem Palais kam, mußte Auskunft geben, wie es dem hohen Kranken ergehe; das Volk kümmerte sich dabei nicht um Rang und Stand. Die Prinzen wurden so gut befragt wie die Bedienten.

Am ersten Pfingstfeiertage, es war am 7. Juni, lauteten die Nachrichten

fast hoffnungslos. Der Kaiser Nikolaus von Rußland war (am Morgen des 7.) in Berlin eingetroffen und sogleich an das Sterbebette seines Schwiegervaters geeilt.

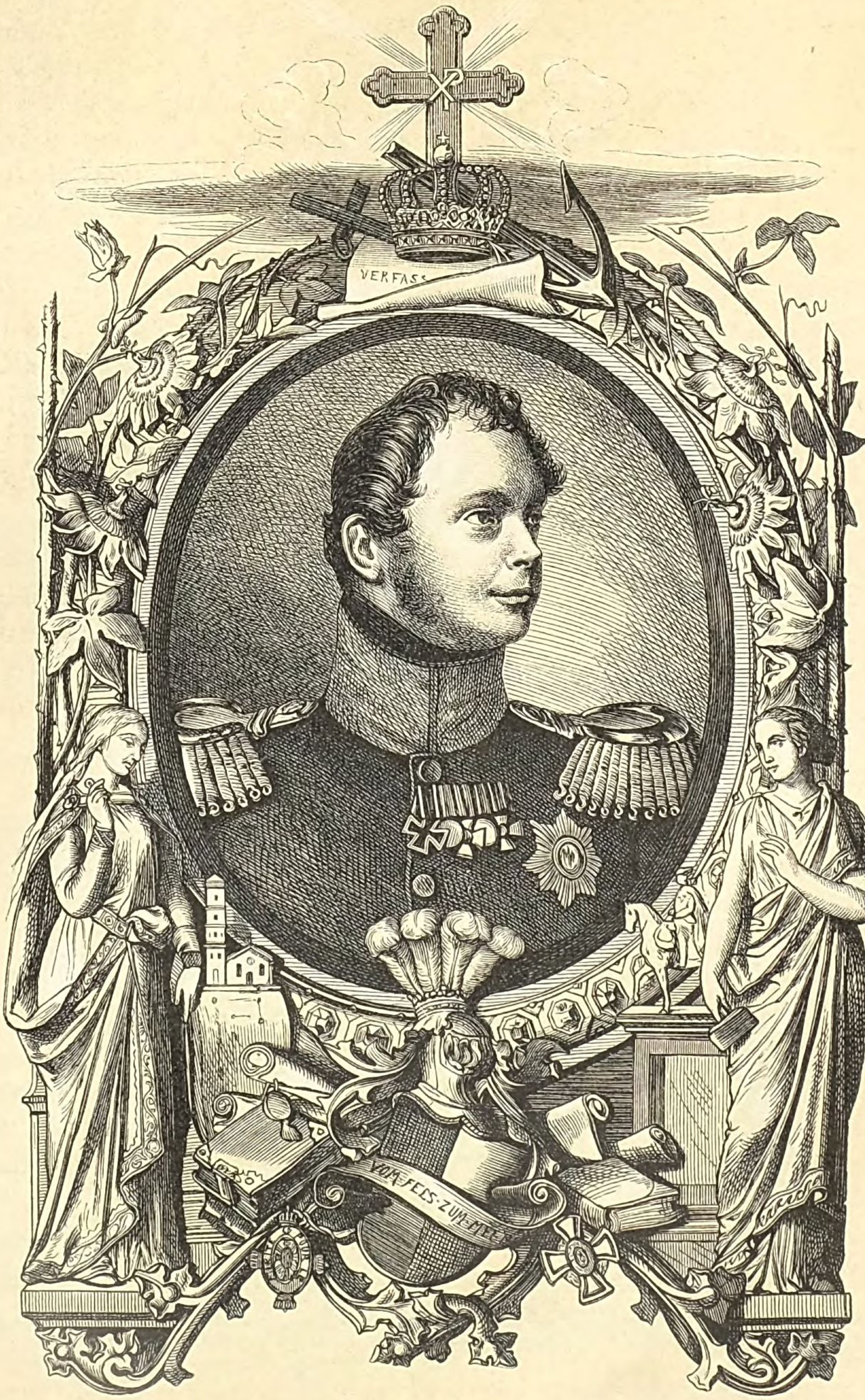
Es erfolgte der letzte Abschied von dem geliebten Sterbenden. 20 Minuten nach 3 Uhr hauchte der Siebzigjährige seinen letzten Atem aus.

Es mochte nachmittags gegen 4 Uhr sein, als ein vornehm aussehender Herr (wie man sagt Fürst Wittgenstein) aus dem Palais trat. Er wurde sofort umringt und gefragt, aber zu antworten vermochte er nicht. Statt dessen bedeckte er mit dem Taschentuch die nassen Augen und hob die Hand zum Himmel empor. Jeder verstand die Gebärde — es war die Todesbotschaft. Tausende waren in jenem Augenblicke vor dem Palais versammelt, aber kaum ein Auge blieb thränenleer.

Es war ein guter Mann geschieden, der die Last der Krone getragen hatte, ein Mann, dessen Zeit in Unruhe verflossen, dessen Hoffnung Gott gewesen war. Sein 42jähriges Walten auf dem Throne war eine von Glück und Unglück, Licht und Schatten, wie die Zeit selbst, wunderbar gemischte Regierung, deren Ergebnis, trotz unvermeidlicher Fehler und Mißgriffe, doch im ganzen und großen für Preußen und Europa heilsam gewesen ist.



Rauchs Grabdenkmal des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise.



Schmidt: Kaiser Wilhelm. 3. Aufl. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

König Friedrich Wilhelm IV.



Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV.

Der Thronwechsel im Jahre 1840.

Der Regierungswechsel in Preußen mußte eine weitergreifende, ja folgenschwere Bedeutung erlangen, indem die unter dem verstorbenen König in Schwebe gebliebenen Zustände zur Entscheidung drängten.

Alle früher zurückgehaltenen Wünsche wurden laut, als Friedrich Wilhelm IV., welcher schon als Kronprinz die Liebe und das Vertrauen des Volkes genossen, den Thron bestieg. Auch sollte das Volk in der hohen Meinung von seinem Herrscher durch dessen erste Regierungshandlungen — Beweise von Milde und Gerechtigkeit — nur bestärkt werden. Allen wegen ihres politischen Verhaltens Verfolgten wurde Amnestie angekündigt. Zwei hochverdiente Männer,

bekannt als Verfechter freisinniger Meinungen, aber lange schon, halb vergessen, in stiller Zurückgezogenheit lebend, Boyen und Arndt, kamen wieder zu Amt und Ehren, der Turnvater Jahn, den der Argwohn der Polizei an die Stadt Freiburg a. d. Unstrut gefesselt, ward des Zwanges ledig erklärt, Maßmann erhielt einen Ruf als Lehrer an die Berliner Universität und als oberster Turnwart; das freie Wort der Denker und Dichter fand wieder am Königsthron eine freie Stätte. Mehr aber noch war es des Königs persönliches Auftreten, seine freimütige Offenheit und der hinreißende Schwung seiner Beredsamkeit, wodurch er einen Zauber auf seine Umgebung ausübte. Die Worte, mit denen Friedrich Wilhelm IV. bei der Huldigung zu Königsberg vor sein Volk trat, fanden einen freudigen Widerhall in allen preußischen und in vielen deutschen Herzen. Wie mußte es das preußische Selbstgefühl heben, aus des Königs Munde zu hören: „Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im großen und ganzen herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem schönen Ziel: nach dem allgemeinen Wohl in heiliger Treue und wahrer Ehre. Aus diesem Geiste entspringt unsre Wehrhaftigkeit, die ohnegleichen ist. So wolle Gott unser preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten, mannigfach und doch eins; wie das edle Metall, aus vielen Erzen zusammengeschmolzen, nur ein einziges, edles ist, keinem Roste unterworfen, als allein dem verschönernden der Jahrhunderte!“

Zur Huldigungsfeier in Berlin, an dem Geburtstage des Königs, dem 15. Oktober 1840, waren Abgesandte aus allen Teilen, selbst aus den entferntesten Gegenden des Landes, herbeigeströmt; es galt, die Gelübde des königlichen Herrn zu vernehmen und ihm den Eid der Treue zu schwören. Friedrich Wilhelm IV. trat auf die Throntribüne am Schloß vor eine unabsehbare Volksmenge und gelobte, sein Regiment in der Furcht Gottes und in Liebe gegen die Menschen zu führen, mit offenen Augen, wenn es den Bedürfnissen seiner Völker, mit geschlossenen, wenn es der Gerechtigkeit gelte. „Ich will“, rief er, „vor allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne gleichen erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und für die Rechte Deutschlands. In der Begeisterung meiner Liebe zu meinem herrlichen Vaterlande, zu meinem in Waffen, in Freiheit und Gehorsam gebornen Volke richte ich an Sie, meine Herren, in dieser ernsten Stunde die ernste Frage: Können Sie, wie ich hoffe, so antworten Sie im eignen Namen, im Namen derer, die Sie entsendet haben! — Ritter, Bürger, Landleute, und von den hier unzählig Gescharten alle, die meine Stimme vernehmen können, ich frage Sie, wollen Sie mit Herz und Geist, mit Wort und That und ganzem Streben, in der heiligen Treue der Deutschen, in der heiligeren Liebe der Christen mir helfen

und beistehen, Preußen zu erhalten, wie ich es soeben der Wahrheit entsprechend bezeichnete, wie es bleiben muß, wenn es nicht untergehen soll? Wollen Sie mir helfen und beistehen, die Eigenschaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit seinen nur 14 Millionen den Großmächten der Erde beigesellt ist? nämlich Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit,



Am Tage der Huldigung in Berlin.

Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und in heldenmütiger Jugendkraft? Wollen Sie in diesem Streben mich nicht verlassen, sondern treu mit mir ausharren durch gute wie durch böse Tage? O, dann antworten Sie mir mit dem schönsten, klarsten Laute der Muttersprache, antworten Sie mir ein ehrenhaftes „Ja“!

Die Antwort des Volkes glich einem mächtig brausenden Jubelsturme und ging bei den entfernter Stehenden in ein donnerndes „Hurra" über. Die Ableistung des Huldigungseides seitens der Deputationen, welche an die Stufen des Thrones traten und, die Hände emporgehoben, die vorgelesene Eidesformel sprachen, bildete den Schluß der Feier.

Von gewaltiger Wirkung war die Rede des Königs in ganz Preußen und Deutschland.

Und gerade unter diesem hochbegabten und wohlmeinenden Fürsten sollte Preußen die schwersten Erschütterungen erleiden, von denen überhaupt die preußische Geschichte zu berichten weiß. —

Um das Überraschende einer solchen Wandlung der Dinge richtig zu würdigen, erscheint es geboten, einen Blick nicht nur auf die Entwickelung des Geisteslebens des Königs, sondern auch in die Seele des Volkes zu werfen.

Friedrich Wilhelm IV. und sein Volk.

Des neuen Herrschers frühere Zeit gibt uns Aufschluß über seine Anschauungen und sein Wollen. So wenig von seinem Vater in dessen kronprinzlicher Zeit Sympathie für die wilden Mächte des Umsturzes, welche in Frankreich den Thron zertrümmerten und das Haupt Ludwigs unter das Fallbeil brachten, zu erwarten stand, ebensowenig konnte solches Verlangen an ihn, den Erben eines absoluten Regiments, gestellt werden. Hätte es denn auch jemand am Hofe gewagt, einem jungen Prinzen das Lob der Revolution zu singen! Die französische Umsturzbewegung war ja in ihrem Kerne die ausgesprochenste Feindschaft gegen alles, was über die absolute Gleichheit hinausging. Und bald sollte der junge Prinz es selbst erleben, daß die „glorreiche" Revolution, welche in Napoleon ihre letzte Metamorphose gezeigt, seines Vaters Reich zertrümmerte und den königlichen Eltern wie dem verstümmelten Vaterlande unerhörte Demütigungen auferlegte. Er vernahm Wehrufe der Eltern, die außer den nächsten Angehörigen nur Gott vernahm. Damals war der Kronprinz zwölf Jahre alt, und als die Mutter am gebrochenen Herzen starb und des Vaters Angesicht gleichsam vor Schmerz erstarrte, zählte er 15 Jahre. Sind solche Eindrücke der ersten Jugendzeit jemals zu verwischen? — Wie vermöchte derjenige den König gerecht zu beurteilen, der solches außer Betracht ließe?

Wie schon früher erwähnt, begleitete der Kronprinz seinen königlichen Vater auf den Feldzügen, die zum Siege über Napoleon und zur Wiedereinsetzung der Bourbonen auf den Thron Frankreichs führten. Von da ab nahm er lebhaft teil an den unter Leitung des Fürsten Metternich und des Kaisers Alexander stattfindenden Konferenzen, deren Zweck dahin ging, sich über Unterdrückungsmaßregeln namens der Heiligen Allianz zu verständigen. Wie hätte

der Altmeister damaliger Staatsklugheit in bezug auf die Haltung der Regierungen gegen das Volk nicht bestimmend auf den jungen Prinzen wirken sollen! Und die früh empfangenen Eindrücke waren ja nur zu sehr geeignet, ihn für die freiheitsfeindliche Restaurationspolitik empfänglich zu machen.

Ihn begrüßte nun das Volk, dem seine Grundanschauungen nicht bekannt waren, mit weitgehenden Erwartungen als neuen Herrscher. Er stand in der Fülle der Manneskraft und erwies sich nicht nur als ein leutseliger Herr, sondern auch als hochbegabt, geist- und gemütvoll, kunstliebend, hochgebildet.

Welche Kluft aber sollte nun bald sichtbar werden zwischen dem Hoffen und Erfüllen sowohl für den König, wie für das Volk! Sie war thatsächlich da in den Anschauungen des Königs und denen des beweglichen Teils des Volkes, in welchen die öffentliche Meinung Ausdruck findet. Der König war ein Anhänger der romantischen Schule, die in bedeutsamen Werken zurückgriff bis in das dreizehnte Jahrhundert, somit in ein Zeitalter, in welchem, wie gewähnt ward, die alten Staatsformen, ehrwürdige Königsherrschaft und Vasallentreue, für die feststehenden Symbole aller weltlichen Würde, Ehre und Größe galten, nach deren Wiedererweckung Verlangen getragen ward. Gegensätzlicher davon kann nichts sein als die Litteratur, die zur Zeit im Volke die meiste Verbreitung fand. Die Revolution, die im Jahre 1830 den Thron der älteren Bourbonen umstieß, hatte für Deutschland zur Folge, daß sich eine Schar litterarischer Kämpfer erhob, welche ihre Geschosse auf die mit den Aristokraten und Regierungen verbundenen Romantiker richtete. An der Spitze dieser Kämpfer, die sich als „das junge Deutschland" bezeichneten, standen Börne, Gutzkow, Heine, Laube. „Sie haben", sagt von ihnen G. Weber, „noch ehe ihr jugendlicher Geist zu voller Klarheit und Reife gekommen, die alte Religion des Geistes, welche die Menschheit 18 Jahrhunderte in ihren Schmerzen getröstet, durch „das neue Evangelium der Wiedereinsetzung des Fleisches" zu verdrängen gesucht.

Die Gemäßigten waren ohne Halt, ohne Führer; die Massen standen auf seiten der extremen Parteien. Die Partei des „jungen Deutschland" stützte sich auf die in schwerer Zeit gegebenen Verheißungen. Leugnen läßt sich nicht, daß sich das Volk das Recht der Anteilnahme an der weiteren Umbildung des Staates durch opferbereite Hingabe von Gut und Blut erworben hatte. So berechtigte Forderungen ließen sich nur durch persönliche Rücksichten auf den Charakter des Königs zeitweilig zurückhalten. Hierzu kam die Thatsache, daß der unbedingte Sprung aus der alten in die moderne Monarchie längst vor sich gegangen war, als Friedrich Wilhelm III. durch Genehmigung der Reformen Steins und Hardenbergs, die Freiheit der Person und des Eigentums, d. h. die volle Anerkennung des Staatsbürgers, ausgesprochen hatte.

Die Aufgaben der Zeit. (1840—1846.)

Vorerst freilich wirkten des Königs Reden bei der Huldigungsfeier, die, vollendet in der Form, eine überreiche Gedankenwelt kundgaben, wahrhaft blendend. Andres kam dazu. Man vernahm, daß dem Geheimen Rate Kamptz, dem Haupte der Demagogenfeinde, vom Könige bei einer zufälligen Begegnung eine abweisende Behandlung widerfahren war. Ferner erfolgte die Berufung der Brüder Grimm nach Berlin und des Professors Dahlmann nach Bonn, obschon diese also Geehrten zu den bekannten sieben Göttinger Professoren gehörten, die dem konstitutionsfeindlichen Könige Ernst August von Hannover die Huldigung versagt hatten.

Entmutigend dagegen wirkte die Aufnahme, welche der schon zur Zeit der Huldigungsfeier vom Landtage Ost- und Westpreußens fast einstimmig gestellte Antrag auf Einführung einer allgemeinen Landesvertretung bei dem Könige fand. Aber wie konnte dieser Vorgang Verwunderung erregen? Hatte nicht gelegentlich der Huldigungsfeier der König sich geradezu dahin ausgesprochen, daß Preußen, solle es Bestand haben und nicht untergehen, bleiben müsse, so wie es sei, also eine unumschränkte Monarchie!

Der glanzvolle Gesamteindruck jener Festtage hatte damals die Menge über die eigentliche Bedeutung jener Worte nicht sogleich zur vollen Klarheit gelangen lassen; aber das in jener Anschauung abgespiegelte Idealbild des Königs trat, nachdem die erste freudige Aufregung sich gelegt hatte, allgemach klarer und schärfer hervor. Eine Stimme aus jener Zeit zeichnete dieses Bild, welches den Souverän als Abbild des himmlischen Regimentes darstellt, u. a. folgendermaßen: „Der Herrscher von Gottes Gnaden trägt seine Krone zu Lehen und regiert unter dem Bewußtsein, nur Gott für sein Regiment verantwortlich zu sein. Wie man nun zu Gott nur beten kann, aber nichts fordern darf, so dürfen auch dem Könige nur Wünsche vorgetragen werden, und der Regierung des Königs, die demnach ein Abglanz der göttlichen Regierung sein soll, steht es frei, zu gewähren oder zu versagen."

Aber wo war in der europäischen Welt das Volk zu finden, von welchem man voraussetzen durfte, daß es sich zum Gegenstande der Übertragung eines derartigen Ideals eignen würde? Das preußische Volk wahrlich nicht, denn in ihm hatte, wie oben angedeutet, die Idee des Staatsbürgertums bereits staatliche Anerkennung gefunden, und in diesem Volke lebte der Geist eines Friedrich des Großen, welcher den Fürsten nicht als Herrn und Eigentümer des Staates, sondern umgekehrt als dessen „ersten Diener" hingestellt hatte. — Wie sollte daher das Unternehmen gelingen, welches in dem preußischen Volke jenen eben geschilderten, aber nicht einmal in den gepriesensten Zeiten des Mittelalters

wirklich herrschend gewesenen Sinn für eine veraltete Welt und Staatsanschauung zu beleben versuchte? Es war unmöglich, mochten sich auch gewisse Darlegungen, wie es z. B. durch Ancillon und durch den Lobredner des Patrimonialstaates L. von Haller geschehen war, immerhin mit staatsphilosophischem Gewande umkleiden.

Der König freilich mit seiner Genialität und seinem Herzen voll Liebe schien wohlbefähigt, große Eindrücke hervorzurufen. Aber wo waren die Personen, die sein Wollen und Wesen in seiner ganzen Tiefe zu würdigen und es als Leitende und Ausführende zu vertreten im stande gewesen wären? — Bald genug fand sich der König auf seinem Throne vereinsamt.

Nun traten — schon in nächster Zeit — zwei bedeutende Erzeugnisse der Oppositionspresse auf, zwei Flugschriften. In der ersten „Woher und wohin?“ ward dargethan, „daß die Richtung, welche Preußen seit Friedrich dem Großen genommen, und die Gesittung, welche es erreicht, eine Reichsverfassung erforderten.“ Der Oberpräsident von Preußen, von Schön, war der Verfasser dieser Schrift. Er erhielt seine Entlassung. — In gleichem Sinne war eine zweite Schrift: „Vier Fragen. Von J. Jacoby“ gehalten. Der König antwortete bei Gelegenheit seines Besuches in Breslau abweisend.

Immer mehr gingen die Wege des Königs und die der Fürsprecher freiheitlicher Fortentwickelung des Staates auseinander. Der durch Jahre währende Kampf wirkte wahrhaft verderblich. Ursprünglich vielversprechende und zum Besten des Staates leicht ausnutzbare Kräfte schlugen in das Gegenteil um. Das Gemüt des Königs, welcher auf allen Seiten Widerstand fand, verbitterte sich allgemach.

Kirchliche Wirren entstanden und erschwerten die Lage. Auf katholischer Seite erhoben sich die Priester Johannes Ronge und Cersky gegen den Bischof Arnoldi von Trier, auf protestantischer Seite traten gegen Hengstenberg und Stahl die Prediger Uhlich und Wislicenus auf; es entstanden auf katholischer Seite die Gesellschaft der Deutschkatholiken, auf protestantischer die der Lichtfreunde.

In verschiedenen Gegenden hatten Mißernten Elend und Hungersnot zur Folge gehabt. Eine aufregende Proletarierlitteratur, die geheime Verbreitung fand, schrieb die Ursachen allen Übels den unhaltbaren staatlichen Zuständen zu.

Die Abnahme der Linnenindustrie hatte namenloses Elend über die schlesischen Webereibezirke gebracht, was in Verbindung mit fühlbaren Übelständen des Fabriksystems zu beklagenswerten Volksaufläufen und zur Zerstörung mehrerer bedeutenden Fabriken führte. Zu Vorkommnissen ähnlicher Art kam es auch in Altfriedland, Leutmannsdorf, Breslau, Düsseldorf, sogar in Berlin. An einzelnen Orten konnte die Ruhe leider nicht ohne Blutvergießen hergestellt werden.

Der einzige Lichtpunkt in der Verworrenheit der Stimmungen jener Tage blieb die unausgesetzte Aufmerksamkeit, welche man dem Zollverein und den damit zusammenhängenden wirtschaftlichen Bestrebungen widmete. Preußen erwarb sich auf diesem Gebiete durch Wahrung der deutschen Handelsinteressen neue Ansprüche auf den Dank und den Beifall aller einsichtsvollen Deutschen.

Wie lebendig der Anteil war, welchen die deutschen Handel- und Gewerbetreibenden an der Ausdehnung des überseeischen Verkehrs durch Anbahnung neuer Absatzwege, z. B. nach Mexiko, sowie an der Verwirklichung gesunder nationalökonomischer Grundsätze nahmen, zeigte die gerechte Würdigung, welche sich in verschiedenen Schriften und andern Kundgebungen hinsichtlich der Thätigkeit des königlichen Seehandlunginstitutes aussprach.

Aber diese erfreulichen Wahrnehmungen wurden doch nur von einem kleinen Teile der Bevölkerung als Wohlthaten empfunden. Die große Menge erkannte die Tragweite jener Fürsorge nicht, da ihr Interesse sich hauptsächlich dem zuwendete, was sich immer lebhafter aus der Reihenfolge mehr oder weniger eindringlicher Tagesforderungen abhob.

Groß in seinem Wollen sehen wir den König in der Stellung, die er zu der Kölner Dombaufrage einnahm. Er wünschte es, daß der Riesenbau, der vor 300 Jahren erst wenig vorgeschritten war und seitdem geruht hatte, zur Vollendung komme, daß er, gefördert von allen deutschen Fürsten, allen Konfessionen und allen Stämmen, zu einem Symbol deutscher Einigung werde. In diesem Sinne weihte er am 4. September 1842 den Fortbau mit einer zündenden, den deutschen Sinn belebenden Rede. Wer das herrliche Bauwerk heute in seiner Vollendung sieht, gedenkt gewiß dankbar des Königs.

Inzwischen erhoben sich auf Katheder und Bühne, in Versammlungen wie in der Presse, weit vernehmbar, die Rufe nach freieren Verfassungsformen und nach Einigung der deutschen Nation. In einer Versammlung von Gelehrten im Saale des Römer zu Frankfurt a. M. erregte Ludwig Uhland allgemeine Begeisterung, als er auf die Kaiserbilder an den Wänden hinwies und sagte, es sei ihm, als ob die alten Kaiser aus dem Rahmen heraus unter die Versammlung treten wollten, um sie zur Thatkraft anzufeuern. Man verlangte vom Bundestage unverhohlen statt des Gegenwirkens von Regierungsabgesandten eine Verständigung durch anerkannte Volksmänner; man begriff auch im deutschen Süden, daß die Ständekammern der Mittel- und Kleinstaaten zu ohnmächtig seien, um die großen Fragen der Gegenwart zu lösen. Aller Augen richteten sich in jenen Tagen, in denen der Geist des Umsturzes noch nicht seine dunklen Schwingen regte, unwillkürlich auf Preußen, wo Friedrich Wilhelm IV. durch persönliches Auftreten von Zeit zu Zeit immer von neuem hohe Erwartungen erweckte.

Ungeachtet aller Mißstimmung gelangte doch die in allen Kreisen des Volkes tief eingewurzelte monarchische Gesinnung und die Liebe zum angestammten Herrscher zu einem unverkennbaren Ausdruck, als der Fanatismus



Kölner Dombaufest.

den ehemaligen Bürgermeister Ludwig Tschech, der seine unberechtigt erhobenen Ansprüche zurückgewiesen sah, dahin trieb, einen Mordversuch auf Friedrich Wilhelm IV. auszuführen. Tschech büßte sein Verbrechen mit dem Tode.

Die Provinzialstände.

Wie viel Heil für die Zukunft auch Friedrich Wilhelm IV. von der Wiederbelebung des alten Ständewesens erwarten mochte, die Wiederherstellung der Landstände befriedigte auch den treuesten Patrioten nicht. Der König ordnete die Einberufung der Provinzalstände in zweijährigen Zwischenräumen an, erklärte aber, daß er in Mitgliedern der Ständevertretung eben nur Vertreter ihrer eignen Standesrechte erblicke, keineswegs „Repräsentanten oberflächlicher Meinungen und Tageslehren." — In diesem Sinne waren auch die Antworten gehalten, die den einzelnen Provinziallandtagen gegeben wurden.

Darauf beschloß der König, die alte ständische Herrlichkeit noch einmal in vollem Glanze vor Augen zu führen, hoffend, durch sein persönliches Auftreten mit überzeugender Beredsamkeit die Herzen und die Meinungen der Intelligenz zu gewinnen. In solchem Sinne erließ er am 3. Februar 1847 das Patent, welches die Provinzialstände sämtlicher acht Provinzen unter dem Namen „Vereinigter Landtag der Monarchie" nach der Hauptstadt berief.

Der Vereinigte Landtag.

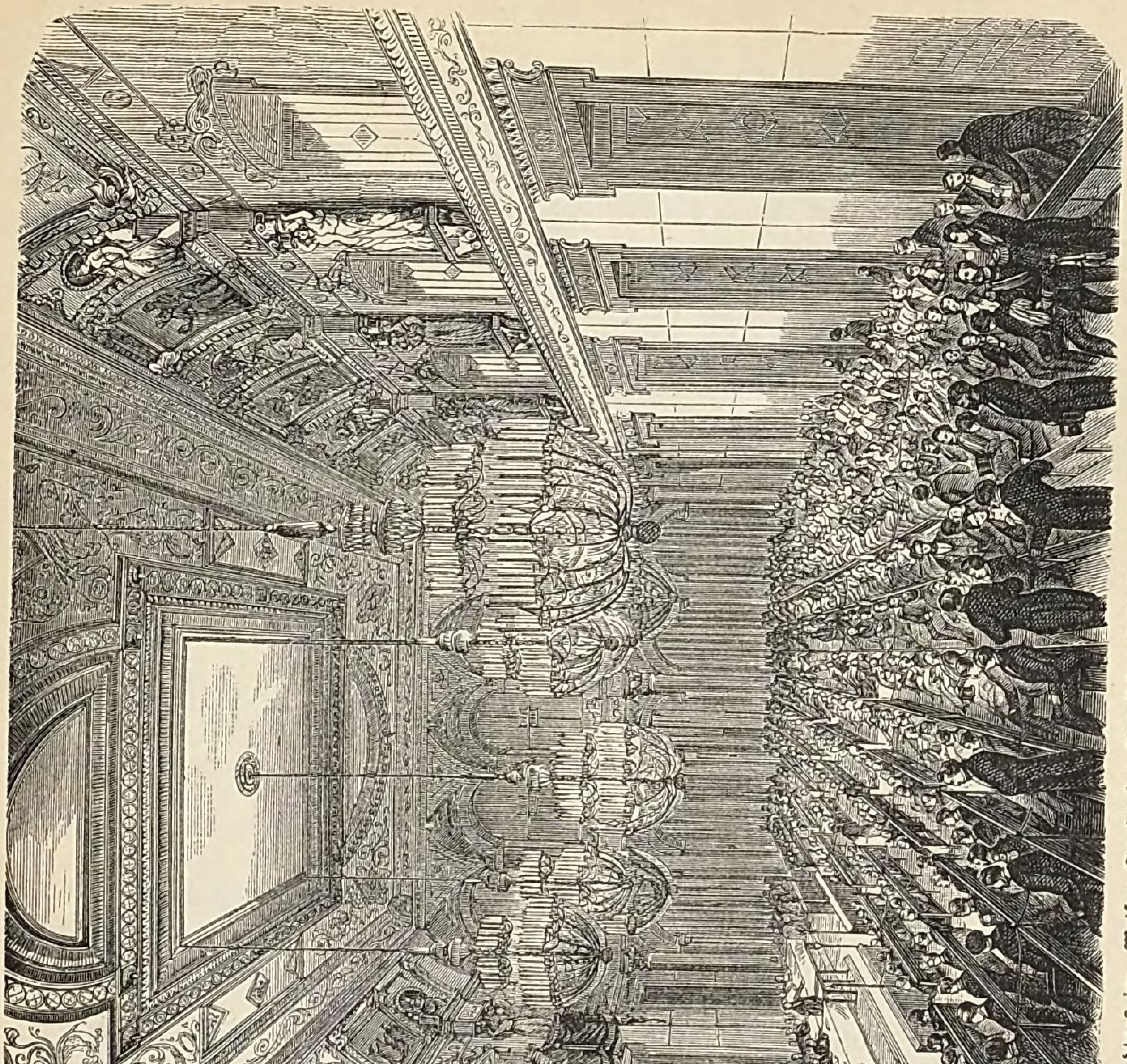
Die erste ständische Versammlung in Preußen sollte am 11. April 1847 eröffnet werden. Da ging noch einmal eine freudige Bewegung durch einen großen Teil der preußischen Bevölkerung; viele glaubten in dem neuen Staatsorgane eine Stätte geschaffen, an welcher die Wünsche des Volkes doch vor dem Throne zum Ausdruck gelangen könnten, und überließen sich der Hoffnung, der Vereinigte Landtag solle eine Einleitung, nicht einen Abschluß des Verfassungswerkes bilden. Andre nahmen das Patent in ungünstigem Sinne auf.

Die dem Vereinigten Landtag zugesprochenen Befugnisse waren aber, wie sich ergab, sehr eingeschränkt: bei Einführung neuer oder Erhöhung bestehender Steuern und bei Abschließung von Staatsanleihen sollte seine Zustimmung erforderlich sein, in allem übrigen, namentlich bei der Gesetzgebung, sollte er als Beirat der Krone nur die Regierungsvorlagen begutachten.

Der Landtag bestand aus zwei Kurien, die Herrenkurie und die Dreiständekurie. Jede Provinz hatte eine Anzahl freisinniger Männer abgeordnet, unter ihnen Beckerath, Camphausen, Hansemann, Freiherr Georg von Vincke, Graf Schwerin und von Auerswald.

„Licht, Freiheit, Fortschritt" hieß die allgemeine Losung der Zeit, doch über die Wege, dahin zu gelangen, gingen die Meinungen nur zu weit auseinander.

Bei der feierlichen Eröffnung des Landtags hob der König in seiner Anrede hervor, wie er nunmehr nach Gewährung des Rechts der Steuerbewilligung, des Beirates bei der Gesetzgebung und des Petitionsrechts den Bau der ständischen Freiheit als abgeschlossen ansehe.



Sitzung des Vereinigten Landtags im „Weißen Saale“ des königlichen Schlosses zu Berlin.

Feierlich bezeichnete er sich als Erben einer ungeschwächten Krone, die er seinen Nachfolgern ungeschwächt bewahren müsse.

Gegenüber der so bestimmt ausgesprochenen Willensmeinung des Königs hatten die Liberalen auf dem Landtage einen schweren Stand. Doch immer noch überließ man sich der Hoffnung, daß die Wünsche der großen Mehrheit des Landtags eine Änderung in dem vom Könige angenommenen Regierungssystem hervorbringen und es gelingen werde, von dem Boden der eingeräumten Rechte aus ein wahrhaftes Verfassungsleben zu erringen.

Die Verhandlungen des Landtages entsprachen in ihrem Fortgange jedoch weder den Wünschen der Regierung, noch denen des Landes. An glänzenden Reden fehlte es nicht; aber hinterher zeigte es sich, daß sie arm waren an praktischen Vorschlägen.

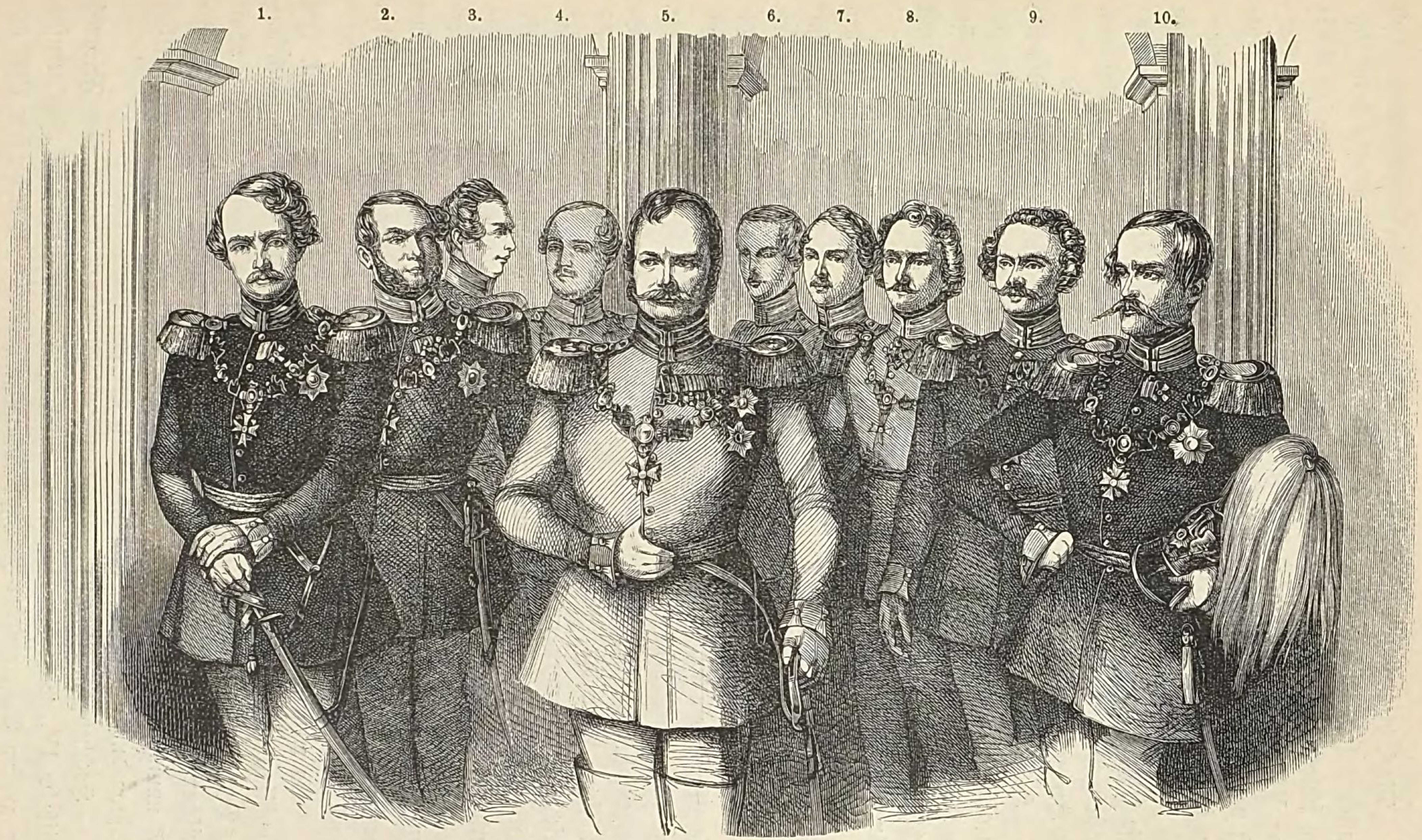
Beim Schlußakt des Vereinigten Landtages am 26. Juli gab der Staatsminister von Bodelschwingh dem Bedauern der Regierung darüber Ausdruck, daß die Sitzungen nicht so fruchtbringend gewesen wären, als sie es hätten werden können. Die meisten Abgeordneten kehrten über das Fehlschlagen ihrer Hoffnungen auf einen Umbau des Staatswesens verstimmt in ihre Heimat zurück.

Unruhen und Wirren.

In diese Zeit der Unruhe und Spannung fallen die Nachwehen der von der polnischen Emigration angezettelten, im Februar 1846 in mehreren Bezirken im russischen und preußischen Polen zum Ausbruch gelangten Erhebung. Sie kam in letztgenanntem Lande jedoch nicht über zwei Versuche zur Überrumpelung der Festungen Thorn und Posen hinaus. Der Leiter des Aufstandes, Ludwig Mieroslawski, geriet bei Gnesen in Gefangenschaft, und es wurden darauf viele andre Parteihäupter in Westpreußen und Posen verhaftet.

Zu den Besorgnissen im Osten gesellten sich auch im Norden unsres Vaterlandes bedenkliche Zustände. Hier hatte König Christian VIII. von Dänemark, welcher Herzog von Schleswig-Holstein und in dieser Eigenschaft zugleich deutscher Bundesfürst war, infolge der Schwäche des dänischen Königreichs, das ohne den Besitz der deutschen Lande nicht glaubte existieren zu können, am 8. Juli 1846 durch seinen berüchtigten „Offenen Brief“, mittels welcher Kundgebung er Schleswig und einen Teil von Holstein als untrennbar mit Dänemark verbunden erklärte, alle deutschen Bewohner der Herzogtümer in Harnisch gebracht.

Die Ohnmacht und Hilflosigkeit der deutschen Bundesgewalt den Einzelregierungen gegenüber zeigte sich während der seitdem hervorgetretenen und während eines Zeitraums von 20 Jahren nicht von der Tagesordnung verschwundenen „Schleswig-Holsteinischen Frage“ in vollem Lichte.



Die Mitglieder der Herrenkurie aus dem Königshause.

1. Prinz Heinrich Wilhelm Adalbert. 2. Prinz Friedrich Karl Alexander. 3. Prinz Friedrich Heinrich Albrecht. 4. Prinz Friedrich Wilhelm Georg Ernst. 5. Prinz Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen. 6. Prinz Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander. 7. Prinz Friedrich Karl Nikolaus. 8. Prinz Friedrich Wilhelm Karl. 9. Prinz Friedrich Wilhelm Ludwig. 10. Prinz Friedrich Wilhelm Waldemar.

Die Schleswig-Holsteinische Frage war im Grunde ein Erbfolgestreit. Nach dänischem Herkommen ist auch die weibliche Linie zur Thronfolge berechtigt, nach schleswig-holsteinischem nur die männliche. Der Sohn des Königs Christian VIII. von Dänemark hatte keine Nachkommen. Es stand daher der Verlust von Schleswig-Holstein für Dänemark in Aussicht. Christian VIII. setzte nun fest, daß beim Aussterben seines eignen Geschlechts seine an Prinz Friedrich von Hessen vermählte Schwester die Herzogtümer erben sollte. Gegen diese Übertragung des Erbfolgerechts auf die weibliche Linie legte Schleswig-Holstein Protest ein und hielt an dem Erbfolgerechte des nächsten Agnaten, des Herzogs Christian von Augustenburg, fest.

Holstein war deutsches Bundesland, Schleswig nicht. Dennoch bestimmte ein altes Grundgesetz die Zusammengehörigkeit beider Herzogtümer. Während der König-Herzog Holstein seinem dänischen Reiche einverleiben wollte, hoffte Schleswig durch Eintritt in den Deutschen Bund aus dem Verbande mit Dänemark loszukommen.

Damit begann eine böse Zeit der Verfolgung und Unterdrückung in den beiden Erbherzogtümern. Der deutschen Sprache und den deutschen Gewohnheiten ward, vornehmlich in den Schul- und Gerichtsstuben, der Krieg erklärt; die alten verbrieften Rechte des Landes wurden schmählich mißachtet. Die öffentliche Meinung von ganz Deutschland erwartete von dem deutschen Bundestage eine entschiedene Vertretung der Rechte der Bewohner jener Grenzgebiete, nötigenfalls ein energisches Einschreiten zum Schutze der bedrohten Stammesgenossen. Aber die Herren Gesandten im Bundespalais zu Frankfurt a. M. ratschlagten, sannen und debattierten hin und her, ohne daß sich eine thatkräftige Hand für den verlassenen Bruderstamm erhoben hätte. Christian VIII. starb am 20. Januar 1848, somit in einer ganz besonders aufgeregten Zeit. Sein Sohn Friedrich VII. verlieh seinen gesamten Landen eine freie Verfassung, in der Erwartung, dadurch auch die nationale Abneigung der deutschen Herzogtümer zu versöhnen. Die Stände Schleswig-Holsteins protestierten jedoch, und es kam zum Bruch.

So mehrte sich in Deutschland und in Preußen das Mißvergnügen. Im preußischen Königreich erwartete kein Verständiger mehr die Fortentwickelung des Vereinigten Landtages zu einer Reichsvertretung, es erweiterte sich die Kluft zwischen Volk und Herrscher merklicher, und der wachsende Widerspruch brachte das unumschränkte Königtum in eine immer schwierigere Lage. Ein schriller Mißton durchzitterte das innerste Leben der Nation.

Hochherzig, reich an glänzenden Eigenschaften des Geistes, war Friedrich Wilhelm IV., wie sich je länger, je mehr herausstellte, gleichwohl nicht berufen, die großen Aufgaben der Zeit zur Lösung zu bringen. Er liebte sein Volk aus

vollem königlichen Herzen und erwartete dafür kindlichen Gehorsam und Ehrfurcht, während seine Unterthanen sich immer mehr als freie Staatsbürger fühlten.

Neue Kunstära in Preußen.

Friedrich Wilhelms hochstrebendes Wollen fand auf Gebieten ein Genüge, auf denen er so recht zu Hause war — auf denen der schönen Künste. Wie er die berühmtesten Männer der Wissenschaft zu sich heranzog, Schelling, Alexander von Humboldt, Savigny, Gans, Schönlein, Leopold von Buch, K. Raumer, Friedrich Rückert, L. Tieck, Raupach, F. Mendelssohn-Bartholdy und viele andre, so förderte er durch Anregungen und Aufträge eine Reihe der ersten Künstler und rief dadurch hohe Schöpfungen der Kunst ins Leben.

Von seiner Hand rühren die ersten Entwürfe zu verschiedenen Bauwerken und Denkmälern her, welche unter seiner Ägide die Architekten und Bildhauer A. Stüler, Gottfr. Schadow, J. H. Strack, Ch. Rauch, Drake, Kiß, E. Wolf, Schievelbein und andre ausführten. So entstanden nach den Plänen von Schadow und Stüler der Prachtbau des neuen Museums in Berlin, die Schloßkapelle mit ihrem stolzen Kuppelbau, eine Anzahl von Kirchen in Berlin, die neuen Gartenanlagen und Schloßbauten zu Potsdam und Sanssouci.

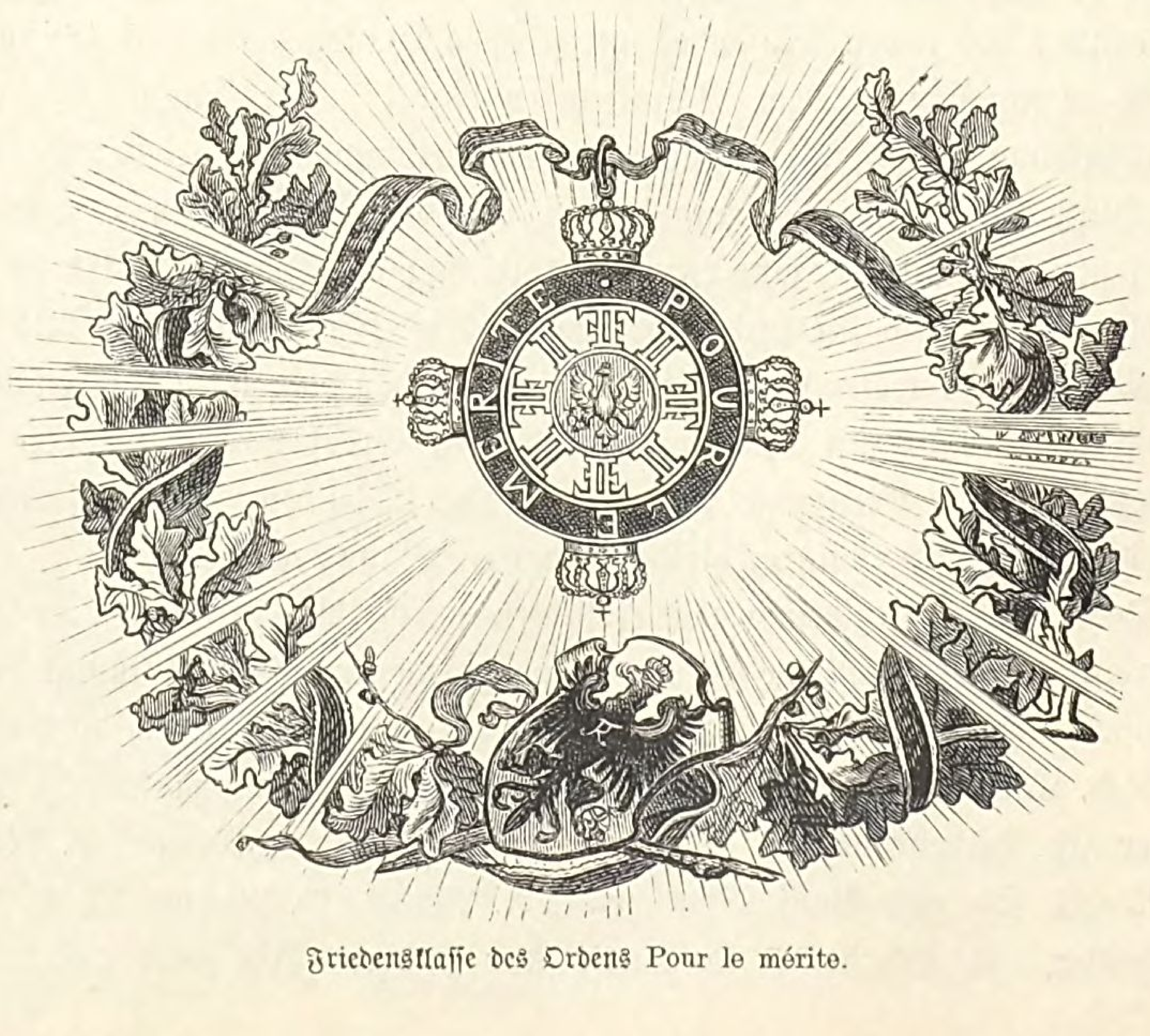
Peter von Cornelius ward 1841 nach Berlin als Direktor an die Spitze der Akademie berufen.

Ein andrer Großmeister der Kunst, Wilhelm von Kaulbach in München, empfing, vom Könige nach Berlin berufen, im Jahre 1845 den Auftrag, das Treppenhaus des neuen Museums mit großen Wandgemälden welthistorischen Inhalts zu schmücken. Dem „Turmbau zu Babel", dem Sinnbild der großen Völkerscheidung, folgte die poesievolle Verherrlichung des griechischen Lebens „Die Blüte Griechenlands" und diesem als drittes Meisterwerk „Die Zerstörung von Jerusalem", eine Versinnbildlichung des Sieges des Christentums über die jüdische und die heidnische Welt. Die „Hunnenschlacht" bildete das vierte Meisterwerk dieser Gemälde, zu denen in den folgenden Jahren die Berührung der abend- mit der morgenländischen Glaubenswelt in einer Szene aus der Zeit der Kreuzzüge hinzukam. Das „Zeitalter der Reformation" schloß die Reihe der riesigen, vielbewunderten Wandgemälde.

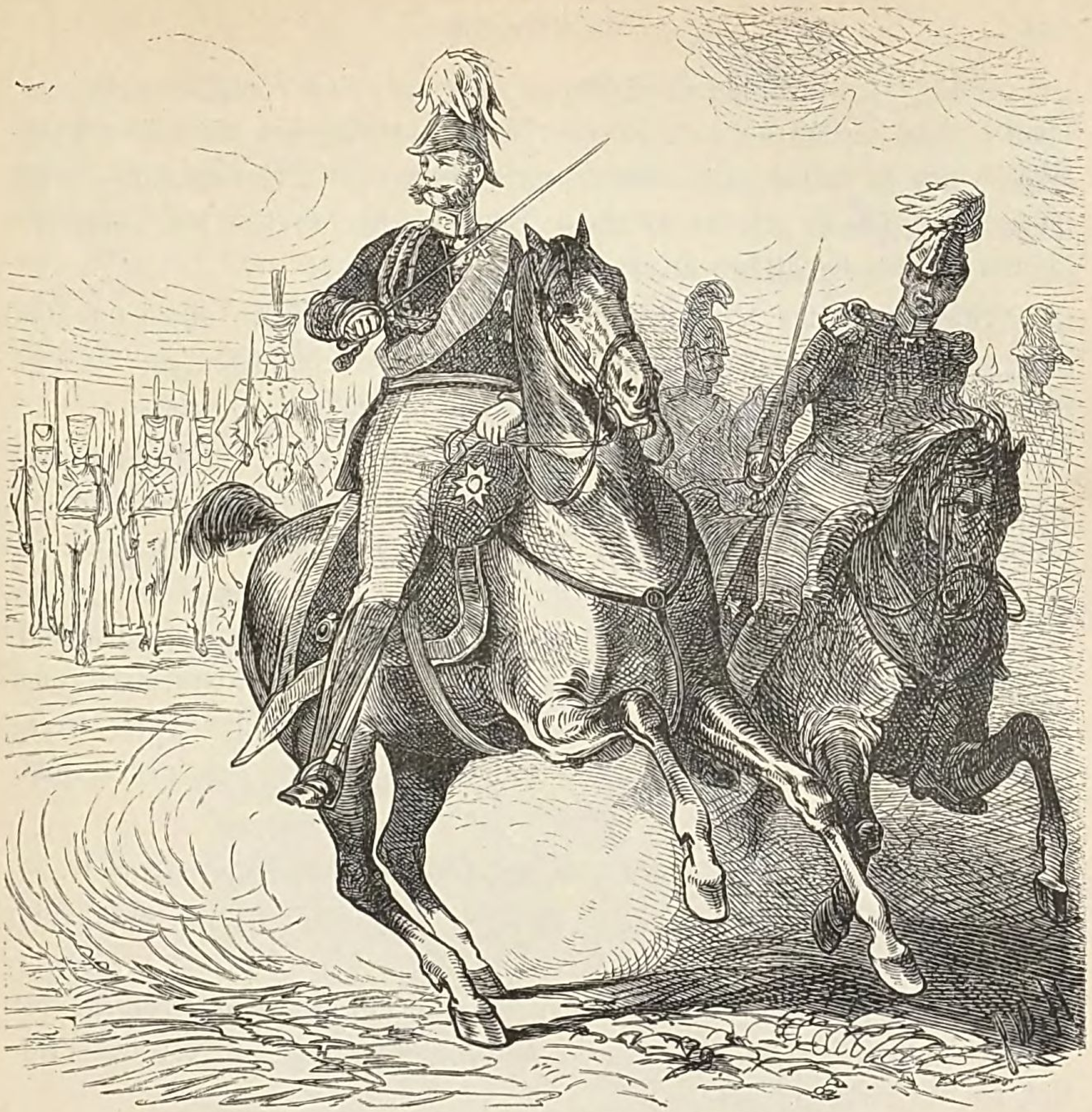
Des Königs Regierung verherrlichten durch ihre Leistungen in regstem Wettstreite eine große Reihe bereits hochangesehener oder erst jüngst hervorgetretener Meister in den verschiedenen Bereichen der Malerei, so die Gebr. Achenbach, Karl Becker, die Begas, G. Bleibtreu, W. Camphausen, J. Ph. E. Gärtner, Ed. Hildebrand, Th. Hosemann, Jul. Hübner, K. Krüger, E. Magnus, Ad. Menzel, Ed. und Paul Meyerheim, A. Rethel, G. Richter, H. A. Mücke, J. Schrader, A. Schrödter, H. Stilke und andre. Im Mai 1851 wurde

das Denkmal Friedrichs des Großen, von Chr. Rauch, unter großen Feierlichkeiten enthüllt. Zu den Denkmälern an der Hauptwache gesellten sich die Standbilder von York und Gneisenau, die Amazone von Kiß wurde vor dem Eingange ins Museum aufgestellt und die Schloßbrücke mit Marmorgruppen jüngerer Bildhauer geschmückt.

Um Wissenschaft und Kunst zu ehren, hatte der König bereits am 31. Mai 1842 den von Friedrich dem Großen gegründeten Militär-Verdienstorden „pour le mérite" durch eine „Friedensklasse" erweitert. Zu Mitgliedern dieses rasch zu hohem Ansehen gelangten neuen Verdienstordens gehörten 1842 in Deutschland: der Astronom W. Bessel, der Geognost L. von Buch, der große Chirurg Dieffenbach, G. Ehrenberg, der die Welt im kleinsten Raume erschloß, die Mathematiker J. Enke und Fr. Gauß, der Chemiker E. Mitscherlich, der königliche Leibarzt Schönlein; dann die Akademiker Boeckh, F. Bopp, G. Eichhorn, Jakob Grimm, Joh. Müller, Karl Ritter, C. von Savigny, J. von Schelling, A. W. von Schlegel. Weiter gehörten zum Ordenskapitel die Komponisten und Dichter Felix Mendelssohn, Jakob Meyerbeer, Spontini, Fr. Rückert und L. Tieck sowie die Maler und Bildhauer F. Lessing, Chr. Rauch, Jul. Schnorr von Carolsfeld, Gottfr. Schadow, L. Schwanthaler. Endlich wurden durch Dekorationen 25 Koryphäen des Auslandes geehrt. A. von Humboldt ward zum Großkanzler, P. von Cornelius zum Vizekanzler ernannt.



Friedensklasse des Ordens Pour le mérite.



Prinz Wilhelm, Generalkommandeur des Gardekorps.

Der Prinz von Preußen.

Alsbald nach seiner Thronbesteigung, unterm 12. Juni 1840, verfügte König Friedrich Wilhelm IV., daß Prinz Wilhelm fortan den Titel „Prinz von Preußen“ führen solle. Zugleich bestellte er den Prinzen als Statthalter von Pommern und übertrug ihm den Vorsitz im Staatsministerium. Gelegentlich der Huldigung in Königsberg wurde der Prinz, welcher, wie erwähnt, zwei Jahre früher mit dem Generalkommando über das Gardekorps betraut worden war, zum General der Infanterie ernannt.

Im April des folgenden Jahres sehen wir den Prinzen am Hofe zu Petersburg weilen, um der Vermählung des Großfürsten und Thronfolgers Alexander mit der hessischen Prinzessin Marie beizuwohnen.

Im Jahre 1842 stattete Friedrich Wilhelm IV. der englischen Königsfamilie einen Besuch ab und übertrug seinem Bruder für die Dauer seiner Abwesenheit die Leitung der Militärangelegenheiten und Staatsgeschäfte. Auch im Sommer 1847, als der König in Italien weilte, vertrat der Prinz von Preußen seinen königlichen Bruder.

Seit dem Jahre 1815 haben mit wenigen Ausnahmen alljährlich ähnliche größere Truppenübungen des preußischen Heeres stattgefunden, die dazu beitrugen, den militärischen Geist des „Volkes in Waffen" zu beleben.

„Unser Armeekorps hat in diesem Jahre Königsrevue", so schallt es von einem Ende der Provinz bis zum andern wider, wenn im Frühjahr die Ordre erscheint, welche das Nähere über Ort, Beginn, Dauer und Zweck der Übungen bestimmt. Und wie sehr auch vielleicht die Mehrzahl der herangezogenen Wehrmänner die Einberufungsordre mit Unlust in Empfang nimmt, die Versäumnis berechnend, welche eine vierwöchentliche Abwesenheit vom Hause auferlegt: — sobald sich der Wehrmann im Bataillon unter seinen Kameraden befindet, geht in ihm eine völlige Umwandlung vor, und er fühlt sich nur als Soldat gleich dem Waffentragenden der Linie.

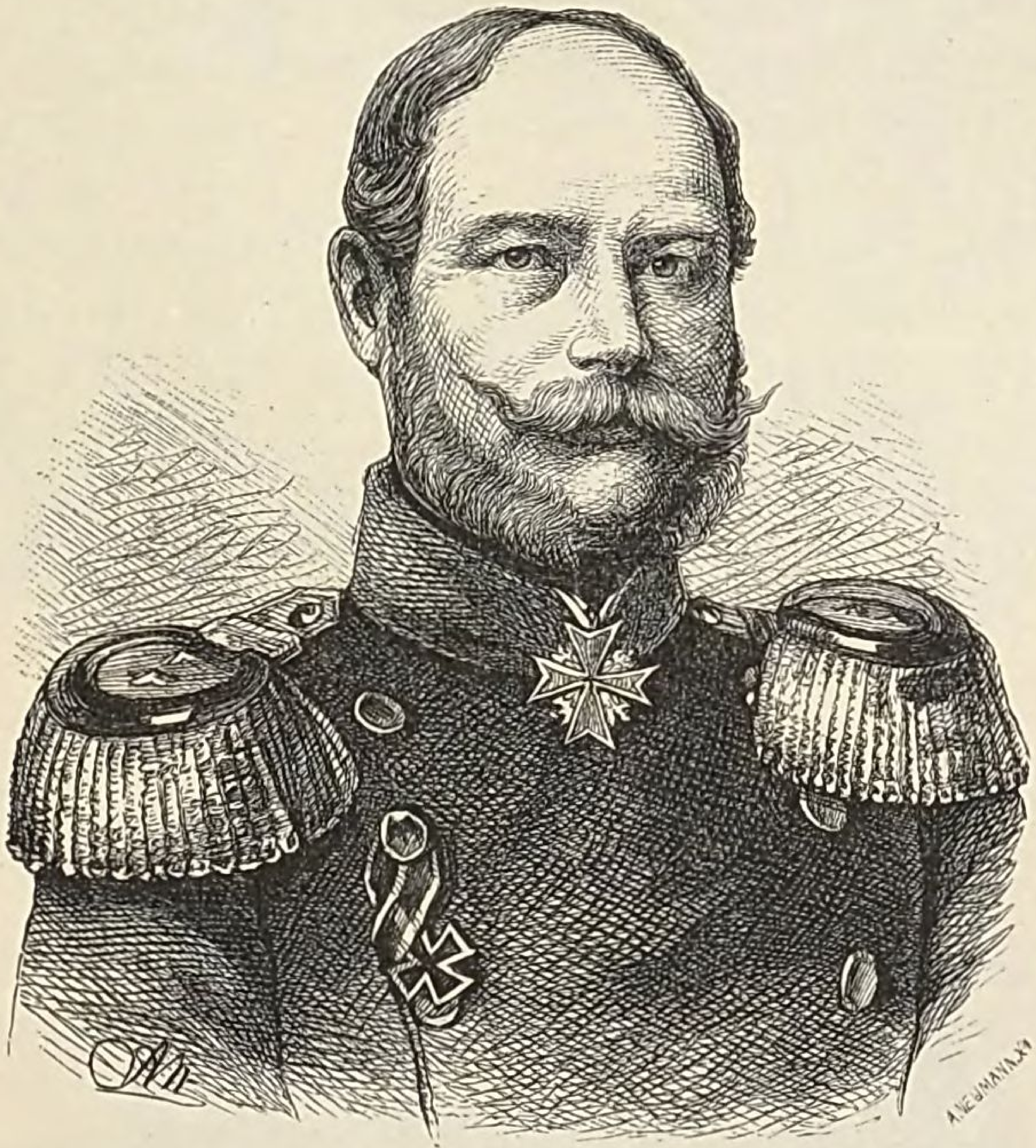
Die meisten Verbesserungen auf dem Gebiete des Militärwesens in der neueren Zeit haben in dem Prinzen Wilhelm ihren Anreger oder Förderer gehabt.

Im Jahre 1843 erschienen die Truppen zum erstenmal während der großen Manöver bei Berlin in der neuen Uniformierung und der viel praktischeren Ausrüstung.

Aus allen Teilen Europas waren Gäste und Zuschauer eingetroffen, so auch der Kaiser Nikolaus von Rußland nebst einer Menge russischer, französischer, österreichischer, schwedischer, türkischer und andrer Offiziere.

So viel Zuschauer, so viel absprechende Kritiker gibt es bei solcher Gelegenheit — wenigstens in Preußen. — Nur den Nichtpreußen erscheint es bewunderungswürdig, wenn der Feldhüter, der Postillion, der Handwerker, der Künstler, kurz wenn jede Klasse der Gesellschaft selbst mit den geringfügigsten militärischen Dingen vertraut ist, und wenn ein jeder einzelne Mann voll Anhänglichkeit von seinem Bataillon, seiner Schwadron, seiner Achselklappe und Nummer und von seinem General spricht. Aber weil dem so ist, herrscht auch ein verständiges Eingreifen bei der Armee; mancherlei praktische Thätigkeiten, wie Errichtung der Zeltlager und Buden, Bauen der Kochherde, Anlegen von Brunnen, Latrinen u. s. w., kommen übrigens dem Soldaten auch zu gute, wenn er nach beendigter Dienstzeit zu seinem bürgerlichen Beruf zurückgekehrt ist.

In das Jahr 1844 fällt eine Reise des Prinzen nach England, welche ihm Gelegenheit zu manchen folgewichtigen Anknüpfungen und nicht minder nachhaltigen Anlaß bot, die wohlthätigen Wirkungen freier staatlicher Einrichtungen kennen zu lernen. Der Prinz hat zu jener Zeit, wie uns Freiherr von Bunsen, der damalige preußische Gesandte in London, mitteilt, das Inselland sehr lieb gewonnen und wohl begriffen, daß die bewunderte Größe Englands sich wesentlich auf dessen politische wie religiöse Institutionen stützt.



Wilhelm, Prinz von Preußen.

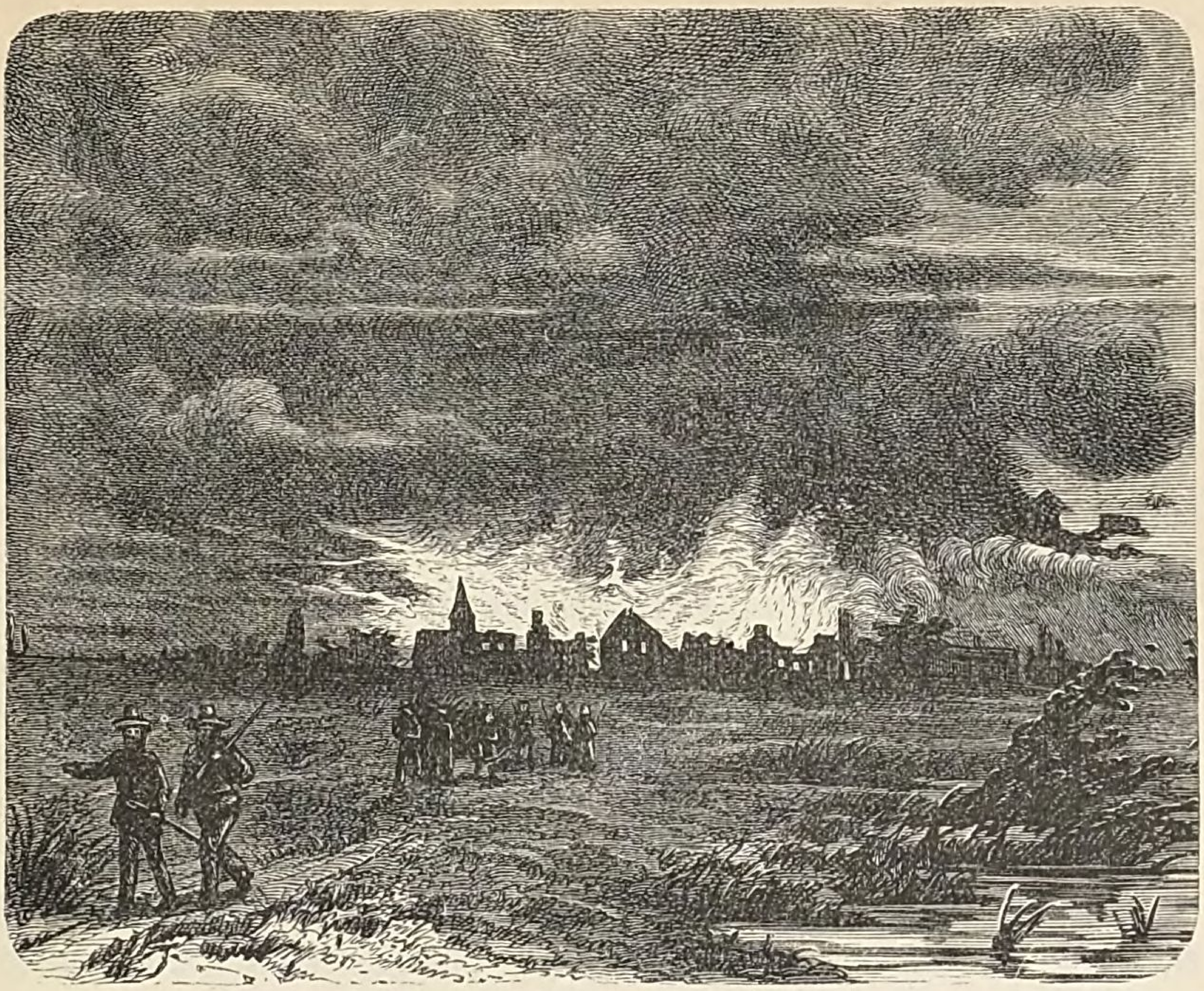
Er sah, wie die herrschende religiöse und bürgerliche Freiheit in England die Geltendmachung persönlicher Tüchtigkeit erleichtert, wie damit wieder eng zusammenhängt die Fürsorge zu gunsten der öffentlichen Wohlfahrt durch freiwilliges Wirken auf allen Gebieten des Lebens, ebenso die gesteigerte Werkthätigkeit wahrhafter Menschenfreunde, die dafür eintretende, wahrhaft großartige Vereinsthätigkeit.

Das Protektorat über die preußischen Freimaurerlogen hatte der Prinz von Preußen zu einer Zeit übernommen, als sich gerade im Gegensatze zu den Wahngebilden der Kommunisten und Gleichheitsträumer werkthätige, humane Bestrebungen zu gunsten der ärmeren Klassen geltend machten. Es hatten sich an vielen Orten „Vereine zum Wohle der arbeitenden Klassen“ gebildet.

Im Januar 1845 erließ der Prinz-Protektor ein Rundschreiben an alle Landeslogen, worin er sagt: „Der Freimaurer weiß, daß er nicht allein den Bundesbrüdern die freudigste Hilfe schuldig ist, er weiß, daß alle Menschen seine Brüder sind, daß er das Wohl aller, soviel an ihm ist, in der besten Weise fördern soll. Die Vereine, welche sich allerorten für das Wohl der arbeitenden Klassen zu bilden im Begriff sind, bieten hierzu eine reiche und den Brüdern gewiß willkommene Gelegenheit. Wir empfehlen daher allen geliebten Brüdern recht dringend, diesen Vereinen beizutreten, an der Verfolgung ihrer lobenswerten Zwecke, ohne daraus eine Bundesangelegenheit zu machen, thätigen Anteil zu nehmen und im Sinne des Ordens besonders dahin zu wirken, daß die Thätigkeit der Vereine auf das nächste, gewiß hochwürdige Ziel unverrückt bleibe, geistige und leibliche Hilfe überall dahin zu bringen, wo man ihrer bedarf; zugleich aber durch die Art, wie dies geschehe, und durch ihr Beispiel den Sinn für Ordnung, Pflicht und Nächstenliebe zu wecken und zu verbreiten. Möge auch hier die Welt die belebende Wärme des Bruderbundes empfinden, ohne zu wissen, woher sie strahlt."



Dragoner, Garde du Corps und Gardekürassiere.



Das „tolle" Jahr 1848 und das deutsche Parlament.

Der Schluß des Vereinigten Landtags hatte stattgefunden, ohne daß irgend eine Verständigung eingetreten war. Prophetischen Blickes schrieb Bunsen damals: „Das gewöhnliche Leben der Minister und des Hofes leidet keinen Tag Unterbrechung, als lebten wir in der gewöhnlichsten Zeit, und doch sagt jedermann, wir leben in einer Krise!"

Der Winter des Jahres 1847 auf 1848 neigte sich seinem Ende. Da kam — in den letzten Februartagen des Jahres 1848 — plötzlich aus Frankreich die Kunde herüber, daß dort das königliche Regiment gestürzt und am 24. Februar wieder einmal die Republik aufgekommen sei. Diese Nachricht rief in Deutschland eine außerordentliche Aufregung hervor. In schneller Folge machten sich die Schwingungen jener Bewegung in den einzelnen deutschen Staaten bemerkbar: in Baden, Württemberg, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Nassau, Hannover, Bayern, Sachsen, endlich auch — am 13. März — in Wien und — am 18. März — in Berlin.

Die deutschen Regierungen waren im ersten Augenblicke ratlos. Man hatte in Baden und Württemberg unter anderm nicht gesäumt, die Forderungen

der Preßfreiheit, Volksbewaffnung, Schwurgerichte u. s. w. aufzustellen, und schon Ende Februar wurde seitens der Regierungen diesen Wünschen entsprochen. Der Fels war ins Rollen gekommen, und er rollte rascher weiter, als die meisten es erwartet.

Heinrich von Gagern, einer der Führer der Liberalen im Großherzogtum Hessen, beantragte die Einberufung eines deutschen Parlaments; ein Gleiches ward in Kurhessen, Nassau u. a. O. verlangt. Von Bedeutung für Deutschland ward die Bewegung, als sie die beiden Großstaaten Österreich und Preußen ergriff. Zunächst kam es in Wien zum blutigen Aufstande.

Hier hatte sich trotz oder richtiger wegen der Metternichschen Kunst der Niederhaltung durch die Staatspolizeimaschine der revolutionäre Zündstoff am stärksten angehäuft, und hier äußerte sich auch die Erschütterung in ganz besonderer Heftigkeit. Zuerst kam das morsche Metternichsche Regierungssystem zum Falle. Der Entfernung des verhaßten Fürsten folgte sofort die Gewährung freisinniger Forderungen, namentlich die der Preß-, Lehr- und Lernfreiheit.

In Preußen, welches durch die ideale Bildung seiner Bevölkerung für eines der am weitesten fortgeschrittenen Länder galt, schien es anfangs, als ob die Kunde von den Ereignissen in Frankreich lediglich wie ein Gegenstand lebhafter Neugier aufgenommen werde. Aber es schien eben nur so.

Schon am 6. März waren in einer Versammlung von Personen, die den litterarischen Kreisen angehörten, und denen sich Handelsgehilfen und Arbeiter zugesellten, auf einem Platze vor den Zelten (einem Vergnügungsort im Tiergarten) die Volkswünsche zur Sprache gekommen, und es war der Beschluß gefaßt worden, denselben in Form eines Gesuches an den König Ausdruck zu geben. Dem König widerstrebte die Annahme einer Petition, und er äußerte sich abfällig über derartige Kundgebungen.

Inzwischen hatte sich eine städtische Deputation in einer Adresse an den König über die Erwartungen des Volkes ausgesprochen und als Antwort die Vertröstung auf den zum — 27. April einzuberufenden Vereinigten Landtag empfangen.

Wie weit stand diese Gewährung dem nach, was in den übrigen deutschen Bundesländern von den Regierungen gewährt worden war!

Am 17. März kamen Deputierte aus Köln nach Berlin und erklärten den Ministern: die Bevölkerung der Rheinprovinz sei aufs äußerste gereizt, und es zeige sich Neigung, von Preußen abzufallen, falls die Regierung im Widerstande gegen die Volkswünsche beharre.

Der Prinz von Preußen riet seinem königlichen Bruder, den Forderungen des Volkes Rechnung zu tragen und dadurch zu verhindern, daß die schwellende Flut in gefährliche Bahnen lenke. Die Erbitterung der Menge wuchs. Nun

traf die Kunde von der siegreichen Erhebung Wiens ein, die wie ein Blitzstrahl zündete. Am Morgen des 18. März fanden mehrere Bürgerversammlungen statt, in denen man über einen großen Massenzug nach dem königlichen Schlosse beriet, um dem Könige unmittelbar die Forderungen des Volkes vorzutragen. Eine vom Könige angenommene Deputation brachte dem Volke eine zustimmende Antwort, welche in zwei Patenten alsbald veröffentlicht werden sollte. Diese enthielten: Aufhebung der Zensur, beschleunigte Einberufung des Vereinigten Landtags zum 2. (statt 27.) April und Umgestaltung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat, was, wie es hieß, der Einführung konstitutioneller Verfassungen in allen deutschen Ländern entspreche. Frohes Gefühl ging durch die Massen, die sich nunmehr nach dem Schloßplatze begaben, um dem Könige ihren Dank in lautem Zurufe auszudrücken. Friedrich Wilhelm IV. erschien zweimal auf dem Balkon des Schlosses und wurde von tausendstimmigem Jubel begrüßt. Während dieser Freudenbezeigungen gewahrte man jedoch, daß die Eingänge zum Schloß mit Infanterie besetzt waren. Da erscholl der Ruf: „Militär fort!“ Das Verlangen, daß der König sich seinem Volke vertrauen solle, fand tausendstimmiges Echo. Heftiger noch erschallten die Rufe, als man vernahm, der König habe erklärt, daß man ihm nicht zumuten könne, einen unehrenhaften Rückzug der Truppen zu veranlassen.

Es war gegen 3 Uhr nachmittags; die Aufregung nahm bereits den Charakter der Erbitterung an. Unter den militärischen Führern mochte der Plan gefaßt worden sein, die Massen durch langsames Zurückdrängen zu zerstreuen. Von der damaligen Stechbahn her setzten sich Gardedragoner in Bewegung, aus dem Schlosse rückte ein Bataillon des Kaiser-Franz-Grenadierregiments und trieb, nach der langen Brücke abschwenkend, die Menge mit gefälltem Bajonett und unter Trommelschlag vor sich her. Indem dies geschah, fielen aus den Reihen der Soldaten zwei Schüsse, durch die jedoch niemand verletzt wurde. Jedenfalls war irgend ein Versehen im Spiele. Eine durch nichts beglaubigte, aber trotzdem festgehaltene Meinung wollte darin ein verabredetes Zeichen erblicken. Die schroff sich einander gegenüberstehenden Parteien haben später hartnäckig einen Zufall in ein schuldvolles Verhalten umgewandelt und die Folgen desselben sich gegenseitig zugeschoben.

„Verraten!“ „Man schießt auf das Volk!“ „Zu den Waffen!“ Mit diesen Rufen stoben die Massen nach allen Seiten auseinander. Binnen wenigen Stunden waren in den Straßen aus Wagen, Karren, Tonnen, Steinen u. s. w. gegen 200 Barrikaden errichtet, auf denen schwarzrotgoldene Fahnen wehten.

Nun hob der Kampf an, der von nachmittags 5 Uhr bis zum andern Morgen 5 Uhr dauerte. Die Stärke des Militärs bezifferte sich auf 14000

Mann mit einer Artillerie von 36 Kanonen. Trotz heftiger Gegenwehr des Volkes gelang es den Truppen, Schritt vor Schritt vorzudringen.

Gegen 7 Uhr war der größte Teil der Königsstraße von den Truppen genommen, die, wie dies in Bürgerkriegen und Straßenkämpfen leider unvermeidlich ist, mit größter Energie und ohne langes Zögern vorzugehen genötigt waren. Aus dieser und jener Öffnung fallen Schüsse, oder es wird von den Dächern mit Steinen geworfen. Da werden denn Thüren und Fenster erbrochen, ein Unterschied zwischen Bewaffneten und Unbewaffneten kann nicht gemacht werden, auch Wehrlose, Unbeteiligte erscheinen als Feinde. Als es dunkel geworden, begann schauerliches Sturmläuten, das bis zu Tagesanbruch anhielt. Die Nacht war klar und windstill, die Straßen und Plätze waren vom Monde fast taghell beleuchtet. Die Eisengießerei und ein Artillerieschuppen wurden in Brand gesteckt; Feuerzungen erhoben sich über die Stadt und zuckten zum Himmel auf. Unaufhörlich knatterte das Gewehrfeuer und brüllte der Kanonendonner, tausendstimmiges Getöse der Kämpfenden ertönte. Das Militär, mit Schußwaffen und Munition reichlich versehen, befand sich gegen die teils wehrlose, teils nur ungenügend bewaffnete Menge im Vorteil; trotzdem fühlte es sich durch den schon mehrere Tage anhaltenden Dienst schließlich erschöpft. Die Rücksicht auf diese Sachlage, vor allem aber auch der schmerzliche Eindruck des Bürgerkampfes auf das weiche Herz des Königs bestimmte diesen noch während der Nacht, den Befehl zur Rückkehr der Soldaten in die Kasernen zu geben und eine beruhigende Proklamation an das Volk zu erlassen.

Es trat eine Art Waffenstillstand ein. Am 19. März früh gegen 9 Uhr wurde das Militär zurückgezogen und räumte wenige Stunden darauf die Stadt. Zugleich erschien eine königliche Verordnung, welche ein neues Ministerium unter Graf Arnim-Boitzenburg und Graf Schwerin ankündigte.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch die Stadt, der König habe die Bürgerbewaffnung bewilligt und das Militär verlasse die Stadt. (Später hieß es, die Soldaten hätten in die Kasernen zurückgezogen werden sollen, der Befehl aber sei falsch verstanden worden.)

Das Militär bewegte sich in der That den Thoren zu, und die Bürger erblickten in dem Abzuge der Soldaten die Anerkennung, „daß sie gesiegt hatten!“ — Insofern hatten die Berliner allerdings gesiegt, als am 19. März ihnen alle ihre Forderungen in vollem Umfange zugestanden wurden. Freilich war dieser Erfolg mit großen Opfern erkauft worden. Die Zahl der vom Volke Gefallenen belief sich auf weit über 200, nach glaubwürdigen Nachrichten den Verlust des Militärs überragend.

Dem Könige, wie Bitteres er auch schon erlebt hatte, war es beschieden, den Kelch, welchen das Geschick ihm gereicht, bis auf den Grund zu leeren.

Er, ein Fürst mit einem Herzen, das nur hätte beglücken mögen, blickte vom Balkon des Schlosses auf ein grauenhaftes Bild des Bürgerkrieges nieder, als man auf Bahren Opfer des Volkes in den Schloßhof brachte; er mußte vor ihnen unter ihm zugerufenen Schmähungen und Drohworten sein Haupt entblößen!



Des Königs Ansprache an die Professoren und Studenten Berlins. (Zu S. 144.)

Wer sich die Idealwelt vorstellt, die den König erfüllte, der wird es ahnen, was er von den Tagen des März an in steigender Weise litt, und es wird ihm hinter dem, was die Oberfläche der geschichtlichen Ereignisse den Blicken bietet, des Königs wundenvolles Herz nicht verborgen bleiben. Jetzt triumphierte die Revolution, und Friedrich Wilhelm IV. mußte zunächst in alles sich fügen, was ihm von derselben auferlegt ward. Eine Amnestie gab den wegen des Aufstandes von 1846 in Berlin gefangen gehaltenen Polen

die Freiheit. Wie im Triumphe zogen die als „Freiheitshelden“ Gepriesenen durch die volksbelebten Straßen.

Ihr Haupt, Mieroslawski, der mehrfach aus einem Fenster eines Hotels unter den Linden zur Menge redete, proklamierte die Verbrüderung der deutschen und polnischen Nation, die Herstellung eines großen, wieder auflebenden Polens als Vormauer gegen Rußland! — Am 21. März erschien eine Proklamation des Königs: „An die deutsche Nation“, in der er zusicherte, sich „zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesamtvaterlandes“ stellen zu wollen. Am Nachmittage desselben Tages hielt der König, umgeben von Prinzen, Ministern und Generalen, einen Umritt durch die Stadt. Er und seine Begleiter trugen schwarzrotgoldene Schleifen, eine Fahne mit den gleichen Farben ward ihm vorausgetragen. Am Universitätsgebäude empfing der König eine Anzahl Professoren und Studenten und wies darauf hin, daß er zwar Farben trage, die nicht die seinigen wären, daß er jedoch hiermit nicht die Absicht andeuten wolle, fremde Rechte an sich zu reißen, ihm sei es allein darum zu thun, Deutschlands Ordnung, Freiheit und Einigkeit wieder herzustellen. Einen darauf erschallenden Ruf: „Es lebe der Kaiser von Deutschland!“ wies er mit Unwillen zurück.

Über die Haltung des Prinzen von Preußen den eben geschilderten Ereignissen gegenüber sind zu jener Zeit die widersprechendsten Gerüchte in Umlauf gebracht worden. Erklärlich ist es, daß unter den Bürgern die Aufregung gegen die Soldaten, die „besiegten Feinde“, groß war. Und doch hatte das Militär nicht mehr und nicht minder als seine Schuldigkeit gethan. Man kannte seit Jahren die Vorliebe des Prinzen von Preußen für das Militärwesen, und so geschah es, daß der Ingrimm sich in verschärftem Grade — auf den Prinzen richtete. Die geschäftige Phantasie brachte alsbald eine Vorstellung in betreff seiner Beteiligung an dem Kampfe zustande, bei welcher auch nicht ein Zug auf Wahrheit beruhte. Der Prinz war am 9. März zum Generalgouverneur der Rheinprovinz und Westfalens ernannt worden, und er hatte am 18. März mit dem Kommando in Berlin gar nichts zu thun gehabt.

Zu jener Zeit, als derjenige für den Freisinnigsten galt, der am heftigsten gegen das preußische Militärwesen loszog und am lautesten für ein sogenanntes Volksheer eiferte, war es sehr begreiflich, daß bei der erregten Menge ein Mann sich nicht besonderer Beliebtheit erfreute, welcher am dringlichsten die Verbesserung der preußischen Heereseinrichtungen empfohlen und seit Jahrzehnten an der Vervollkommnung derselben eifrig mitgearbeitet hatte, ja der geradezu als Verkörperung des preußischen Militärgeistes erscheinen mochte. Dieser hatte denn auch die Ungunst, mit welcher die Volkshelden von 1848 das Militärwesen überschütteten, in vollem Maße zu kosten, und als am 18. März

auf dem Schloßplatz zu Berlin der Ruf erscholl: „Das Militär fort!“, da dürfte mancher doch an eine ganz bestimmte Persönlichkeit gedacht haben. — Was einzelne Führer des Aufstandes selbst nicht glaubten, das erzählten sie dennoch als unbestreitbare Thatsache, und so brachten sie es dahin, daß fast die ganze Bevölkerung von Berlin die gewaltsame Wendung der Dinge sich aus der Annahme erklärte, der Prinz von Preußen habe den Truppen den Befehl zum Einschreiten gegen das Volk gegeben. Vergebens übernahm der König bei seinem Umritt am 21. März die Verteidigung des durch „bösliche Gerüchte“ verleumdeten Bruders, ja er gab sein Ehrenwort, daß sein Bruder „unschuldig sei an allen Handlungen, denen er von einigen Böswilligen bezichtigt werde.“ Die Leidenschaft war einmal zu sehr erregt und zu planmäßig geschürt worden, als daß damals eine solche Verteidigung genützt hätte. Um das Palais des Prinzen zu sichern, ward an demselben die Aufschrift „Nationaleigentum“ angebracht. Von ihm Nahestehenden ward dem Prinzen angeraten, wegen der bedenklichen gegen ihn gerichteten Aufregung die Hauptstadt zu verlassen. Er begab sich zunächst nach Spandau und von dort nach der Pfaueninsel, auf der er am 20. und 21. März verweilte.

Hierauf erteilte der König in einem Schreiben dem Prinzen den Auftrag, sich nach London zu begeben, um dem befreundeten englischen Hofe Aufschluß und Aufklärung über die Zustände und Ereignisse in Preußen zu erstatten. Dieser Weisung folgend, trat der Prinz am 22. März 1848 — seinem 52. Geburtstage — die Reise zunächst nach Hamburg an, wo er sich nach London einschiffte. Dort traf er am 27. März früh in dem preußischen Gesandtschaftshotel ein, und er verweilte von da ab während zweier Monate in dem Insellande.

Der damalige Gesandte in London, Ritter Bunsen, schrieb in einem Briefe vom 29. März u. a. folgendes über den Prinzen:

„Der Prinz erinnert mich sehr an seinen Vater durch den Ausdruck der Wahrheit und Herzlichkeit in seinen Zügen. Mit männlicher Empfindung nimmt er die täglich neuen Schicksalsschläge aus den Zeitungen auf.“ In einem andern Schreiben aus jener Zeit rühmt Bunsen ausdrücklich die Würde, die Güte, die beständige Rücksicht auf die Bequemlichkeit andrer, welche von Anfang bis zu Ende das Verhalten des Prinzen kennzeichneten. Tiefer läßt uns ein wiewohl unscheinbarer Vorgang in die Seele des wenn auch nur vorübergehend aus seiner Heimat Verbannten blicken. Wir meinen seine eigenhändige Bemerkung zu einem Liede in dem der von ihm besuchten Kirche gehörigen Gesangbuche, das er damals benutzte. Es finden sich darin neben dem dritten Verse des Liedes 399 folgende Worte vom Prinzen eingeschrieben: „Bei meinem ersten Besuche des Gottesdienstes in der Savoy-Kirche zu London am 2. April 1848 gesungen.“ Der Vers lautet folgendermaßen:

„Da siehst du Gottes Herz,
Das kann dir nichts versagen,
Sein Mund, sein teures Wort
Vertreibt ja alles Zagen.

Was dir unmöglich dünkt,
Kann seine Vaterhand
Noch geben, die von dir
Schon so viel Not gewandt!“

War ihm doch seit seiner Jünglingszeit der Aufschwung des Vaterlandes ein Lebensideal, dem er all sein Denken, all sein Sehnen gewidmet — und nun war er plötzlich Gegenstand so vieler Schmähungen geworden. — Er kannte aber den Kern des deutschen Geistes und Volkes zu wohl, als daß er, zumal gefestigt durch ein unerschütterliches Gottesvertrauen, hätte verzagen und an der Wiederkehr besserer Tage auch nur zweifeln sollen.

Es waren nicht die Nachrichten aus der preußischen Heimat allein, welche den Prinzen in England lebhaft beschäftigten; mit voller Seele folgte er zugleich der Entwickelung der Dinge in Deutschland und begrüßte aus wärmstem Herzen die lebhafter denn je hervortretenden Bestrebungen nach einer größeren Einigung des gesamten Vaterlandes. Als ihm durch den Gesandten von Bunsen ein von Dahlmann herrührender Verfassungsentwurf für Deutschland vorgelegt ward, erklärte er sich bereit, ein Gutachten über ihn abzufassen. In diesem Anfangs Mai entstandenen Schriftstück begrüßt er zunächst das zu seiner Kenntnis gebrachte Verfassungswerk als eine großartige Erscheinung und erkennt dasselbe wegen seiner Klarheit, Gediegenheit und Kürze als ein Meisterwerk an. Er billigt die ausgesprochenen Grundsätze. „Daß auch ich“, fügt er hinzu, „die Annahme solcher Grundsätze für Preußen unerläßlich fand, beweist meine Unterschrift unter dem Patent vom 18. März, und daß ich hier in England nicht andern Sinnes geworden bin, ist mehr wie begreiflich.“ Bunsen sandte das Gutachten des Prinzen an den Professor Dahlmann; sein Begleitschreiben vom 18. April enthält folgende Worte: „Ist der Prinz ein Absolutist oder Reaktionär? Daß er durchaus offen, redlich und konsequent ist, haben selbst die ihm Ungünstigen nie geleugnet, wenn sie mit Kenntnis des Mannes schrieben und sprachen. Der Prinz hat sich gleich in den ersten Tagen zu einer vollkommenen Klarheit über seine und des Königs Stellung emporgerungen mit der stillen und redlichen stetigen Verständlichkeit, die ihm eigen ist. Der Aufenthalt in England, der Ideenaustausch mit Männern wie Robert Peel, Lord John Russell, Palmerston und ganz besonders auch mit Prinz Albert hat ihm Vergangenheit und Zukunft noch klarer auseinander gelegt.“

In Berlin hatte inzwischen das Ministerium Arnim-Boitzenburg die öffentlichen Meinungen nicht für sich zu gewinnen vermocht, und der König, der zugleich den Rheinlanden entgegen kommen wollte, beauftragte am 29. März den Präsidenten der Kölnischen Handelskammer, Camphausen, mit der Bildung eines neuen Ministeriums.

Unterdessen hatte sich die allgemeine Aufmerksamkeit in Preußen hauptsächlich den Wahlen zur Nationalversammlung, welche eine neue Landesverfassung mit der Krone vereinbaren sollte, zugewendet. Diese am 22. Mai von Friedrich Wilhelm IV. eröffnete Versammlung enthielt die verschiedenartigsten Elemente, unter ihnen leider nur eine Minderzahl einsichtsvoller Freunde der verfassungsmäßigen Monarchie.



Der Sturm auf das Zeughaus in Berlin.

Eine zahlreich vertretene Partei wollte einseitig eine von der Krone unbedingt anzunehmende Verfassung entwerfen, während eine entgegengesetzte Partei sich mit der stillen Hoffnung trug, wesentlich die früheren Zustände, wenn auch unter äußerlich veränderten Formen, wieder herzustellen. So gingen die einen über das vorgesetzte Ziel hinaus, die andern blieben dahinter zurück.

Camphausen trat Mitte Juni zurück, und im raschen Wechsel folgten, den Schwankungen der Volksgunst entsprechend, mehrere Ministerien. In der Nationalversammlung war der Standpunkt der freisinnigen Vaterlandsfreunde bereits überholt durch „die Demokratie von reinstem Wasser", und Straßenunfug aller Art bildete eine grelle Beleuchtung zu den Beratungen der Abgeordneten. Was von ihnen beraten oder beschlossen wurde, hatte nur dann für die Massen Wert, wenn Held oder andre Volksführer in ihren Blättern ihm zustimmten. Der Abgeordnete Sydow, der Minister Heinrich von Arnim und andre mehr oder minder unbeliebte Personen wurden auf offener Straße mißhandelt.

In jener Zeit geschah es, daß von aufrührerischen Volkshaufen das Zeughaus geplündert wurde, ja, daß der Pöbel es wagen durfte, sich an den Trophäen aus alten Siegestagen zu vergreifen. Als der Antrag gestellt wurde, die Regierung aufzufordern, zum Schutze der in Österreich durch die Reaktion gefährdeten Volksfreiheit einzutreten, belagerte der Pöbel das Schauspielhaus, in welchem die Abgeordneten tagten, unheimliche Gestalten lauerten mit Messern und Stricken vor dem Eingange, schwangen qualmende Fackeln und drohten, das Haus in Brand zu stecken, wenn die Abgeordneten nicht so stimmen würden, wie sie es forderten. Nur mit Not vermochte die Bürgerwehr zum Schutze der Abgeordneten sich des Eingangs zum Schauspielhause zu bemächtigen. Unser sonst so besonnenes und gebildetes Volk war nahe daran, dem Unverstand einer Rotte, die von der historischen und sittlichen Bedeutung des preußischen Königtums eine Ahnung nie gehabt hatte, zu verfallen. Da verwandelte sich denn in so manchem Beobachter die Vorstellung von einer „glorreichen Revolution", die er in sich getragen, in ein Bild des Greuels. Es ward Abhilfe von obenher erwartet, und es fehlte auch an Anzeichen für eine solche nicht.

Den Abgesandten der Nationalversammlung rief der König die Warnung zu: „Vergessen Sie nicht, daß es noch angestammte Obrigkeiten von Gottes Gnaden gibt, und danken Sie Gott, daß Sie eine solche haben!" Bald sollten den Worten auch Thaten folgen. Es wurde dem General Grafen Brandenburg, einem nahen Verwandten des königlichen Hauses, die Bildung eines neuen Ministeriums übertragen, als dessen bedeutendstes Mitglied sich später der Minister des Innern Freiherr Otto von Manteuffel hervorthat.

Gleichzeitig wurde die Verlegung der Nationalversammlung von Berlin nach Brandenburg verfügt, um sie dem Einflusse der Berliner Helden der Gasse zu entziehen. Nur eine geringe Anzahl von Mitgliedern fügte sich dieser Anordnung, die Mehrzahl setzte, im Widerspruch mit dem königlichen Willen, ihre Beratungen in Berlin fort, wurde jedoch aus verschiedenen Lokalen durch Einschreiten des Militärs vertrieben. Als man endlich gar zu dem Beschluß der

Steuerverweigerung gelangte, um damit die Brandfackel in das Land zu schleudern, verlor die Nationalversammlung gänzlich den Boden im Volke. Dem Akte der Steuerverweigerung ward von der Bevölkerung keine Folge gegeben. Zum Schutze der Ordnung und Sicherheit Berlins rückte jetzt General von Wrangel mit den aus Schleswig zurückgekehrten Garden in die Hauptstadt ein; die Erklärung des Belagerungszustandes und die Entwaffnung der Bürgerwehr machte allem Unfug auf den Straßen ein Ende.

In Brandenburg hatte sich eine beschlußfähige Anzahl von Abgeordneten nicht zusammengefunden. Folge davon war die Auflösung der Versammlung und die Oktroyierung einer Verfassung durch die Regierung, welche einer neu zu wählenden Volksvertretung, bestehend aus zwei Kammern, zur Prüfung und Annahme vorgelegt werden sollte. Die Verfassung lehnte sich in allen Hauptpunkten an den in der Nationalversammlung vorberatenen Entwurf an und hatte auch die wichtigsten Bestimmungen des deutschen Volksparlaments zu Frankfurt a. M. bezüglich der Grundrechte mit aufgenommen. Die Verheißungen der Krone waren damit, soweit dies zunächst möglich war, erfüllt, die Erwartungen selbst freisinniger Männer noch übertroffen.

Bei allen Wohlgesinnten und Verständigen im Lande herrschte Befriedigung darüber, nur die vorgeschrittene Demokratie blieb erbittert.

In Frankfurt war inzwischen das Vorparlament zusammengetreten. Der Bundestag suchte sich wenigstens eine Art Scheinleben und einen Schatten von Autorität zu bewahren. Er hob am 2. April alle seit den Karlsbader Beschlüssen von ihm erlassenen Ausnahmsgesetze auf, ersuchte am 4. April Preußen, den Schleswig-Holsteinern gegen die Dänen Beistand zu leisten, und erließ an die Bundesregierungen die Aufforderung, sofort Wahlen von „Nationalvertretern" anzuordnen, damit es sich ermöglichen lasse, am Sitze der Bundesversammlung „zwischen den Regierungen und dem Volke das deutsche Verfassungswerk zustande zu bringen".

Am Sitze des Bundestages und in den ihm zunächst gelegenen Gebieten hatte sich inzwischen eine republikanische Partei gebildet, in der die Ansicht sich geltend machte, daß auf dem Wege friedlicher Entwickelung der Dinge ihre Absichten nicht durchzuführen seien. Daher drangen Führer, wie Fr. Hecker, G. von Struve, Dr. Zitz u. a., darauf, von Worten zu Thaten vorzuschreiten, und es gelang ihren Aufreizungen, die Volksmassen im südwestlichen Deutschland in solche Aufregung zu versetzen, daß sie die Bethörten, zum Teil ohne es zu wissen und zu wollen, dem Aufstande zutrieben. Bald stand ein guter Teil des badischen Oberlandes in lichten Flammen. Diesem Zustande mußte

rasch ein Ende gemacht werden. Es wurden Truppen zusammengezogen, und an die Spitze eines Korps, dessen Kern hessen-darmstädtische Regimenter bildeten, trat der niederländische General Friedrich von Gagern. Er zwang am 20. April die Freischaren, bei Kandern stand zu halten, ward aber bei einer persönlichen Unterhandlung mit den Aufwieglern, die er angeknüpft hatte, um Frieden herbeizuführen, verräterischerweise erschossen. — Die erzürnten Soldaten rächten seinen Tod und trieben die Freischaren in die Flucht; auch die nachziehenden Arbeiterkolonnen wurden in die Niederlage mit verwickelt. Gleichzeitig besetzten bayrische Truppen Konstanz und machten dort der republikanischen Schilderhebung ein Ende. Der erst später mit einer deutschen Freischar aus Frankreich anrückende Dichter Herwegh, der, weil er mit seinem Gott gegrollt, gemeint hatte, auch Königen grollen zu dürfen, wurde bei Dossenbach von einem kleinen Zug württembergischer Truppen überrascht und mußte nach der Schweiz flüchten.

Dieser klägliche Ausgang des Aufstandes konnte nur dazu dienen, die Ohnmacht der republikanischen Partei klar zu legen. Während aber im Südwesten das Verhalten der irregeleiteten Menge dem deutschen Namen wahrlich nicht Ehre machte, entspann sich im Norden ein edles und für das deutsche Nationalgefühl rühmliches Ringen für die Befreiung der Herzogtümer Schleswig und Holstein von dem Joche der Dänen, welchem Vorgang wir später eine eingehende Betrachtung widmen werden. Hier sei nur folgendes erwähnt. Preußen, zum Einrücken in die Nordmarken aufgefordert, kam diesem Verlangen nach, und im raschen Siegeslauf drang im Mai General von Wrangel bis nach Jütland vor. Zu gleicher Zeit waren von der preußischen Regierung auch Streitkräfte gegen eine in dem Großherzogtum Posen ausgebrochene revolutionäre Bewegung aufgeboten worden. Von fanatischen Geistlichen angefeuert, von heruntergekommenen Edelleuten geführt, hatte sich das Landvolk mit Büchsen und gerade aufgerichteten geschliffenen Sensen, den alten Waffen der polnischen Kosseniere, in verschanzten Lagern zu Xions, Miloslaw, Wreschen und Schroda gesammelt. Als Leiter dieser Bewegung war wiederum der am 20. März aus dem Gefängnis in Berlin erlöste Mieroslawski aufgetreten. Dem erregten Aufstande mußte um so entschiedener begegnet werden, als der insurgierte Teil des preußischen Polens seine rührigsten und besten Bürger unter seiner zahlreichen deutschen Bevölkerung zählte. Nach den Gefechten am 29. April bei Xions und tags darauf bei Miloslaw — wo Mieroslawski sich rühmen durfte, das Schlachtfeld behauptet zu haben — sahen sich die Aufständischen von den preußischen Kolonnen unter General von Wedell und Brandt gegen die russische Grenze gedrängt, wo Kosaken die Kette gezogen hatten. Sie streckten bei Bardo die Waffen.

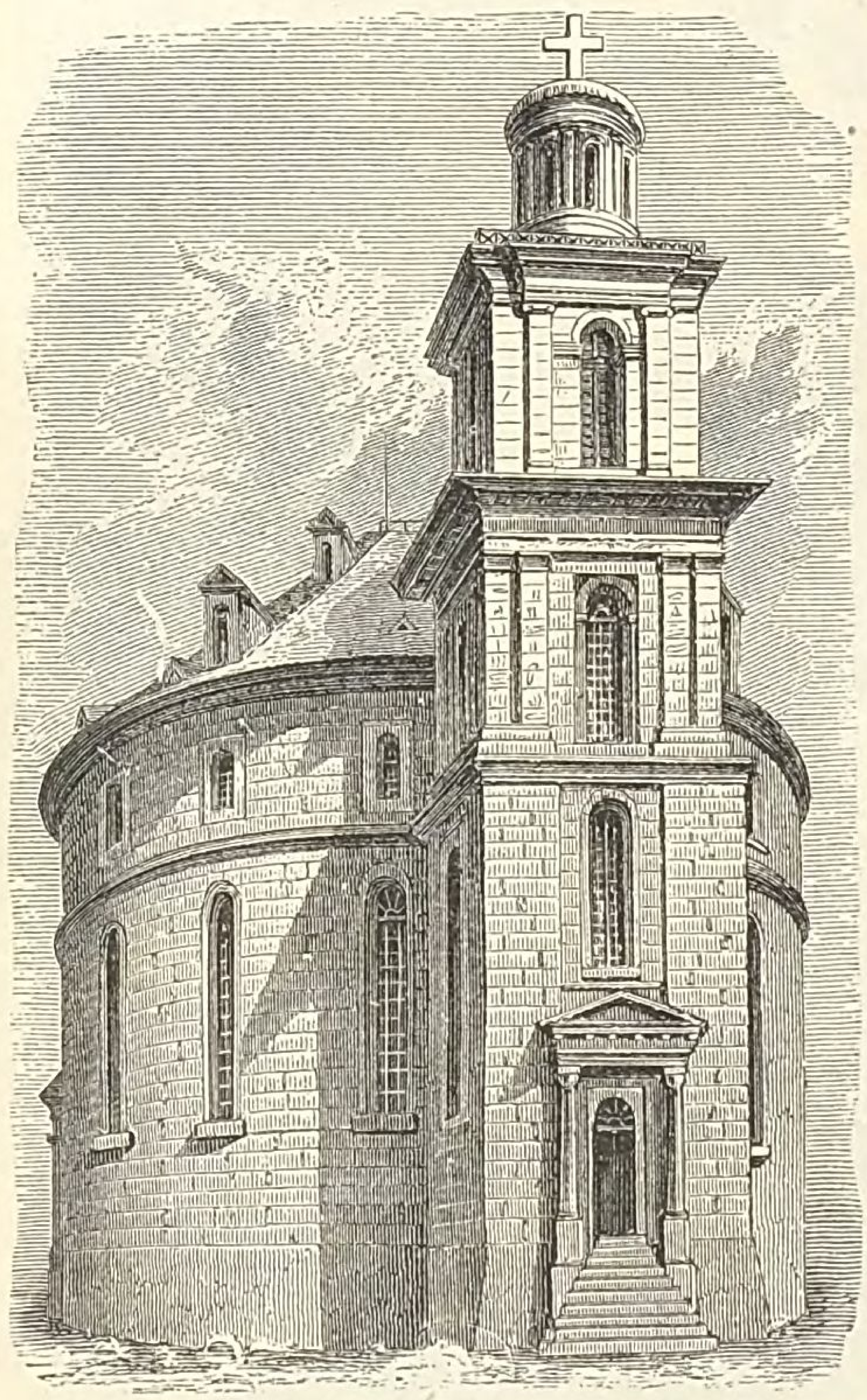


Abgeordnete zum Vereinigten Landtage und der deutschen Nationalversammlung.

Mittermaier. Hansemann. Schwerin. R. von Auerswald. Waldeck. Römer.
Dahlmann. Camphausen. von Beckerath. Schultze-Delitzsch. Welker.

Die Führer der Bewegung benutzten die durch eine allgemeine Begnadigung ihnen wieder geschenkte Freiheit, um an andern Orten die Leitung des Widerstandes gegen die preußische Regierung in die Hand zu nehmen, so insbesondere Mieroslawski, dem wir kurze Zeit darauf an der Spitze des badischen Aufruhrs im Kampfe gegen preußische Truppen begegnen werden.

Die ungeteilte Aufmerksamkeit des deutschen Volkes hatte sich unterdessen auf die Entwickelung der Dinge in Frankfurt a. M. gerichtet, wo das Ziel und der Gewinn der gesamten deutschen Bewegung in der Thätigkeit der verfassunggebenden Versammlung zu gipfeln schien.



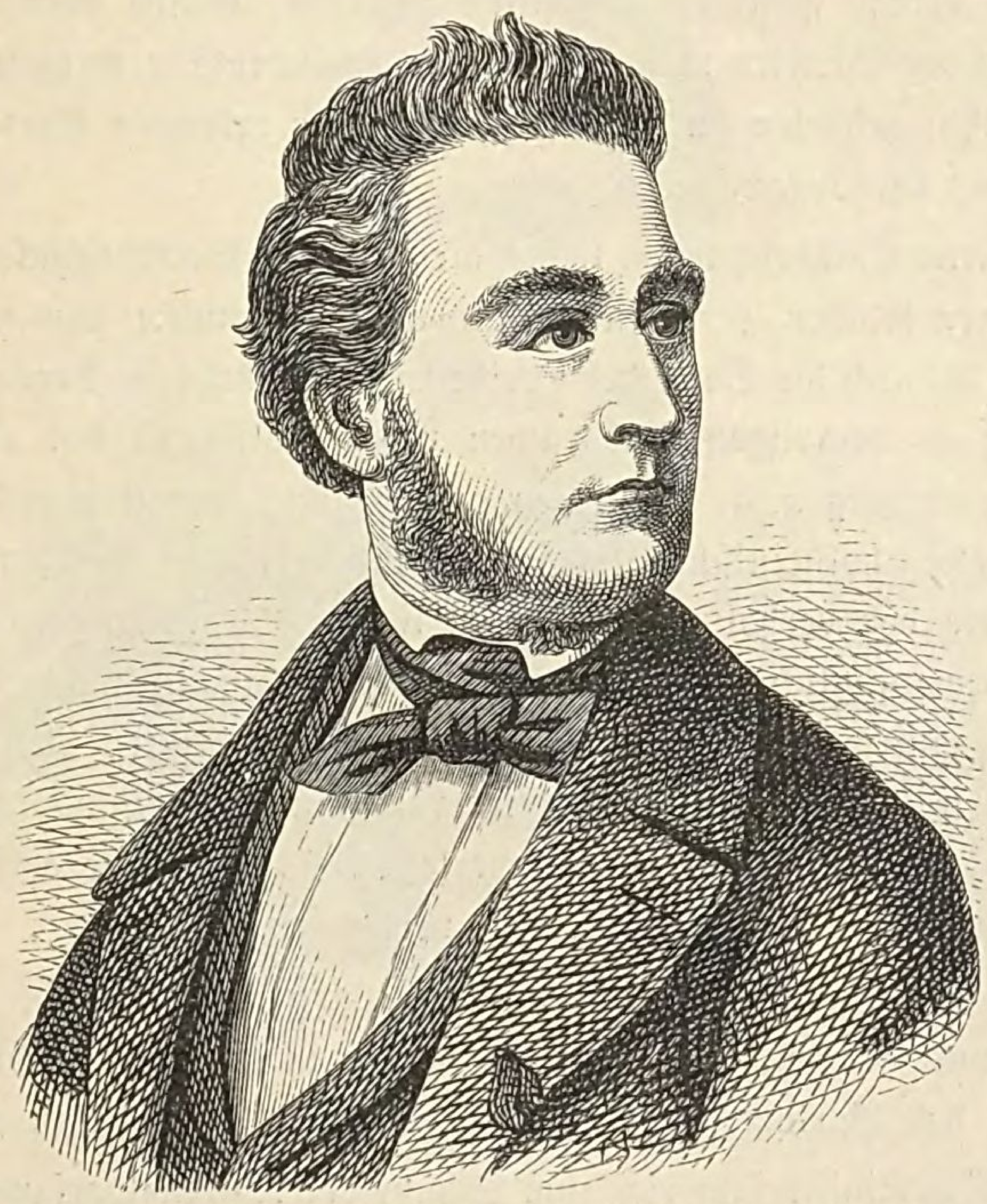
Die Paulskirche in Frankfurt a. M.

Gegen 330 Abgeordnete der deutschen Nation traten am 18. Mai zu Frankfurt im Kaisersaal des „Römer“ genannten Rathauses zusammen. Aus allen deutschen Gauen erschienen in dieser von unbegrenzten Hoffnungen getragenen Versammlung die edelsten und begabtesten Männer.

Namen von Männern, welche als Geschichtschreiber, Staatsgelehrte oder Volksmänner durch langjähriges Wirken sich den Ehrennamen von „Vorkämpfern für die unveräußerlichen Rechte des Volkes“ erworben hatten, und verdientermaßen eines hohen Rufes genossen, wie Arndt, Auerswald, Beckerath, Camphausen, Dahlmann, Droysen, Heinrich von Gagern, Gervinus, Matthy, Mittermaier, von Radowitz, von Raumer, Welcker und viele andre glänzten in den Reihen der Auserwählten der deutschen Nation.

Neben jenen gab es jedoch auch nicht wenige, deren Wahl die aufgeregte Zeitstimmung und die unreifen, ja unreinen Bestrebungen ihrer Wähler erkennen ließ, Anhänger des Umsturzes aller staatlichen Ordnung.

Vom Römer begaben sich die Abgeordneten in feierlichem Zuge mit entblößten Häuptern nach der Paulskirche, um sich für konstituiert zu erklären. In der Paulskirche hielten sie fortan ihre Sitzungen ab. Mit entscheidender Mehrheit wählte man Heinrich von Gagern, langjähriges freisinniges Mitglied der hessen-darmstädtischen Zweiten Kammer und später großherzoglich hessischer Minister, dessen Persönlichkeit, Charakter und Erfahrungen ihn vor allem zu dem schwierigen Amte befähigten, zum Präsidenten.



Heinrich von Gagern, Präsident des deutschen Parlaments zu Frankfurt a. M.

Sich einredend, daß der deutschen Nationalversammlung allein die Feststellung und Aufrichtung der Reichsverfassung obliege, entfernten sich die Abgeordneten immer weiter vom Standpunkt der Vereinbarung mit den vorhandenen Staatshäuptern in Deutschland. Hierdurch wurden zunächst die Besorgnisse der Fürsten erregt, dann der Widerstand derselben herausgefordert, woran schließlich die Versammlung zu Grunde gehen mußte.

Am 29. Juni wählte die Nationalversammlung den Erzherzog Johann von Österreich zum Reichsverweser. Bereits am 6. Juli erklärte sich der Erzherzog zur Wahl bereit, und er wurde überall, wo er sich auf seiner Reise nach Frankfurt öffentlich zeigte, jubelnd begrüßt.

In Preußen, vornehmlich in den alten Provinzen, mußte die in der Ernennung des Reichsverwesers liegende Unterordnung des hohenzollernschen Königtums unter einen habsburgischen Prinzen eine gewisse Mißstimmung hervorrufen. Indessen bot eine festliche Gelegenheit dem Könige Anlaß zu einer Einladung des Reichsverwesers und zur Bekundung wohlwollendster Gesinnung.

Die Feststellung der sogenannten Grundrechte kam erst nach fast durch ein halbes Jahr erregt geführten Debatten zustande, welche durch verschiedene, den Gegensatz der Parteien noch verstärkende Zwischenfälle fortgesetzt verschärft wurden. Dahin gehörten durch Aufreizungen der extremen Parteiführer (wie Struve u. a.) hervorgerufene Exzesse.

Trotz vieler Enttäuschungen ließen diese falschen Volksbeglücker nicht davon ab, die niederen Klassen zu Aufständen oder zu Tumulten von neuem aufzuwiegeln und dadurch die Sache der Freiheit immer mehr in Verruf zu bringen. Einen Anlaß zu derartigen Ausbrüchen roher Volkskraft bot am Sitze der Nationalversammlung u. a. die steigende Aufregung, womit man die Vorgänge auf dem schleswig-holsteinischen Kriegsschauplatz verfolgte. Selbst in gemäßigten Kreisen loderte der verhaltene Unmut in lichten Zornesflammen auf, als die Kunde von dem plötzlich erfolgten Abschluß des Waffenstillstandes von Malmö (26. August) eintraf. Da auch Dahlmann, ein ernster Altliberaler und von jeher Verfechter des Rechtes der meerumschlungenen Lande, Deutschlands Ehre durch diesen Vertrag als schwer verletzt erklärte, wurde derselbe von der Nationalversammlung am 5. September verworfen.

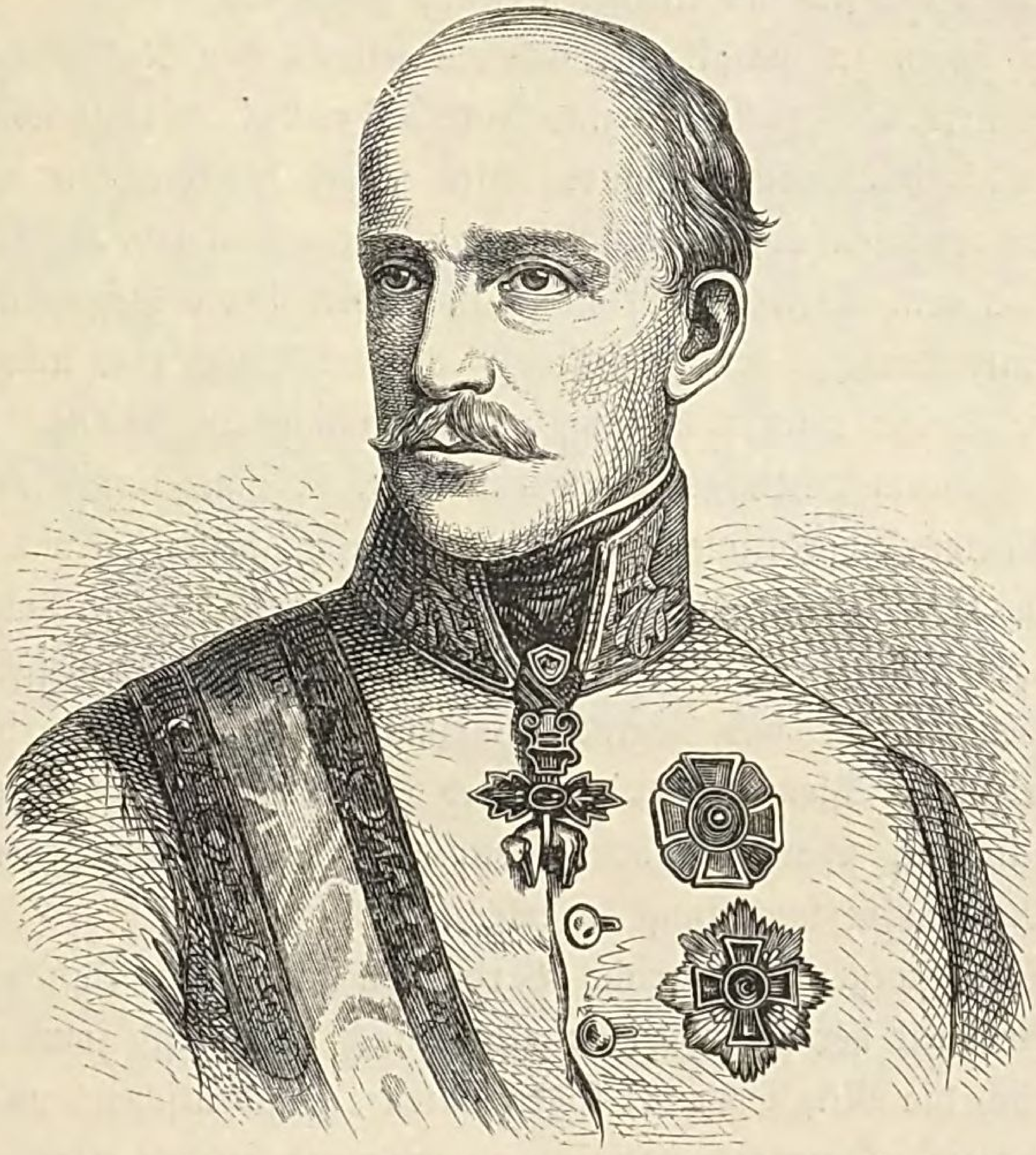
Da fiel es denn den republikanischen Parteiführern nicht schwer, den schon an Tumult gewöhnten Massen die Waffen in die Hand zu drücken. Ihre Absicht war, das Parlament zu sprengen und die Republik zu proklamieren.

Das Reichsministerium rief zum Schutze der Nationalversammlung einige Bataillone Österreicher und Preußen aus dem benachbarten Mainz herbei. Diese besetzten den Eingang zur Paulskirche, in der die Nationalversammlung tagte, und verjagten die Helden der Gasse von den Barrikaden. Außerhalb der anmutigen Mainstadt aber ging ein gräßliches Drama in Szene.

Zwei preußische Mitglieder des Parlaments, der General H. A. E. von Auerswald und der konservative Fürst Lichnowski, wollten nach einem Spazierritt ihren Weg durch die Stadtgärten zurück nehmen. Von heillosem Gesindel, das eben von den Barrikaden verjagt worden war, wurden die beiden Reiter meuchlings überfallen und ermordet. Nach der Schandthat folgten notwendigerweise strenge Maßregeln von seiten des Reichsverwesers, u. a. die zeitweilige Verhängung des Belagerungszustandes über Frankfurt. Alle

verständigen und rechtlich denkenden Leute sagten sich von der äußersten oder „radikalen" Partei los.

Als das größte Hindernis des endlichen Gelingens des Verfassungsgesetzes und dessen Durchführung erwies sich die schwerwiegende Thatsache, daß man bei den Beratungen über die deutsche Verfassung den Regierungen keine unmittelbare Teilnahme verstattet hatte.



Erzherzog Johann von Österreich, Reichsverweser über Deutschland.

Leider zu spät überzeugte man sich von dem begangenen Fehler. Die Welfen und Wittelsbacher wollten ebensowenig von einer Unterordnung unter das Kaisertum der Hohenzollern wissen, als der sächsische und fränkische Volksstamm dem preußischen den Vorrang zuerkennen mochten; Österreich, obgleich aus den Wunden der Wiener Oktoberkämpfe blutend, war keineswegs willens, seine alte Stellung in Deutschland aufzugeben. Die österreichische Regierung hielt noch an dem nebelhaften Gedanken eines großen mitteleuropäischen Reiches fest, in welchem die verschiedenen Nationen des Kaiserstaates gleichberechtigt neben den deutschen Volksstämmen Platz finden sollten, und sie widersetzte sich daher lebhaft der Bildung eines engeren, einheitlichen Bundesstaates.

Unter dem Drucke so widersprechender Strömungen und Einflüsse hatte das Frankfurter Parlament endlich im Dezember 1848 die Feststellung der

deutschen Grundrechte zustande gebracht; aber Österreich und Preußen, dann Bayern, Hannover und Sachsen waren nicht geneigt, des Grundgesetzes sich anzunehmen.

Damit trafen erschwerende Umstände zusammen. In Wien und in Berlin hatte sich inzwischen ein Umschwung der Dinge vollzogen; es war der Belagerungszustand in beiden Hauptstädten proklamiert worden; Anwendung von Militärgewalt hatte sich als einzige Rettung erwiesen.

Um in Wien zu vermitteln, wurden seitens der Nationalversammlung zwei Abgeordnete, Robert Blum und Julius Fröbel, dorthin abgesandt. Die Auflösung aller bürgerlichen Bande hatte jedoch in Wien in einem solchen Grade um sich gegriffen, daß es nichts mehr zu vermitteln gab. Fürst Windischgrätz hielt an dem Auftrage, Ordnung um jeden Preis herzustellen, fest und verlangte Unterwerfung der Hauptstadt. Robert Blum trat nun als Hauptmann an die Spitze einer Abteilung der Nationalgarde Wiens. Als solchem ward ihm, nachdem Wien gestürmt worden war, ohne auf seine Eigenschaft als Abgeordneter der Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. Rücksicht zu nehmen, vor dem Kriegsgerichte der Prozeß gemacht. Zum Tode verurteilt, ward er am 9. November auf der Brigittenau bei Wien erschossen.

Vergebens führte das deutsche Parlament über die Hinrichtung eines Reichsvertreters in Wien Beschwerde, und ebenso fruchtlos gab es in Berlin seine Mißbilligung über das dort gleichzeitig erfolgte Vorgehen gegen die preußische Nationalversammlung zu erkennen.

Die Frage wegen Österreichs Verbleiben im neuen Bunde spaltete die bisherige Mehrheit der Reichsversammlung noch mehr, und immer feindseliger begegneten sich die Mitglieder der sogenannten „großdeutschen“ und der „kleindeutschen Partei“. Österreich hatte die ungetrennte Einheit aller seiner Länder erklärt; entweder mußte man den Kaiserstaat in seiner Gesamtheit in das neue Deutsche Reich aufnehmen, oder es mußte die Konstituierung eines Deutschlands ohne Österreich (also auch ohne die deutschösterreichischen Provinzen) erfolgen.

Der Kernpunkt der großdeutschen Forderungen, die Einigung von ganz Deutschland, war unerfüllt geblieben, die Spaltung thatsächlich noch größer geworden.

Zunächst haben wir unsre Blicke den Vorgängen in den Nordmarken zuzuwenden.



Auszug der schleswig-holsteinischen Studenten und Turner.

Schleswig-Holsteinische Wirren.

1848.

Eifrig, aber ohne Erfolg hatten die Schleswig-Holsteiner gegen die im „Offenen Briefe" des Königs Christian VIII. enthaltenen Zumutungen protestiert. Wir wissen, daß des Königs Sohn und Nachfolger Friedrich VII., der zu Anfang 1848 das Zepter ergriff, vergeblich gehofft hatte, seine deutschen Lande mit dem ihnen zugedachten Geschick dadurch zu versöhnen, daß er dem dänischen Gesamtstaate eine freisinnige Verfassung verlieh.

Die Herzogtümer waren durchaus nicht willens, für ein an und für sich wertvolles politisches Geschenk ihr gutes Recht aufzugeben, zumal sie sich sagen mußten, daß die völlige Einverleibung in Dänemark gleich sei mit Preisgabe ihrer Nationalität. Sie erhoben sich zu offenem Widerstande, es ward eine provisorische Regierung gebildet und die Unabhängigkeit von Dänemark ausgesprochen. Die Interimsregierung, an deren Spitze am 24. März 1848 Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg getreten war, wandte sich alsbald an das Vorparlament in Frankfurt a. M. und bat um Aufnahme in den Deutschen Bund sowie um Hilfe. Es erregte allgemeine Befriedigung, daß König Friedrich Wilhelm, an den die provisorische Regierung sich ebenfalls gewandt hatte, in einem Schreiben mit großer Wärme sich für das Recht der Herzogtümer aussprach und ihnen Beistand zusagte, und daß das Vorparlament in Frankfurt a. M. für Aufnahme der Nordmarken in den Deutschen Bund sich aussprach.

Die Herzogtümer rüsteten nun mit Macht gegen den alten Widersacher. Ein Handstreich gegen Rendsburg, unter Führung des Prinzen Friedrich von Sonderburg-Augustenburg Ende März unternommen, gelang; dagegen fielen die Dänen, 15000 Mann stark, am 9. April 1848 über die noch nicht genügend organisierte Armee der vereinigten Provinzen her und zersprengten bei Bau die etwas über 7000 Mann starken schleswig-holsteinischen Truppen.

Diese Trauerkunde brachte ganz Deutschland in Erregung. Zum erstenmale, seit Beckers Rheinlied erklungen war, raffte man sich auf und verlangte, daß den Dänen mit Entschiedenheit zu Leibe gegangen werde.

Schon in den ersten Tagen des April konnten das Kaiser-Alexander- und das Kaiser-Franz-Gardegrenadierregiment aus der Umgegend von Berlin mit der Eisenbahn nach Rendsburg befördert werden; bald darauf trafen das Gardeschützenbataillon und andre Truppenteile der Garde und der Linie sowie Kavallerie und Artillerie in Rendsburg ein. Am 22. April zählte das unter dem Oberkommando des Generals von Wrangel an der Eider vereinigte preußische Korps 13000 Mann mit 22 Geschützen.

Die Division des IX. Bundeskorps (Hannoveraner, Oldenburger, Braunschweiger u. s. w.) bestand aus ungefähr 9000 Mann mit 28 Geschützen.

Die dänische Armee zählte kaum 14000 Mann mit 32 Geschützen.

Nachdem die Dänen, durch preußische und schleswig-holsteinische Truppen aus dem festen Danewerk vertrieben worden waren, rückte Wrangel mit der Reichsarmee in Jütland ein. Die Festung Fridericia öffnete am 2. Mai ohne Widerstand ihre Thore. Aber nun zeigte es sich, wie übel es war, daß den Deutschen eine Kriegsflotte fehlte. Die Dänen thaten dem Handel Norddeutschlands großen Abbruch, indem sie die norddeutschen Häfen blockierten.



General von Wrangel in Schleswig.

Wrangel schrieb für Jütland als Entgelt hierfür eine Kontribution von drei Millionen aus und erklärte, Jütland so lange als Pfand behalten zu wollen, bis Dänemark das gute Recht der Herzogtümer anerkennen würde.

Da kam plötzlich vom Kriegsschauplatze eine Nachricht, die ganz unglaublich erschien. Es hieß, Wrangel habe aus Berlin den Befehl erhalten, seine Truppen aus Jütland zurückzuziehen!

Dem Worte folgte die That. Ein Schrei des Schreckens und des Ingrimms ging durch die deutsche Presse; Hohn und Spott erschollen aus fremdländischen Zeitungen. Die Dänen hatten mit Erfolg ihre guten Freunde bearbeitet, und diese waren für sie thätig gewesen. „Lassen wir die Herzogtümer mit ihrem trefflichen Kriegshafen in die Machtsphäre Deutschlands gelangen, so ist es unser größter Schaden!" sagten sich die Engländer, Kaiser Nikolaus von Rußland aber wollte zeigen, daß keine Veränderung auf der europäischen Landkarte vor sich gehen dürfe, ohne daß er das erste Wort gesprochen.

Niemand ahnte, wie arg sich Friedrich Wilhelm IV. von der Diplomatie Englands und Rußlands bedrängt sah. Er hatte sich jetzt die ernste Frage vorzulegen, ob er den Kampf gegen die vereinten Kräfte seiner Nachbarn allein bestehen wolle.

Durfte er darauf rechnen, daß das deutsche Volk sich einmütig auf seinen Ruf erheben würde? Was man sich unter Einwirkung so mancher widerwärtiger Umstände als „Preußentum" hatte einreden lassen, ward bitter gehaßt, bei weitem mehr noch der König. Bald sah dieser sich von Treugesinnten ernstlich bestürmt, sich auf Preußen zurückzuziehen und die abgeneigten undankbaren Mittel- und Kleinstaaten ihrem Geschick zu überlassen.

Die Preußen gaben nicht nur Jütland, sondern auch den ganzen nördlichen Teil Schleswigs auf. So kam es, daß die Bundestruppen bei Sundewitt, Nübel und Düppel am 28. Mai und 5. Juni keine Erfolge zu erringen vermochten.

Der nun zustande gekommene Waffenstillstand von Malmö machte dem Kampfe in den Nordmarken vorerst ein Ende. Es ward für die Herzogtümer die schon erwähnte Regierungsbehörde eingesetzt. Dieselbe bestand zur einen Hälfte aus von Dänemark, zur andern aus von Preußen erwählten Mitgliedern.

Der Krieg von 1849.

Als die Dänen im Frühjahre 1849 zum allgemeinen Staunen den Waffenstillstand kündigten, war ihre Armee schon bedeutend verstärkt. Der Krieg wurde nun von der deutschen Zentralgewalt von Reichs wegen geführt, freilich mit nicht besserem Erfolge wie im verflossenen Jahre. Die kleine schleswig-holsteinische Marine und die ebenso ohnmächtige deutsche Seemacht konnten gegen die dänische nichts Ernstliches unternehmen. Dennoch wurde der Krieg

vom Jahre 1849 mit einem glänzenden Seesiege eröffnet. Am frühen Morgen des 5. April wagten sich zwei dänische Schiffe, das Linienschiff „Christian VIII." mit 84 Kanonen und die Fregatte „Gefion" mit 46 Kanonen zu nahe an den Strand von Eckernförde; sie rannten sich fest und wurden nun von nassauischen Batterien mit solchem Erfolge beschossen, daß der „Christian VIII." mit seiner Besatzung von 250 Mann in die Luft flog und die „Gefion" die Segel streichen und sich ergeben mußte.

Eine deutsche Reichsarmee, etwa 45000 Mann stark, rückte wieder in Schleswig ein, und nach wenigen Tagen wurden die Dänen aus den Schanzen bei Düppel vertrieben.

Die schleswig-holsteinische Armee nahm am 20. April Kolding und erfocht gemeinschaftlich mit der Hauptarmee bei Kolding und Gudsoe (23. April und 7. Mai) rasch hintereinander zwei Siege.

Die Dänen zogen sich gegen Friedericia zurück, und General von Prittwitz rückte in Jütland bis nach Aarhuus vor. Aber die Großmächte protestierten wiederum gegen die Besetzung dieser Provinz durch die Preußen. Nachdem die Dänen zur See heimlich Verstärkungen herangezogen hatten, unternahmen sie am 6. Juli mit überlegenen Kräften einen Ausfall aus Friedericia auf die in einem ausgedehnten Halbkreise die Festung umlagernde, zu weit vorgeschobene schleswig-holsteinische Armee unter Bonin und brachten derselben empfindliche Verluste bei. — Doch für die deutsche Sache ging durch die Ränke der Diplomatie am grünen Tische wieder verloren, was auf dem Schlachtfelde gewonnen worden; Preußen vermochte auch diesmal nicht, dem Andrängen der Kabinette zu widerstehen — mürrisch und verdrossen begann es sich vom Schauplatz der schleswig-holsteinischen Wirren zurückzuziehen. Dänemark aber benutzte die während der eingeleiteten Waffenstillstandsverhandlungen eingetretene Pause, um sich an den Schleswig-Holsteinern durch einen wohlgelungenen nächtlichen Überfall, der letzteren 3000 Mann und 28 Kanonen kostete, für Eckernförde zu rächen.

Waffenstillstand und Friede.

Rußland und England gelang es, am 16. Juli einen zweiten Waffenstillstand zustande zu bringen, dem bald ein noch schlimmerer Friede folgen sollte. Die Aussicht auf einen solchen feuerte die Schleswig-Holsteiner zu erneuten Anstrengungen an.

Das dänische Heer zählte jetzt 38000 Mann mit 96 Kanonen. Die von Willisen geführte 30000 Mann starke schleswig-holsteinische Armee erlitt am 25. Juli 1850 bei Idstedt unweit Schleswig eine schwere Niederlage und

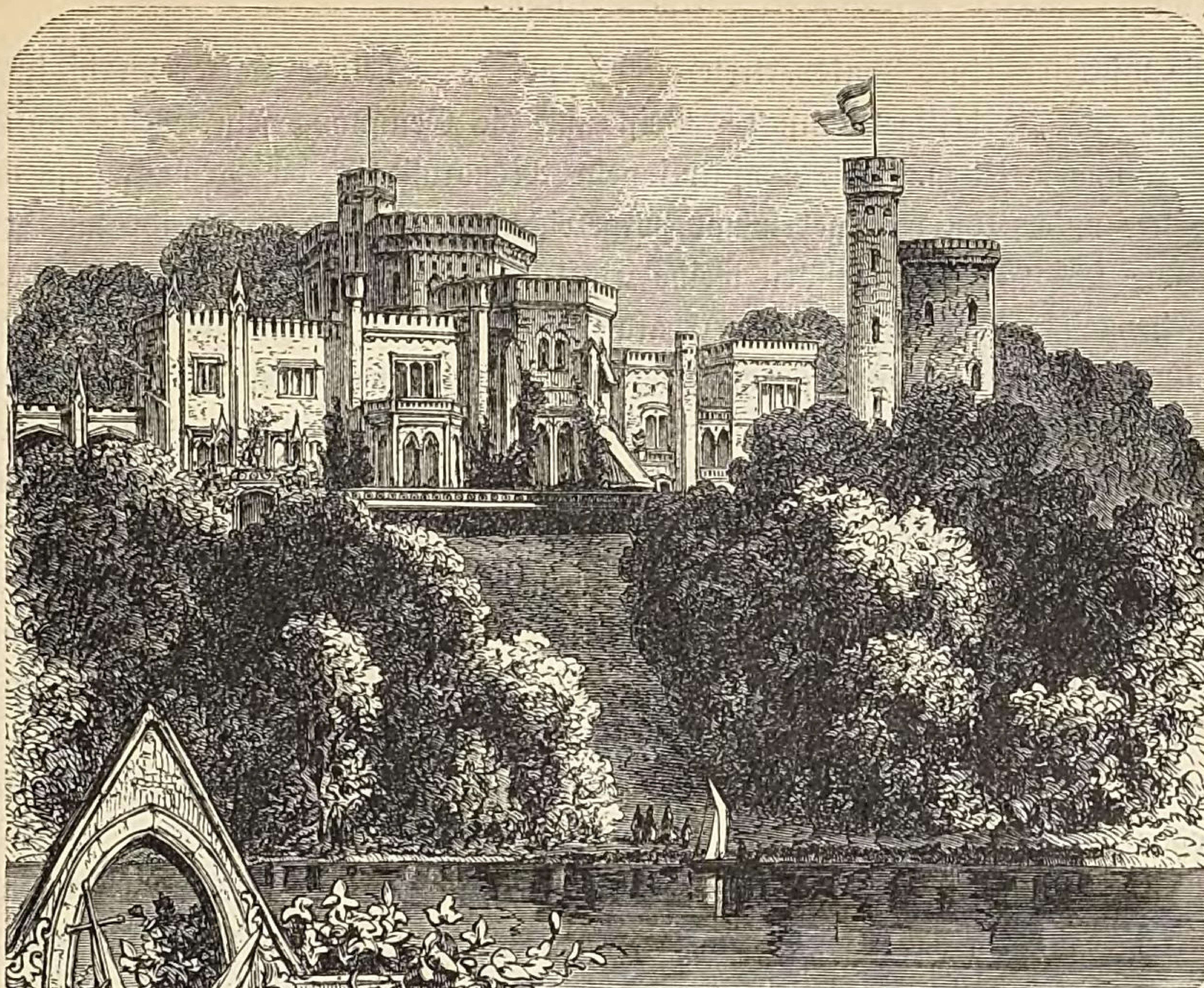
mußte bis hinter die Eider zurückweichen. Da erschien am 2. August das Londoner Protokoll und verkündete den Willen der Großmächte. England, Rußland, Frankreich, Schweden erklärten sich für den dänischen Einheitsstaat; Österreich hatte das Abkommen mit unterzeichnet, vorbehaltlich der Rechte des Deutschen Bundes, der damals noch nicht zu neuem Scheinleben erwacht war. Dieses Verfügen über ein deutsches Land, ohne auf die Wünsche der Bevölkerung irgendwie Rücksicht zu nehmen, brachte die Männer der deutschen Nordmarken zur Verzweiflung. Sie waren entschlossen, den Kampf bis zum äußersten fortzusetzen.

Doch auch Willisens Nachfolger, der General von Horst, vermochte trotz der Tapferkeit der Schleswig-Holsteiner bei Friedrichstadt und Missunde nicht, die verlorene Position in Schleswig zurückzuerobern.

Inzwischen hatte Österreich über seine Widersacher in Italien und Ungarn triumphiert, und ihn gelüstete danach, das verlorene Ansehen „im Reiche" wieder zu gewinnen. Der österreichische Minister Fürst Schwarzenberg brachte den preußischen Kollegen von Manteuffel dahin, einer Entwaffnung der Herzogtümer zuzustimmen. Es erfolgte die Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee; die Herzogtümer, die mit Dänemark nun einen Gesamtstaat bilden sollten, wurden mit gebundenen Händen den Dänen überliefert, Prinz Christian von Sonderburg-Glücksburg und seine männlichen Nachkommen als dereinstige Thronfolger für die Regierung der dänischen Gesamtmonarchie anerkannt.

Dänemark frohlockte — doch der Tag der Vergeltung sollte kommen!





Schloß Babelsberg.



Rückkehr des Prinzen von Preußen aus England.

Aus England kehrte der Prinz von Preußen erst auf ausdrückliches Verlangen des preußischen Ministeriums nach der Heimat zurück.

In Berlin von einer Deputation begrüßt, erinnerte er in seiner Antwort daran, daß in den Märztagen seinem Palais, um es vor drohender Zerstörung zu bewahren, die Aufschrift „Nationaleigentum“ gegeben worden; dabei legte er die Hand auf das Herz und sprach die denkwürdigen Worte: „Hier ist ein Nationaleigentum des Vaterlandes!“

Das war viel gesagt, und doch nicht zu viel, wie die Folgezeit lehren sollte.

Gleich nach seiner Ankunft verfügte sich der Prinz in die Nationalversammlung, um seinen Abgeordnetensitz für Wirsitz einzunehmen. Nachdem er die Tribüne bestiegen, begrüßte er die Versammlung, sich dabei zugleich über

die Pflichten eines Volksvertreters äußernd. „Je heiliger dieser Beruf ist", sagte er, „je heiliger muß der Geist und die Gesinnung sein, welche unsre Beratungen leiten. Die konstitutionelle Monarchie ist die Regierungsform, welche unser König zu geben uns vorgezeichnet hat. Ich werde ihr mit der Treue und Gewissenhaftigkeit meine Kräfte weihen, wie das Vaterland sie von meinem ihm offen vorliegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist. Dies ist die Pflicht eines jeden Vaterlandsfreundes, vor allem also die meinige als des ersten Unterthanen des Königs. — So stehe ich jetzt wieder in Ihrer Mitte, um mitzuwirken, daß die Aufgabe, welche uns gestellt, zu einem glücklichen Ziele geleitet werde. Meine übrigen Geschäfte werden mir nicht erlauben, regelmäßig an Ihren Sitzungen teilzunehmen, ich ersuche daher den Herrn Präsidenten, meinen Stellvertreter einberufen zu lassen. Uns alle aber, meine Herren, leite der Ruf und der Wahlspruch der Preußen, der sich oft bewährt hat: Mit Gott für König und Vaterland!"

Die Nationalversammlung nahm diese Erklärung kühl, die linke Seite sogar mit Zischen auf.

Bis dahin war das einmal angeregte Mißtrauen gegen den Prinzen in vielen Schichten des Volkes immer noch vorhanden gewesen. Einen tiefgehenden Eindruck machte die Auseinandersetzung, mit welcher der Major von Vincke, ein im Rufe freisinniger Anschauungsweise stehender Charakter, vor die Öffentlichkeit trat. Er schrieb:

„Der Wahrheit zu Ehren und um grundlose Befürchtungen womöglich zu beseitigen, legt hier ein Mann öffentlich Zeugnis ab, der dem Prinzen nahe genug gestanden hat, um ihn zu erkennen, der aber auch durch seine Vergangenheit den Beweis geliefert hat, daß er weder um Hofgunst noch um Volksgunst buhlt.

„Es ist wahr, daß der Prinz früher und noch bei der Thronbesteigung des jetzigen Königs der konstitutionellen Regierung abhold war. Seine vorzugsweise militärische Erziehung, sein strenger Sinn für Ordnung und Regelmäßigkeit machten ihn zum entschiedenen Verteidiger des altpreußischen Militär- und Polizeistaates, wie er sich unter der Regierung des hochseligen Königs gebildet hatte.

„Die mit der Thronbesteigung des jetzigen Königs erwachende geistige Bewegung überzeugte jedoch allmählich den Prinzen, daß weitere Schritte zur Entwickelung der ständischen Verfassung nötig waren. Er selbst äußerte sich einst: «Wer in dem Streben der Völker, ihre Zustände zu verbessern, Revolutionen sieht, der macht erst Revolutionen; es ist Pflicht der Regierung, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen und sie zu leiten.» So seine Grundansicht,

nur über das dieser Bewegung zu gebende oder ihr anzulegende Maß herrschte Unbestimmtheit.

„Als man 1846 ernstlich daran ging, allgemeine Reichsstände einzuführen, widerstand der Prinz lange dem durch das Patent vom 3. Februar 1847 eingeführten mittelalterlichen System — der Schöpfung einer am 18. März beseitigten Partei. Er wollte eine weit freisinnigere Verfassung mit zwei Kammern und periodischer Wiederkehr, ohne Ausschüsse und sonstige Auswüchse. Als er aber nach langem inneren Kampfe das Patent unterschrieben, betrachtete er es als einen Akt, welcher, weil er einmal zum Gesetz geworden, erst vollständig ausgeführt werden müßte, ehe er verändert werden dürfe.

„Seit den sechs Jahren, wo ich als unabhängiger Mann hier (auf Olbendorf in Schlesien) lebe, gestattete mir der Prinz mündlich und schriftlich, meine liberalen Ansichten von den Bedürfnissen der Zeit ihm offen auszusprechen. Ich habe stets ein offenes Ohr gefunden. Eine wunderbare Fügung leitete mich zu einer mehrere Stunden langen Unterredung mit ihm, unmittelbar vor seiner Einschiffung in Hamburg. Dort sprach er es tief bewegt aus, wie er stets nach seiner innersten Überzeugung und nach tiefem Pflichtgefühl gehandelt, daß er aber vollkommen anerkenne, wie die Zeit eine andre und das alte System unmöglich geworden, daher er offen und ehrlich allem dem beitrete, was der König im Interesse der Volksfreiheit der neueren Zeit thun und vereinbaren würde, und daß er auch bereit sei, dies bei geeigneter Gelegenheit öffentlich auszusprechen. Er äußerte den Wunsch, an diesem neuen Werke mitzuarbeiten, und den Vorsatz, an dem Neuen dann ebenso festzuhalten, als er das Alte verteidigt. Psychologisch ist es mir sehr erklärlich, daß ein fester, ehrenhafter Charakter, wenn er die neue Zeit wahrhaft erkannt hat, dieser neuen Richtung sich mit derselben Energie und Aufrichtigkeit hingeben kann, wie er bisher an der alten gehangen. Lebhaft steht mir noch der Unwille vor Augen, mit welchem der Prinz den Gedanken zurückwies, daß er jemals gleich den Stuarts oder den Bourbonen die Waffen gegen sein Vaterland führen oder fremde Mächte dazu aufmuntern könnte. Nach meiner festen Überzeugung wird der Prinz, nachdem er mit gewohntem Fleiß und ihm eigner Ausdauer die neue Verfassung und das neue Verhältnis des konstitutionellen Königtums aufgefaßt hat, in seiner ganzen Gewissenhaftigkeit der kräftigste, sicherste Träger desselben sein.“ —

Diese Erklärung des Majors von Vincke wirkte beruhigend.

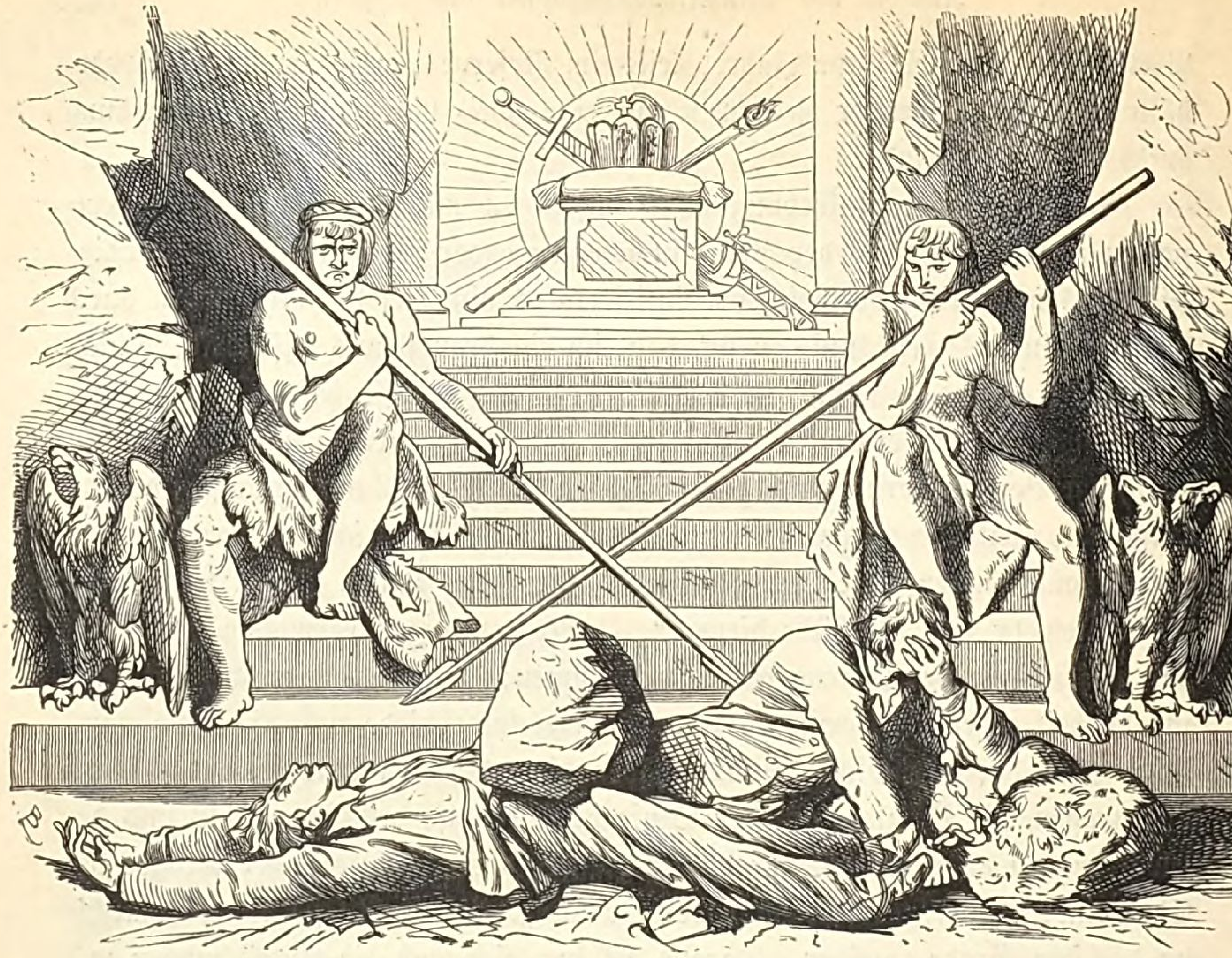
Damals legte der Prinz zum erstenmale von seiner Begabung, in gewandter Weise die Feder zu gebrauchen, Zeugnis ab. Selbst berufenen Fachmännern imponierte die klare und sachgemäße Weise, in der er sich in den ersten

Tagen des Januar 1849 in einer (nicht in den Buchhandel gelangten) Broschüre: „Bemerkungen zu dem Gesetzentwurf über die deutsche Wehrverfassung" (108 Seiten stark in Berlin gedruckt) über den in dem Titel angeführten Gegenstand aussprach. Seine Einwendungen galten zunächst der Aufhebung der militärischen Erziehungsanstalten und der Kriegsschule, der Abschaffung der Ehrengerichte und der militärischen Gerichtsbarkeit in bezug auf Bestrafung von während des Friedens verübter gemeiner Verbrechen, der Aufhebung der Bildungsanstalten für Militärärzte, der Wahl der Führer 2c.

„Was hier vorgeschlagen worden, ist nicht das preußische System, welche Versicherung man an die Spitze des Entwurfs gestellt hat", schreibt der Prinz. „Preußen hat die schwierige Aufgabe zu lösen gesucht, mit geringen Kosten und einem verhältnismäßig schwachen Friedensstand nicht allein eine zahlreiche, sondern auch wohlgeübte, vollständig disziplinierte Armee für den Krieg aufzustellen.... Wer die Mittel ändert, welche dieses bewirken, erdrückt den echt militärischen Geist des Heeres und überläßt sich Täuschungen, über die er dereinst, und dann wahrscheinlich zu spät — weil auf dem Schlachtfelde — enttäuscht werden dürfte." — In betreff der freien Wahl der Führer sagt der Prinz, daß es nun einmal im Menschen liege, sich bereitwilliger dem gegebenen, als dem gewählten Vorgesetzten zu unterwerfen. Bei jeder Wahl werde die Minorität verletzt und in der Mehrzahl das Gefühl angeregt, ebenso gut wie der Gewählte für die Stelle zu passen. Hierin erblickte der Prinz für die Disziplin eine große Gefahr, weil darin Keime zur Unzufriedenheit lägen. In welchem Grade aber, meint der Prinz, müsse sich die Gefahr steigern, wenn in der Praxis sich die Unfähigkeit des Erwählten herausstellte, und die Wähler zum folgerichtigen Schluß geführt werden müßten, den Mann ihrer Wahl mittels eignen Beschlusses auch wieder entfernen zu dürfen. Besonders betont der Prinz auch die schweren Folgen einer solchen Einrichtung in Beziehung auf das Offizierkorps der Landwehr. — Schon damals wollte der Prinz von einer Herabsetzung der Dienstzeit bei der Fahne nichts wissen, und er erklärte sich mehr als überrascht, die im preußischen Heer eingeführte dreijährige Dienstzeit durch jenen Entwurf auf sechs Monate für die Infanterie und zwei Jahre für die Kavallerie und Artillerie herabgesetzt zu sehen. Auch die Art und Weise der Beurlaubung gab Gelegenheit zur Aussprache. — Der Prinz betonte als Grundsatz die Herstellung eines richtigen Verhältnisses der Dienstzeit zur Beurlaubung, daß beides zweckmäßig abgemessen sein müsse, damit das dem Soldaten Beigebrachte sich nicht während seiner Beurlaubung zu sehr verwische. Außerdem sei durch die preußische Heereinrichtung ein Beurlaubungssystem im außerordentlichsten Maßstabe geschaffen worden. Die Beurlaubung umfasse in

Preußen je neun bis zehn Jahre, teils im Reserve-, teils im Landwehrverhältnis, während welcher Zeit meist nur eine zwei- bis dreimalige Einziehung auf 14 Tage stattfinde.

In betreff der Aufhebung aller einseitigen militärischen Erziehungsanstalten in Preußen wies der Prinz in überzeugender Weise auf die Notwendigkeit eines militärisch durchbildeten Offizierkorps hin, rief den Reformern durch Beispiele in das Gedächtnis zurück, daß sich ein brauchbares Offizierkorps nicht improvisieren und daß sich von dem Offizierstande gewissenhafte Ausübung der Pflichten nur dann erwarten lasse, wenn seine Angehörigen von Jugend auf zu ihrem Berufe, vornehmlich zur strengsten Pflichterfüllung herangebildet, an Zucht und Entbehrung gewöhnt, zu Ordnung und Gehorsam erzogen würden. „Nur dann können diese Berufsoffiziere", meint der Prinz, „ihren Kameraden der Landwehr zum Vorbilde dienen." — Noch weniger vermochte der Prinz der Abschaffung der Ehrengerichte zuzustimmen; dabei sprach er sich mit Entschiedenheit gegen die Vernichtung der Standesunterschiede aus. Er sagte wörtlich: „In der preußischen Armee haben diese Ehrengerichte wesentlich dazu beigetragen, die Offiziere auf der Stufe der Bildung, des Ehrgefühls und der Gesittung zu erhalten. Dieser Bildungszustand der Offiziere, der Träger der Ehre einer Armee, der Erhalter der Ordnung, ist den Aposteln der Anarchie im höchsten Grade zuwider. Daraus erklären sich auch die Anfeindungen und Verunglimpfungen, welche seit Jahren die Offiziere aller Armeen zu erdulden gehabt haben, daraus auch die Anwendung des Wortes «Junkertum», daraus auch der Eifer, mit welchem einzelne Auswüchse und Exzesse unter dem Offizierkorps zur Anschuldigung der stehenden Heere vergrößert und im übelsten Lichte dargestellt wurden." „Glücklicherweise", fährt der Prinz fort, „hat alles seine Zeit, und jetzt schon erfährt das verschrieene «Junkertum» die Genugthuung, gerechter beurteilt zu werden. Oder sind etwa die Truppen, welche in Schleswig, Posen, Berlin, Frankfurt a. M., Süddeutschland ꝛc. gesiegt haben, von andern als solchen Offizieren in den Kampf geführt worden, die man so freigebig mit jenem Spottnamen bezeichnete?" — Der Prinz befürwortet, daß man vor allem Bedacht darauf zu nehmen habe, die Ehrenhaftigkeit und Gesittung unter dem Offizierkorps lebendig zu erhalten und nicht zu lockern; dieses geschehe durch Vorkehrungen, welche geeignet sind, alle Vorkommnisse, die, ohne gerade den gewöhnlichen Strafgesetzen zu verfallen, doch nicht im Einklange mit den Anforderungen an den Offizierstand stehen, für das Ganze unschädlich zu machen.



Ablehnung der Kaiserkrone.

Als in Frankfurt a. M. am 28. März 1849 zur Wahl eines Reichsoberhauptes geschritten ward, stimmten 290 Abgeordnete für Übertragung der erblichen Kaiserwürde an Preußen, während sich 248 Abgeordnete der Abstimmung enthielten. Von jenem Tage an schreibt sich die Entschließung des Erzherzogs Johann her, sein Amt niederzulegen.

Sogleich nach der Wahl begab sich eine Deputation der Nationalversammlung nach Berlin, um Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone anzutragen.

Den König blendete weder der Glanz des Kaiserdiadems, noch vermochte die Huldigung der edelsten Patrioten ihn umzustimmen. Vergebens drängte ihn sein Freund Bunsen, vergebens beschwor ihn der greise Arndt in der Weise eines alttestamentlichen Sehers. Der König bestritt in einer herzlichen Antwort an Arndt geradezu dem Parlamente das Recht, eine Krone darzubieten; er nannte die Krone, welcher nicht der Stempel „von Gottes Gnaden“ aufgeprägt sei, das eiserne Halsband einer Knechtschaft, durch welches der Sohn von 24 Regenten, Kurfürsten und Königen, das Haupt von 16 Millionen, der

Herr des treuesten und tapfersten Heeres der Welt, sich zum Leibeignen der Revolution erklären würde. Und in solchem Sinne, also schloß der König, nehme er nichts an, was seinen angebornen Pflichten nicht ebenbürtig sei. „Dixi et salvavi animam meam.“ —

Waren denn auch die Zeitverhältnisse dazu angethan, Preußen zu begünstigen, wenn es seinem mächtigen deutschen Nebenbuhler und dessen Verbündeten hätte entgegentreten und der Mißgunst der eifersüchtigen Großmächte Europas Trotz bieten wollen?

Am 3. April wurden die Botschafter aus Frankfurt von dem Könige im Rittersaale des Schlosses empfangen. Der König hieß sie mit der ihm natürlichen Herzlichkeit willkommen, hörte aufmerksam die bewegte Ansprache ihres Führers, des Präsidenten Simson, an und erwiderte hierauf mit fester Stimme: „In dem Beschlusse der Nationalversammlung, welchen Sie mir überbringen, erkenne ich die Stimme der Vertreter des deutschen Volkes. Dieser Ruf gibt mir ein Anrecht, dessen Wert ich zu schätzen weiß. Er erfordert, wenn ich ihm folge, unermeßliche Opfer von mir; er legt mir die schwersten Pflichten auf.... Ich bin bereit, durch die That zu beweisen, daß die Männer sich nicht geirrt haben, welche ihre Zuversicht auf meine Hingebung, meine Treue, auf meine Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande stützen. Aber, meine Herren, ich würde dem Sinne des deutschen Volkes nicht entsprechen, ich würde Deutschlands Einheit nicht aufrichten, wollte ich, mit Verletzung heiliger Rechte und meiner früheren ausdrücklichen und feierlichen Versicherungen, ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter und der Fürsten Deutschlands eine Entschließung fassen, welche für sie und die von ihnen regierten deutschen Stämme die entschiedensten Folgen haben müßte.“ Der König schloß mit den Worten: „Dessen aber möge Deutschland gewiß sein, und das, meine Herren, verkündigen Sie in allen seinen Gauen: bedarf es des preußischen Schildes und Schwertes gegen äußere oder innere Feinde, so werde ich auch ohne Ruf nicht fehlen. Ich werde dann getrost den Weg meines Hauses und meines Volkes gehen, den Weg der deutschen Ehre und Treue.“

Selbstverständlich zeigte sich in allen Schichten des preußischen Volkes über die erfolgte Ablehnung der Kaiserkrone eine mehr oder minder tiefe Verstimmung; sie fand lebhaftesten Ausdruck in den beiden Kammern des Landtages, welche auf Grund der im Dezember 1848 oktroyierten Verfassung einberufen und am 26. Februar 1849 feierlich eröffnet worden waren.

Die Lage der Dinge in und außerhalb Deutschlands war damals ernst genug, um ein möglichst einmütiges Zusammenwirken der Volks- wie der Regierungspartei wünschenswert erscheinen zu lassen.

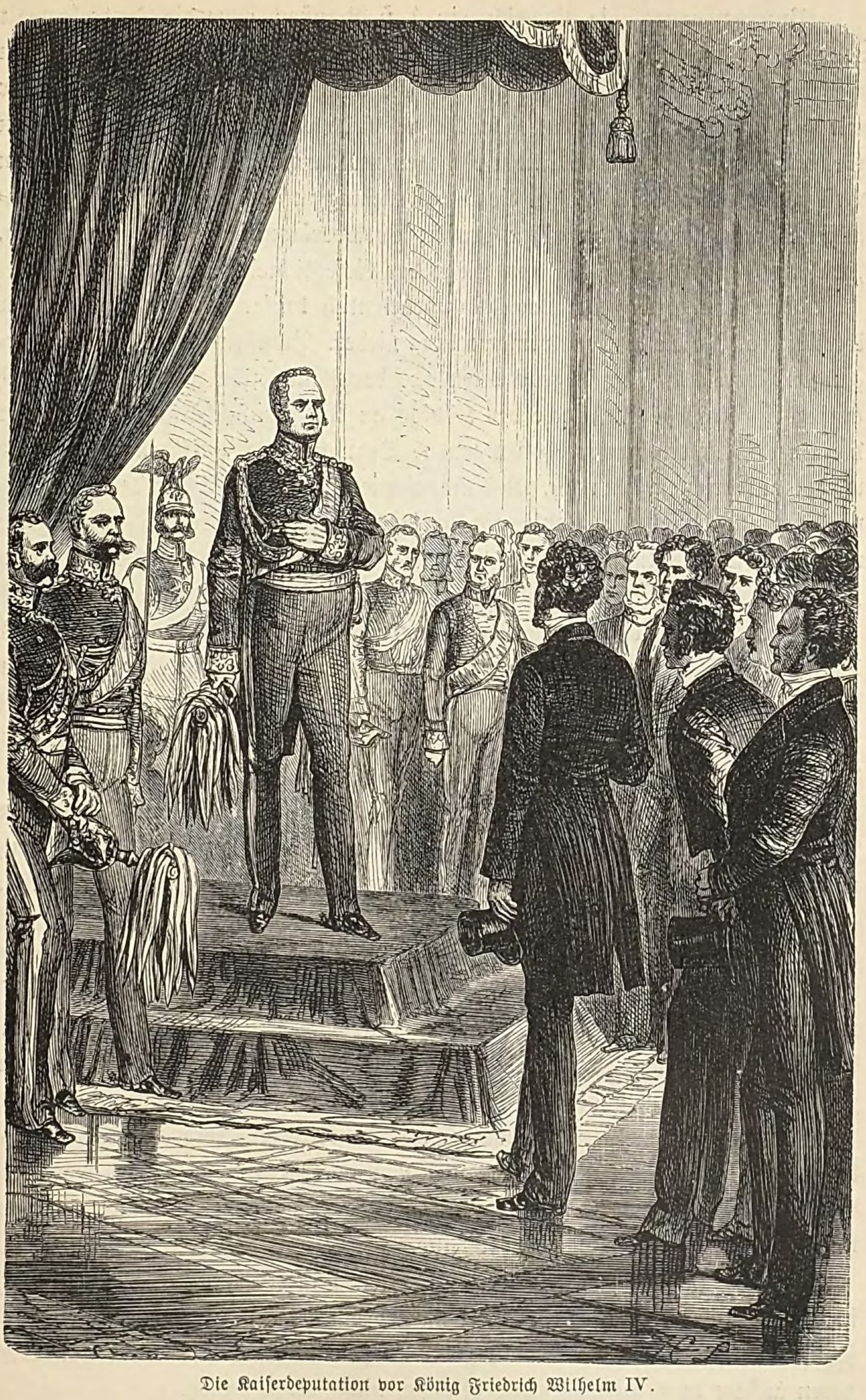
An den Gestaden der Ostsee, wo soeben Dänemark dem uneinigen

Deutschland zum zweitenmal den Handschuh hingeworfen, wie an den Ufern des Tessin, wo Marschall Radetzky die kaiserlichen Heere über die Felder von Mortara und Novara zum Siege führte, an der Theiß, wo die Ungarn für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes — und dies eine Zeitlang mit Erfolg — kämpften, dann aber auch in den gesegneten Gauen des Rheins und des badischen Oberlandes, wo die Männer mit Heckerhut und der Hahnenfeder meinten die demokratisch-soziale Republik ins Leben rufen zu können — ringsum an den Grenzen sah man Wetterleuchten und Waffenblitzen.

In der Zweiten Kammer in Berlin kam es wegen Annahme der Reichsverfassung zu stürmischen Auftritten. Graf Brandenburg gab die Erklärung ab, daß, da die Einwendungen der Regierung gegen die Reichsverfassung unberücksichtigt geblieben, die Minister sich außer stande sähen, dem Könige die Annahme der Reichsverfassung anzuraten. — Trotzdem wurde die Reichsverfassung mit 175 gegen 159 Stimmen anerkannt. Nachdem die Kammer den Antrag Waldecks, die Fortdauer des Belagerungszustandes für ungesetzlich zu erklären, angenommen hatte, wurde sie aufgelöst.

Die deutsche Nationalversammlung bestand auf unbedingter Annahme der Reichsverfassung und meinte, sie durchsetzen zu können, mit oder ohne Zustimmung der Regierungen. Am 30. April ermächtigte sie das Präsidium, ihren Sitz beliebig zu verlegen, und setzte, gefaßt darauf, daß viele Abgeordnete austreten würden, ihre Beschlußfähigkeit auf die Zahl von 150 Anwesenden herunter. Bald brach die Mißstimmung über so viele getäuschte Hoffnungen in lichten Flammen aus. Anfangs Mai begannen die Aufstände in Rheinbayern (Pfalz), in Dresden, Breslau, Elberfeld und Iserlohn; am 13. Mai fand die badische Militärempörung statt, und der Aufruhr ergriff bald das ganze Großherzogtum — überall unter dem Vorgeben zur Durchführung der Reichsverfassung, während die Führer jedoch dem Ziele nachgingen, die Republik einzuführen.

Am 4. Mai beschloß die Nationalversammlung mit nur zwei Stimmen Mehrheit, das deutsche Volk zu gunsten der Reichsverfassung aufzurufen und sofort die Wahlen zu einem Reichstage zu veranlassen, der sich am 15. August auf Grundlage der Reichsverfassung zu versammeln habe. Wenn Preußen nicht teilnehme, so solle der Fürst des nächstgrößten deutschen Staates so lange als Reichsstatthalter eintreten, bis ein König von Preußen die Reichsverfassung anerkennen werde. Am 7. Mai untersagte das preußische Ministerium die Ausführung dieses Beschlusses und erklärte, die Nationalversammlung habe ihre Befugnisse überschritten. Auch der Reichsverweser weigerte sich, ungeachtet des Drängens seiner Minister, einem so bedenklichen Vorgehen seine Zustimmung zu erteilen.



Die Kaiserdeputation vor König Friedrich Wilhelm IV.

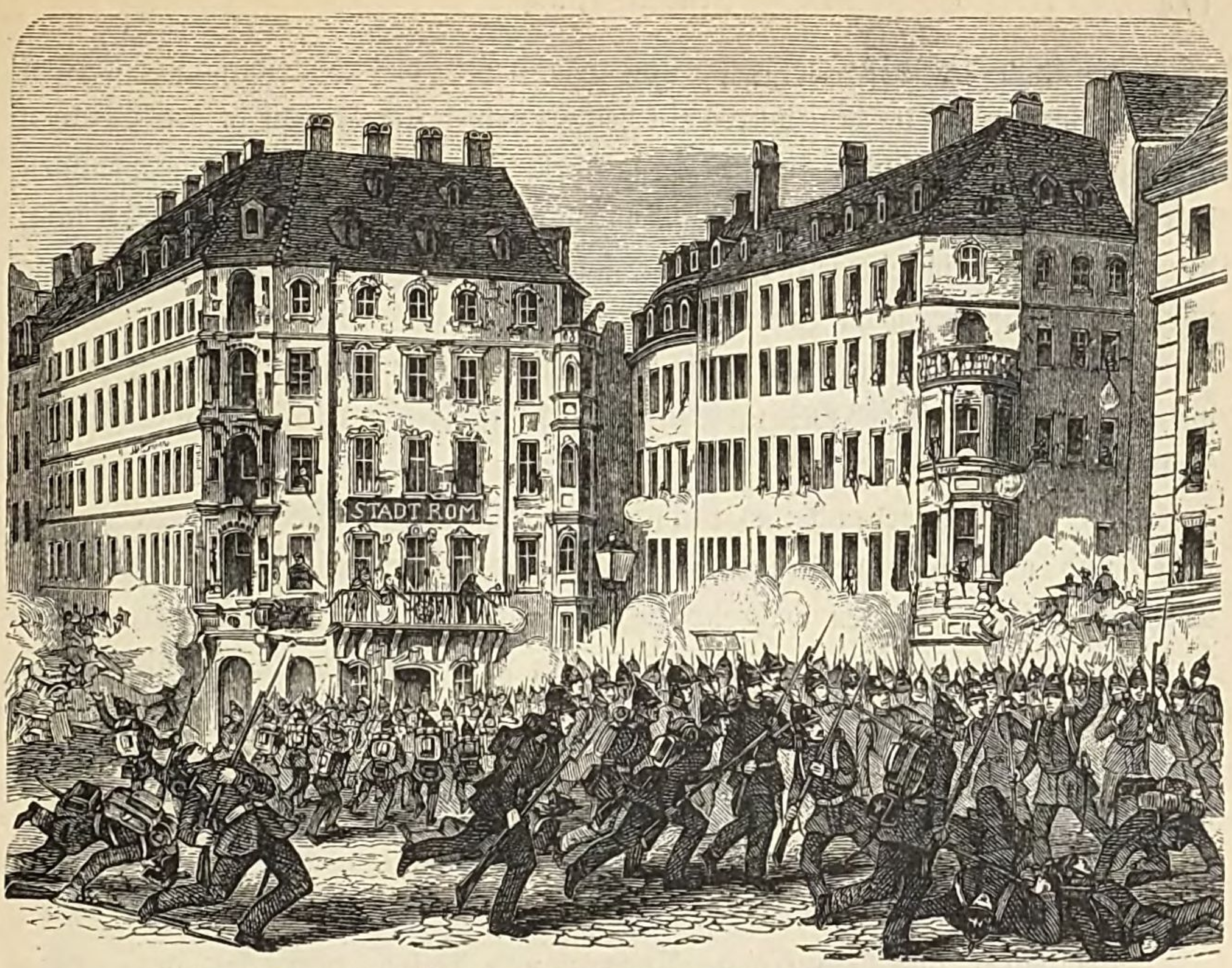
Unterdessen traf die Nachricht ein, daß Preußen, ohne die Zentralgewalt oder die Nationalversammlung erst gefragt zu haben, die Empörung in Dresden niedergeworfen habe. Sogleich beschloß die Nationalversammlung, und zwar mit 188 gegen 147 Stimmen, diesem schweren „Bruch des Reichsfriedens“ von Seite Preußens mit allen Mitteln entgegenzutreten und überall die freiheitlichen Bestrebungen des Volkes gegen die Unterdrückung zu schützen, auch sollten Kommissäre nach Nürnberg zu einer großen Volksversammlung entsendet werden, „um die Volkserhebung auf dem Wege der Gesetzlichkeit zu erhalten“.

Nunmehr legten eine Anzahl (vornehmlich konservativer) Abgeordneter ihr Mandat für die Nationalversammlung nieder. Preußen rief (nach dem Vorgange Österreichs) seine Abgeordneten aus der Paulskirche zurück, und zugleich erging eine kräftige Ansprache des Königs an das preußische Volk, in welcher die Unerläßlichkeit hervorgehoben ward, Ordnung und Gesetz in Deutschland wieder aufzurichten. Am 20. Mai unterschrieben 65 Mitglieder der Nationalversammlung eine von Dahlmann verfaßte Austrittserklärung. Man setzte nunmehr die Beschlußfähigkeit bis auf 100 Mitglieder herab, worauf an den folgenden Tagen abermals eine Zahl von Mitgliedern ausschied.

Um diese Zeit riefen auch Sachsen und Hannover ihre Abgeordneten zurück. Da sich inzwischen die preußischen Truppen, die sich zur Herstellung der in Süddeutschland vielfach gestörten Ordnung in Bewegung gesetzt hatten, bereits Frankfurt näherten, so verlegte der Rest der deutschen Abgeordneten den Sitz der Versammlung nach Stuttgart. Daselbst fanden sich noch 103 Abgeordnete aus der Paulskirche, fast sämtlich der äußersten Linken angehörend, zusammen. Die Versammlung, das sogenannte „Rumpfparlament“, hoffte auf Ausbreitung und Sieg des badischen und rheinpfälzischen Aufstandes. Einige Tage hätten genügt, und der Aufruhr, der in der Pfalz und in Baden loderte, wäre auch in Württemberg ausgebrochen. Um ein solches Unheil zu verhüten, zögerte der Minister Römer, ein alter Liberaler vom reinsten Wasser, nicht, dem Rumpfparlament das Gastrecht zu kündigen, und als dies von den Abgeordneten unbeachtet gelassen ward, die Zugänge zu dem Sitzungssaale durch Militär sperren zu lassen. Nun blieb der Versammlung nur noch die Selbstauflösung übrig.

So endete eine Versammlung von Volksvertretern, deren Wirken anfänglich von den Patrioten mit den größten Hoffnungen begrüßt worden war. Sie verfehlte ihr Ziel, weil sie das Erreichbare verschmäht und ihre Wurzeln durch Parteigetriebe selbst zerstört hatte.

Wie es in Dresden geschehen, war, wie bemerkt, auch in der Pfalz und in Baden Aufruhr und Bürgerkrieg ausgebrochen, und Preußens König löste jetzt sein stolzes Wort ein, daß er, wo man des preußischen Schildes und Schwertes gegen äußere oder innere Feinde bedürfe, nicht fehlen werde.



Erstürmung der „Stadt Rom“ und Besetzung der Großen Frauenstraße in Dresden.

Preußen gegen die Umsturzbewegungen.

Allem zuvor mußte die Wiederaufrichtung der Ordnung und die Herrschaft des Gesetzes bewirkt werden. Zum Glück hatte die Treue im preußischen Heere keinen Augenblick gewankt.

In der Rheinpfalz und in Baden war von einem großen Teile der Bevölkerung, in der freundlichen Elbstadt dagegen von einer Zahl auswärtiger Sendlinge die rote Fahne der Empörung erhoben worden, und zwar an beiden Orten angeblich zur Rettung der bedrohten deutschen Reichsverfassung! Von der Rheinpfalz hatte sich der Aufstand nach Hessen verbreitet.

„Im südwestlichen Deutschland war“, wie K. Klüpfel bestätigt, „die Bevölkerung seit Jahrzehnten daran gewöhnt, daß in der Opposition alles politische Leben aufging. Auf ihrer Seite sah man Talent, Geist und Ehrenhaftigkeit; wer auf seiten der Regierung stand, galt als hinter der Zeit zurückgeblieben und war dem Verdacht ausgesetzt, daß er eigennützige Zwecke verfolge.“

Ehe noch Preußen innerhalb des Rheines und des Neckars als Retter der Ordnung auftrat, waren, wie schon bemerkt, seine Truppen in Dresden

erschienen, wo der russische Flüchtling Bakunin die Verteidigungsanstalten leitete. Vom 6. bis 9. Mai wurde ein heißer, erbitterter Kampf in den Straßen und Häusern der sächsischen Hauptstadt geführt. Preußische und sächsische Truppen befreiten die Bevölkerung von dem auf ihr lastenden Drucke, und Sachsens König, der nach dem Königstein geflüchtet war, kehrte unter dem Schutze der Bajonette wieder auf seinen Thron zurück.

Inzwischen verbrüderten sich in Baden überall die Truppen mit den Volkswehren; nur ein Teil des Militärs, voran das Offizierkorps, blieb dem geleisteten Schwure treu.

Am 13. Mai erbrach und plünderte der Pöbel das Zeughaus zu Karlsruhe, und auch hier verbrüderte die Soldateska sich mit den Volksmassen. Mehrere Offiziere büßten während des Straßenkampfes ihre Pflichttreue mit dem Leben. Der Großherzog, welcher sich in seinem Residenzschloß nicht mehr sicher fühlte, flüchtete zur Nachtzeit und rettete sich unter die Kanonen von Germersheim. Am Morgen darauf zogen auch sämtliche treugebliebene Offiziere und ein Teil der Artillerie von dannen. Das gräßliche Schauspiel des Bürgerkrieges verbreitete sich jetzt über ganz Baden.

Abenteurer aus Frankreich, Ungarn und Polen waren zu dem argen Mummenschanz im Westen Deutschlands herangeströmt, die schnell erregbare, wehrfähige Jugend wurde — in Nachahmung des Verfahrens der ersten französischen Republik — durch ein allgemeines Aufgebot zu den Waffen gerufen; aber doch nur ein kleiner Teil beeilte sich, dem Rufe nachzukommen. Eilends wurden die Zeughäuser entleert und Kriegs- und Zivilkommissare ernannt und mit Vollmachten ausgerüstet. Die hessischen „Fürstenknechte" — so nannte man damals alle Soldaten, die ihren Schwur der Treue hielten — ließen sich jedoch nicht ködern; sie trieben am 30. Mai die nach der Bergstraße vorgedrungenen Freischaren von Heppenheim bis Heidelberg zurück. Trotzdem wuchs im großen und ganzen die Gefahr. In der zwölften Stunde, als alles schon verloren schien, hatten sich der Großherzog von Baden und die Regierungen der vom Umsturz zunächst bedrohten Nachbarlande an König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gewandt und um seine Hilfe gebeten. Nachdem von ihnen zugesagt worden war, daß nach Wiederherstellung der Ordnung Ministerien nicht mit Männern besetzt werden sollten, die der Regierung Preußens feindlich gesinnt seien, war vom Könige Friedrich Wilhelm IV. die Zusicherung sofortigen kräftigen Beistandes erfolgt.

Unterm 8. Juni ernannte der König den Prinzen von Preußen zum Oberkommandierenden der Operationsarmee in Baden und in der Pfalz. An drei Punkten wurde die Grenze nach der Pfalz überschritten.

Wo immer auch der Prinz in Begleitung seines jungen Neffen, des Prinzen Friedrich Karl, sich blicken ließ, überall schallte ihm ein vielstimmiges „Hurra“ entgegen. Geradezu überrascht wurde der Oberbefehlshaber beim Einrücken seiner Truppen in Frankenthal; die von schwerem Druck erlösten Einwohner kamen ihm mit Kränzen und Blumen entgegen.

Am 17. erfolgte die Einnahme von Ludwigshafen. Die provisorische Regierung hielt sich in Kaiserslautern nicht mehr sicher und flüchtete nach Neustadt a. d. Haardt. Auch hier war ihr keine lange Rast gegönnt. Das Drama in der Pfalz eilte rasch seinem Ende zu. Am 18. fand die Entsetzung der braven bayrischen Garnison von Landau statt.

Als die provisorische Regierung die Gefahr immer näher rücken sah, beeilte sie sich, ihre Kassenbestände und sich selbst in Sicherheit zu bringen, und das Volksheer rückte mit seinen Kanonen und einem unendlich langen Troß über die Brücke von Knielingen gleichfalls in Baden ein. Der Vortrab mit der Artillerie langte mittags in Karlsruhe an, das etwa noch 6000 Mann starke Korps unter General Sznayde folgte am Abend; die Nachhut unter General von Willich gelangte erst am Mittag des 19. zur Stadt. Bei letzterer befand sich auch Brentano, der Chef der Interimsregierung sowie die Hilfslegion aus Besançon und die Menge der Bagagewagen.

Für die Teile der preußisch-deutschen Operationsarmeen war ein Vereinigungspunkt festgestellt. Das Hirschfeldsche Korps suchte Fühlung mit den am 21. längs des rechten Neckarufers angelangten Truppenteilen sowie mit dem schon vorher dort anmarschierten Peuckerschen Korps zu gewinnen.

Am 21. fand das schon ernstere Treffen bei Waghäusel statt.

Von dorther vernahm der Prinz während des Weitermarsches auf Bruchsal Geschützesdonner und Kleingewehrfeuer; es hatte dort ein Gefecht begonnen. Alsbald entsandte er fünf Bataillone und acht Geschütze zur Verstärkung, und durch diese rechtzeitig eingetroffene Unterstützung gelang es der von Heidelberg heranrückenden ersten Division, die Aufständischen unter Mieroslawski, welche die Richtung auf Karlsruhe genommen, gegen das Gebirge nach Wiesloch und Heidelberg hin zurückzutreiben. Die Überbleibsel des geschlagenen Heeres suchten darauf nach der Murg zu entkommen oder Rastadt zu gewinnen.

Die Aufständischen hielten am 24. bei Neudorf und Bruchsal und am folgenden Tag bei Durlach, wenn auch ohne Erfolg, Stand. Noch immer 10000 Mann stark, versuchten sie, die durch ihre natürliche Beschaffenheit zur Verteidigung geschaffene Murglinie unter Aufwendung aller Kräfte zu halten.

Die provisorische Regierung sah sich genötigt, zum drittenmale ihr Heil in der Flucht zu suchen. Dem Vordringen der Preußen nach Karlsruhe vermochte sie ein weiteres Hindernis nicht mehr entgegenzusetzen, sondern suchte

für sich Sicherheit hinter den Mauern von Rastadt. Der Einzug der Sieger in die Hauptstadt erfolgte mittags gegen 3 Uhr. Mit der Besetzung von Karlsruhe war jedoch die Bewältigung des Aufstandes noch keineswegs bewirkt. Der Weitermarsch sämtlicher Korps richtete sich nun auf Rastadt. — Nachdem Mieroslawski die Neckarlinie verloren, hätten die Einwohner Rastadts gewiß den Preußen lieber die Thore geöffnet, als ihnen feindlich begegnet. Allein die abtrünnige Soldateska, die wohl ahnte, welches Schicksal ihr bevorstand, dachte trotz des geringen Vorrats an Munition und Proviant anders, und die von ihr gewählten Offiziere mußten ihren Untergebenen gehorchen.

Schon am frühen Morgen hatten sich die Kolonnen des Korps, das der Prinz selbst führte, in Marsch gesetzt. Seine Bataillone wurden bei Ettlingenweier mit dem Feinde handgemein, gerade zu derselben Zeit, als General von Peucker auf der Höhe dieses Ortes sich befand. Das Gefecht begann hier um 9 Uhr, doch verlängerte sich der Kampf, da die nach der Murglinie zurückweichenden Freischaren mehrfach ernsten Widerstand leisteten; namentlich fand ein solcher zwischen Neumalsch und Muggensturm statt, wo die Freischärler Verschanzungen aufgeworfen hatten, die sie mit schwerem, aus Rastadt herbeigeschafftem Belagerungsgeschütz verteidigten. Die Schanzen wurden in Sturmeslauf genommen und die Aufständischen über den Fluß getrieben. Inzwischen war auch General von Peucker bis zur Murg gelangt, hatte die Aufständischen gezwungen, dieselbe zu überschreiten, und sie bis nach Gernsbach vertrieben, wo sie standzuhalten versuchten. Doch nur kurze Zeit gelang ihnen dies.

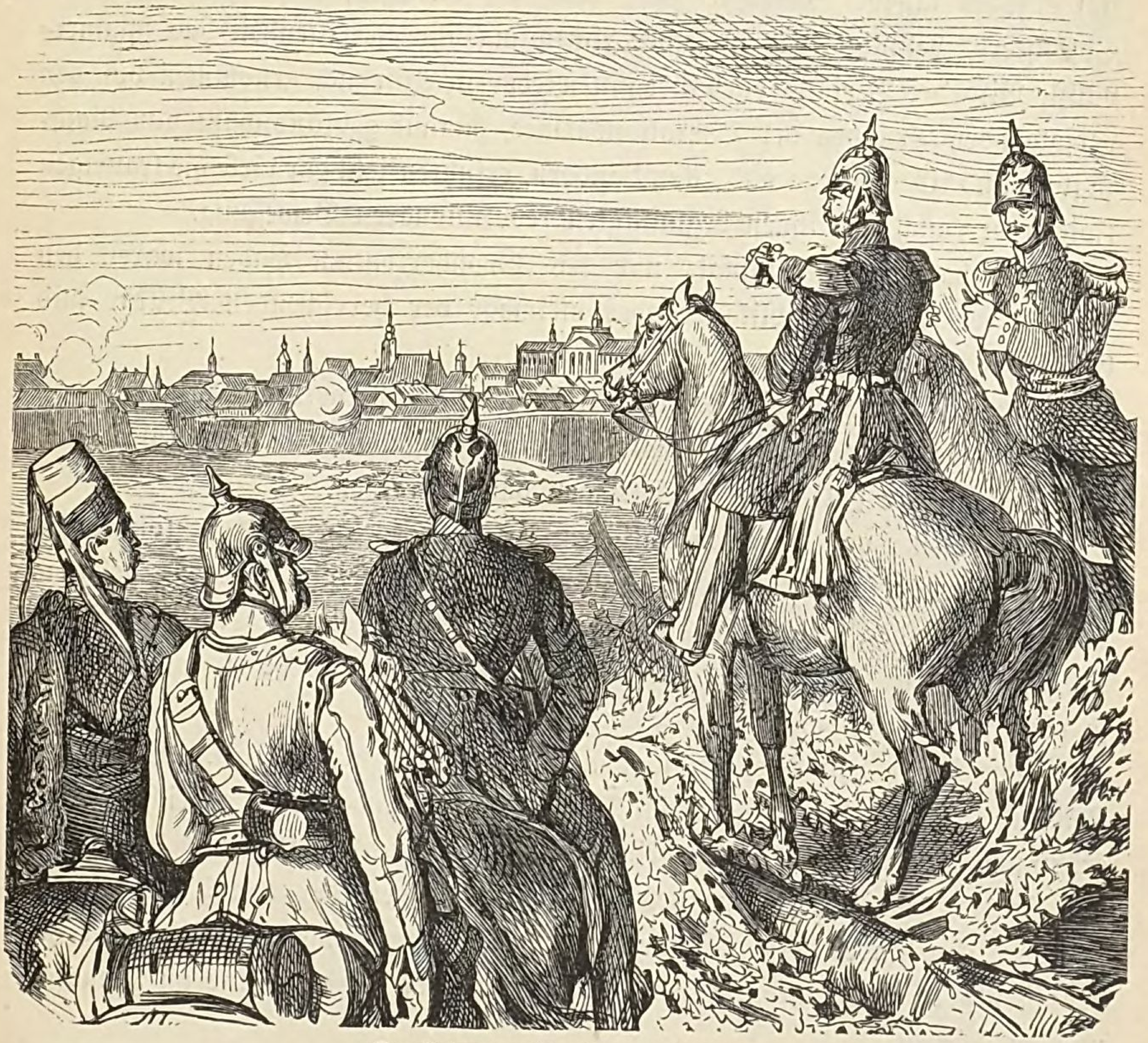
Nachdem General von Peucker hier die Aufständischen vertrieben hatte, und nachdem es ihm weiterhin gelungen war, den wichtigsten Paß im Murgthal in der Richtung auf Rastadt zu gewinnen, war den Badischen die Rückzugslinie auf Bühl verlegt.

Am 30. Juni fiel die Entscheidung. Von allen Seiten angegriffen, vermochten die Badischen sich nun auch nicht länger in ihren Stellungen bei Kuppenheim zu behaupten, und Mieroslawski brachte sich und einen ansehnlichen Teil der Kriegskasse nach Oos in Sicherheit. Ihm folgte später ein andrer Führer des Heeres, „General“ Sigel, das Versprechen hinterlassend, der eingeschlossenen Feste Rastadt binnen acht Tagen Entsatz zu bringen.

In Rastadt befanden sich nur etwa noch 5000 Mann, die sich aber schon in den nächsten Tagen durch zunehmende Ausreißerei um den fünften Teil verminderten. Trotz dieser Zustände lehnten die Parteiführer, auf Entsatz hoffend, das Ansinnen des Generals von der Gröben, ihm den Platz zu übergeben, entschieden ab. Darauf wurde die Festung und Stadt mit Granaten und glühenden Vollkugeln begrüßt. Nun machten die Belagerten den Versuch, Unterhandlungen wegen Übergabe der Festung anzuknüpfen, worauf der preußische

General jedoch erklärte, nur auf unbedingte Übergabe eingehen zu können, indem er alles weitere dem Landesherrn anheimstelle.

Unterdessen hatten sich die noch im Felde verbliebenen schwachen Überreste des Volksheeres über die Höhen des Schwarzwaldes zu retten gesucht, und ein Teil derselben war bereits nach der Schweiz übergetreten. Die Streitmacht der Aufständischen, welche bisher noch das Feld behalten, hatte sich nun aufgelöst. General Mieroslawski legte den Oberbefehl nieder und brachte vor allem seine Person in Sicherheit.



Der Prinz von Preußen vor Rastadt.

Zwei von der Besatzung Rastadts abgesendete Boten hatten das Schicksal des Volksheeres bestätigt, worauf die Bereitwilligkeit zu kapitulieren dem Prinzen kund gegeben wurde. Es war aber auch die höchste Zeit, denn bereits hatte der größte Teil der Soldateska seine Posten verlassen und zu plündern angefangen. Am 23. abends 6 Uhr verließen Volkswehr und Soldaten die Festung und streckten, auf Gnade und Ungnade sich ergebend, die Waffen.

Angesichts des ganzen preußischen Belagerungsheeres besetzten die Sieger die noch mit 300 Geschützen ausgerüstete Festung.

Das Hirschfeldsche Korps hatte inzwischen Offenburg, sodann Kehl und Freiburg besetzt und war am 11. in Lörrach eingerückt, von wo aus es seine Vorposten bis an die Schweizer Grenze vorschob. Gleichzeitig säuberte General von Peucker den Schwarzwald und Seekreis von versprengten Scharen der Aufständischen, Hessen und Mecklenburger zogen am 11. in Konstanz ein.

Schweres Leid mußten zu dieser Zeit die Bewohner des Oberlandes über sich ergehen lassen. Mehrere Tage von den durchziehenden Flüchtigen des Volksheeres belästigt, das in seiner Auflösung und Zerrissenheit das jammervollste Bild des Verfalls darbot, dann wieder in Anspruch genommen von den verfolgenden Truppen der Operationsarmee, hierauf gebrandschatzt von Nachzüglern und Abenteurern aus allen Ländern, erfuhren jetzt gar viele die traurigen Folgen der auch von ihnen begünstigten revolutionären Bewegung.

Die bayrische Rheinpfalz und das Großherzogtum Baden waren den Händen der roten Republikaner oder vielmehr der herrschenden Willkür und Gesetzlosigkeit entrissen.

Strenge Kriegsurteile ergingen nun über die Revolutionshäupter, von denen manche mit dem Leben, viele im Gefängnisse oder in den Kasematten von Rastadt ihre politischen Verirrungen büßen mußten.

Der Prinz von Preußen hatte seine Aufgabe gelöst, und er konnte am 19. den zurückgekehrten Landesherrn Leopold nach seiner Residenz geleiten. Dieser, einer der wohlwollendsten Fürsten, die auf einem Throne gesessen haben, that sein Möglichstes, den Jammer in seinem Lande zu mildern und so viele schmerzlich empfundene Wunden zu heilen.

Der Prinz von Preußen war nach Potsdam zurückgekehrt. Eines der Zeichen, durch die König Friedrich Wilhelm dem Bruder seine aufrichtige Anerkennung ausdrückte, bestand darin, daß er ihm eine von Kiß modellierte und von Fischer gegossene Statue des Erzengels Michael, der den Drachen tötet, im Park von Babelsberg aufstellen ließ — ein bedeutungsvolles Geschenk für den fürstlichen Heerführer, dessen Zukunft so reich werden sollte an Kämpfen und an Siegen.

In jenen Tagen wurde der Prinz von Preußen vielfach beglückwünscht. Seine Erwiderungen sind bezeichnend für die Art und Weise, wie er seine Stellung und die militärischen Verhältnisse auffaßte. So erwiderte er dem Präsidenten der Zweiten Kammer: „Unsre Institutionen haben sich bewährt, vor allem auf militärischem Felde. Das Heer ist der Organismus, an dem ohne Schaden für das Ganze kein Teil zerstört werden kann und bei dem jede Änderung Wirkungen hervorzubringen vermag, die niemand berechnen kann."

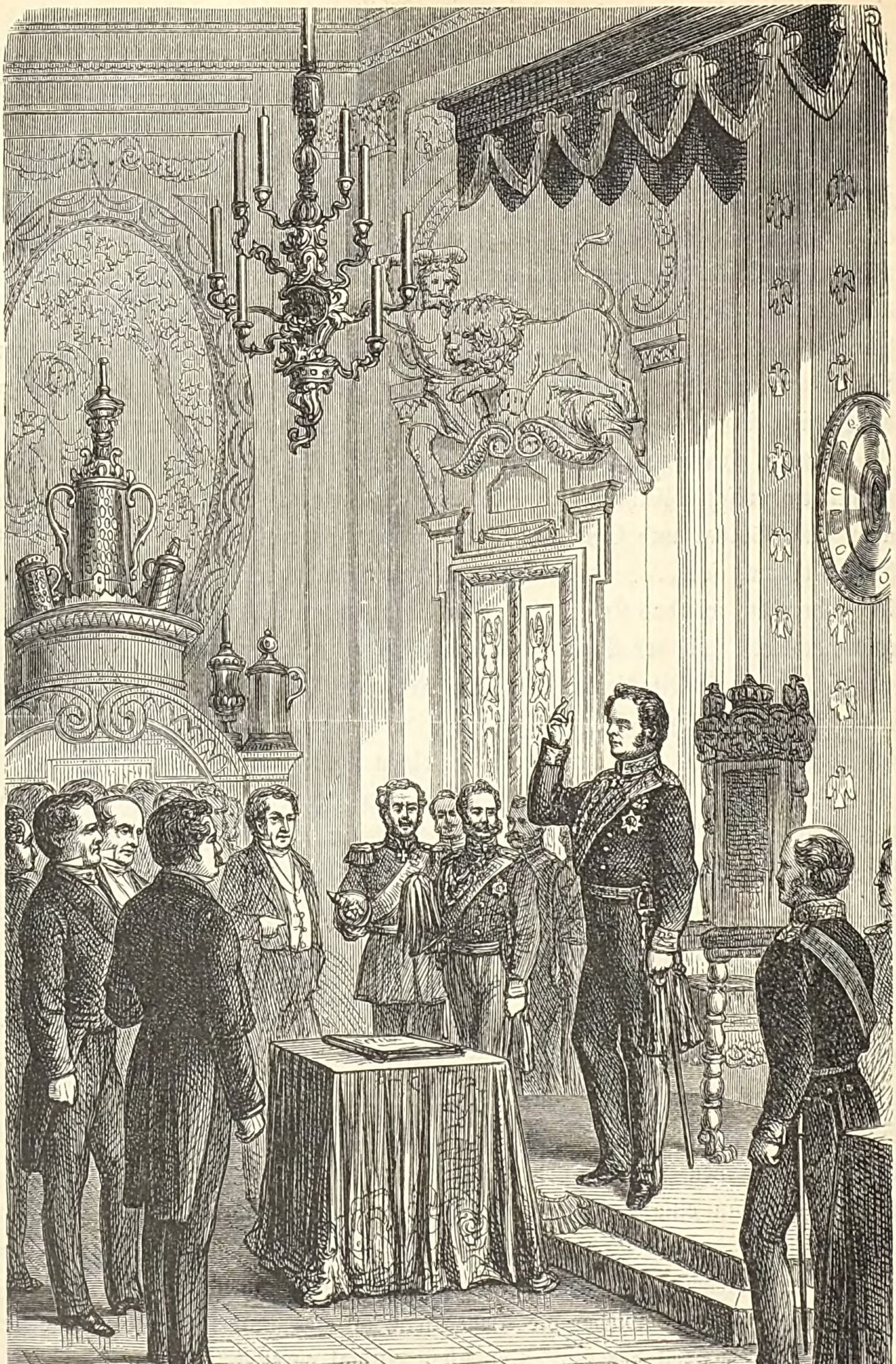
Aus der Zeit des Feldzuges liegt eine Schilderung vor, welche Hackländer, der früher selber dem preußischen Heere angehörte, über die bei dem Prinzen gefundene freundliche Aufnahme in seinen „Bildern aus dem Soldatenleben“ verfaßt und veröffentlicht hat.

„Der Prinz von Preußen“, sagt er, „ist eine schöne, hochgewachsene Gestalt, hat einen freundlichen, heiteren, außerordentlich gewinnenden Gesichtsausdruck; lebhafte Augen und spricht mit tiefer klangvoller Stimme. Gekleidet war er in einfache Generalsuniform, an derselben den Orden pour le mérite und im Knopfloch das in den Befreiungskriegen erworbene Eiserne Kreuz. Der Prinz ist ein vollkommener Soldat, umsichtig, unerschrocken, von festem Charakter, für seine Untergebenen in jeder Hinsicht sorgend, und er besitzt durch diese Vorzüge die Anhänglichkeit und Zuneigung der Armee.“

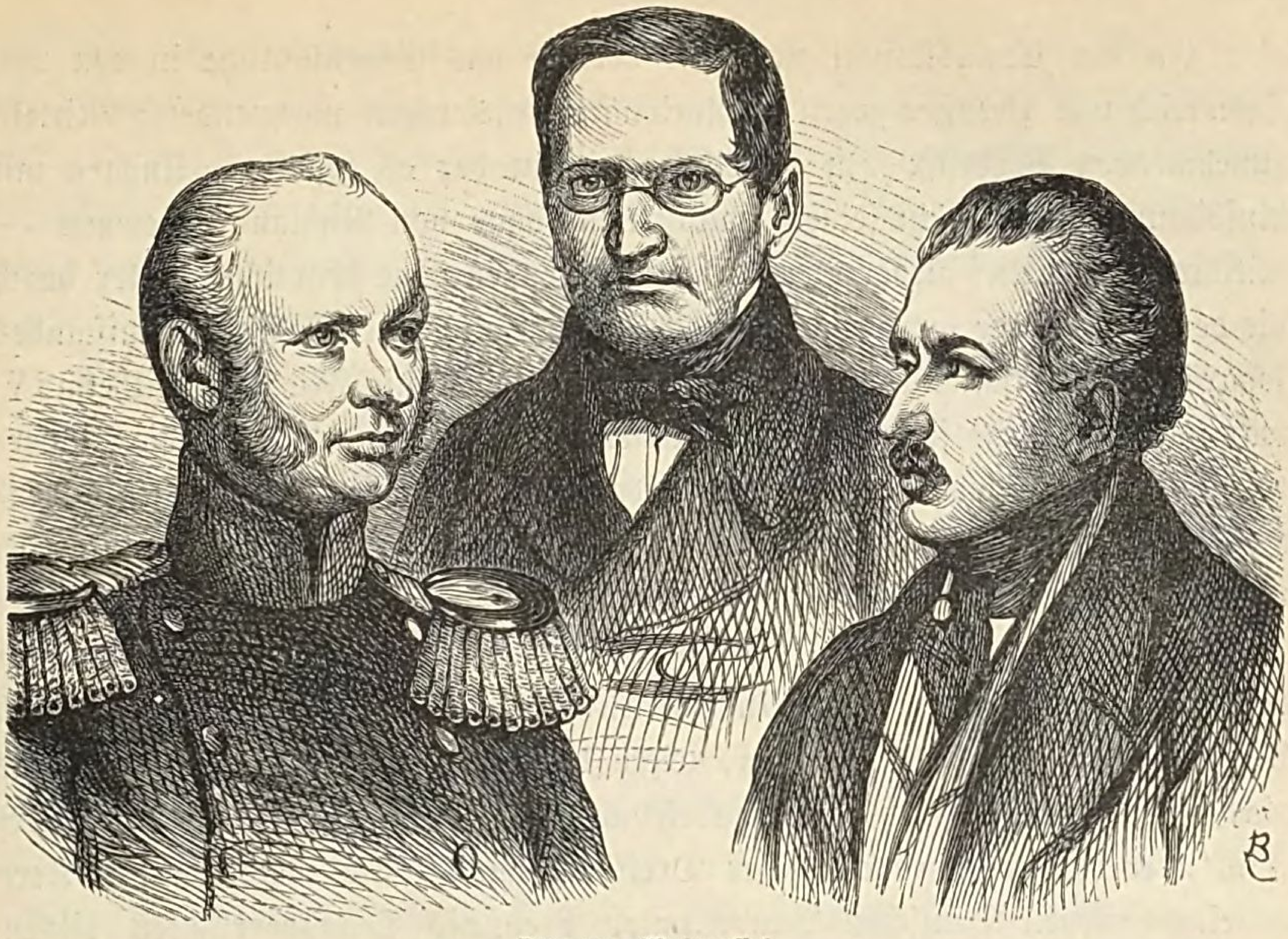
Indem Hackländer nun über die preußische Disziplin und die guten Beziehungen zwischen Führer und Soldaten sich äußert, endigt er: „So müssen aber auch Soldat und General zusammenstehen, wenn Großes und Schönes herauskommen soll.... Die Armee muß dem Buchstaben des Befehles willenlos gehorchen, wie das Kriegsschiff dem Steuerruder. Ein Soldat, der grübelt und nachdenkt, ob der Befehl des Vorgesetzten in seiner ganzen Ausdehnung zu erfüllen sei, ist ein Unsinn, und ein Regiment solcher Soldaten kehrt heute seine Bajonette nach dieser, morgen nach jener Seite. Der Soldat hat nur ein Glaubensbekenntnis, dem er unbedingt folgen muß: das Kommandowort.“

Zum Jahre 1849 müssen wir noch nachtragen, daß am 3. Mai der Sohn des Prinzen Wilhelm, Prinz Friedrich Wilhelm, der jetzige Kronprinz von Preußen, zur Dienstleistung als Offizier in das erste Garderegiment zu Fuß eintrat und von seinem Vater dem im Lustgarten zu Potsdam versammelten Offizierkorps vorgestellt wurde. Der Prinz sagte damals unter anderm:

„Ich kann mir die Freude nicht versagen, Ihnen persönlich meinen Sohn als Rekruten zuzuführen. Sie mögen sich denken, mit welchen Gefühlen ich das thue. Ich empfehle ihn Ihrer Kameradschaft! — Er ist in einer schweren Zeit dem praktischen Leben entgegengewachsen. Er hat es gesehen, was es heißt, wenn eine Truppe, eine siegreiche Truppe, in schweigendem Gehorsam und mit Schmach bedeckt, unter den schwierigsten Verhältnissen festhält an der Disziplin und Ordnung, wenn eine Armee unerschütterlich bleibt in ihrer Treue. Und er wird vielleicht bald Gelegenheit haben, es von neuem zu sehen; denn, meine Herren, wir stehen in einer bedeutenden Krisis, und wenn wir sie glücklich durchmachen, wird es wieder die Armee sein, die das Vaterland rettet, wie sie und der gesunde Teil des Volkes es schon einmal gerettet haben....“



König Friedrich Wilhelm IV. leistet den Schwur auf die Verfassung.



Otto von Manteuffel.
Fr. Wilhelm Graf von Brandenburg. Joseph von Radowitz.

Die Reaktionszeit.

Wir haben die wüste Periode abgeschlossen, die nur Trümmer, getäuschte Hoffnungen und schmerzliche Erinnerungen zurückließ, in welcher Parteihelden durch Aufstände, Politiker durch akademische Behandlung der Lebensfragen des deutschen Volkes dieses zu einer Nation zu einigen gesucht hatten. Die revolutionäre Bewegung der Jahre 1848 und 1849 zeugte so recht für das Unreife der damaligen Zeit. Unklar in ihren Zielen, ohne irgend einen großen politischen Gedanken, trat die deutsche Demokratie sang- und klanglos vom Schauplatze ab.

Die Revolution war besiegt, die Kabinette atmeten auf, die sogenannten Märzministerien wurden ohne große Umstände entlassen — jetzt trat für die Regierungen die Verpflichtung auf, „zu halten, was sie einst gelobt", und, sich stützend auf die gemäßigteren Elemente, in den staatlichen Einrichtungen etwas Positives, Gesundes, Haltbares zu schaffen.

Sehr zu statten kam den Regierungen, daß in den mittleren Schichten des Volkes eine gründliche Umwandlung vor sich gegangen war. Hatten doch auch sie, wie die Fürsten, eine harte Schule durchzumachen gehabt.

In der Staatskanzlei zu Wien erregte das Gegensätzliche in den von Österreich und Preußen gegen revolutionäre Erhebungen angewendeten Mitteln zunehmenden Verdruß. Zu derselben Zeit, in der es gegolten, Ungarn mit Aufbietung aller — in seinen Hauptteilen sogar von Rußland erbetenen — militärischen Mittel niederzuwerfen, hatte Preußen seine siegreichen Adler durch die deutschen Lande getragen und nach Unterdrückung des badischen Aufstandes sogar in Süddeutschland festeren Fuß gefaßt. Von König Friedrich Wilhelm IV. war auf dem Wege freien Übereinkommens mit den Landesfürsten die Einverleibung der in Schwaben gelegenen beiden kleinen Fürstentümer Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen (zusammen 21 Geviertmeilen mit 65000 Einwohner) in Preußen vereinbart worden.

Das am 26. Mai 1849 zwischen Preußen, Hannover und Sachsen abgeschlossene sogenannte Dreikönigsbündnis, welches Preußen provisorisch die vollziehende Gewalt übertrug, zeigte deutlich, daß letzteres nicht willens war, sich — etwa durch eine Neubelebung des alten Bundestages — Österreich wieder unterzuordnen. Der Dreikönigsbund sollte vielmehr den Kern zu einem neuen Deutschen Bunde unter Preußens Schutzherrlichkeit bilden, weshalb Österreich sich davon fern gehalten hatte und Bayern von den Beratungen zurückgetreten war. Um jedoch nicht durch Preußens Politik aus Deutschland verdrängt zu werden, bestand Österreich auf der Errichtung einer gemeinschaftlichen Zentralgewalt für ganz Deutschland.

Bei Ablehnung der Kaiserkrone hatte Friedrich Wilhelm IV. dem deutschen Volke Verheißungen gemacht, und er hielt sich für verpflichtet, Schritte zu deren Verwirklichung zu thun. — Aber es standen ihm neue schmerzliche Enttäuschungen bevor. Das Volk war ihm von Anfang der Bewegung an nicht auf der Bahn gefolgt, die er als die allein richtige angesehen hatte. Von den Fürsten hoffte er Besseres; allein sie erwiesen sich ihm noch weniger wohlgesinnt und entgegenkommend als das Volk, das nach einer Reihe bitterer Erfahrungen durch Absendung der Kaiserdeputation nach Berlin hatte aussprechen wollen, daß keinem andern Fürsten als Preußens Könige der Beruf zur Führung Deutschlands zustehe.

Preußen berief Abgeordnete der deutschen Staaten am 20. Mai 1850 zu einem Parlamente nach Erfurt. Nach Veröffentlichung der Additionalakte zur Unionsbundesverfassung vom 26. Februar ward der engere Bund, der den Namen „Deutsche Union" erhielt, von seinen Widersachern als vollendete Spaltung Deutschlands den Augen der Welt vorgeführt und die bisherige heimliche Befehdung desselben dadurch zu einer unverhohlen offenen.

Wie wenig siegesgewiß man dem Verlaufe dieses neuen Einigungsversuches entgegensah, konnte man nach der Rede beurteilen, mit der des Königs Vertrauter und Bevollmächtigter, Herr von Radowitz, die Erfurter Versammlung

eröffnete. Es war weniger eine Eröffnungs- als vielmehr eine Schlußrede, kennzeichnend den Ursprung der Unionsbestrebungen. Radowitz erklärte, Deutschland habe das Recht, zu fordern, „daß ein wahrhaftes Gesamtwesen seine Glieder umschließe." ..... „Einmal erweckt, sei der Geist nicht wieder zu bannen; er könne zeitweise schlummern, zumal, wenn er sich eben in wildem Rausche kundgegeben, aber er werde immer wieder erwachen!"

Die Sachlage war unterdessen für Preußen eine ganz andre, eine viel ungünstigere geworden. Verlassen von seinen beiden Mitkontrahenten, den Königen von Sachsen und Hannover, konnte Friedrich Wilhelm IV. nur noch die mittleren und kleineren Staaten um sich scharen, welche an dem Beschlusse der Einberufung von Abgeordneten zum Unionsparlamente teilgenommen hatten. Konnte es verwundern, daß schon nach wenigen Wochen die gute Zuversicht zu dem Werke in ihm dahinschwand? — Wie war Herr von Radowitz bei seinem ersten Erscheinen im Volkshause zu Erfurt von den der Union anhängenden Abgeordneten begrüßt worden! Als er jetzt wiederum aus Berlin nach Erfurt kam, war schon aus seiner Haltung zu erkennen, daß am Hofe des Königs Schwanken und Unsicherheit vorherrschten. Klar trat dies zu Tage, als er im Verfassungsausschusse darauf antrug, daß in dem zu Grunde gelegten § 10 der Reichsverfassung, welcher lautet: „Der Reichsgewalt (seit 27. Februar Unionsgewalt) steht ausschließlich das Recht, Krieg und Frieden zu beschließen, zu", nicht nur das Wort „ausschließlich" gestrichen, sondern auch der Zusatz hinzugefügt werde: „Sie (die Unionsgewalt) übt dasselbe mit Vorbehalt der Rechte und Pflichten, welche der Union aus der herzustellenden Verbesserung des Bundes vom 8. Juni 1815 erwachsen werden." Durch die Annahme dieses Antrags hörte die „Union" auf, als eine europäische Macht gelten zu wollen, dagegen trat sie der Möglichkeit näher, innerhalb des Deutschen Bundes rechtlich zu bestehen. Offenbar stellte Herr von Radowitz diesen Antrag auf Befehl seines königlichen Herrn und Freundes, und er hatte damit — wohl unfreiwillig — begonnen, das von ihm gefertigte Gewebe wieder aufzutrennen.

Die Unsicherheit, welche in Berlin vorherrschte, übertrug sich nun auch auf die Fürsten der Mittel- und Kleinstaaten, die bis dahin noch aus Furcht oder Scheu an der Union festgehalten hatten.

Dem peinlichen Zustande des Zuwartens und Schwankens machte der am 29. April 1850 erfolgende Schluß der beiden Häuser vorerst ein Ende.

Um das Unionswerk rasch zustande zu bringen, wurden von Preußen die mit ihm verbündeten Fürsten und die Vertreter der Hansestädte zu einem Kongresse, dem „Fürstentage", nach Berlin eingeladen. Wollte man der Union die Zukunft retten, so mußte man auf vollendete Thatsachen hinweisen können.

Hatte die Warnung, mit der von dem Vertreter des Königs das Parlament

zu Erfurt eröffnet worden war, Eingang zu den Ohren derer, welchen der Zuruf galt, nicht gefunden, wie hätte sich da von ihrer Wiederholung während der Berliner Beratung etwas erhoffen lassen! Kein Wunder, wenn sich ein rechtes Einverständnis nicht erzielen ließ und allseitig die Geneigtheit fehlte, das Unionswerk fortzuentwickeln. Am wichtigsten erscheint noch der vom Fürstenkongreß gefaßte Beschluß, daß von seiten der Unionsstaaten der von Österreich ausgeschriebene „Frankfurter Kongreß“ beschickt werden sollte, „um kein Mittel unversucht zu lassen, mit den andern deutschen Regierungen wieder zu einer Einigung zu gelangen.“ — Ein geschlossenes Auf- und Eintreten zu gunsten des Unionsgedankens, worauf der König das größte Gewicht gelegt hatte, war nicht erreicht worden. Und die Notwendigkeit einer entschiedenen Haltung war doch so unabweisbar! Aber es war dem Könige selbst längst alle Freudigkeit und aller Mut zur Sache geschwunden.

In Frankfurt hatte unterdessen die geschickte Hand der Diplomatie den Knoten des Zerwürfnisses geschürzt: Österreich stand wieder am alten Flecke, zur Bekämpfung Preußens gerüstet. In seiner Eigenschaft als Vormacht des alten Bundestages berief Österreich bereits während der letzten Tage des Erfurter Parlaments (am 26. April 1850) die sämtlichen Bundesglieder zu einer außerordentlichen Bundes-Plenarversammlung nach Frankfurt auf den 10. Mai, um „nach dem Fehlschlagen aller andern Versuche“ Einleitungen zu einer Neugestaltung des Deutschen Bundes zu treffen. Das hierbei maßgebende neueste, in der Hofburg zu Wien entworfene Programm lief einfach darauf hinaus, den alten Bundestag wieder zu eröffnen.

Aber war denn der alte Bundestag nicht unter ausdrücklicher Zustimmung Österreichs beseitigt worden? Gewiß! — Haben es denn aber Diplomaten — Diplomaten in der schlechten Bedeutung des Wortes — überhaupt jemals genau mit Aufrechthaltung von Abmachungen und Zugeständnissen genommen? 35 Jahre hatte das deutsche Volk die Fesseln des Bundes getragen, die endlich von der Nation und von ihren Fürsten unter einstimmiger Verdammung zerbrochen worden waren, und jetzt sollten sie dem Volke aufs neue angelegt werden!

Die Staatslenker in Wien wußten es genau, wie hoffnungslos man in Deutschland aus der abgeschlossenen Umsturzperiode in das begonnene neue Jahr übergetreten war, in welchem wohl vorbereitete heillose Pläne zur Ausführung gelangen sollten.

An Stelle des im Jahre 1848 abgetretenen schlauen österreichischen Staatskanzlers, der während länger als drei Jahrzehnten den öffentlichen Geist in Deutschland in Banden gehalten, war ein unerschrockener Soldat und zugleich kluger Staatsmann, Fürst Felix Schwarzenberg, getreten. Die im eignen Lande so bewährten Einschüchterungsmittel glaubte dieser österreichische Fürst-

Ministerpräsident auch für Deutschland anwenden zu sollen, um etwa noch vorhandene Freiheits- und Einheitsideen völlig zu vertilgen und zur Verwirklichung eines zunächst noch geheim gehaltenen zweiten Programms sich freie Bahn zu schaffen.

Dieses Programm lautete, wie später bekannt wurde: „Man muß Preußen zuerst erniedrigen — und dann vernichten!"

Was Preußen von fürstlicher Seite erwarten durfte, hatte sich bereits in der Dankbarkeit Sachsens und der Haltung Hannovers ausgesprochen.

Noch bevor die Parlamentsverhandlungen in Erfurt stattfanden, war es dem mit dem österreichischen Ministerpräsidenten Fürsten Schwarzenberg Hand in Hand gehenden sächsischen Minister von Beust gelungen, den König von Hannover vom Bündnis abwendig zu machen. Dieser trat mit als Protestierender gegenüber der Einberufung des Parlaments auf und erklärte sich für Österreich, von dem die Einberufung des alten Bundes angekündigt worden war. Hannover folgte. Beust, die Triebfeder aller Agitationen gegen Preußen, meinte damals einer zu hohen Ehren führenden staatsmännischen Mission folgen zu müssen! Arge Täuschung.... Für beide, für den sächsischen Staatsmann wie für den Souverän von Hannover, konnte die Stunde der Abrechnung nicht ausbleiben.

Bei solchem Verhalten in der deutschen Angelegenheit mußte die Hoffnung, etwas Fruchttragendes zu Tage gefördert zu sehen, immer mehr schwinden. Aber eine Erkenntnis trat doch aus den neuen Prüfungen hervor, und diese sollte der Zukunft zum Vorteil gereichen. Der König von Preußen war mit äußerster Achtung vor den Rechten der deutschen Fürsten zu Werke gegangen; sowohl der König wie diejenigen, welche dem Throne am nächsten standen, mußten darüber klar geworden sein, daß eine freiwillige Unterordnung der Fürsten Deutschlands unter Preußen nie zu erwarten stehe. So entstanden in der Sphäre des politischen Empfindens und Denkens jener Zeit die Elemente, welche später in der Formel „Blut und Eisen" Ausdruck gewannen, anfänglich die Welt schreckten, weiterhin aber verstanden, gewürdigt, gebilligt wurden.

Für Österreich schien der Augenblick günstig, Preußen durch entschiedenes Entgegentreten völlig lahm zu legen. Um Österreich gruppierte sich ein guter Teil der alten Freunde, ganz wie zu Zeiten des alten Bundestages, dessen goldene Zeiten wieder beginnen sollten!

Bald tagten in Frankfurt wieder die Gesandten von zwölf Regierungen, abgeordnet von Österreich, Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Kurhessen, Hessen-Homburg, Liechtenstein, Lippe, Dänemark (für Holstein und Lauenburg), den Niederlanden (für Luxemburg und Limburg), als ordentliche Plenarversammlung, und die Präsidialmacht lud am 14. August 1850 alle früheren

Mitglieder des Deutschen Bundes ein, den nicht ausdrücklich aufgelösten, daher noch zu Recht fortbestehenden Bundestag von neuem zu beschicken!

Die preußische Regierung lehnte das an sie gestellte Ansinnen der Beteiligung an der Neueinrichtung des alten Bundes ab, darauf verweisend, daß der Bundestag, welcher mit Zustimmung aller Bundesglieder aufgehoben, auch nur unter Einwilligung aller wieder hergestellt werden könne.

Aber es sollten ja nicht allein die Unionsbestrebungen, es sollte Preußen zugleich damit zu Falle gebracht werden. „Erniedrigen und dann vernichten!"

Und während so arge Dinge geplant wurden, erhob sich im eignen Lager ein Förderer der Bestrebungen Schwarzenbergs und Beusts. Die „kleine, aber mächtige" Partei der reaktionären „Neuen Preußischen Zeitung" (Kreuzzeitung) wagte es, die peinliche Lage Preußens als „Buße" bezeichnend, darauf zu bringen, daß Preußen sich dem Bußgange ganz und voll unterwerfe und demütig nach der Eschenheimer Gasse an den Sitz des Bundestages zurückkehre!

Der Prinz von Preußen wurde wohl befragt, aber die Männer der Reaktion behielten im Rate des Königs gegen dessen Bruder die Oberhand. Erfolglos verliefen des Prinzen Bemühungen in Warschau, als er im Juni 1850, gelegentlich einer Zusammenkunft mit dem Kaiser Nikolaus und dem Fürsten von Schwarzenberg, ersterem Vorstellungen machte und den Zaren für Preußen zu stimmen suchte.

General von Radowitz drang mit seinem Regierungsprogramm, das auf energischen Widerstand gegen Österreich und seine Verbündeten gerichtet war, nicht durch.

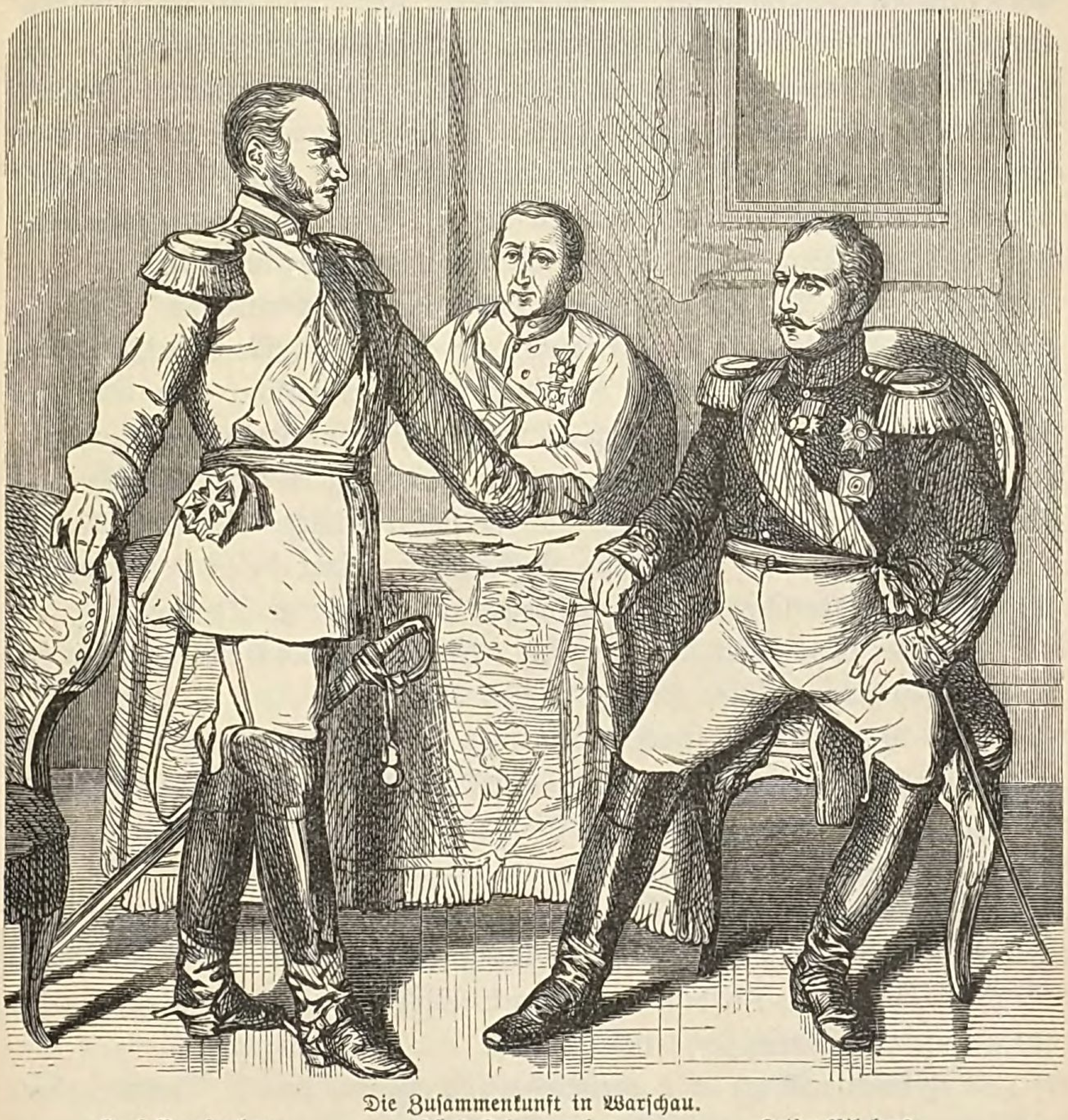
Inzwischen hatte der Bundestag sein Wiederaufleben durch eine Sitzung des engeren Rates förmlich kundgegeben. Am 30. September 1850 vollzog die Bundesversammlung den Frieden mit Dänemark und beschloß, Kurhessen die erbetene Bundeshilfe zu gewähren. In dieser letzteren Sache erfaßten die Gegner Preußens eine willkommene Gelegenheit, den Streit mit Preußen zum Austrag zu bringen.

Preußen, dem Haupte des noch bestehenden engeren Bundes, lag die Pflicht ob, die nachgesuchte Vermittelung des Bundestages in Kurhessen nicht zu gestatten. Als es aber darauf ankam, einem entschieden feindseligen Verhalten des alten Widersachers entschlossen die Stirn zu bieten, da gebrach es in den leitenden Kreisen Berlins an dem rechten Mute.

Der Kaiser Nikolaus war angegangen worden, das Zerwürfnis zwischen den beiden deutschen Vormächten durch schiedsrichterlichen Ausspruch zu heben. In Warschau erschienen zum Zwecke der Verständigung am 26. Oktober 1850 Abgesandte von Österreich und Preußen.

Bevollmächtigter Preußens war Ministerpräsident Graf Brandenburg.

Der Zar ließ sich, um Preußen in seinem Vertreter einzuschüchtern, in harten, ja fast beleidigenden Worten über seinen Schwager, König Friedrich Wilhelm, und dessen Regierung aus. Ein solches Verhalten sowie die Art und Weise, wie Nikolaus auf Unterwerfung Preußens bestand, erschütterten den Grafen Brandenburg aufs äußerste. Krank und gebrochenen Herzens kam er am 1. November nach Berlin zurück, woselbst er schon nach fünf Tagen starb.



Die Zusammenkunft in Warschau.
Graf Brandenburg. Fürst Schwarzenberg. Kaiser Nikolaus.

Unterdessen hatte der Bundestag beschlossen, den Kurfürsten von Hessen in sein Land zurückzuführen. Bayern wurde mit Aufstellung eines Exekutionskorps von 10000 Mann beauftragt. In Berlin schien es einen Augenblick, als wolle man sich aufraffen. Preußen hatte den Frankfurter Bundestag noch nicht anerkannt und hielt deshalb noch an den Erfurter Beschlüssen fest. Weiterhin hatte es eine Streitmacht an den Grenzen des Kurstaates zusammengezogen.

Der Bundestag antwortete mit dem Befehle, die aufgebotenen Bundestruppen in den Kurstaat einrücken zu lassen. Als nun die Österreicher und Bayern im Süden die Grenzen des Kurstaates überschritten, rückten die Preußen von Norden in Hessen ein. Die Stunde der Entscheidung, ob von Österreich oder von Preußen Deutschlands Zukunft abhängig werden solle, schien zu nahen. Schon kam es am 8. November bei Bronzell zwischen preußischen und bayrischen Truppen zu einem kleinen Vorpostengefecht; aber noch in der letzten Stunde trug die Friedens- und Rückschrittspartei in Berlin den Sieg davon.

Am 2. November fand die entscheidende Ministerratssitzung statt. Freiherr von Manteuffel betonte die Notwendigkeit des Friedens, mit andern Worten die Unterordnung unter Rußland und Österreich; Radowitz, damals noch im Amte, unterstützt von dem Prinzen von Preußen, bot seine ganze Beredsamkeit auf, der Ansicht den Sieg zu verschaffen, daß man nicht nachgeben dürfe.

Vergebens! Der König entschied im Sinne von Manteuffel. Radowitz nahm seinen Abschied, der Kreuzzeitungsmann Otto von Manteuffel wurde Ministerpräsident, und General von der Gröben, welcher die preußischen Truppen in Hessen befehligte, erhielt Befehl, sich auf Kassel zurückzuziehen.

Die nächste Folge dieser bedauerlichen Wandlung war das Aufgeben der Union von seiten Preußens. Am 15. November erklärte Manteuffel dies in einer Zirkularnote offen und schlug die Abhaltung einer freien Konferenz zur Regelung des deutschen Verfassungswesens vor. Wenige Tage darauf, am 19. November 1850, erfolgte Manteuffels „Bußgang nach Olmütz". Preußen unterwarf sich dem Willen Österreichs und Rußlands.

„Es ist der Könige Fluch, bedient von Sklaven zu sein." — Der Gang nach Olmütz bildet einen der dunkelsten Punkte in der vaterländischen Geschichte Preußens, und neben dem Namen „Olmütz" steht für immer der Name „Otto von Manteuffel".

In dem am 29. November 1850 abgeschlossenen Vertrage erklärte sich Preußen mit den Bundesbeschlüssen in bezug auf Kurhessen einverstanden, auch versprach es, sich der Friedensherstellung in Schleswig-Holstein zu gunsten der Dänen nicht zu widersetzen.

Außerdem willigte man preußischerseits darein, eine in Dresden abzuhaltende Konferenz zu beschicken, um sich über die definitive Wiedereinsetzung des „Deutschen Bundes" zu verständigen.

Äußerlich schienen Österreich und Preußen ausgesöhnt; aber die Wunde von Olmütz schmerzte nach. Noch 14 Jahre dauerte die Rivalität der beiden Großstaaten Deutschlands, bis endlich — die Ernte war überreif — zum Heile für unser Vaterland der unselige Streit zum Austrag kam.

Von einem kleinen Kreis Gleichgesinnter wurden unter Aufwendung aller Mittel jesuitischer Dialektik die Waffen geschmiedet, um halb mit Gewalt, halb mit List allen freiheitlichen Geist aus dem Verfassungs- und Staatsleben hinauszudisputieren und hinauszumaßregeln. Dies war die sogenannte „Kreuzzeitungspartei", deren Organ, die Neue Preußische oder „Kreuzzeitung", zu ihren hervorragendsten litterarischen Leitern den Präsidenten von Gerlach, den Professor Dr. Julius Stahl und als Chefredakteur den Dunkelmann Wagener zählte, welchem Professor Dr. Leo von Halle aus sekundierte. Diese Männer wußten es dahin zu bringen, daß sich ihnen außer Personen ihres Schlages auch eine Anzahl treuherziger und leichtgläubiger Leute anschloß, die weit zurückgeschreckt wären, hätten sie das Programm der eigentlichen Leiter vor Augen gehabt.

Das „Jahr der Schande" sollte „ausgetilgt", d. h. es sollte die Verfassung Zug um Zug zerfetzt und der Rest in den Winkel geworfen und dann wieder zu den Provinzialständen zurückgegriffen werden. Letzteres wurde noch nicht geradezu gesagt, vorläufig ward nur vom Ideal der Partei gesprochen und die Parole ausgegeben: „Stärkung des Königtums von Gottes Gnaden!", mit andern Worten, es sollte wieder werden, wie in guter alter Zeit, als der Herrscher befahl, und das Volk, bestehend aus den nicht bevorrechteten Klassen der Gesellschaft, nur zu gehorchen hatte.

Zu dem „Volk" zählte sich ja der reaktionäre Adel nicht. Dieser wollte selbstverständlich seine hergebrachten „Rechte und Privilegien" behalten. — Und auf diese gefährliche Partei stützte sich das Ministerium Brandenburg-Manteuffel! Graf Brandenburg war ein redlicher, wohlmeinender Mann und tapferer Soldat, von dem nur zu wünschen gewesen wäre, daß er, wie die Abgeordneten, auch dem aus den Spalten der Kreuzzeitung wehenden Winde sein „Niemals, niemals, niemals!" entgegengerufen hätte. Denn dieser Wind hatte, wie wir gesehen haben, unter anderm Unheil auch jene Schmach Preußens herbeigeweht, die dem wackeren Grafen, als er seine Bemühungen, sie abzuwenden, scheitern sah, das Herz brach.

Das Programm der Leiter der Kreuzzeitung begann sich schrittweise zu verwirklichen. Die Neue Preußische Zeitung hatte nicht vergebens Tag für Tag ihre Batterien wirken lassen. Da die Demokratie in der Kammer nicht vertreten war, so konnte die Verfassung in einer Weise „revidiert" werden, daß schließlich Besorgnisse und selbst Unzufriedenheiten in den Reihen der Gemäßigten erwachten, die bei Wrangels Einzug froh aufgeatmet hatten. Mit dem Erreichten erklärten sich jedoch die Kreuzzeitungsmänner durchaus noch nicht befriedigt. Sie empfahlen schließlich, die Verfassung oder die „Charte Waldeck", wie sie sich ausdrückten, in ihrer gegenwärtigen Gestalt gar nicht anzunehmen.

Wolle das Volk eine Verfassung haben, so würde eine solche für dasselbe passen, die nicht mehr als zwei Paragraphen habe, deren erster laute: „Der König befiehlt!“ und deren zweiter laute: „Das Volk gehorcht!“ — Wohl, das Volk im engeren Sinne, nicht aber die Herren! — Deren „Rechte in der Mark waren ja“, wie von Gerlach mit einer Kühnheit ausgesprochen hatte, die an die Haltung der Quitzows gegenüber dem ersten Hohenzollern erinnerte, „älter als die der Hohenzollern!“ (Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß der preußische Adel in seiner Mehrheit und namentlich in seinen hervorragendsten Angehörigen nicht auf seiten der Kreuzzeitungsmänner stand.) Wahr ist es: mit den von demokratischen Aufwieglern durchwühlten Massen war eine Verständigung nicht möglich gewesen; aber eine Verständigung mit den Männern der Kreuzzeitungspartei konnte auch nicht zum Heile des Staates führen. Auch auf sie paßte das Wort: „Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen“, und der Versuch, ihnen eine maßgebende Wirksamkeit in der Verwaltung einzuräumen, mußte über kurz oder lang scheitern.

Dem bedenklichen Wühlen machte der König dadurch ein Ende, daß er die Verfassung unter dem 31. Januar 1850 als Staatsgrundgesetz verkündigen ließ und sie am 6. Februar 1850 vor den vereinigten beiden Kammern beschwor. — Damals schien es, als habe die innere Geschichte der Kämpfe, welche seit den königlichen Verheißungen vom Jahre 1815 begannen, ihren Abschluß gefunden.

Aber Besorgnisse mußte es erregen, daß von Kreuzzeitungsmännern in ihrer Eigenschaft als Abgeordnete bei ihrer Eidesleistung echt jesuitisch hinzugefügt wurde, sie würden ihren Eid halten, „soweit dem neuen Gesetze (dem Verfassungsgesetze) nicht ältere Gesetze entgegenständen.“

Nun galt es den Herren, die Gunst der Zeit noch nach Kräften auszunutzen. Es folgten auf den Gebieten des Innern in bezug auf die Gemeindeverfassung, die Provinzialordnung, des Rechts der Steuerbewilligung, der Zusammensetzung der Kammern und des Schulwesens mancherlei nur der Kreuzzeitungspartei zusagende Neuordnungen.

Ein Vorgang fällt in diese Zeit, der es grell zeigte, wie übel es die Kreuzzeitungsmänner nahmen, in bezug auf Anwendung des staatlichen Aufsichtsrechts mit dem „Volke“ auf eine Stufe gestellt zu werden.

F. von Hinkelbey, im Jahre 1850 zum preußischen Generalpolizeidirektor ernannt, gelangte durch Einführung äußerst zweckmäßiger Einrichtungen in der Hauptstadt zu verdientem Ansehen. Die heutige vorzügliche Feuerwehr Berlins hat er begründet, ebenso die dortigen Speiseanstalten für Ärmere. Der Straßenreinigung und der Armenpflege wendete er mit gutem Erfolge seine Thätigkeit zu. Er genoß die Gunst einer vom Minister des Innern unabhängigen Stellung und wußte geschickt in seiner Hand alle Fäden einer gut

organisierten Polizeizentralgewalt zusammenzuhalten. Die Beaufsichtigung durch die Wohlfahrtspolizei, mehr noch von ihr ausgehende Verwarnung ward aber gewissen Gesellschaftskreisen sehr unbequem. Zu ihnen zählten Landjunker, junge lebenslustige Offiziere, Mitglieder des Jockeiklubs und andre Zugehörige der ständischen Reaktion. Durch Handhabung der polizeilichen Gewalt fühlten die Herren sich in hohem Maße verletzt. Der Herr von Gerlach, der in der Kreuzzeitung für sie eintrat, rief dem Herrn von Hinkeldey zu, er habe sich nur um „Reinlichkeit" zu bekümmern. — Da aber der Herr von Hinkeldey in bezug auf Anwendung der Gesetze auch weiterhin keinen Unterschied zwischen Klubs, die aus Volksangehörigen, und solchen, die aus Adligen bestanden, machte, wurde er durch ihm zugefügte Beleidigungen zum Zweikampfe gedrängt, und er blieb auf dem Platze.

Dieser Vorfall führte eine große Aufregung in Berlin, ja im ganzen Lande herbei. Der Tod des wegen seiner Zugänglichkeit und lauteren Gesinnung gerade beim Volke von Berlin beliebten Mannes ward von vielen dem Übelwollen jener „kleinen, aber mächtigen Partei" zur Last gelegt.

Beziehungen nach außen.

Im Jahre 1853 hielt Kaiser Nikolaus von Rußland die Zeit für gekommen, seine Pläne in bezug auf das dem Verfall entgegengehende osmanische Reich wieder aufzunehmen. Statt aber, wie er gehofft, dabei an England einen willfährigen Bundesgenossen zu finden, sah der Zar sich sehr bald einer Koalition der sogenannten Westmächte, Frankreich und England (zu denen sich später Sardinien gesellte), zur Aufrechthaltung der alten Grenzen des osmanischen Reiches gegenüber.

Der Ende 1853 erklärte Krieg begann im Jahre 1854 und zog sich auch durch das ganze Jahr 1855 hin. Sowohl Rußland wie auch die Westmächte bewarben sich eifrigst um Preußens Beistand; Preußen blieb aber neutral, was schließlich hüben wie drüben Erbitterung erregte.

Am 30. März 1856 kam es zum Frieden, in welchem Rußland seinen Plänen auf die Türkei entsagen mußte. Frankreich dagegen ging mit einem bedeutenden Gewinn aus dem Kriege hervor: ihm hatte der Friede erneuten Waffenruhm und die erste Stelle unter den europäischen Großmächten eingetragen. Außer der halben Million Menschen, die geopfert worden waren, hatte — nicht gerechnet die Menge zerstörten Eigentums — der Krieg die ungeheure Last von 1800000000 Thalern an außerordentlichen Kriegsschulden verursacht. — Preußen waren solcherlei Einbußen erspart geblieben.

Nach geschlossenem Frieden tauchte eine neue Frage auf, die im Grunde nur eine Ehrenfrage war. Im Jahre 1848 hatte sich Neuenburg von Preußen losgesagt und mit der Schweiz vereinigt. Dem preußischen Königshause waren in den höheren Kreisen der Bevölkerung Anhänger verblieben, die sich nach Erneuerung des alten Verhältnisses zurücksehnten. Von diesen „Royalisten" geschürt, brach in der Nacht vom 2. zum 3. September 1856 ein Aufstand in der Stadt Neuenburg (Neufchâtel) zu gunsten Preußens aus; das Schloß ward von einer Schar von Preußenfreunden überrumpelt und die Mitglieder der in den Augen der konservativen (preußischen) Partei revolutionären, aber von der obersten Zentralgewalt der Schweiz gestützten und als gesetzlich oder wenigstens doch als faktisch bestehend anerkannten Regierung wurden verhaftet. Jedoch schon am zweiten Tage darauf wurden die Royalisten von Freischärlern aus den radikalen Teilen des Kantons und durch eidgenössische Truppen überwältigt. Die schweizerischen Truppen behandelten die Unterlegenen als Empörer und leiteten ein gerichtliches Verfahren gegen sie ein.

Preußen verlangte die augenblickliche Freilassung der Gefangenen, und es drohte im Weigerungsfalle mit Krieg. Auf beiden Seiten wurde gerüstet. Da — im Mai 1857 — kam auf vermittelnde Einwirkung Frankreichs ein Vergleich zustande.

Die gefangenen Royalisten wurden von der Schweiz bedingungslos freigegeben, der König von Preußen entsagte seinen Rechten auf Neuenburg und behielt nur den Fürstentitel von diesem Lande als eine historische Erinnerung bei, während er auf eine ihm angebotene Geldentschädigung verzichtete.

In dem Verhalten Preußens gegen die deutschen Staaten trat in jener Periode vornehmlich die Rücksicht auf die Handelsinteressen, insbesondere auf den Zollverein, in den Vordergrund. Bekanntlich hatte die von Preußen unter Schwierigkeiten und Opfern unermüdlich weitergeführte Zolleinigung 25 Millionen Deutsche hinsichtlich der Freiheit des Handels und Verkehrs zu einem Volke vereinigt.

Obwohl Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Mecklenburg und die Hansestädte sich immer noch von dem Zollvereine fern hielten, so sprach sich doch die hohe Bedeutung der Vereinigung in der wohlthätigsten Weise aus, indem Handel und Gewerbe in den Zollvereinsstaaten einen bisher ungekannten Aufschwung nahmen.

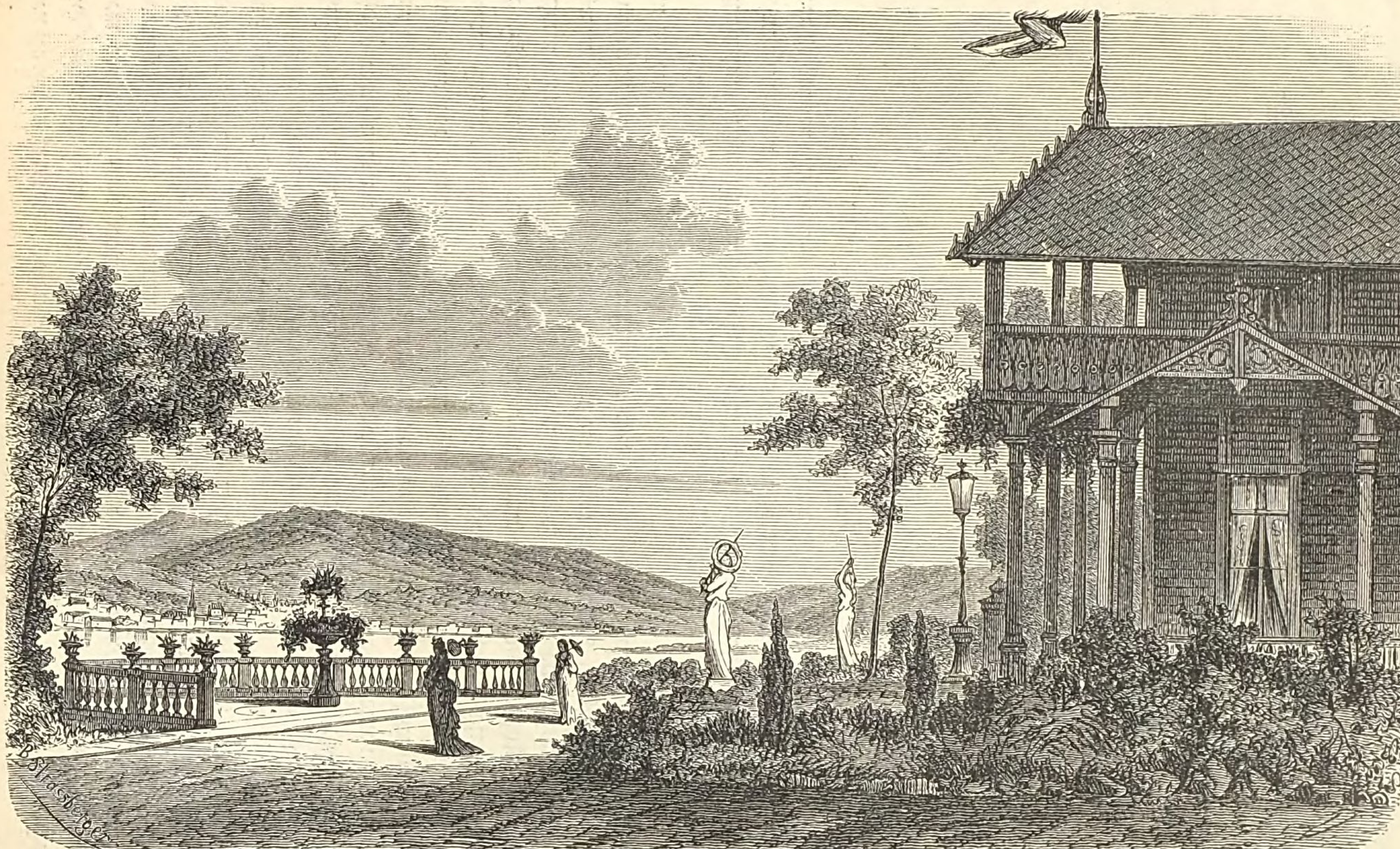
Österreich unternahm nun den Versuch, mit der Lockspeise eines großen Zollgebietes mit 70 Millionen Einwohnern eine Sprengung des Zollvereins, aus welchem der preußische Nebenbuhler so viel Kräftigung gezogen, einzuleiten. Der deutsche Handelsstand war aber nicht einen Augenblick unklar über die geringe Aussicht, die beim Zusammengehen mit Österreich sich ihm darbieten würde. Einem wohlbegründeten Andrängen konnten die Leiter der Politik an

den einzelnen deutschen Höfen um so weniger widerstehen, als inzwischen Preußen sich aufgerafft hatte und, die österreichischen Pläne durchkreuzend, plötzlich mit dem von ihm fertig gebrachten Anschluß einiger noch fehlenden kleineren norddeutschen Staaten hervortrat. Ganz unerwartet für Österreich erfolgte im Jahre 1851 der Anschluß von Hannover, Oldenburg und Schaumburg-Lippe an Preußen, wodurch sich dem ganzen Zollverein nicht nur die Nordsee öffnete, sondern auch das preußische Zollgebiet besser abgerundet wurde.

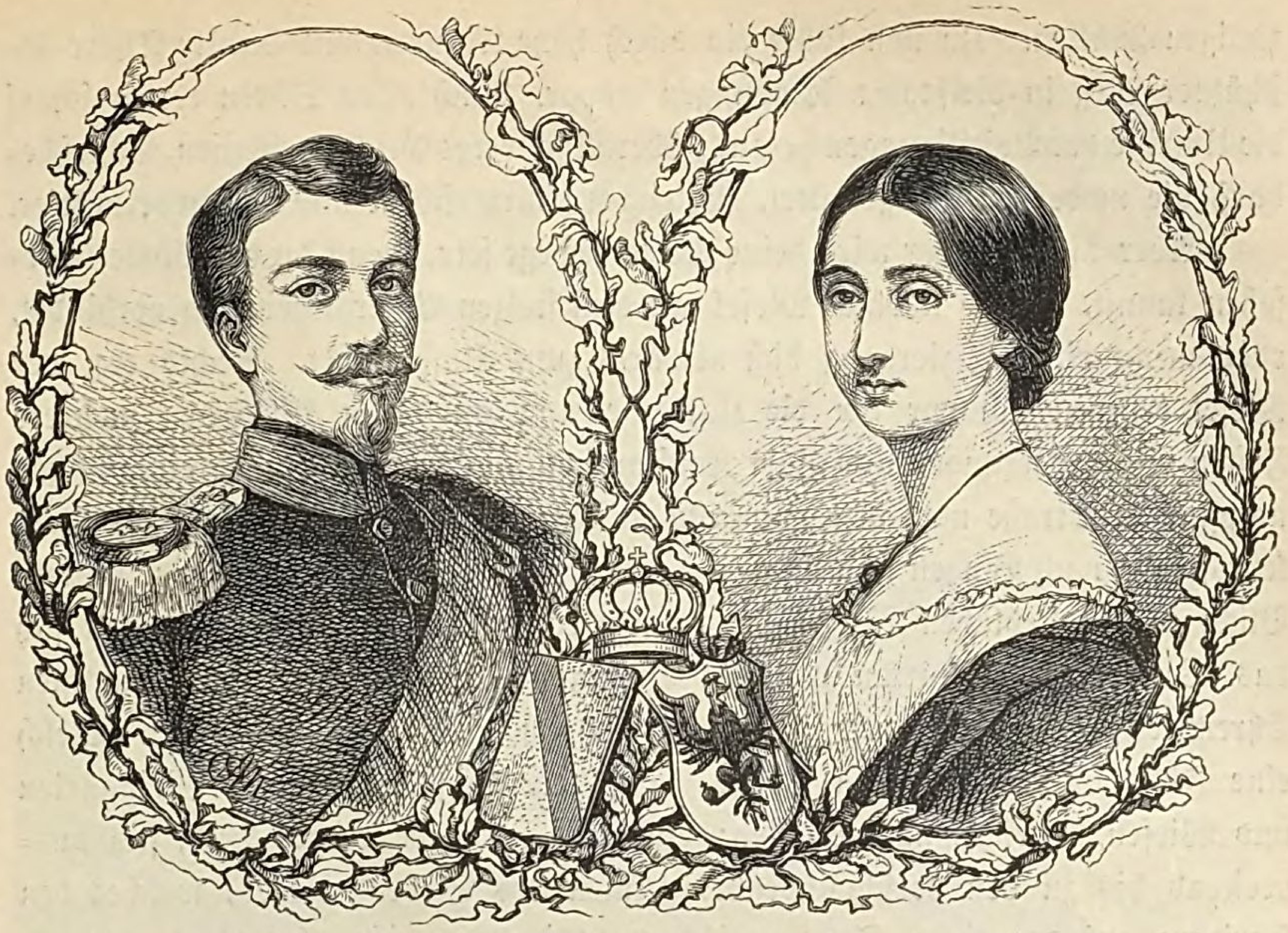
Die österreichischen Pläne waren vereitelt, und es gelang Preußen im Jahre 1853, als die zwölfjährige Periode wieder ablief, den Fortbestand des Zollvereins noch mehr zu sichern und zugleich mit Österreich einen für beide Teile überaus fördersamen Handelsvertrag zu schließen. Preußen blieb nach wie vor Haupt des Zollvereins. Im Bewußtsein der Bedeutung dieser seiner Stellung nahm es Bedacht darauf, die Verbesserung der wirtschaftlichen Beziehungen zu Frankreich einzuleiten. Es galt hierbei, die Zollsätze für den Verbrauch zu ermäßigen und der einheimischen Produktion ein weiteres Absatzgebiet zu eröffnen, wie auch dem überwiegenden Einfluß Englands auf den französischen Markt entgegenzutreten und sich letzteren nicht ganz verschließen zu lassen.

Eine Menge Schwierigkeiten ballten sich zusammen, so daß kein geringer Aufwand von politischer Weisheit dazu gehörte, einem so folgewichtigen Akt der wirtschaftlichen Notwendigkeit den Erfolg zu sichern. Dies zu erreichen, war der folgenden Regierung Preußens vorbehalten.





Blick auf den Rhein von der Trinkhalle aus



Friedrich, Regent von Baden und Prinzessin Luise von Preußen.

Koblenz und Babelsberg.



Ehren-, Freuden- und Leidenstage.

Glück und selige Freude empfindet derjenige, welcher an klaren Abenden, wenn die roten Gluten der Abendsonne die jenseitigen Höhen mit ihrem Golde überströmen, während sich auf das Flußthal und den durch dasselbe sich hinwindenden Strom, der hier und da noch von kleinen oder größeren Booten befahren wird, bereits der Schleier der Dämmerung zu senken beginnt, den Blick auf den stolz vorüberrauschenden Rhein weilen läßt. Kaum vermag er das Auge wegzuwenden von dem zauberischen Bilde.

Uns gegenüber hebt sich eindrucksvoll aus der Dämmerung ab der schroffe, steile Felsen des Ehrenbreitstein, der gekrönt ist von mächtigem Bollwerk mit

zackigen Wällen. Zu ihm führt ein durch hohe Mauern und dunkle Thore geschützter Weg in vielfachen Windungen empor. Nach allen Seiten treten scharf die Umrisse der Befestigungen heraus; überall schweres Geschütz, Waffen, Schießbedarf, die modernen Kriegsmittel, zugleich Kulturzerstörer und Kulturvermittler.

Aber nicht minder wird deine Seele bewegt sein, wenn du die Stelle übersehen kannst, wo die liebliche Mosel mit dem stolzen Vater Rhein sich verbindet, oder wenn ein Spaziergang dich abwärts zum Flusse führt. Rechts von der Mosel erheben sich vor dir die Kartause und an deren Abhängen mehrere Festen (Fort Alexander und Fort Konstantin), zwischen denen sich eine baumumpflanzte Straße nach dem Hunsrück aufwärts zieht, ehemals die große Verkehrsstraße nach Bingen und Mainz. — Reizende Wege laden dich ein, weitere Blicke in die lieblichen Flußthäler zu werfen. Noch herrlicher entwickelt sich das Panorama, wenn du von den Brüstungen der Mauern des mächtigen Ehrenbreitstein niederschaust in das vor dir sich erweiternde Rheinthal. Welch eine Fülle in der lachenden Ebene, längs der Hügelgelände, in Weingärten und Wiesen, Dörfern und Städten: ein glänzend farbenreiches Bild, sich ausbreitend bis zu den verschwindenden Linien des Siebengebirges, welches den Horizont auf der einen Seite umsäumt. Rings prangt alles Land wie ein Garten Gottes. Traun — du befindest dich an einem der schönsten Punkte des deutschen Vaterlandes.

Inmitten dieses Gottesgartens führte den Prinzen von Preußen das Geheiß des königlichen Bruders. Am 15. September 1849, wie wir wissen, zum Militärgouverneur der Rheinlande und Westfalens unter Beibehaltung des Oberbefehls über das preußische Okkupationskorps und die Truppen in Frankfurt a. M. ernannt, siedelte der Prinz mit seiner Familie nach dem ihm zum Stabsquartier bestimmten Koblenz über und nahm hier vom 17. März 1850 ab seinen bleibenden Aufenthalt.

Der Prinz durfte sich glücklich preisen, daß ihm ein Platz außerhalb des Dunstkreises des Parteigetriebes in der Landeshauptstadt angewiesen worden war. Die tonangebende Partei hätte sicherlich nicht vermocht, ihn umzuwandeln, wohl aber möchte sie ihm vielfache Belästigungen bereitet haben, hätte er zur Zeit ihrer Machtfülle an dem Orte ihres Treibens geweilt.

Das festlich geschmückte Dampfschiff „Königin Elisabeth" führte ihn und seine erlauchte Familie nach dem neuen Wohnsitz. Von dem Verdeck des Schiffes schauten die prinzlichen Kinder, der jetzige Kronprinz des Deutschen Reiches und die heutige Großherzogin von Baden, auf die freudig erregte Menge, während an der Landungsbrücke die Behörden zur Begrüßung der Erwarteten bereit standen. Die fürstlichen Eltern und ihre Kinder erwiderten huldvoll den Zuruf der Menge.

Noch mancher der an jenem Tage Anwesenden wird sich der damals zwölfjährigen Prinzessin Luise entsinnen, die, in ein schottisch karriertes Mäntelchen gehüllt, eine große Puppe fest umschlossen hielt, von welcher ihrer Begleitung sie sich selbst beim feierlichen Empfange nicht zu trennen vermochte. Dieser naivkindliche Zug blieb der zuschauenden Menge, welche sich an dem lieblichen Anblick sichtlich ergötzte, lange in Erinnerung.



Umgebung des Ruheplatzes „Vaterland".

Das Schloß zu Koblenz, der nunmehrige Wohnsitz des Prinzen und seiner Familie, zählt den anmutigsten Residenzen Deutschlands zu. Von den Fenstern des Schlosses aus schweift der Blick über das herrliche Landschaftsbild, das sich den Rhein entlang nach aufwärts und nach abwärts aufthut. Von der Höhe der Schloßkapelle blickt man ringsum auf schwellende Weinhügel und bewaldete Berggipfel, deren Abhänge mit altertümlichen Bauwerken und Burgruinen gekrönt sind. Freundlich am Flusse hingelagerte Ortschaften laden zu genußreichen Ausflügen ein.

Aber so verlockenden Anblick gegenwärtig die Ufer auch bieten, zur Zeit, als der Prinz von Preußen das Schloß bezog, vermochte man kaum vom Ufer aus den Weg nach der Stadt zu finden, da der holperige Leinpfad, auf dem

keuchende Schiffsgäule schwer beladene Fahrzeuge stromaufwärts schleppten, füglich nicht als Straße gelten konnte. Jetzt ziehen sich neben jenem selten noch in Gebrauch genommenen Pfade die prächtigen Rheinanlagen mit ihren Rotunden, Bildwerken, Monumenten, Hallen, Laubgängen hin, eine ganz reizende, von der Prinzessin von Preußen begonnene und von der Königin Augusta bis zum Jahre 1866 vollendete Schöpfung. Die hohe Frau zeigte sich in Ausführung dieser Werke als echte Tochter des kunst- und naturliebenden Elternpaares von Weimar.

Die „Rheinanlagen" zu Koblenz, ein Werk des Gartenkünstlers Lenné, nehmen unter den Sehenswürdigkeiten der anmutigen Residenz eine hervorragende Stelle ein. Von der Stadt aus sie betretend, erblickt man, sobald man die mit den Bildnissen Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I. geschmückte „Königshalle" unter der Eisenbahn durchschritten hat, zur Linken Rauchs Viktoria, rechts eine Panoplie: „Die Wacht am Rhein"; weiterhin links eine Gedenksäule zur Erinnerung an den Erbauer der Eisenbahnbrücke, rechts die Büste des 1817 in Koblenz verstorbenen patriotischen Sängers Max von Schenkendorf. Dahinter dehnt sich ein für Schulen bestimmter Kinderspielplatz mit Kegelbahn und allerhand Turn- und Spielgeräten aus. Eine Allee, deren Seitenweg am Flußufer mit einem Observatorium, einem Belvedere und mit Ruheplätzen versehen ist, führt bis zur städtischen Trinkhalle, einem Schweizerhäuschen, vor welchem während des Aufenthalts der Kaiserin in Koblenz Militärkonzerte stattfinden, zu denen die hohe Frau zu erscheinen und sich auf das leutseligste mit den ihr bekannten Persönlichkeiten aus allen Kreisen zu unterhalten pflegt.

Der Trinkhalle schließt sich ein Laubengang an, dann folgen Ruheplätze am Ufer des Rheins, ein zierlicher Tempel aus Eisenguß und hinter diesem ein Wasserturm mit Dampfmaschine zur Bewässerung der Anlagen, welche sich über eine halbe Wegstunde weit ausdehnen und eine von den Stadtbewohnern gern besuchte Promenade bilden. Der Insel Oberwerth gegenüber, an einem reizenden Aussichtspunkte, dem Lieblingsplatze der Prinzessin Luise, steht ein Obelisk mit Medaillons des Kronprinzen und seiner Schwester. — Jährlich werden die Anlagen rheinaufwärts auch jetzt noch fortgesetzt erweitert.

Die Herrschaften lebten fast bürgerlich anspruchslos in ihrer neuen Residenz. Ihre in allen Dingen beobachtete und immer angestrebte Einfachheit wurde bald sprichwörtlich und trug mit dazu bei, ihnen schnell die Herzen aller zu gewinnen. Der Prinz widmete sich ganz seinem militärischen Berufe, die Prinzessin der Erziehung der Tochter. Fritz, der einzige Sohn, begab sich bald auf die Hochschule nach Bonn, um dort den Studien obzuliegen. Junge Mädchen aus den angesehenen Familien der Stadt wurden als Gespielinnen der

jungen Tochter ins Schloß gerufen; eines derselben blieb dort täglich vom Morgen bis zum Abend und nahm an dem Unterricht teil, so daß es vollständig seine Ausbildung mit der Prinzessin genoß.



Ehrenschild, überreicht am Tage des 50jährigen Dienstjubiläums. (Zu S. 202.)

Der dem Könige Nächststehende war nicht mit der Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten einverstanden. Mit welchen Empfindungen mag der Prinz damals nach Koblenz zurückgekehrt sein! Paßte doch auf ihn in der damaligen Lage so ganz das Wort

„Keiner war wohl treuer, reiner,
Näher stand dem König keiner —
Doch dem Volke schlug sein Herz.“

Er hatte alles gethan, was in seinen Kräften stand, um die Schmach von Olmütz abzuwenden. Die Erniedrigung Preußens durch Manteuffel und Gesinnungsgenossen empfand er so bitter, daß der sonst so zurückhaltende Mann

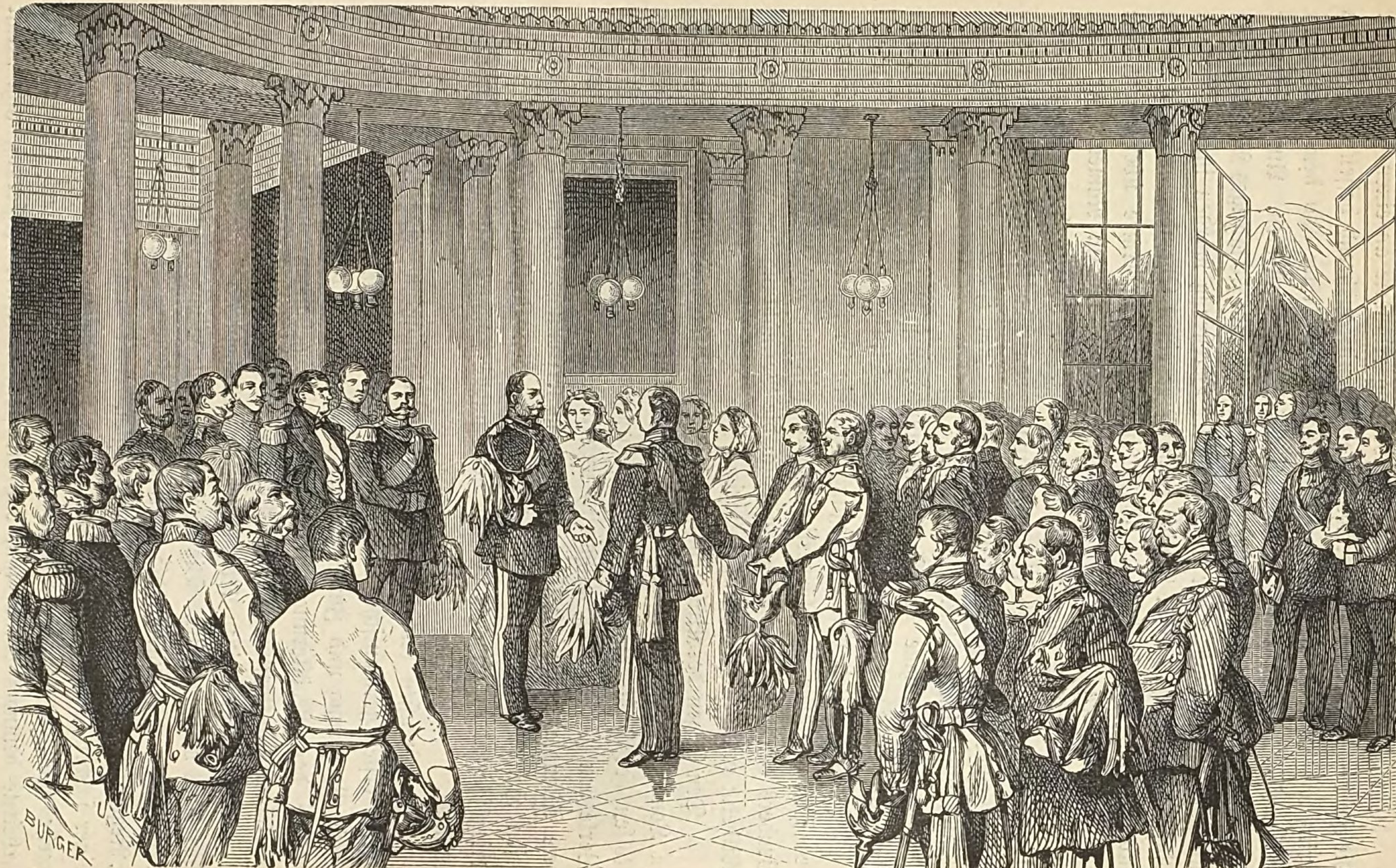
seinen Verdruß in Worten zum Ausdruck brachte. Von seiten des Königs war die unabänderliche Entscheidung gefallen und im Februar 1851 der königliche Befehl ergangen, die Armee wieder auf den Friedensfuß zu stellen.

Wie hatten sich jedoch binnen wenigen Jahren die Zustände zum Schlimmen gewendet, wie sich die Stimmungen am Hofe des Königs geändert! Die freiheitfeindliche Partei der Frömmler umlagerte ungescheut das Ohr des Monarchen und übte, wie wir wissen, bestimmenden Einfluß in den Kreisen, von denen die Regierung des Landes ausging. Des Prinzen Bemühungen, dem Übel zu wehren, waren vergebliche gewesen.

Am 11. Juni 1854 waren 25 Jahre vergangen, seit Prinz Wilhelm seiner Gemahlin zum ehelichen Bunde die Hand gereicht hatte. Dieser Gedenktag gab natürlich zu mancherlei Festlichkeiten und Huldigungen Anlaß. Die silberne Hochzeit wurde in Berlin gefeiert, und hier erschienen Abordnungen aus allen Teilen des Landes und überreichten dem Jubelpaare sinnige Gaben, so u. a. die Stadtverordneten Berlins eine silberne Votivtafel und eine Deputation der Rheinprovinz ein Album mit Aquarellen hervorragender Düsseldorfer Meister. — Es erfolgte die Beförderung des Prinzen zum Generaloberst der Infanterie mit dem Range eines Feldmarschalls sowie seine Ernennung zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz.


Ehrenhelm, dargebracht am 1. Januar 1857.

Den Höhepunkt im Familienleben des Prinzen bildete ein freudiges Ereignis, welches mit dem Geburtstag der Prinzessin Augusta im folgenden Jahre (1855) zusammenfiel. An diesem Tage fand die Verlobung der beiden Kinder des fürstlichen Paares statt, der Prinzessin Luise Marie Elisabeth mit dem Großherzog Friedrich Wilhelm Ludwig von Baden und des Prinzen Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl (heute dem deutschen Volke wert geworden als „unser Kronprinz") mit der Prinzessin Royal Viktoria Adelheid Marie Luise von Großbritannien und Irland. Am Verlobungstage begleitete der Prinz von Preußen den glücklichen Bräutigam auf die Parade, stellte ihm selbst das Offizierskorps vor und verkündete bei der Tafel das glückverheißende Ereignis. Die Vermählung der Prinzessin Luise mit dem Großherzog von Baden wurde schon am 20. September 1856 in Berlin vollzogen.



Am Tage des 50jährigen Dienstjubiläums des Prinzen von Preußen.

Ein andrer gleich erfreulicher Gedenktag erinnerte an einen längeren, im Dienste des Vaterlandes verbrachten Zeitabschnitt, während dessen Verlauf der Prinz von Preußen niemals aufgehört hatte, der Armee und dem preußischen Wehrwesen überhaupt eine segensreiche Fürsorge zu widmen. Am 1. Januar 1857 feierte der Prinz von Preußen in Berlin sein 50jähriges Militärdienstjubiläum. Weihegaben der Liebe und der Verehrung wurden ihm in reichem Maße dargebracht. Vom Könige empfing er einen Ehrendegen, dessen Gefäß und Beschlag von gediegenem Golde ist. Von der Armee überbrachte eine Deputation einen prachtvollen silbernen Ehrenschild. Im Namen „der alten Krieger" überreichte ihm Generalleutnant z. D. von Webern einen massiv silbernen Helm, während Generalleutnant von Malifzewski ihm um Annahme einer Summe von 20000 Thalern zum Zweck der Gründung einer „Jubiläumsstiftung" bat.

Mit Übernahme der Stellvertretung des schwer erkrankten königlichen Bruders (am 24. Oktober 1857) nahm das Stillleben am Rhein ein Ende.

In dieser Zeit voller Erregung trat ein Ereignis ein, das dem Schmerz des Prinzen über den körperlichen und geistigen Niedergang des königlichen Bruders ein Gegengewicht bot, nämlich die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Viktoria.

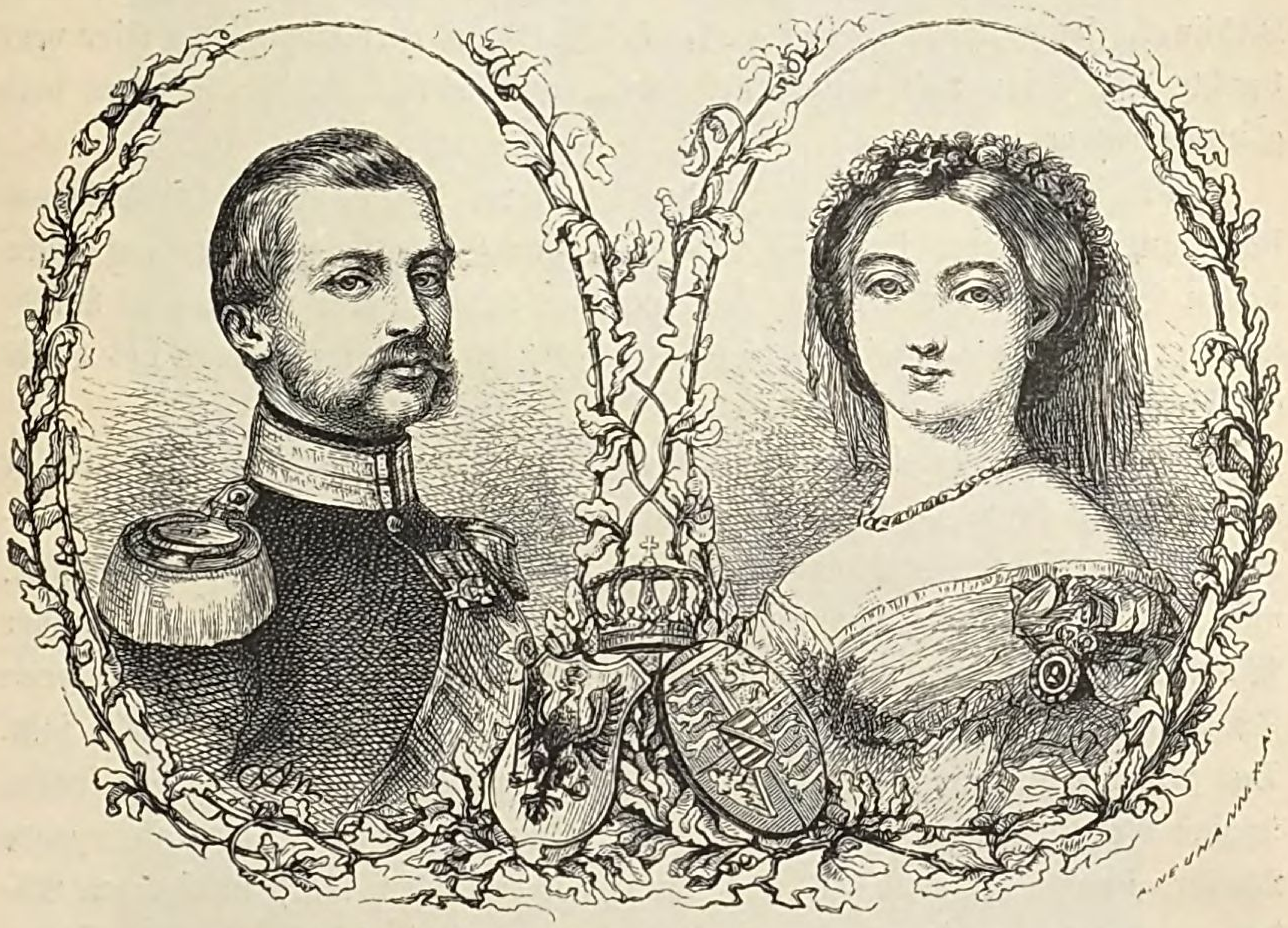
Den Segen der Kirche empfing das hohe Brautpaar am 25. Januar 1858 zu London. Das feierliche Geläute von allen Türmen der Riesenstadt, das Rollen der Freudensalven vom altersgrauen Tower und den Batterien der Werke von Portsmouth, Plymouth und den andern Regierungshäfen verkündete Altengland um 12 Uhr mittags das erfreuliche Ereignis; auf den zahllosen Handelsfahrzeugen der Themse, auf den Lustbooten, Dampfern und Kriegsschiffen in allen Seeplätzen des Landes flaggten festlich die aufgehißten Wimpel.

In Preußen erblickte man in dieser Vermählung eine Vereinigung der beiden ersten germanischen Nationen, und da das prinzliche Haus im Lande sich große Verehrung und Zuneigung erworben hatte, so offenbarte sich diese Teilnahme der Bevölkerung in vielfachen Kundgebungen gelegentlich des am 8. Februar stattgefundenen, feierlichen Einzugs des jungen Paares in Berlin.

Das Gehirnleiden König Friedrich Wilhelms IV. hatte sich inzwischen fortgesetzt verschlimmert. Die Verfassungsurkunde verordnete für den Fall, daß der König regierungsunfähig würde, die Einsetzung einer Regentschaft. Aber „Regentschaft" schließt die Selbständigkeit einer Regierung in sich, und vor einer solchen, ausgeübt von dem Prinzen, über dessen Sinnesweise kein Zweifel mehr obwalten konnte, empfand die Hofpartei ein geheimes Grauen. Sie arbeitete demnach darauf hin, daß die stellvertretende Regierung nicht „kraft

der Verfassung", sondern „durch den Willen des Königs", mittels Vollmacht geführt werde, und da der Prinz pietätvoll die Bestimmung des kranken Bruders ehrte, so wurde ihm in letzterer Form die Regierung für die Zeit von drei Monaten übergeben, was dann als weitere Folgerung ergab, daß weder in bezug auf die Minister, noch auf das System ein Wechsel eintreten durfte.

Es gelang, den Termin noch einmal bis zum Herbst 1858 zu verlängern, indem aus „wohlunterrichteten Kreisen" dem Lande versichert wurde, es sei auf baldige Genesung des Königs zu hoffen.



Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen und Viktoria, Prinzeß-Royal von England.

Nachdem bei Ablauf dieser Zeit die Ärzte die Krankheit des Monarchen für unheilbar erklärt hatten, mußte einem unhaltbaren Zustande ein Ende gemacht werden. Demgemäß wurde zwischen dem 7. und 9. Oktober die Berufung des Prinzen von Preußen zur Regentschaft urkundlich vollzogen.

Das Jahr 1859 brachte einen von der königlichen Familie und im Hause des Prinzen von Preußen schwer empfundenen Verlust, der auch die ganze wissenschaftliche Welt in Trauer versetzte. Alexander von Humboldt, der Nestor der Berliner wissenschaftlichen Welt, der Altmeister der Naturwissenschaften, starb am 6. Mai dieses Jahres.

Während der Krankheit Humboldts hatte es der Prinz an Beweisen der Teilnahme nicht fehlen lassen; noch wenige Tage vor dessen Ende stattete er

dem langjährigen Freunde des königlichen Hauses einen längeren Besuch ab, bei welchem er freundliche Worte des Trostes und Mitgefühls an ihn richtete. Auf die erhaltene Kunde von dem Ableben desselben eilte der Regent sogleich an das Sterbelager: die irdische Majestät brachte ihren Zoll einem Fürsten des Geistes dar, auf dessen bleiche Stirn die unsichtbare Krone der Unsterblichkeit, die Glorie der Wissenschaft sich herniedergelassen hatte.

In Zeiten schmerzlicher Erregung pflegte der Prinz sich nach seinem Lieblingsaufenthaltsort Babelsberg bei Potsdam zurückzuziehen. Hier verbrachte der Prinz und verlebt der Kaiser am liebsten die ihm so selten vergönnten ruhigeren Tage.

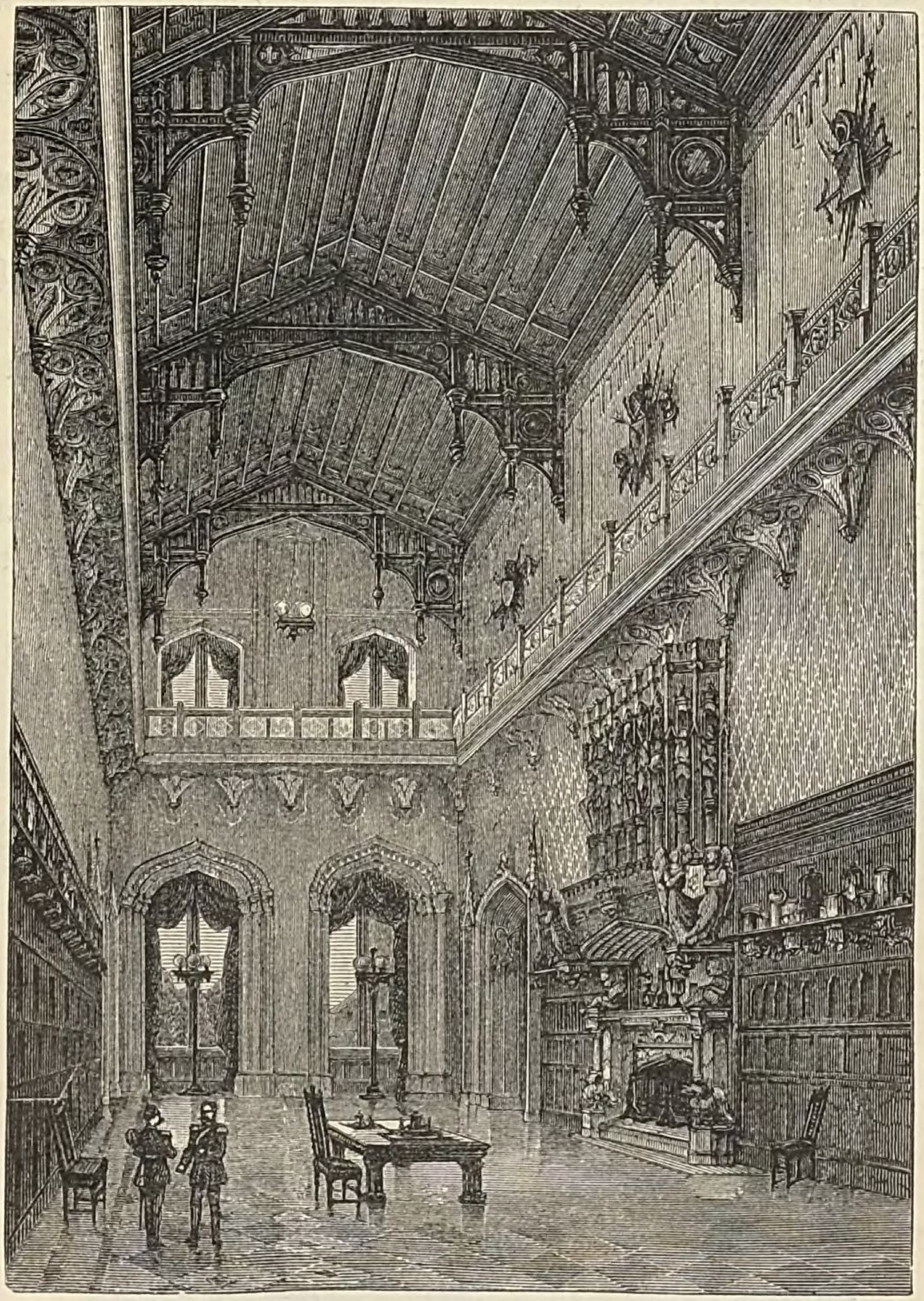
Wer in früheren Jahren auf der Plattform des Bahnhofs bei Potsdam stand und die Havel stromauf schaute, dessen Blicke fielen rechts auf einen kahlen Sandberg, der öde und leer nur eine vereinsamte, ruinenhafte Windmühle trug. Dieser trostlose dünenartige Hügel lebte im Munde des Volks als Babertsberg oder Babelsberg.

Steht derselbe Beschauer jetzt wieder auf dem gleichen Flecke, so traut er seinen Augen kaum — denn von Grund aus ist die Gegend umgeschaffen. — Statt der wüsten Sanddüne erhebt sich malerisch eine waldbedeckte Anhöhe, und von deren Spitze schaut statt jener armseligen Windmühle ein runder Wartturm mit Zinnen wie ein mittelalterlicher Luginsfeld hinab in das weite Thal, welches Potsdam mit seiner wunderlieblichen Umgebung in sich faßt. Das Auge weilt mit Behagen auf dieser romantischen Anhöhe, die, in frische, üppige Belaubung gehüllt, hier Türme, Zinnen, Schlösser, dort springende Wasser, üppige Rasenflächen und Buschwerk erblicken läßt, und deren Abdachung sich bis zu dem lachenden Ufer der Havel hinabsenkt. — Das ist der heutige Babelsberg.

Ein gewölbter Gang führt den Besucher in das Innere des Schlosses. Dasselbe entspricht in seinem Schmuck und in seinen Hausgeräten dem äußeren Stile des Gebäudes. Aus der unteren Halle mit dem großen Kamin führt eine Treppe zu den Gemächern der Kaiserin und zu den großen Repräsentationsräumen. Den Hauptschmuck des Innern bildet der Speisesaal mit feingeschnitzter Wandtäfelung, einem kunstreichen Marmorkamin und zahlreichen Bildwerken, darunter die Statuen der zwölf Kurfürsten von Brandenburg. — Wir steigen nun eine Treppe höher hinan. Hier befinden sich die Gemächer des Kaisers, wo nur Einfachheit herrscht; den Bildern, Büchern, Karten, Plänen, Paketen und allen Gerätschaften hat er ihren Platz angewiesen; niemand darf hier Veränderungen vornehmen. Trauliche Behaglichkeit, Ruhe, Friede und

Wohlwollen spricht aus allem; unwillkürlich sagt sich der Beschauer: hier liegt das Leben des Kaisers wie ein aufgeschlagenes Buch vor dir.

Daselbst finden sich weniger zahlreiche Gegenstände von besonders auffälligem Kunstwert, als vielmehr liebgewonnene Kleinigkeiten, deren Anblick in der Seele des Besitzers freudige, wohl auch traurige Erinnerungen wachruft.



Der Speisesaal im Schlosse von Babelsberg.

Das scheinbar Unbedeutendste hat seine Geschichte; Geschenke, Zeichen der Verehrung von nah und fern, Bildnisse naher Verwandten und sonstiger ihm nahestehender Persönlichkeiten, Arbeiten seiner edlen Mutter, seiner Gemahlin und seiner Kinder — — das alles bildet im bunten Durcheinander neben Gegenständen des täglichen Gebrauchs den Inhalt des Gemachs. In dem daneben

liegenden Schlafkabinett ist ebenfalls nicht viel von Schmuck die Rede — es ist schlicht und einfach wie der Mann, der dort seine Ruhe hält von des Tages Lasten und Mühen; um das einfache Feldbett hängen bunte Kattungardinen.

Die militärische Straffheit und Pünktlichkeit, welche der Kaiser im öffentlichen Leben zeigt, trägt er auch in die Idylle von Babelsberg hinein. Die Hausordnung ist hier so streng geregelt wie auswärts, mag es sich um Privatvorkommnisse oder um Staatsgeschäfte handeln.

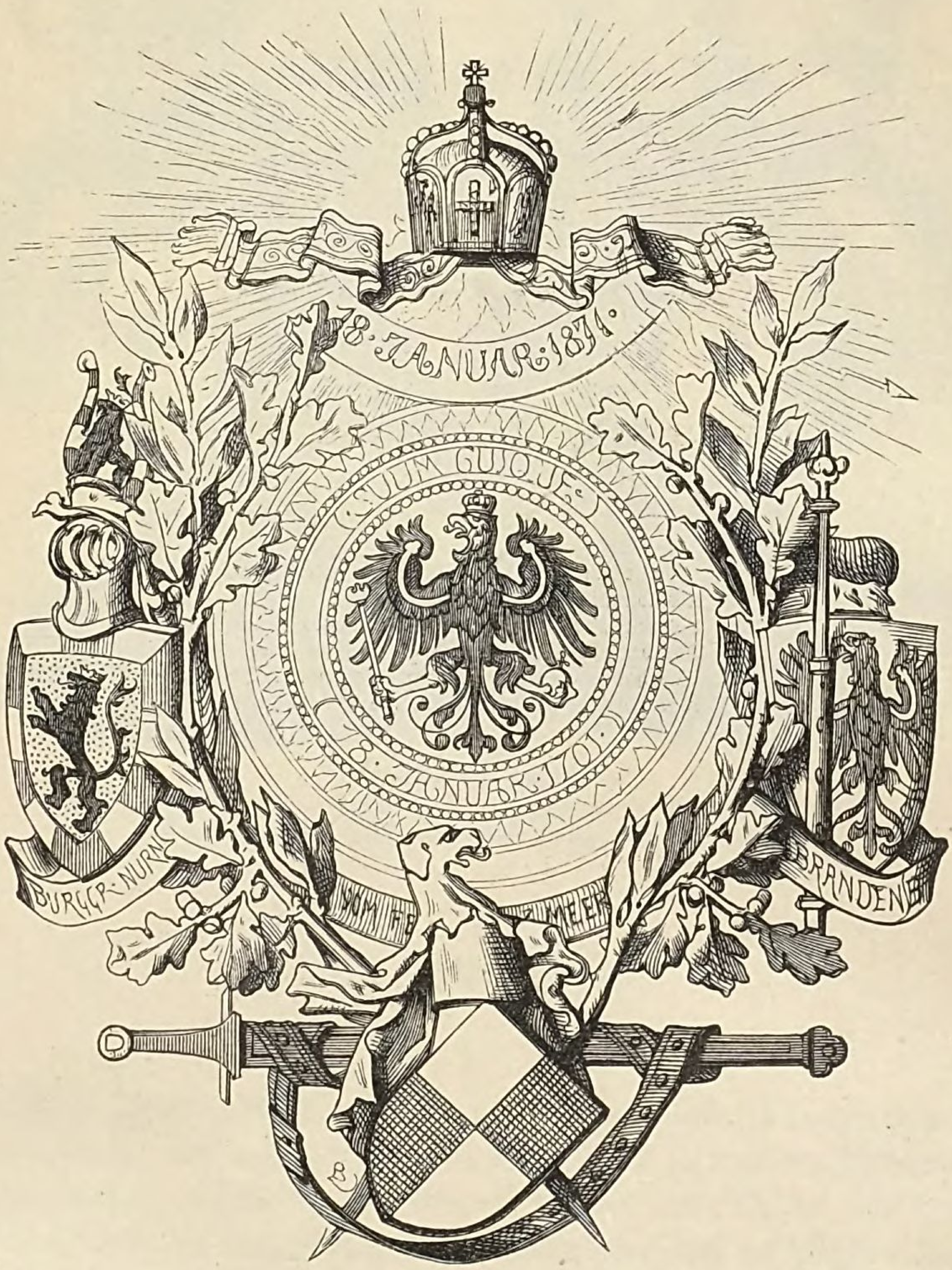
In später Nachmittagsstunde pflegt der Kaiser gewöhnlich einen Spaziergang zu machen. Allgemach senkt sich der Abend auf Baumgruppen, Rasen und Blumenbeete, leiser Nachtwind spielt in den Wipfeln der Bäume, und über der weiten Wasserfläche der Havel schweben graue Nebel auf und nieder. Der Spaziergang ist beendet, und um die trauliche Flamme sammelt sich zu heiterer Unterhaltung der Familienkreis. Aber nicht allzulange nimmt der Hausherr daran teil — er zieht sich zurück in sein Arbeitszimmer, und bis spät in die Nacht hinein leuchtet die einsame Lampe durch das Fenster. Endlich erlischt auch sie, Friede und Ruhe senken sich auf Babelsberg hernieder. —

Von Potsdam aus wurde Preußen aufgebaut, von Sanssouci aus das preußische Heldentum verklärt — von Babelsberg aus entfaltete das wiedererstandene Deutsche Reich seine Schwingen. —



Der Besitzer von Babelsberg. Im Hintergrunde der Kronprinzenbau.

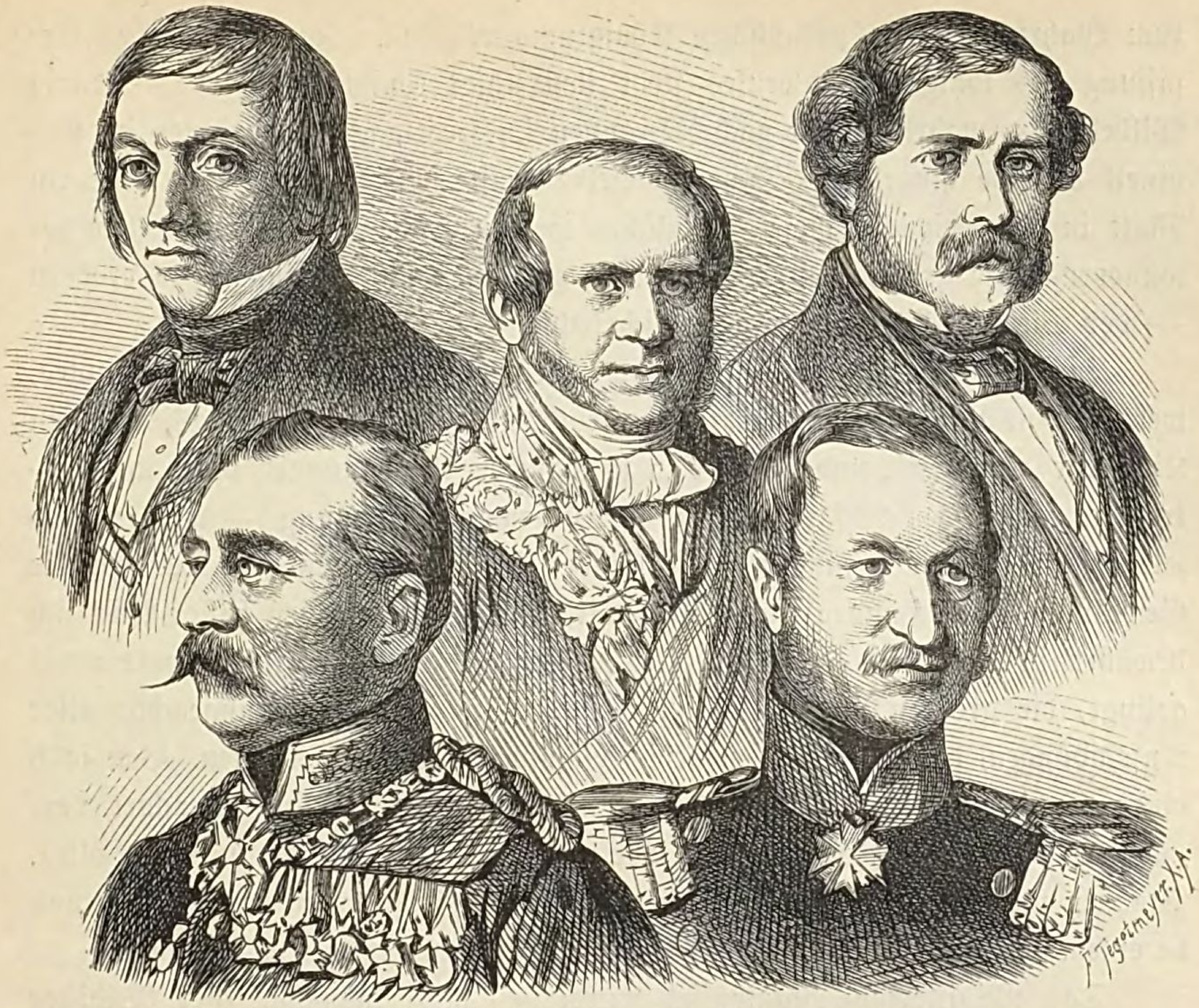
Zweite Abteilung.



Regent, König, Kaiser.

„Von jenem Tag, da er aufs Schlachtroß stieg,
Als königliches Urbild des Soldaten,
Bis heut', wo er nach all' des Ruhmes Saaten
Das deutsche Heer geführt von Sieg zu Sieg —
Was hat er *nicht* gethan, was er gesollt?
Was sollt' er *anders* thun, als er's gethan?"

O. von Redwitz.



Die Minister der neuen Ära.
M. A. von Bethmann-Hollweg. E. R. von Patow. A. G. A. von Schleinitz.
Anton, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen. E. von Bonin.

Die neue Ära.

Wenn sich das Lebensbild unsres Kaisers nur auf Grund einiger Kenntnis der Entwickelung des preußisch-deutschen Staates bis zu Friedrich Wilhelm IV. aufrichten ließ, so erhält die neue Ära, in die wir nun eintreten, und die ihr folgende Periode der äußersten Kraftentfaltung, aber auch der höchsten Ehrenfülle Preußens Licht und Farbe durch das Auftreten und die äußere Erscheinung eines einzigen, und zwar eines schlicht-deutschen Mannes. Immer klarer und eindrucksvoller tritt von da ab Wollen, Charakter und Sinnesart des nunmehrigen Trägers der preußischen Macht in den Vordergrund der Ereignisse, und das greise Staatsoberhaupt gewinnt die Herzen, die Herzen von Millionen. — Wenn Friedrich der Große sagte: „Ein König von Preußen darf nicht schlafen", so hat er damit den Geist unbeugsamer Pflichtforderung

zum Wahrzeichen des preußischen Königtums erhoben. In dieser hohen Erfassung des königlichen Berufes steht ihm unser königlicher Herr — König Wilhelm — wahrlich nicht nach. Draußen im Heerlager wie drinnen im Kabinett dieselbe hingebende Treue, dieselbe ernste Pflichterfüllung. Aber ein Blatt in der Geschichte dieses königlichen Helden erscheint immer vor allem bewundernswert; groß ist es, Schlachten zu gewinnen und Festungen zu erobern — der Siege größter ist der über sich selbst.

Dieser Sieg ist es, welcher die Weisheit unsres Staatsoberhauptes, welcher seine Regententugenden immer leuchtender erkennen läßt. Wiewohl ein Kind der alten Zeit und mit ihr in so manchen Anschauungen verwachsen — trägt er willig den Anforderungen der Gegenwart Rechnung — williger und selbstloser als manch jüngerer mit minder frischem Herzen. — Seitdem die Gewalt in seinen Händen liegt, sehen wir, wie des Monarchen heller Blick sich bewährt in der Wahl der tüchtigsten Räte, wie es seiner Menschenkenntnis gelingt, die größten Geister an seine Person zu fesseln und, ungeachtet aller Anfeindungen, deren Leistungen dem Gesamtvaterlande zu erhalten. Von solch einem Gebieter gestützt und angespornt und von seiner Einsicht erleuchtet, vermochten des Kaisers Getreue, im Wetteifer mit den Besten unsres Volkes, Preußen und Deutschland zur höchsten Stufe der Größe empor zu geleiten und in einem Jahrzehnt die Riesenarbeit eines Jahrhunderts zu vollbringen.

Das Ministerium Manteuffel wurde — mit Ausnahme der Minister von der Heydt und Simon — entlassen. Das neue Ministerium trug einen bedeutungsvollen Namen an der Spitze. Der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen vereinigte mit dem Ansehen eines Prinzen, welchen der Regent als „freundlich lieben Vetter“ anredete, das in den Augen des Volkes vielsagende Verdienst, zum Heile des Gesamtvaterlandes seiner Souveränität entsagt zu haben. Unter dem Fürsten glänzten den übrigen Genossen weit voran der treffliche Rudolf von Auerswald; neben ihm galten von Bethmann-Hollweg, von Schleinitz, von Bonin, Graf Pückler für verfassungstreue Männer der politisch gemäßigten Richtung.

Am 8. November führte der Regent seinen Sohn in die erste Ministersitzung und hielt bei dieser Gelegenheit eine außerordentlich gewichtige Ansprache. Nachdem er angedeutet hatte, daß er mit verschiedenen ministeriellen Maßnahmen der letzten Zeit nicht einverstanden gewesen sei, ließ er sich u. a. folgendermaßen aus:

„Wenn ich mich jetzt entschließen konnte, einen Wechsel in den Räten der Krone eintreten zu lassen, so geschah es, weil ich bei allen von mir Erwählten dieselbe Ansicht traf, welche die meinige ist: daß nämlich von einem Bruche mit der Vergangenheit nun und nimmermehr die Rede sein solle. Es soll nur die

sorgliche und bessernde Hand angelegt werden, wo sich Willkürliches oder gegen die Bedürfnisse der Zeit Laufendes zeigt.

„Unsre Aufgabe wird in dieser Beziehung keine leichte sein, denn im öffentlichen Leben zeigt sich seit kurzem eine Bewegung, die, wenn sie teilweise erklärlich ist, doch anderseits bereits Spuren von absichtlich überspannten Ideen zeigt, denen durch unser ebenso besonnenes als gesetzliches und selbst energisches Handeln entgegengetreten werden muß. Versprochenes muß man treu halten, ohne sich der bessernden Hand dabei zu entschlagen.

„Die Justiz hat sich in Preußen immer Achtung zu erhalten gewußt. Aber wir werden bemüht sein müssen, bei den veränderten Prinzipien der Rechtspflege das Gefühl der Wahrheit und der Billigkeit in alle Klassen der Bevölkerung eindringen zu lassen, damit Gerechtigkeit auch durch Geschworene wirklich gehandhabt werden kann.

„In der evangelischen Kirche, wir können es nicht leugnen, ist eine Orthodoxie eingekehrt, die mit ihrer Grundanschauung nicht verträglich ist, und die sofort in ihrem Gefolge Heuchler hat. Diese Orthodoxie ist dem segensreichen Wirken der Evangelischen Union hinderlich in den Weg getreten, und wir sind nahe daran gewesen, sie zerfallen zu sehen. Die Aufrechterhaltung derselben und ihre Weiterförderung ist mein fester Wille und Entschluß, unter billiger Berücksichtigung des konfessionellen Standpunktes, wie dies die dahin einschlagenden Dekrete vorschreiben. Um diese Aufgabe lösen zu können, müssen die Organe zu deren Durchführung sorgfältig gewählt und teilweise gewechselt werden. Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven, wo es nur möglich ist. Die wahre Religiosität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen; dies ist immer ins Auge zu fassen und von äußerem Gebaren und Schaustellungen zu unterscheiden. Nichtsdestoweniger hoffe ich, daß, je höher man im Staate steht, man auch das Beispiel des Kirchenbesuchs geben wird. — Der katholischen Kirche sind ihre Rechte verfassungsmäßig festgestellt. Übergriffe über diese hinaus sind nicht zu dulden.

„Die Armee hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft; ihre Vernachlässigung hat eine Katastrophe über sie und dadurch über den Staat gebracht, die glorreich verwischt worden ist durch zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege des Befreiungskrieges bezeichneten. Eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegsepisoden haben uns indes jetzt aufmerksam gemacht, daß manches, was sich nicht bewährt hat, zu Änderungen Veranlassung geben wird. Dazu gehören ruhige politische Zustände und — Geld, und es wäre ein schwer zu bestrafender Fehler, wollte man mit einer w o h l f e i l e n H e e r e s v e r f a s s u n g p r a n g e n, die deshalb im M o m e n t e der

Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können.

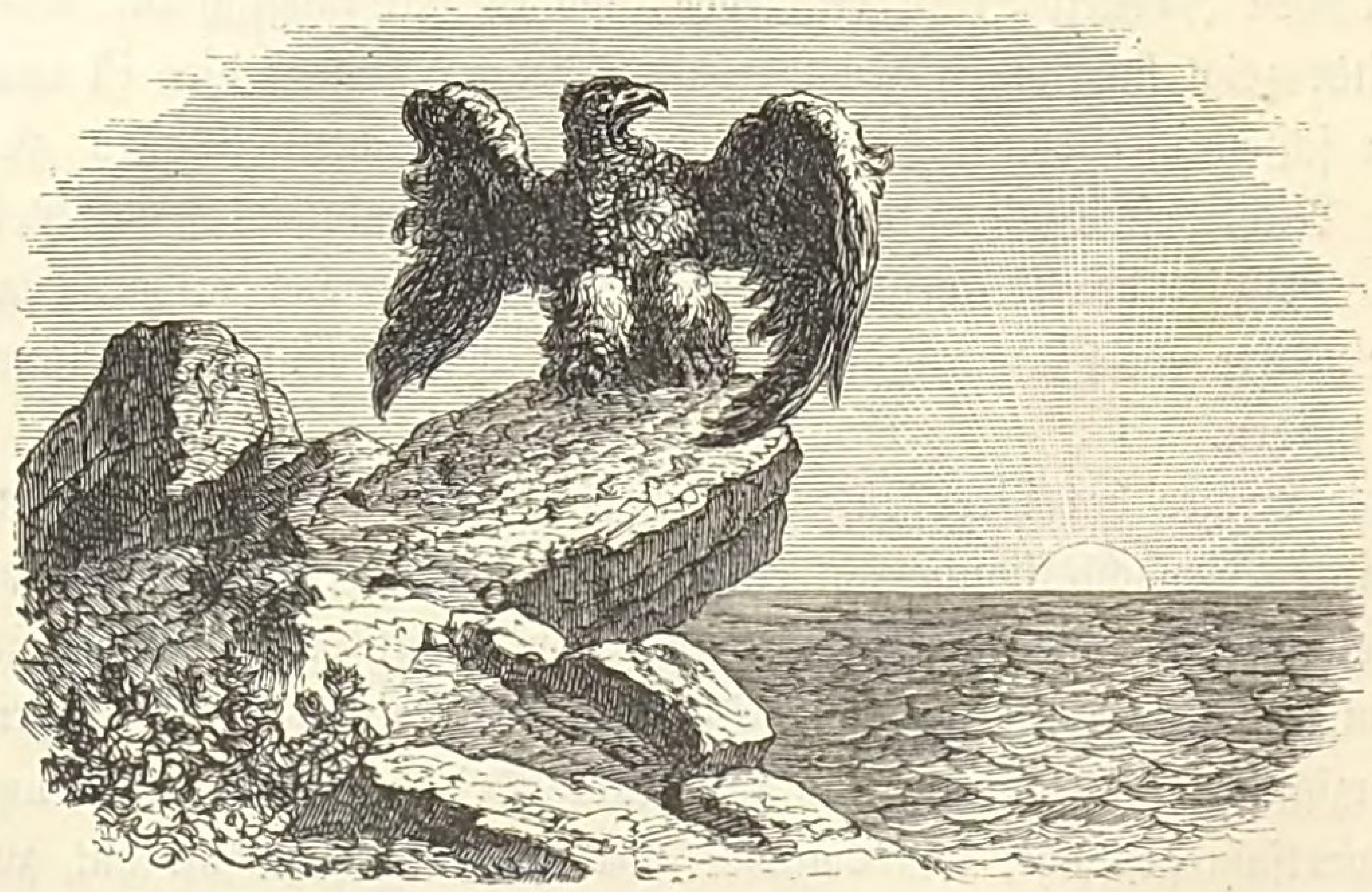
„In Deutschland muß Preußen moralische Eroberungen machen, durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungselementen, wie der Zollverband es ist, der indes einer Reform wird unterworfen werden müssen. — Die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist."

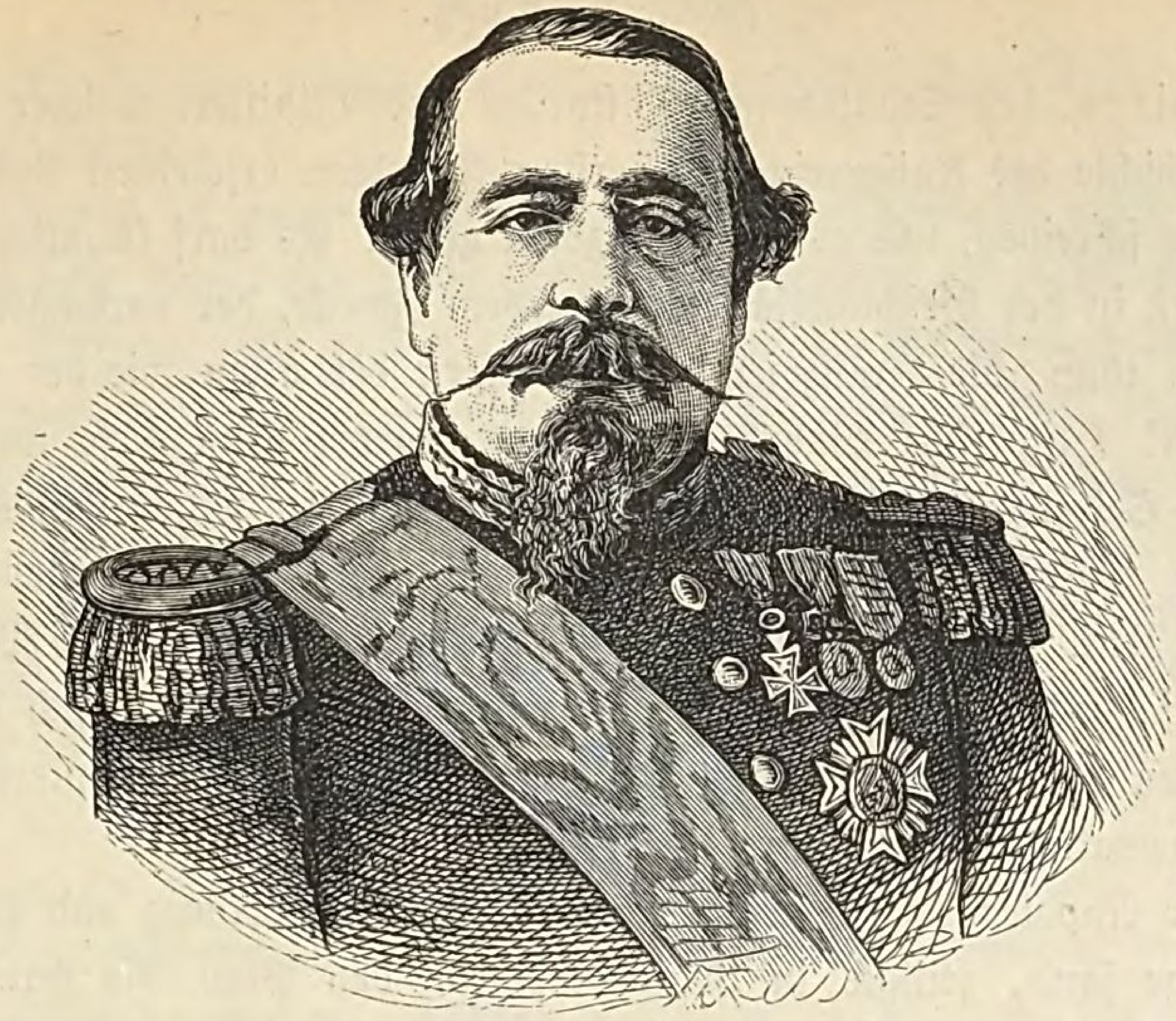
Das preußische Volk erwartete unter der neuen Regierung einen maßvollen Fortschritt und begrüßte diesen Zustand als den einer „neuen Ära", ja im Volksmunde ward dieser Name zur Bezeichnung für jene Zeitperiode allgemein üblich. Mannigfache Kundgebungen bestätigen den tiefen Eindruck, welchen diese Umkehr zum Bessern auf die Stimmung jener Tage gemacht. Es liegt von damals ein prophetisches Wort Geibels vor, welches also lautet:

„Einst geschieht's, da wird die Schmach
Seines Volks der Herr zerbrechen;
Der auf Leipzigs Feldern sprach,
Wird im Donner wieder sprechen.

Schlage, schlage dann empor,
Läut'rungsglut des Weltenbrandes!
Steig' als Phönix d'raus hervor,
Kaiseraar des deutschen Landes!"

Den Bannerträgern der Feudalen versagte für den Augenblick der Atem infolge der Kundgebungen des Programms. Sie hüllten sich in Schweigen, hoffend, daß ihre Zeit doch wieder kommen werde.





Napoleon III.

Revision der Landkarte von Europa.

Die Entwickelung des europäischen Staatssystems war an einen Wendepunkt gekommen. Wir haben über den dritten Napoleon, der in den fünfziger Jahren immer bemerkbarer in den Vordergrund der Geschichte trat, einiges nachzuholen. Schon vor der Vertreibung Louis Philipps hatte der „Erbe Napoleons I.“ zu verschiedenen Malen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken gewußt. Er und sein älterer Bruder schlossen sich einer im Kirchenstaate ausgebrochenen revolutionären Bewegung an, die den Zweck verfolgte, die päpstliche Regierung zu stürzen. Der ältere Bruder, Louis, erkrankte und starb, der jüngere nahm den Vornamen jenes an und nannte sich nicht mehr — wie er bis dahin geheißen — Ludwig, sondern Louis Napoleon. Das Unternehmen der Aufständischen schlug fehl, und mit Not entkam der Napoleonide. Aufsehen erregte das von ihm veröffentlichte Programm: „Les Idées Napoléoniennes“. Dasselbe beginnt mit der Erklärung, daß alles, was in Europa groß, fruchtbar, zukunftsreich sei, von dem ersten Napoleon herrühre; was dieser angebahnt habe, müsse von seinem Erben und Nachfolger der Vollendung zugeführt werden.

Nach seiner Beteiligung an dem verunglückten Aufstandsversuche im Kirchenstaate knüpfte Louis Napoleon im geheimen Verbindungen in Frankreich an. Damals wirkte in Paris ein Mann unabsichtlich in trefflicher Weise für ihn:

Adolf Thiers, der Staatsmann, Historiker und Minister, welcher eine glänzende Geschichte des Kaiserreichs des ersten Napoleon erscheinen ließ. Er verstand so zu schreiben, wie es den Franzosen gefiel. Es darf kühnlich behauptet werden, daß in der Geschichtsfälschung zu dem Zwecke, der nationalen Eitelkeit Genüge zu thun, die Franzosen allen Völkern der alten wie der neuen Zeit voranstehen! Historische Wahrheit! — wer begehrt denn diese im klassischen Lande der Selbstverherrlichung? Ein Schriftsteller, der seinen Landsleuten mit historischer Wahrheit aufwartet, treibt sein „unpatriotisches Gebaren" nur ganz kurze Zeit. Napoleon an der Spitze der großen Nation, die Welt beherrschend — ja das war ein Stoff für die Franzosen! Da ließen sich die „heroischen Thaten der großen Nation" prächtig aufputzen und gruppieren um das Bild des gewaltigen Imperators!

Jener Napoleonkultus, welcher unter dem Bürgerkönig und durch diesen seine Pflege fand, zeitigte in Louis Napoleon den Plan, die Hand nach der Krone Frankreichs auszustrecken. Es kam zum Straßburger Putsch (1836); der Urheber desselben wurde gefänglich eingezogen, bald aber auf sein demütiges Ansuchen von Louis Philipp freigelassen und mit Reisegeld zur Überfahrt nach Amerika versehen. Er hatte gelobt, Frankreich nicht wieder zu beunruhigen. Aber er hielt nicht Wort. Vielmehr führte er nicht lang danach (1840) das lächerliche Attentat von Boulogne aus, bei welchem einem durch Speck geköderten Adler die Hauptrolle zuerteilt worden war. Wieder ergriffen, mußte Louis Napoleon sich vor den Schranken des Staatsgerichtshofs verantworten, was ihm Gelegenheit bot, Frankreich zu verblüffen. „Ich vertrete", sagte er zu seinen Richtern, „ein Prinzip, eine Institution und eine Niederlage — die Volkssouveränität, das Kaiserreich, Waterloo. Das Prinzip erkennen Sie an, dem Kaiserreich haben Sie gedient, Waterloo wollen Sie rächen. Zwischen mir und Ihnen sehe ich keinen Unterschied." Als er, verurteilt, in das Gefängnis zu Ham eintrat, prahlte er: „Den Ort will ich nicht verlassen; ich bin hier an meinem Platze; meinem Namen ziemt entweder die Nacht des Kerkers oder das Licht des Thrones." — Im Mai 1846 entfloh er in der Kleidung eines Maurergesellen.

Kaum zwei Jahre darauf vertrieben die Pariser den König Louis Philipp, und alsbald erschien Louis Napoleon in der Hauptstadt. „Er hege den einzigen Ehrgeiz", erklärte er, „seinem Vaterlande zu dienen." Als man ihm zu erkennen gab, daß man seine Mithilfe nicht begehre, kehrte er nach England zurück, um eine günstigere Zeit abzuwarten.

Diese Zeit kam bald. Unter der üblen Wirtschaft, wie sie in Paris während der Regierung des börsenkundigen Louis Philipp möglich geworden, und bei welcher mancher seiner Minister, gemäß dem königlichen Vorbilde, sein

Schäfchen ins Trockne bringen konnte, waren heillose sozialistische Lehren in Umlauf gekommen.

Wie konnte es anders sein? Wohlleben, Gelderwerb durch müheloses Treiben mittels Spiel und Trug waren zum Kultus der gebildeten Stände geworden. Dadurch hatte in den unteren Klassen das Gelüst nach den Freuden der Welt weitere Nahrung empfangen und die Arbeitsunlust allerorten gefördert. Sofort rührten sich eine Menge Federn, die den „Elenden" ihre Not vormalten. Das Volk wurde nicht allein erfüllt mit Gier nach Genüssen und mit Neigung zum Müßigang, sondern auch mit Haß und Neid gegen Bessergestellte. Cabet und andre zauberten den Unzufriedenen eine Welt vor, in welcher der Einzelne Eigentum nicht besitzen dürfe, sondern nur der Staat, der die Arbeit und den Genuß gleichmäßig zu verteilen habe. Das Ende der Bewegung war ein fürchterlicher Aufstand der Arbeiter in Paris. Der wohlmeinende General Cavaignac ward von der Nationalversammlung zum Diktator ernannt; es kam zu dem mörderischen viertägigen Junikampfe, der 10000 Arbeitern und Soldaten das Leben kostete und mit dem Siege der Truppen endete.

Als Louis Napoleon in London las, daß es dem General Cavaignac gelungen, den Aufstand niederzuwerfen, sagte er: „Der säubert mir den Weg!" — Er rechnete darauf, daß ihn die unterlegene Partei nun schon aus Haß gegen Cavaignac und gegen die Regierung in die Nationalversammlung wählen würde. So geschah es; er wurde sogar von vier Wahlbezirken gewählt. Nun erschien er unter seinen Kollegen, und um das Mißtrauen der Abgeordneten gegen sich zu beschwichtigen, versicherte er: „Mein Name ist das Symbol der Ordnung, der Vaterlandsliebe, des Ruhmes; er wird nimmermehr die Wirren der Heimat vermehren helfen!" — Hierdurch gelang es ihm, die Mehrheit zu verwirren — der Weg zum Präsidentenstuhle war für ihn geebnet.

Die ehrlichen Republikaner hatten den gewissenhaften und tapferen Cavaignac als Kandidaten aufgestellt. Aber diesen Mann haßten die Sozialisten und Kommunisten tödlich, daher erklärten sie sich lieber für den von den Bonapartisten aufgestellten Louis Napoleon. Und die Männer des Lilienbanners, die Legitimisten, meinten, Cavaignac zur Gewalt gelangen lassen, würde heißen, die Republik befestigen helfen; auch sie stimmten für den Gegenkandidaten, der sich, wie sie meinten, später leicht würde beseitigen lassen. — Ähnlich dachten und thaten die Orleanisten, und Louis Napoleon ward am 10. Dezember mit mehr als $6^1/_2$ Millionen Stimmen gegen den bewährten Cavaignac, der nur $1^1/_2$ Millionen Stimmen erhielt, auf den Präsidentenstuhl berufen. Den Ausschlag hatte die Geistlichkeit gegeben.

Diese war für Louis Napoleon eingetreten, trotzdem er sich an dem Kampfe gegen die weltliche Macht des Papstes beteiligt hatte. Dies erschien vielen

rätselhaft. Bald jedoch gewann man Aufschluß darüber, auf welches geheime Versprechen hin der Priesterschaft vom Papste Weisung zugegangen war, die Wahl Louis Napoleons durchsetzen zu helfen. Pius IX. befand sich damals als Flüchtling in Gaëta, in Rom war die Republik zum Siege gelangt, Garibaldi zum Oberfeldherrn der Republik ernannt worden. Plötzlich vernahm die staunende Welt: Das republikanische Frankreich schicke sich an, das in Rom herrschende republikanische Regiment zu stürzen und den Papst zurückzuführen. Damit hatte das Eintreten der Klerikalen für Louis Napoleon seine Erklärung gefunden.

Ein französisches Heer unter Oudinot landete in Civita Vecchia, und der Kampf entbrannte. Tapfer wehrten sich die Römer unter der geschickten Führung Garibaldis; aber sie erlagen zuletzt doch, und die Franzosen konnten dem heiligen Vater verkünden, daß ihm Rom zu Füßen liege.

Das Jahr 1851 neigte sich seinem Ende. Um diese Zeit machte der Präsident Napoleon den Versuch, mit Preußen ein geheimes Abkommen zu treffen. Preußen sollte nicht dagegen sein, wenn von seiten Frankreichs Österreich aus Italien geworfen würde, wogegen dann Frankreich nichts dawider haben wolle, wenn sich Preußen nach Gutdünken in Deutschland konstituiere. — Preußen lehnte die Aufforderung Frankreichs zur Abschließung eines solchen Abkommens höflich, aber entschieden ab.

Brennender Ehrgeiz und Selbstsucht drängten den Präsidenten zu dem Entschluß, nach dem Beispiele Napoleons I., über Eide hinweg und durch Blut zu seinem Ziele, dem Kaiserthrone, zu gelangen. Der 2. Dezember 1851 war bestimmt zur Ausführung des blutigen Werkes. Wenige Tage zuvor war noch Louis Napoleon im Sitzungssaale der Vertreter des Volkes erschienen und hatte hoch und teuer gelobt, die Verfassung und die Gesetze des Landes, falls sie von irgend einer Seite freventlich angetastet werden sollten, mit seinem Leben zu verteidigen! — Und in der Nacht zum 2. Dezember wurden die vornehmsten Mitglieder der Nationalversammlung plötzlich überfallen und in Gewahrsam gebracht. Zur Niederkämpfung des zu erwartenden Aufstandes waren die nötigen Vorbereitungen getroffen worden. Drei Tage lang dauerte das Morden auf den Boulevards. Wie viele Tausende gefallen sind, ist nicht veröffentlicht worden; fest steht aber, daß 26000 Gefangene nach entfernten Eilanden gebracht und Strafkolonien überantwortet wurden.

Ein Jahr später saß Louis Napoleon auf dem Kaiserthron.

Der Lombardische Krieg.

Das Kaiserreich ward ohne große Umstände von allen Mächten Europas anerkannt. Nur der Zar Nikolaus vermochte seinen Verdruß über das Emporkommen des dritten Napoleon nicht zu verbergen, und er gab seiner Stimmung

Ausdruck, als er den neuen Machthaber die unter Souveränen bei ihren Korrespondenzen unter sich übliche Anrede „Monsieur mon frère“ verweigerte. Napoleon mußte weiterhin das Unvermeidliche über sich ergehen lassen, als sein Versuch zur Annäherung an den nordischen Hof auf dem Wege der Herbeiführung verwandtschaftlicher Beziehungen ein Entgegenkommen in Petersburg nicht fand.

Die Stunde der „Revanche“ für ihn erschien, als Zar Nikolaus im Jahre 1853 den Augenblick für günstig genug hielt, dem morschen osmanischen Reiche in Europa ein Ende zu bereiten. Wir wissen, welchen Ausgang der Orientalische Krieg nahm. Seit dem Pariser Frieden hatte sich Rußland aus der Arena europäischer Wirren und Händel zurückgezogen und überließ dem ehrgeizigen Bewohner der Tuilerien in Paris den Vorsitz im Rate der Nationen unsres Weltteils.

Den meisten Gewinn hatte, wie bemerkt, der Gebieter Frankreichs aus der abenteuerlichen Krimfahrt gezogen. Er hatte gezeigt, daß es nicht wohlgethan sei, sich ihn zum Feinde zu machen. England ehrte Napoleon III. als zuverlässigen Verbündeten, Österreich bewarb sich um seine Freundschaft, auch die Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland gestalteten sich allmählich wieder freundlicher. Des Kaisers unberechenbarer Vetter, der Prinz Napoleon, trat im Jahre 1858 in eine intimere Beziehung zu dem Hause Savoyen und führte im Januar 1859 eine sardinische Prinzessin heim; deren Vater Viktor Emanuel dagegen fand — denn eine Hand wäscht die andre — an seinem Verbündeten vom Krimfeldzuge her den nötigen Anhalt und eine wirksame Unterstützung behufs Ausführung der weit ausschauenden Pläne seines kühnen Ministers, des Grafen Cavour, zum Zwecke der Herstellung der Einigung Italiens unter dem Schirm und Zepter von Piemont.

Die Zeit schien im Jahre 1858 geeignet zu einer gewaltsamen Korrektur der Karte unsres Weltteils. Auf das Bestreben, den erlangten Einfluß in Italien durch Erhöhung des napoleonischen Übergewichts in Europa zu verwerten, fiel in dieser Zeit durch das Eingreifen der Revolutionspartei in die Geschicke Italiens ein eigentümliches Streiflicht.

Der alte Republikaner Mazzini und seine Anhänger in Italien hatten beschlossen, den glücklichen Spieler, der, entgegen früheren Gelöbnissen und Eiden, erst zu Rom die Republik, dann die republikanische Verfassung in Frankreich vernichtet und sich darauf zum Kaiser gemacht hatte, durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen. Der von Felix Orsini im Januar 1858 unternommene Versuch mißlang; aber die Aussagen des Attentäters, die derselbe kurz vor seiner Hinrichtung machte, erschreckten Napoleon aufs äußerste. Er ließ einen Brief, den Orsini kurz vor seiner Hinrichtung an ihn gerichtet hatte,

und in welchem er aufgefordert ward, Italien, „dessen Söhne ihr Blut für Napoleon den Großen vergossen“, zu befreien, durch die Zeitungen veröffentlichen.

Hierdurch wollte er den „Nachfolgern Orsinis“ offenbar zu verstehen geben, daß er der Forderung seiner Genossen vom Jahre 1831 her nachkommen werde. Für ihn lag gemäß der ihm gewordenen Enthüllungen die Sache bedenklich genug. Er mußte sich sagen: entweder du verfällst der Rache der Verschworenen, oder du erwirbst dir den Nachruhm, der nationalen Sache Italiens zum Gelingen verholfen zu haben! — Wie hätte da einem Napoleon die Wahl schwer fallen sollen?

Die Hauptansicht der Italiener ging damals dahin, die österreichischen Besitzungen in Oberitalien mit Sardinien vereinigt zu sehen.

Doch für Frankreich sollte dabei ein Gewinn abfallen, und die gepflogenen geheimen Verhandlungen zwischen Paris und Turin führten dahin, daß ihm für die gegen Österreich zugesagte Hilfe die Abtretung des Stammlandes Savoyen und der Grafschaft Nizza zugesichert wurde. Dies blieb jedoch vorerst ein Geheimnis; denn Napoleon wollte, als er zu den Waffen griff, gänzlich uneigennützig erscheinen, er wollte glauben machen, er kämpfe lediglich für eine „Idee“.

Am Neujahrsmorgen 1859 wurde die Welt durch einige an den österreichischen Gesandten gerichtete herbe Worte des Kaisers auf den nahen Eintritt kriegerischer Ereignisse vorbereitet. Zehn Tage später äußerte der König von Sardinien in seiner Thronrede, „er vermöge es nicht, unempfindlich zu bleiben gegenüber dem Schmerzensschrei, der aus so vielen Teilen Italiens ertöne!“ — Da darüber Zweifel nicht bestehen konnten, daß man zum Kriege treibe, hielt es Österreich nicht für klug gehandelt, den Gegnern länger noch Zeit zu Rüstungen zu lassen. Es verlangte daher in einem an Sardinien gerichteten Ultimatum, ihm binnen drei Tagen die Zusage auf Abrüstung zu geben. König Viktor Emanuel wies jedoch die Forderung zurück, worauf von Wien aus an die im lombardisch-venezianischen Königreich stehende österreichische Armee der Befehl erging, die sardinische Grenze zu überschreiten.

Damit war der von Napoleon schlau geschürte Konflikt so weit gediehen, daß ein Krieg bevorstand, in welchem Sardinien die Rolle eines Überfallenen, Napoleon die des ritterlichen Beistandes einem Bedrängten gegenüber spielte.

Gegen Preußen nahm Österreich die Miene an, als verstehe es sich von selbst, daß dasselbe ihm Heeresfolge leiste. Es lag jedoch nicht in Preußens und Deutschlands Interesse, Österreichs Einfluß bis zur Oberherrschaft auf der italienischen Halbinsel zu verstärken.

Von der hannöverschen Regierung war am Bundestage ein Versuch gemacht worden, einen Beschluß zu gunsten Österreichs zustande zu bringen. Da

aber Österreich, ohne sich vorher an den Bundestag gewandt zu haben, den Krieg erklärt und seine Armee hatte marschieren lassen, war Preußen im Recht, Abweisung jenes Antrags zu fordern, welcher Forderung gemäß denn auch entschieden ward.

Österreichs Lage hatte sich bereits verschlimmert; nachdem es am 4. Juni bei Magenta eine Niederlage erlitten, zogen Napoleon und Viktor Emanuel triumphierend in Mailand ein. Jetzt erfolgte in Preußen die Mobilmachung, um, sollte es nötig werden, Deutschlands Interessen zu wahren.

Am 24. Juni kam es in Italien zur Schlacht von Solferino; auch diese Schlacht fiel unglücklich für die österreichischen Waffen aus. Sich den österreichischen Plänen, die auf Aufrechthaltung und Verstärkung seiner Politik der Unterdrückung in Italien hinzielten, dienstbar zu erweisen, hatte Preußen abgelehnt; dagegen war es keineswegs gewillt, Österreich der Willkür seiner Feinde gänzlich preiszugeben. Preußen erklärte nun, bewaffnet vermitteln zu wollen, begehrte aber, daß der Deutsche Bund die gesamte deutsche Kriegsmacht unter seinen Oberbefehl stelle. Dieses Ansinnen entsprach jedoch den Plänen und Anschauungen der österreichischen Staatsmänner ganz und gar nicht, die, noch unter dem Eindruck des Tages von Olmütz stehend, in Preußen nur ein dienstpflichtwilliges Werkzeug Österreichs sahen, das beliebig zu lenken und auszunutzen sei.

Die Leiter der österreichischen Politik hielten es für ratsamer, mit dem Feinde im Felde sich zu vertragen, als Preußen zu verhelfen, als selbständige Macht an die Spitze von Deutschland zu treten. Diese Betrachtung fand eine Stütze in den Anschauungen Napoleons, der geneigt war, Österreich entgegenzukommen.

Er hatte gute Gründe dazu. Die Franzosen und Sarden waren zwar über die Österreicher siegreich gewesen; allein sie hatten ihre Siege mit außerordentlichen Opfern zu bezahlen gehabt, und es war das Ziel des Krieges noch lange nicht erreicht! Die Österreicher hatten am Mincio eine neue Stellung genommen, in der sie durch das berühmte Festungsviereck: Peschiera, Mantua, Verona und Legnano gedeckt waren. Somit stand die Durchführung des schwereren Teiles des Krieges noch bevor, falls das Wort Napoleons: „Italien, frei bis zur Adria!“ Wahrheit werden sollte, und nun wurde letzterer gleichzeitig durch die von Preußen zu dem Zweck bewaffneter Vermittelung vollzogene Mobilmachung beunruhigt!

In anbetracht dieser Lage ließ Napoleon dem Kaiser Franz Joseph einen Waffenstillstand anbieten, und schon drei Tage darauf kam der Friede von Villafranca, 11. Juli 1859, zustande, den Österreich damit erkaufte, daß es die Lombardei an Frankreich abtrat. Hierdurch kam die Lombardei an Sardinien. Man hatte jene Form der Abtretung nur gewählt, um dem Kaiser von Österreich das

darzubringende Opfer zu erleichtern, den Franzosen zu schmeicheln und Napoleons Verdienste um Italien in einem um so glänzenderen Lichte erscheinen zu lassen.

Von welchem Grolle die österreichischen Staatsmänner gegen Preußen erfüllt waren, bezeugten offizielle Erklärungen, in denen gesagt wurde, man habe den ungünstigen Frieden nur annehmen müssen, weil man von Preußen im Stiche gelassen worden sei! — Die Eingeweihten in den Kreisen der deutschen Staatsmänner wußten wohl, daß Österreich aus Neid und Eifersucht gegen Preußen sich zum Frieden bequemt hatte, wie anderseits die Republikaner Italiens die Komödie, welche zu Ehren Napoleons, des „Freundes und Wohlthäters Italiens", aufgeführt wurde, verlachten. Vielen gingen über den „uneigennützigen Freund Italiens" erst die Augen auf, als die zwischen ihm und Viktor Emanuel getroffenen geheimen Vereinbarungen enthüllt und Nizza und Savoyen Frankreich überantwortet wurden. Den Vorhaltungen der heimischen Opposition gegenüber erklärte Napoleon später, daß ihn die drohende Haltung Preußens veranlaßt habe, den Krieg in Italien so schnell abzubrechen.

Es war aber dabei noch etwas andres mitwirkend gewesen. Der Krieg gegen Österreich hatte den nationalen Geist auch außerhalb Sardiniens entfesselt: der Ruf nach Einheit Italiens unter dem Zepter Viktor Emanuels erscholl durch ganz Italien. Die Regenten von Toscana und Parma wurden vertrieben, und es hatte der revolutionäre Brand bereits einen Teil des Kirchenstaates ergriffen. Das ging dem Kaiser Napoleon viel zu weit; denn ein einiges, starkes Italien entsprach durchaus nicht seinen politischen Berechnungen. Er hatte zwar für seine Politik selbst das nationale Recht angerufen, für Italien jedoch wollte er dasselbe nur insoweit zur Geltung gelangen lassen, als letzteres von Frankreich in Abhängigkeit erhalten bleibe, und so wurde denn in dem Frieden von Zürich (10. November 1859) festgesetzt, daß Italien in Zukunft einen Staatenbund unter dem Vorsitze des Papstes bilden solle.

Hinterher sollte es sich aber bald genug zeigen, wie sehr er sich in der Hoffnung, es werde nach Abschluß des Krieges die Bevölkerung Italiens dem erwachten Einheitsdrange Zügel anlegen, verrechnet hatte. Selbst Bologna entzog sich der päpstlichen Herrschaft und erklärte seinen Anschluß an Sardinien, und bald folgte die ganze Romagna dem gegebenen Beispiel.

Gegen Österreich hatte Garibaldi als Freischarenführer mitgekämpft. Dieser, unter der Hand unterstützt von Sardinien und England, verhalf nun dem Süden zur Befreiung von der bourbonischen Mißregierung. Es gelang ihm, den König Franz II. zu verjagen, worauf auch die Bevölkerung des Königreichs Neapel und Sizilien sich an Sardinien anschlossen. Viktor Emanuel wurde zum Könige von Italien ausgerufen, und Cavours Verheißung „Italia fera da se" war hierdurch zur Wahrheit geworden.



König Wilhelm auf dem Manöverfelde bei Kirdorf 1861.

Der Nationalverein.
Zeit der Militärreorganisation.

Der patriotische Aufschwung in Italien zur nationalen Einigung des Gesamtvaterlandes belebte und stärkte auch im deutschen Volke die gleichen Bestrebungen. Österreich konnte nicht verhindern, daß in Deutschland unter hervorragenden Politikern ein Verein sich bildete, der die „Einigung Deutschlands unter Führung Preußens" auf seine Fahne schrieb.

Es war dies der Nationalverein, als dessen vornehmste Förderer Rudolf von Bennigsen und Miquel zu nennen sind. „Stände heute" — so lautete eine Stimme aus dem Nationalverein — „der alte Barbarossa auf, er sähe im Westen die schönen Länder Elsaß und Lothringen, Schweiz und Niederlande durch Habsburgs Schuld verloren, im Südosten von der Eger bis zur Sau noch immer slawisches Volk weit überwiegend, wie wollte Deutschland vor ihm bestehen, wenn es ihm nicht die Grenzen im Nordosten zeigen könnte, von der Spree bis zur Memel deutsches Land mit deutschem Volk! Da fände

er auch seine Fahne wieder, die schwarzweiße, die er in dem Kreuzzuge führte, und unter der er starb; zu einer Sturmfahne sähe er sie geworben wider Heiden, Slawen und Franzosen; zum Abzeichen des einzigen echt deutschen Großstaates — würde er sie nicht als Sammelzeichen für alles deutsche Volk aufstecken?"

In unsern Tagen läßt man dem Nationalverein Gerechtigkeit widerfahren; zu jener Zeit wurde er von vielen Seiten angefeindet. Das Verhalten der einzelnen deutschen Regierungen gegen ihn lieferte deutliche Merkzeichen ihrer Gesinnung gegen Preußen. Dem Ausschuß des Vereins war es vom Senate der Stadt Frankfurt a. M. untersagt worden, sich daselbst niederzulassen; in Kurhessen erschienen Bekanntmachungen, die eine Beteiligung an dem Verein untersagten; in Hannover wurden die Mitglieder von der Regierung verzeichnet, um dieselben, falls es sich bei ihnen etwa um Anstellungen, Gehaltsverbesserungen, Meldungen zu Leistungen irgend welcher Art für den Staat handeln sollte, zurückweisen zu können. Hannovers Vorgang fand in andern Staaten Nachfolge.

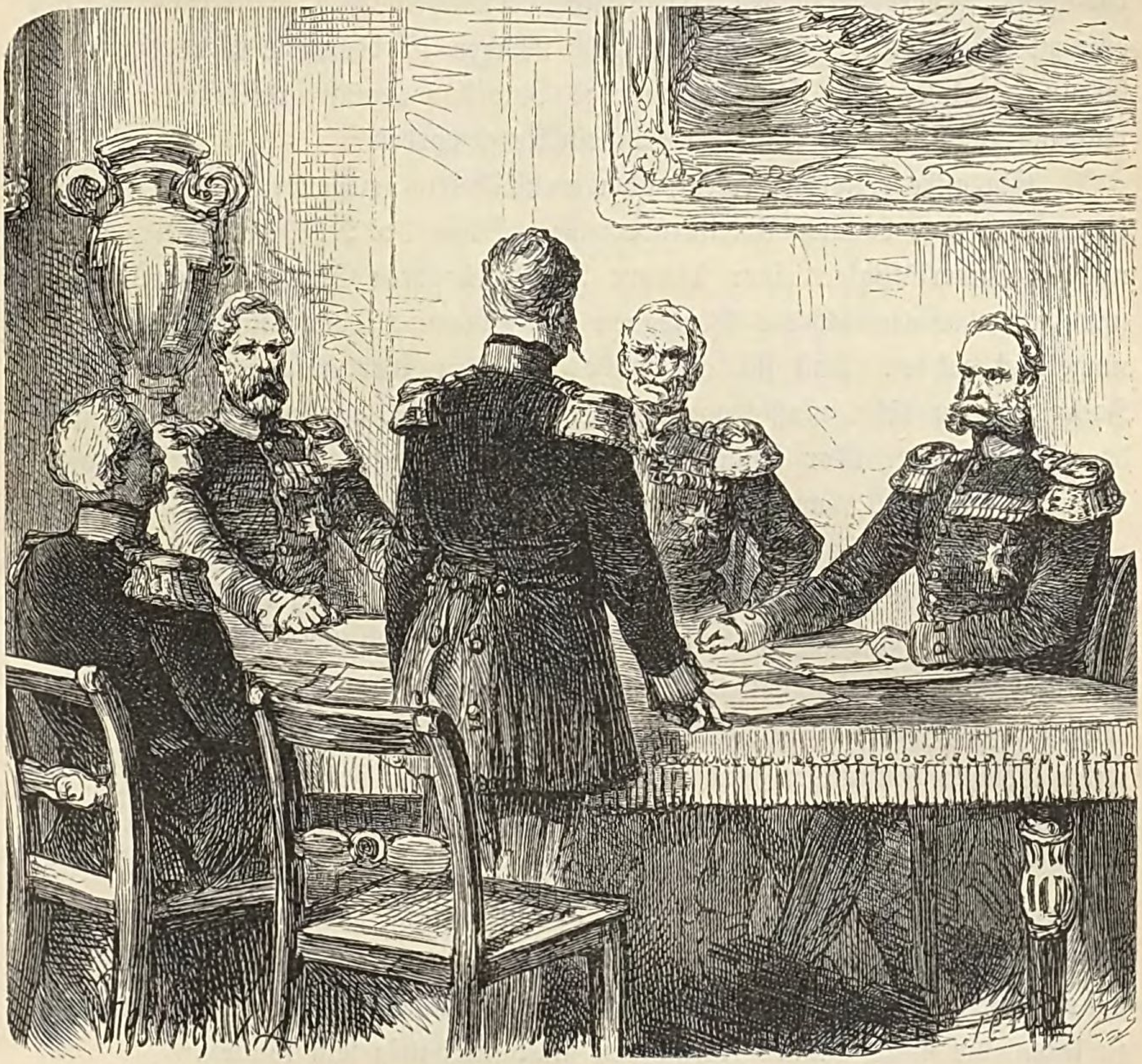
Unter den deutschen Staatsmännern that sich durch Feindschaft gegen den Verein namentlich der sächsische Minister Freiherr von Beust hervor. Er fand zwei Gesinnungsgenossen an den leitenden Ministern von Bayern und von Hessen-Darmstadt, den Freiherren von der Pfordten und von Dalwigk, welche ihm hilfreichen Beistand leisteten. Dieses so oft genannte politische Kleeblatt einigte sich dahin, dem in Deutschland wieder erwachten Einheitsdrange damit zu begegnen, daß sie am „Bundestag" eine Agitation für die Einheit selbst betreiben ließen — natürlich dies nur zum Schein, in Wahrheit dabei den Zweck verfolgend, die Parteinahme zu gunsten Preußens abzuschwächen! Alsbald wurde in den Zeitungen verkündet: dem abgelebten Bunde sollte durch das Bad politischer Wiedergeburt wieder Jünglingsfrische eingeflößt werden. — War es nicht gefährlich, zu einer solchen Verheißung sich zu versteigen? — O, die Mitleiter, welche hinter die Kulissen schauen konnten, wußten, daß es mit der Ausführung keine Gefahr habe! War doch der Geschäftsgang des Bundestages von vornherein darauf eingerichtet worden, alle Reformversuche im Keime zu ersticken! Aber die Gegner des Nationalvereins thaten sich damit selbst den größten Schaden, daß sie einräumten, wie sehr der Deutsche Bund reformbedürftig sei. So arbeiteten jene drei politischen Heilkünstler wider Willen Preußen in die Hände.

Sollte Preußen seine Mission erfüllen, so war das Mittel zum Zwecke eine hinreichend starke, wohlorganisierte Streitmacht.

Schon das Jahr 1852 hatte erkennen lassen, daß eine Reorganisation des preußischen Wehrsystems eine nicht mehr abzuweisende Notwendigkeit sei. Was nun ins Leben treten sollte, ist auf jene Ideen zurückzuführen, mit denen der Prinz von Preußen sich in Koblenz getragen hatte und die in Besprechungen

mit dem damaligen Chef des Generalstabes des VIII. Armeekorps, von Roon, zur Reife gediehen waren.

Hören wir aus dem schon angezogenen „Entwurf zu einem Gesetz über die deutsche Wehrverfassung“ des Prinzen Ansichten über die für das Einexerzieren nötige Zeit. Auf die kurz vorher erfolgte Einberufung der Landwehr verweisend, sagt der Prinz: „Aber auch in den neuesten Tagen hat diese Landwehr Beweise ihrer Pflichttreue, ihres Gehorsams und ihrer Disziplin gegeben.



Die Reorganisationskommission.

Inmitten einer Krisis, wie sie so leicht kein Staat zu bestehen gehabt, gegenüber den Wühlereien, die kein Mittel unversucht ließen, um das Volk zum Abfall von seinem rechtmäßigen Monarchen zu verleiten, konnte der König von Preußen ihr vertrauen. Er ruft 50 Bataillone Landwehr aus dem Herzen seines Volkes, und wie mit einem Zauberschlage stehen diese 50 000 Mann unter dem Gewehr! Wahrlich, ein gleich ehrendes Zeichen für die Gesinnung des Volkes wie für die wahre Soldatenehre!

„Wodurch wurde nun ein so glänzendes Resultat erzielt? Allein durch die militärische Erziehung, die dem preußischen Soldaten zu teil wird, in der Gewöhnung desselben an den Dienst, in der Art und Weise, wie ihm die Pflichten und Obliegenheiten dieses Dienstes zu eigen gemacht werden, und in dem Verständnis, warum diese überhaupt von ihm verlangt werden müssen. Zu dem allen gehört Zeit. Unbegreiflich erscheint daher die fast stereotyp gewordene Ansicht, daß ein Infanterist sich in sechs Monaten ausbilden lasse! Wenn darunter das bloße Ausexerzieren der Eingestellten verstanden wird, so ist sechs Monate eine zu lange Frist. In sechs bis zehn Wochen ist derjenige Grad der Ausbildung, welcher zum Eintreten in das Bataillon genügt, vollkommen zu erreichen. Was aber ist dann der Eingestellte geworden?

„Ein ausexerzierter Rekrut, aber wahrlich kein erzogener Soldat! — Das ist es, was jene banalen Urteile übersehen. Schon bei § 15 haben wir gezeigt, wie die Zuverlässigkeit einer Truppe in der längeren Erziehung besteht, und wie hierzu namentlich das Vertrauen der Oberen zu den Untergebenen und umgekehrt gehört. Daß sich ein solches Resultat aber nicht in einem halben Jahre erzielen läßt, muß sogar dem Laien klar sein, um wie viel mehr aber dem Offizier, der über solche Verhältnisse ein gediegenes und gewissenhaftes Urteil abgeben soll, von dem die Zukunft einer Armee abhängt.

„Wir hören in Gedanken schon die Äußerung fallen, daß ja in den Jahren 1809 bis 1812 in Preußen faktisch nur eine sechsmonatliche Dienstzeit bestanden habe, daß die Landwehr von 1813 durch lauter rohe Rekruten gebildet worden sei, und daß trotz solcher Elemente dennoch die Siege der glorreichen Kriegsjahre errungen wurden. Das ist allerdings begründet. Aber unter welchen Umständen fand dies alles statt? Wer jene Zeit in Preußen erlebt hat, weiß, welcher Geist der Erbitterung im Volke lebte, wie es nur den einen Gedanken hatte, sich von dem feindlichen Joche zu befreien, welches sieben Jahre auf demselben lastete, woraus die Begeisterung und Hingebung erwuchs, die zu allen Opfern bereit war, als der König das Volk zu den Waffen rief. Eine solche Gesinnung erlaubt nicht, den gewöhnlichen Maßstab an Verhältnisse zu legen, die unter andern Umständen nicht stichhaltig sein können."

So viel über die betreffende Frage aus der oben genannten Schrift des Prinzregenten. In der Thronrede vom 12. Januar 1860 kündigte er nun die beabsichtigte Reform des Heeres an. „Die Abstellung der Übelstände", sagte er, „sei seine Pflicht und sein Recht."

In Preußen war das konstitutionelle Leben erst ein Jahrzehnt alt; die junge Presse zeigte sich hier und da recht ungebärdig und gefiel sich in Vorschlägen und Belehrungen über staatliches Leben, die in den Augen von besser unterrichteten Fachmännern Widerwillen und Geringschätzung erzeugen mußten.

Der Kriegsminister von Bonin war entlassen und durch den General von Roon (Verfasser mehrerer bedeutender kriegswissenschaftlicher und geographischer Werke) ersetzt worden.

Genau genommen, hatte der Wechsel im Kriegsministerium lediglich einen technisch-militärischen Charakter, dem politische Bedeutung nicht beizumessen war. Anders aber dachten und urteilten die Feudalen und die Kreuzzeitungsmänner, welchen der weniger geschmeidige, ja oft recht kurz angebundene neue Chef des Kriegsministeriums sehr wohl bekannt war; sie frohlockten und bezeichneten den Vertrauten des Regenten als „einen in das Ministerium eingetriebenen Keil", um dieses zu sprengen.

Zunächst wurden jedoch alle Befürchtungen durch die liberalen Minister selbst beschwichtigt, und der neue Kriegsminister legte seinerseits sich den Vergleich mit einer Klammer zurecht, durch welche das Ministerium noch fester zusammengehalten werden sollte.

Der Kammer wurde ein Gesetzentwurf vorgelegt, „durch welchen der Kriegsminister zur Aufrechthaltung und Vervollständigung derjenigen Maßnahmen ermächtigt werden sollte, welche für die fernere Kriegsbereitschaft und erhöhte Streitbarkeit des Heeres erforderlich sei", wozu die Bewilligung von 9 Millionen Thalern für das nächste Etatsjahr verlangt wurde. Dabei wurde ausdrücklich erklärt, „daß der gegenwärtige Zustand des Heerwesens als ein provisorischer angesehen und über Annahme oder Verwerfung des Reorganisationsplanes nichts entschieden werden solle."

Die Geldbewilligung wurde fast einstimmig ausgesprochen, aber zugleich der Hoffnung Ausdruck gegeben, die nationale Politik gefördert zu sehen.

In der Schlußrede der Session sprach der Prinzregent den Kammern seinen Dank für das in der fast einstimmigen Bewilligung ausgedrückte Vertrauenszeichen aus; er rechne mit Zuversicht darauf, „daß die Notwendigkeit der Heeresreform endlich richtig gewürdigt werden und die Lösung der zurückgestellten Frage, deren Erledigung als ein unerläßliches Bedürfnis anerkannt sei, in kürzester Zeit gelingen werde."

Stellung zu Frankreich.

Während dieser Zeit war die Aufmerksamkeit von ganz Europa vorzugsweise auf Frankreich gerichtet. Wer mochte einem Louis Napoleon trauen? —

Nun hatten sich damals auch noch an deutschen Fürstenhöfen Gesinnungen offenbart, welche die traurige und beschämende Annahme rechtfertigten, es könne die Verherrlichung des französischen Gesellschaftsretters auf mehr als eine Liebäugelei mit dem mächtigen Nachbar Deutschlands hinauslaufen. An einigen Fürstenhöfen trug man sich mit Plänen, die auf eine Verbindung mit Frankreich

hinausliefen, wie sie zu weiland Rheinbundszeiten bestanden hat. Der hannöversche Minister von Borries war keck genug, in der hannöverschen Kammer zu äußern: die Mittelstaaten würden, ehe sie Preußen an die Spitze von Deutschland treten ließen, sich um Schutz an Frankreich wenden, und man habe bereits die Sicherheit erlangt, daß Frankreich den Mittelstaaten gern die Hand reichen würde!

Diese Worte riefen überall in Deutschland heftige Entrüstung hervor. Wußte man doch, was „der Schutz Frankreichs" zu besagen habe! Von namhaften Vaterlandsfreunden, die in Heidelberg zu einer Beratung zusammentraten, wurde eine Erklärung veröffentlicht, in der es hieß:

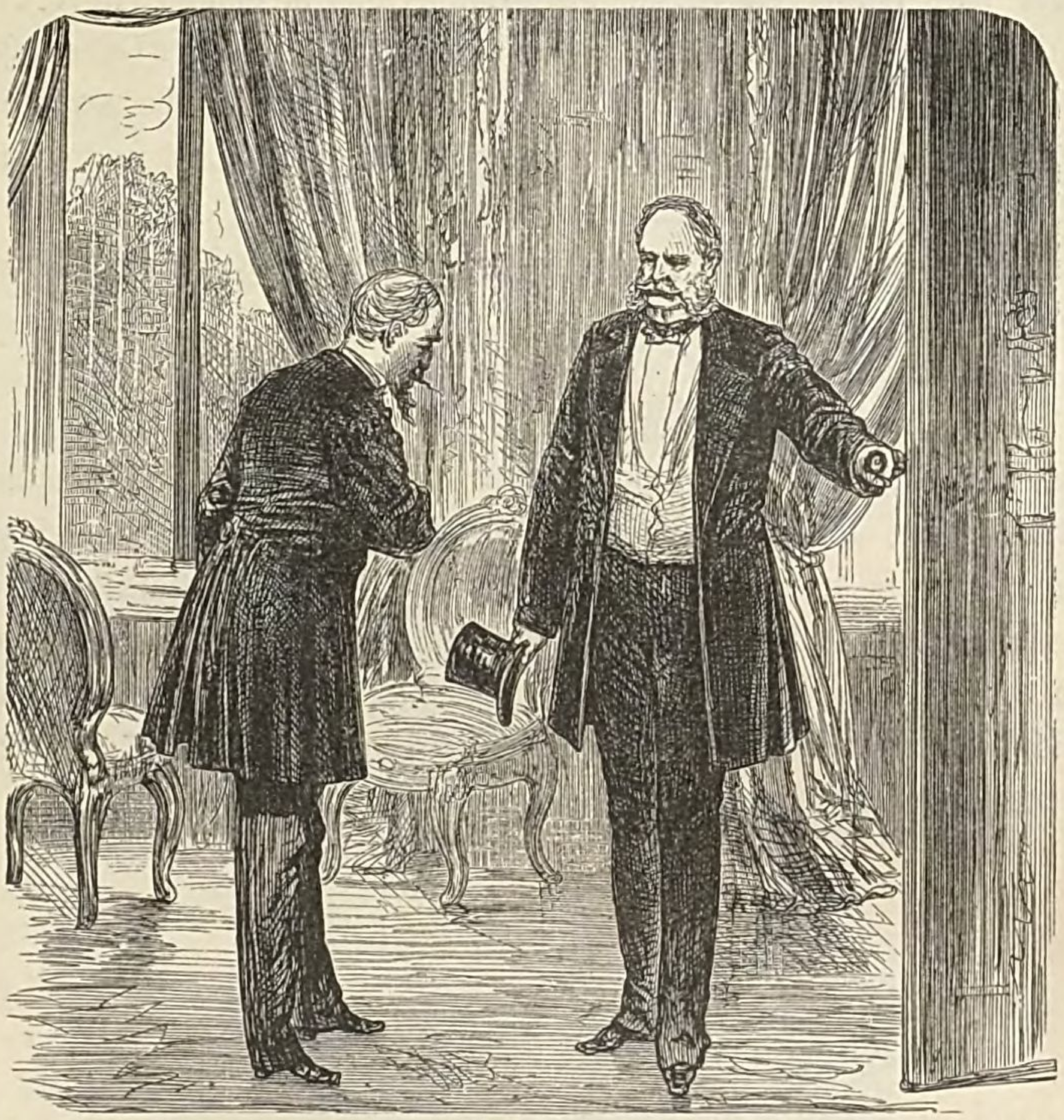
„Immer tiefer und weiter verbreitet sich die Erkenntnis, daß nur die einheitliche Leitung der militärischen Kräfte und der auswärtigen Politik die drohende Gefahr erfolgreich zu bekämpfen vermag. Diejenige deutsche Regierung, welche ihre Pflicht so schmachvoll vergessen würde, daß sie bei auswärtigen Mächten einen Rückhalt in Fragen der nationalen Entwickelung, bei feindlichen Mächten Hilfe suchte oder annähme zur Abwehr der Opfer, welche zu kraftvoller Bekämpfung dieser Feinde von ihr gefordert werden — eine solche Regierung wird dem öffentlichen Urteil und dem Schicksal verfallen, das Verrätern gebührt."

Auf diese Erklärung erhob der hannöversche König seinen Minister von Borries in den Grafenstand.

Damals und später haben es sich einzelne deutsche Regierungen manchen Thaler kosten lassen, um durch feile Federn Preußen schmähen und verdächtigen zu lassen. Jetzt trat die Lüge auf: Preußen sei darauf und daran, mit Frankreich ein Abkommen derart zu treffen, daß es für Überlassung des Rheinlandes an Frankreich sich einige Kleinstaaten einverleiben könne! — Wie fern der Prinzregent derartigen Absichten stand, gab er durch seine Thronrede im Mai 1860 zu erkennen, worin er vor Freund und Feind sagte: „Wenn auch Meinungsverschiedenheiten über wichtige Fragen stattfinden, in einem Gefühle sind, ich spreche es mit hoher Genugthuung aus, alle deutschen Stämme mit mir und dem preußischen Volke einig, in der unerschütterlichen Treue für das gemeinsame Vaterland und der lebendigen Überzeugung, daß die Unabhängigkeit der Nation und die Integrität des vaterländischen Bodens Güter sind, vor deren Bedeutung alle inneren Fragen und Gegensätze zurücktreten."

Dies die deutsche Antwort des Prinzregenten auf die Verdächtigungen, die in den kleinen Kabinetten ihren Ursprung hatten! Zugleich auch an Frankreich war dies Wort gerichtet. Doch Napoleon beurteilte jene Erklärung des Prinzregenten nach der Art und Weise, in der er zu verfahren pflegte. Er

nahm demgemäß an, der Prinzregent habe durch jene Worte nur aus dem Grunde beruhigend zu wirken beabsichtigt, um desto erfolgreicher das Gegenteil zur Durchführung bringen zu können. Bald nach Übernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen ließ Louis Napoleon in Berlin ähnliche Eröffnungen wie zwei Jahre vorher und früher schon durch Persigny machen. Aber so wenig wie in seinem Bruder war in dem Regenten die Neigung entstanden, mit dem gewissenlosen Manne an der Seine sich einzulassen.



Zusammenkunft des Prinzregenten mit Napoleon III. am 16. Juni 1860 in Baden-Baden.

Nach den Erfolgen der französischen Waffen auf den lombardischen Ebenen trachtete Louis Napoleon um so eifriger danach, eine weitere Revision der Landkarte von Europa zustande zu bringen. In ihm ward der Wunsch nach einer persönlichen Begegnung mit dem Prinzregenten rege. Er traute seinen Worten die Macht zu, denselben für seine Pläne geneigt zu stimmen. Auf die an den Prinzregenten gerichtete Anfrage ließ dieser durch sein Ministerium antworten, „es bestehe der Verdacht, daß Preußen sich im Einvernehmen mit Frankreich und gegen gewisse Zugeständnisse auf Kosten seiner deutschen Bundesgenossen vergrößern wolle; man dürfe sich nicht darüber täuschen, daß eine

Zusammenkunft der beiden Regenten diesen Besorgnissen neue Nahrung geben möchte."

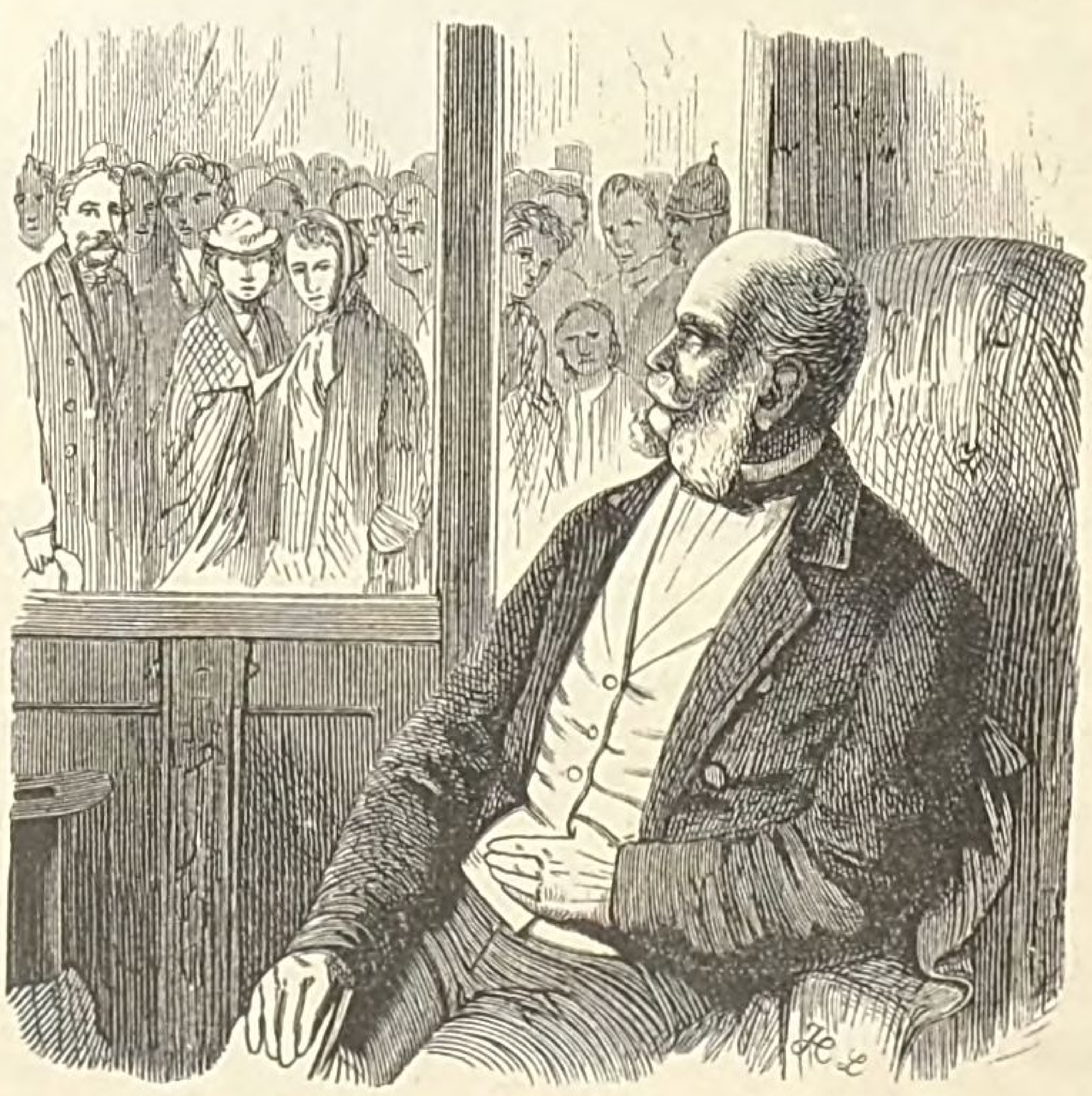
Diese Zurückweisung war deutlich. Trotzdem ließ Napoleon einige Monate später den gleichen Wunsch zu erkennen geben. Darauf ward ihm geantwortet: „Der Prinzregent werde eine Zusammenkunft mit den Königen von Bayern und Württemberg in Baden-Baden haben, und gern würden die deutschen Souveräne daselbst den französischen Kaiser begrüßen."

Das war wieder ein Strich durch Napoleons Rechnung; aber er mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, und er erklärte daher, er freue sich außerordentlich, daß ihm Gelegenheit geboten werde, die Versicherung friedlicher Gesinnung persönlich einer Zahl deutscher Fürsten ausdrücken zu können.

Außer den genannten deutschen Fürsten fanden sich auch die Könige von Sachsen und Hannover, die Großherzoge von Baden, von Sachsen-Weimar und Hessen-Darmstadt und der Herzog von Nassau Mitte Juni 1860 in Baden-Baden ein.

Napoleon bemühte sich, nach allen Seiten hin einen guten Eindruck hervorzurufen. Der Prinzregent durchschaute den Arglistigen jedoch vollkommen, und er beschloß daher, um so eifriger für die größere Wehrhaftmachung einzutreten.

Nach Abreise des französischen Kaisers hielten die deutschen Fürsten noch eine Zusammenkunft, bei welcher Gelegenheit der Prinzregent u. a. äußerte: „Er habe die Zusammenkunft unter der Bedingung angenommen, daß die Unverletzlichkeit Deutschlands in keiner Weise in Frage gestellt werde." Gut wäre es für die Angeredeten gewesen, hätten sie diesem Worte vertraut!



Auf der Reise.



Leichenfeier beim Tode Friedrich Wilhelms IV.



Tod des Königs Friedrich Wilhelm IV.

Für das königliche Haus war die Weihnachtszeit des Jahres 1860 keine freudig erregte, vielmehr eine Zeit banger Befürchtungen. Wiederholte Gehirnschläge hatten den Zustand des Königs verschlimmert, der Tod brachte ihm am 2. Januar 1861 Erlösung.

Wenig glücklich auf dem politischen Gebiete, hat der König Bedeutendes auf den Gebieten der Kunst und der Wissenschaft zustande gebracht.

Im Hinblick auf das Gute, das Friedrich Wilhelm IV. gewollt, sowie auf die Schicksalsschläge, die ihn getroffen, widmeten auch diejenigen, die mit den eingeschlagenen Wegen des Monarchen nicht einverstanden gewesen waren oder gar unter den Wirkungen seines Systems zu leiden gehabt hatten ihm ein ehrendes, wehmütiges Angedenken, wie dies mancherlei Kundgebungen in öffentlichen Blättern bewiesen. In einem dieser Nachrufe hieß es:

„Und Er, dem sie die Stätte jetzt bereiten,
Im wilden Kampf der gärenden Gewalten
Gestellt hart an die Grenzmark zweier Zeiten,
Der neuen fremd: so hat Er an der alten,
Die Poesie vergang'ner Herrlichkeiten
In sich umfassend, treulich festgehalten.
So war Sein Leben ein mühselig Streiten,
Ein Suchen des dem Untergang Geweihten.

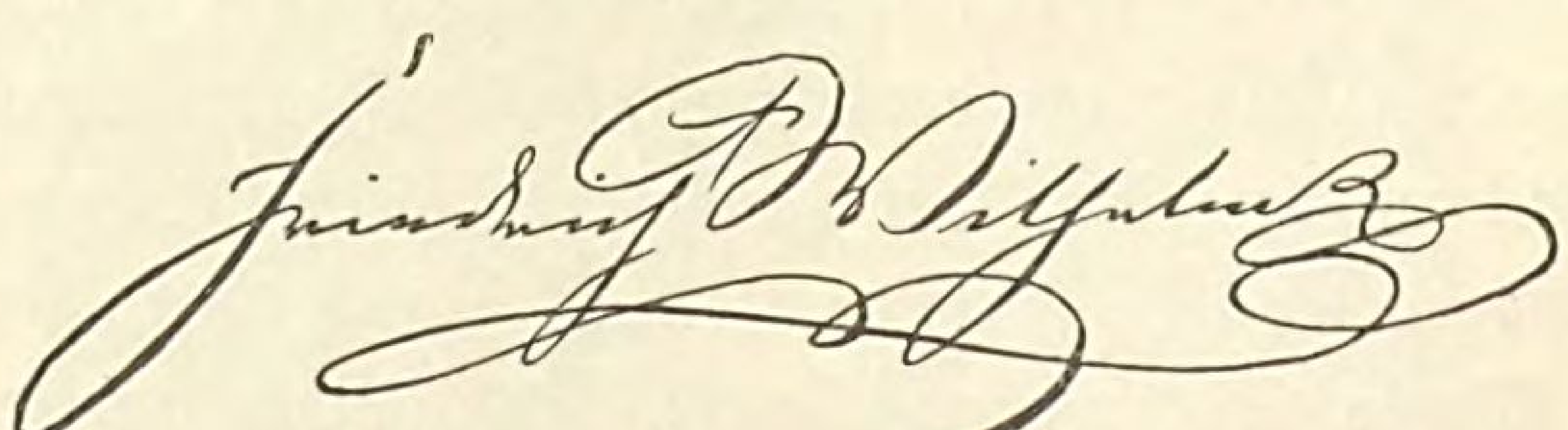
So war der Gaben Füll', in der so hell
Durch lange Zeit wir glänzen ihn gesehen:
Des Wissens Schatz, der Blick so scharf und schnell,
Des Schönen tiefes, inniges Verstehen,
Des Witzes nie versiegender Strudelquell,
Des frischen Geistes stets lebendig Wehen,
Kurz, alles war, was Ihn so reich beglückte,
Kostbarer Schmuck, der nur ein Opfer schmückte."

Gelegentlich der feierlichen Beisetzung zu Potsdam brach der Schmerz um den Geschiedenen in der Seele des Prinzregenten in einer Weise hervor, die alle Anwesenden auf das tiefste erschütterte.

Es mag damals vieles gleichzeitig das Gemüt des Prinzregenten bestürmt haben. War es nicht gerade ihm am meisten bekannt, mit welch reinem und hohem Wollen, mit welchen fast überreichen Mitteln und ihn beseligenden Hoffnungen der Geschiedene sein königliches Amt angetreten hatte! — Und nun war sein Lebensweg ein so bitterer Leidensgang geworden — alles Hoffen war zerronnen, alle reichen Geistesmittel hatten nicht den vorgesetzten Zwecken, sie hatten eher dazu gedient, das eigne Sein zu zerstören.

Der Prinzregent hatte mehrfach Gelegenheit genommen, zu erklären, er fühle sich seinem Bruder an Wissens- und Geisteskraft weit nachstehend. Auch an der Grabstätte mochten ihn Gedanken solcher Art bewegen. Demütigen Herzens mochte er seine Kraft für zu gering achten gegenüber der großen Aufgabe, die das Geschick ihm gestellt hatte.

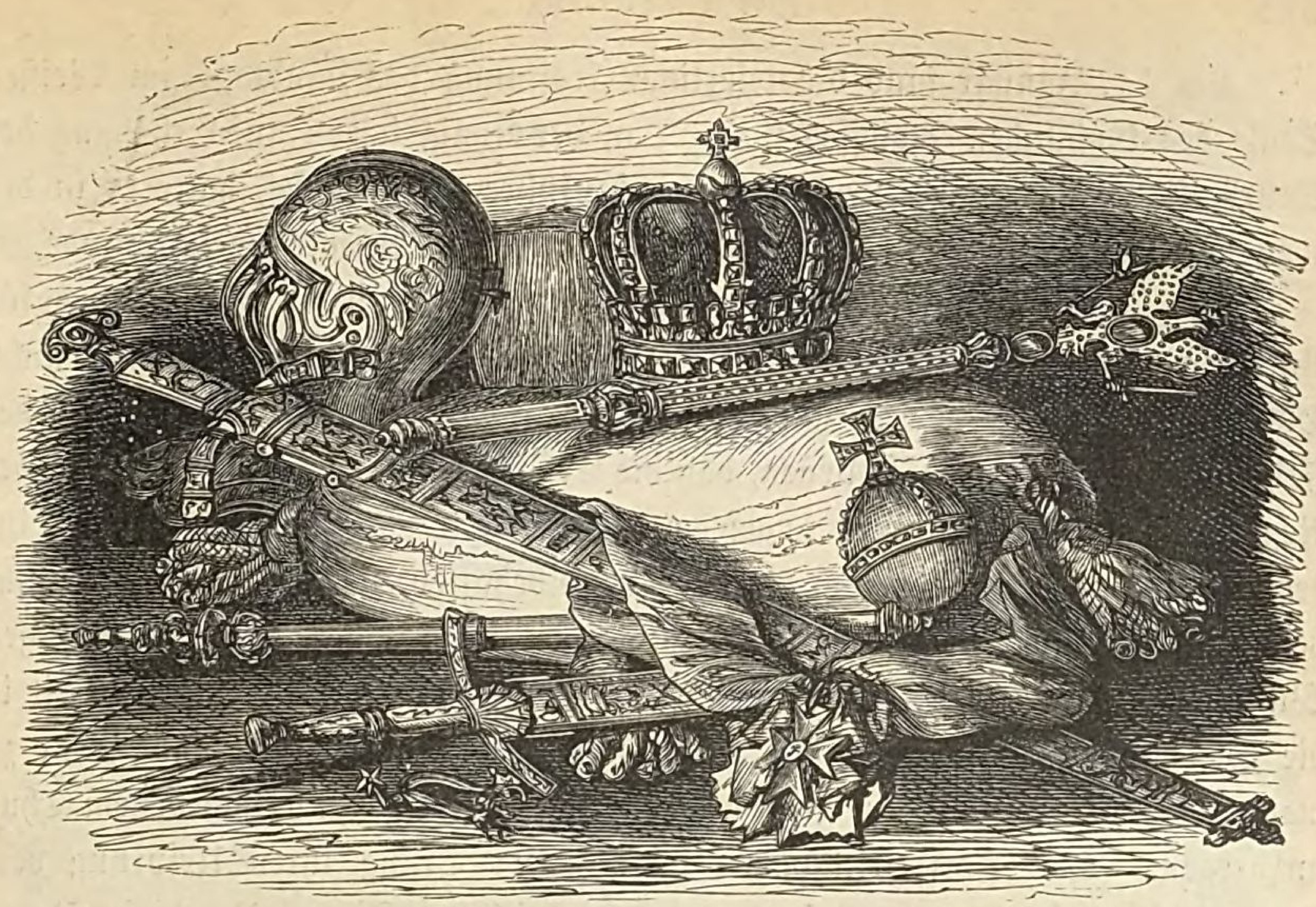
War dem so — und vieles spricht dafür — dann fand weiterhin auf ihn das Wort Geltung: „Dem Demütigen gibt Gott Gnade."





Schmidt: Kaiser Wilhelm. 3. Aufl. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

König Wilhelm von Preußen. (Porträt aus dem Jahre 1866.)





Thronbesteigung.

Die Zeit, in welcher der bisherige Regent als König Wilhelm den Thron Preußens bestieg, war eine schwere und entscheidungsvolle.

Unter dem 7. Januar 1861 erließ König Wilhelm eine Proklamation, die zunächst in weihevollen Worten des entschlafenen königlichen Bruders gedenkt, und in der es weiter heißt: „Es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genuß der erworbenen Güter zu leben. In der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernst und der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht; nur so vermag es seinen Rang unter den Staaten Europas zu behaupten.“

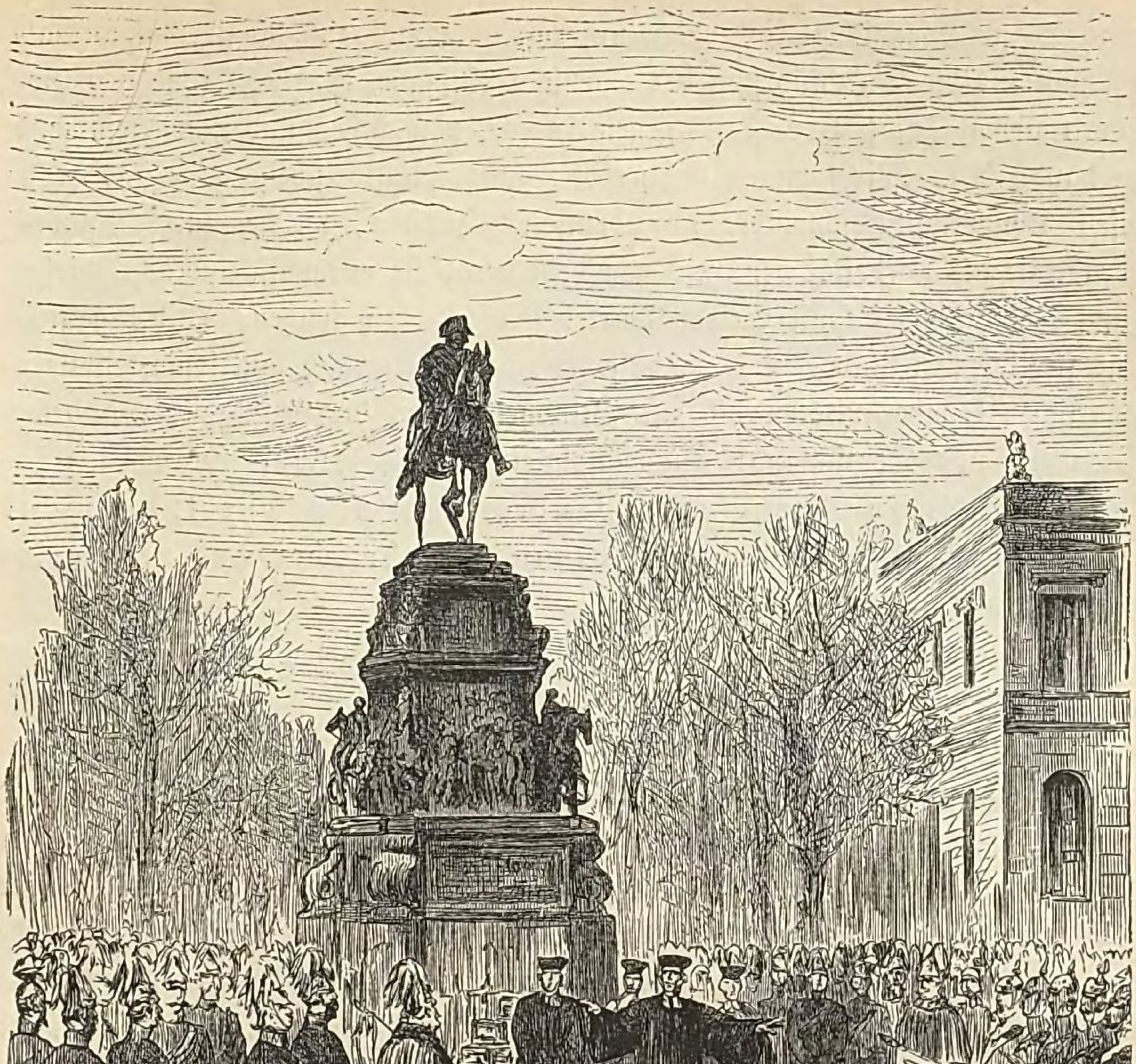
Am 14. Januar fand die feierliche Eröffnung des Landtags im Weißen Saale des königlichen Schlosses statt. Daß der König seinen auf Erhöhung der Wehrkraft Preußens zielenden Plan durchzuführen willens sei, hatte er in der oben bezeichneten Proklamation angedeutet. Gleiches kündigte die Thronrede an.

Der in der Thronrede ausgesprochene Hinweis, daß die Regierung dafür einstehen werde, das nationale Leben zu fördern, genügte der Kammer nicht. Die Regierung hatte den Bestand des Heeres erhöht, und der feierliche Akt der Fahnenweihe ließ darauf schließen, daß die Erhöhung der Truppenstärke von der Regierung als eine definitive angesehen werde. Die Mehrforderung ward, indem die Kammer erklärte, sich weiteres vorzubehalten, wiederum auf ein Jahr bewilligt. Zunächst wollte man sehen, wie die Regierung sich zu den sonstigen Wünschen des Volkes stellen würde. Man war in der Manteuffelschen Zeit in die Gewohnheit gekommen, der Regierung zu mißtrauen und ihr Front zu machen. Dabei entstand ein großer Eifer, die Regierung zu entschiedenem Thun anzuregen. Die „Fortschrittspartei", die jenem Drang ihren Ursprung verdankt, begehrte im Innern Reformen im freiheitlichen Sinne. Um dieser Partei entgegen zu wirken, ward von Feudalen, Konservativen und Kreuzzeitungsrittern der „Preußische Volksverein" gestiftet, der Forderungen reaktionärer Art aufstellte. Ausschreitungen nach rechts und links waren zu erwarten.

Die Rückschrittsmänner hielten dafür, daß für sie wiederum die Zeit gekommen sei, in der ihr Weizen blühe. Sie verlangten in dem von ihnen über das Land verbreiten Programm „Einigkeit unsres deutschen Vaterlandes, doch nicht auf dem Wege des Königreichs Italien, durch Blut und Brand —"; — „keinen Kronenraub und Nationalitätsschwindel"; — „keinen Bruch mit der Vergangenheit im Innern unsres Staates." — Das waren Stichworte der Kreuzzeitung, die hinter zum Teil berechtigten Forderungen selbstsüchtige Gelüste bargen.

Um jene Zeit erregte in einem kleinen Kreise Feudaler ein Schreiben eines Mannes, von dem die betreffenden Herren bisher mit Stolz gesagt hatten, er gehöre mit Leib und Seele ihrer Partei an, Staunen und Schrecken. Das Schreiben war aus Petersburg gekommen und von dem dortigen preußischen Gesandten Otto von Bismarck verfaßt. Wie übel ward in demselben dem „Preußischen Volksvereine" der Text gelesen!

„Wir haben", schrieb Bismarck, „unter unsern besten Freunden so viele Doktrinäre, welche von Preußen die ganz gleiche Verpflichtung zum Rechtsschutze in betreff fremder Fürsten und Länder, wie in betreff der eignen Unterthanen verlangen. Dieses System der Solidarität der konservativen Interessen aller Länder ist eine gefährliche Fiktion, solange nicht die vollste, ehrlichste Gegenseitigkeit in aller Herren Ländern obwaltet. Isoliert von Preußen durchgeführt,

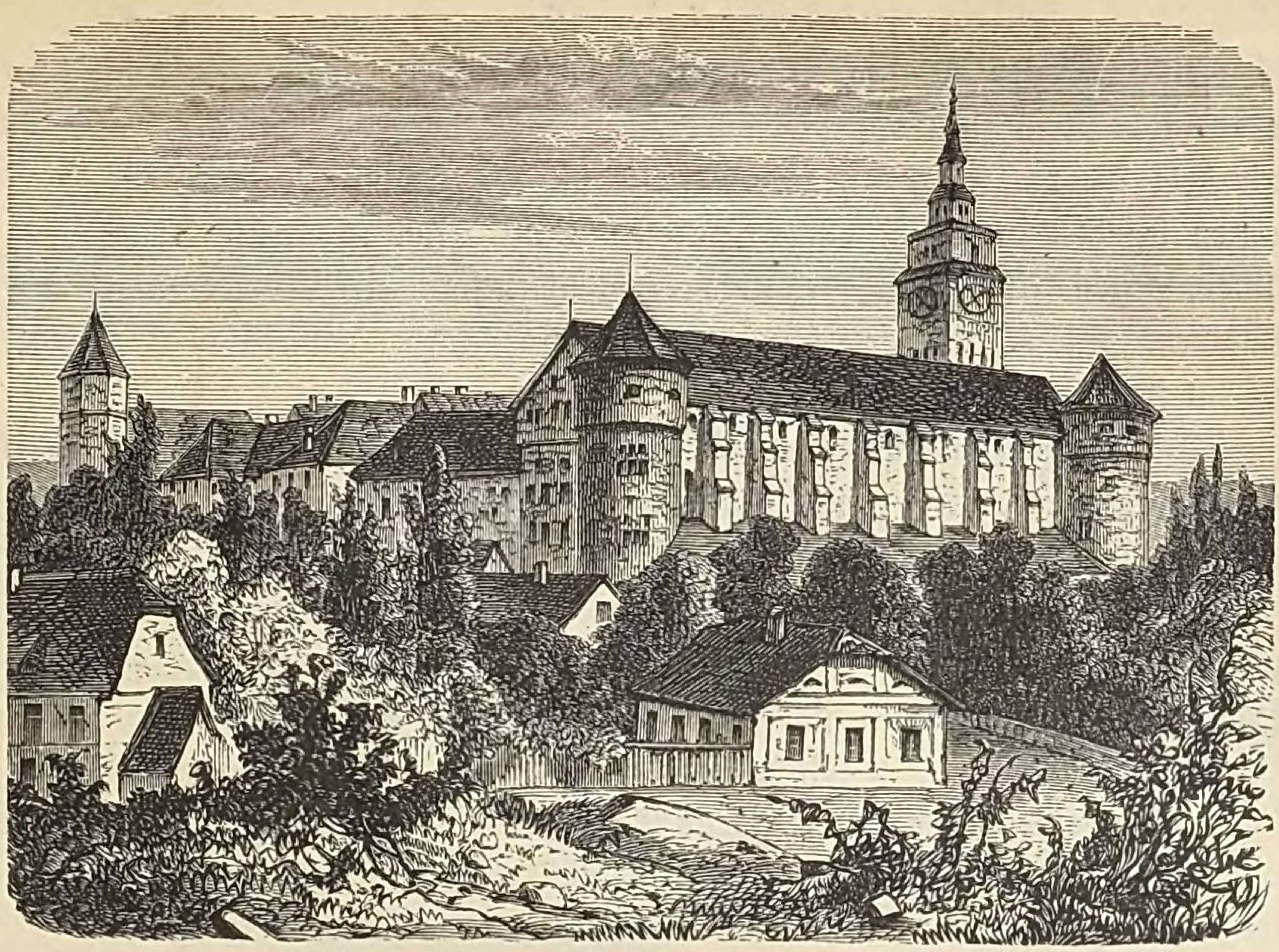


Die Fahnenweihe am 18. Januar 1861.

wird es zur Donquichotterie, welche unsern König und seine Regierung nur abschwächt für die Durchführung der eigensten Aufgabe, den der Krone von Gott übertragenen Schutz Preußens gegen Unrecht, von außen und innen kommend, zu handhaben. Wir kommen dahin, den ganz unhistorischen gott- und rechtlosen Souveränitätsschwindel der deutschen Fürsten, welche unser Bundesverhältnis als Piedestal benutzen, von dem herab sie europäische Macht spielen, zum Schoßkind der konservativen Partei Preußens zu machen. Wir begeistern uns für die von Napoleon I. geschaffenen, von Metternich sanktionierten kleinstaatlichen Souveränitäten bis zur Blindheit gegen die Gefahren, von denen Preußens und Deutschlands Unabhängigkeit für die Zukunft bedroht ist, solange der Unsinn der jetzigen Bundesverfassung besteht, die nichts ist als ein Treib- und Konservierhaus gefährlicher und revolutionärer Partikularbestrebungen."

Bei den Fürsten hatte das Begehren nach einheitlicher Führung unter dem preußischen Banner keinen oder doch nur geringen Anklang gefunden, obwohl die Gesinnung des hohenzollernschen Königshauses und seine Gewissenhaftigkeit in Hinsicht auf Achtung der Rechte der andern Fürsten Deutschlands bei so manchen Gelegenheiten zu Tage getreten waren. König Wilhelm I. war in der genannten Beziehung von den Empfindungen seiner Vorgänger beseelt. Eine Zeitlang war in steigendem Maße gehofft worden, der Prinzregent werde den gordischen Knoten der deutschen Frage mit starker Hand zerhauen. Als man aber wiederholt die Betonung der „Rechte der Fürsten" aus seinem Munde vernahm, da schwand diese Hoffnung dahin.

Ein verwandter Ideengang brachte den Leipziger Studenten Oskar Becker auf den ebenso verbrecherischen wie sinnlosen Plan, den König — „da es sich erwiesen habe, daß er das Hindernis zur Erreichung der deutschen Einheit sei" — gewaltsam aus dem Wege zu räumen. In Baden-Baden führte er den Versuch aus, der jedoch glücklicherweise mißlang und nur eine leichte Verwundung des Königs durch eine vorüberstreifende Kugel herbeiführte. Die einen fürchteten, die andern hofften, König Wilhelm werde nun zu reaktionären Maßnahmen seine Zuflucht nehmen und die nationale Partei entgelten lassen, was ein Fanatiker gethan. Aber der Monarch erklärte, seinem Programm, mit dem er als Prinzregent aufgetreten, unerschütterlich treu bleiben zu wollen.



Schloß zu Königsberg.

Krönung des Königs.



Wahrlich! es muß als eine Fügung des Himmels angesehen werden, daß kein jugendlicher Schwärmer, kein ungestümer, ehrgeiziger Regent, sondern ein zielbewußter, besonnener, vielgeprüfter und betagter Fürst, der bereits im 64. Lebensjahre stand, es war, welcher sich in bewegter Zeit, im Oktober 1861, die Krone Preußens aufs Haupt setzte.

Am 13. dieses Monats trat das Königspaar in Begleitung des Kronprinzen und der Kronprinzessin, der Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses sowie des Großherzogs und der Großherzogin von Sachsen-Weimar die Krönungsfahrt nach Königsberg an.

Am 18. Oktober vormittags 10 Uhr bewegte sich der Krönungszug von dem Thronsaal des Königsberger Schlosses in die Schloßkirche. Während des vom Berliner Domchor ausgeführten Gesanges: „Herr, segne den König“ wurden von Hofbeamten

die Reichsinsignien auf den Altar niedergelegt. Die Königskrone ist mit 150 Diamanten verschiedener Größe besetzt, die Spitze derselben bildet ein Saphir mit dem Andreaskreuze aus Gold. Das Zepter, ein mit Rubinen und Brillanten besetzter drei Fuß langer goldener Stab, zeigt an seiner Spitze einen Adler, dessen Flügel mit Brillanten geschmückt sind, nebst einer Kugel aus Rubinen. Die Krone der Königin gleicht ihrer Form nach der des Königs, nur ist sie kleiner.

Im purpurnen Königsmantel, dessen Verzierungen Adler und Kronen bilden, trat der König zum Altar, betete, nahm die Krone von der heiligen Stätte und setzte sie auf sein Haupt. Nachdem Wilhelm I. auch seiner Gemahlin die Krone auf das Haupt gesetzt hatte, sanken beide Majestäten, wie auch alle geladenen hohen Zeugen, zum stillen Gebet auf ihre Kniee. Der Geistliche sprach den Segen, worauf sich der Königszug unter dem vom Domchor angestimmten Gesange aus der Kirche nach dem Schlosse bewegte. In dem Königssaale nahm der König auf dem Throne Platz und hielt, umgeben von den Prinzen und den höchsten Würdenträgern des Staates, eine Ansprache an das Volk, in der er u. a. sagte:

„Von Gottes Gnaden tragen Preußens Könige seit 160 Jahren die Krone. Nachdem der Thron durch zeitgemäße Einrichtungen umgeben worden ist, besteige ich als erster König denselben. Aber eingedenk, daß die Krone nur von Gott kommt, habe ich durch die Krönung an geheiligter Stätte bekundet, daß ich sie in Demut aus seinen Händen empfangen habe."

„Mit der Würde wächst die Bürde!" — Das sollte auch in dem weiteren Lebensgange des Königs Wilhelm sich bewahrheiten, aber ebenso auch das Wort: „Wer ausharret, wird gekrönt."

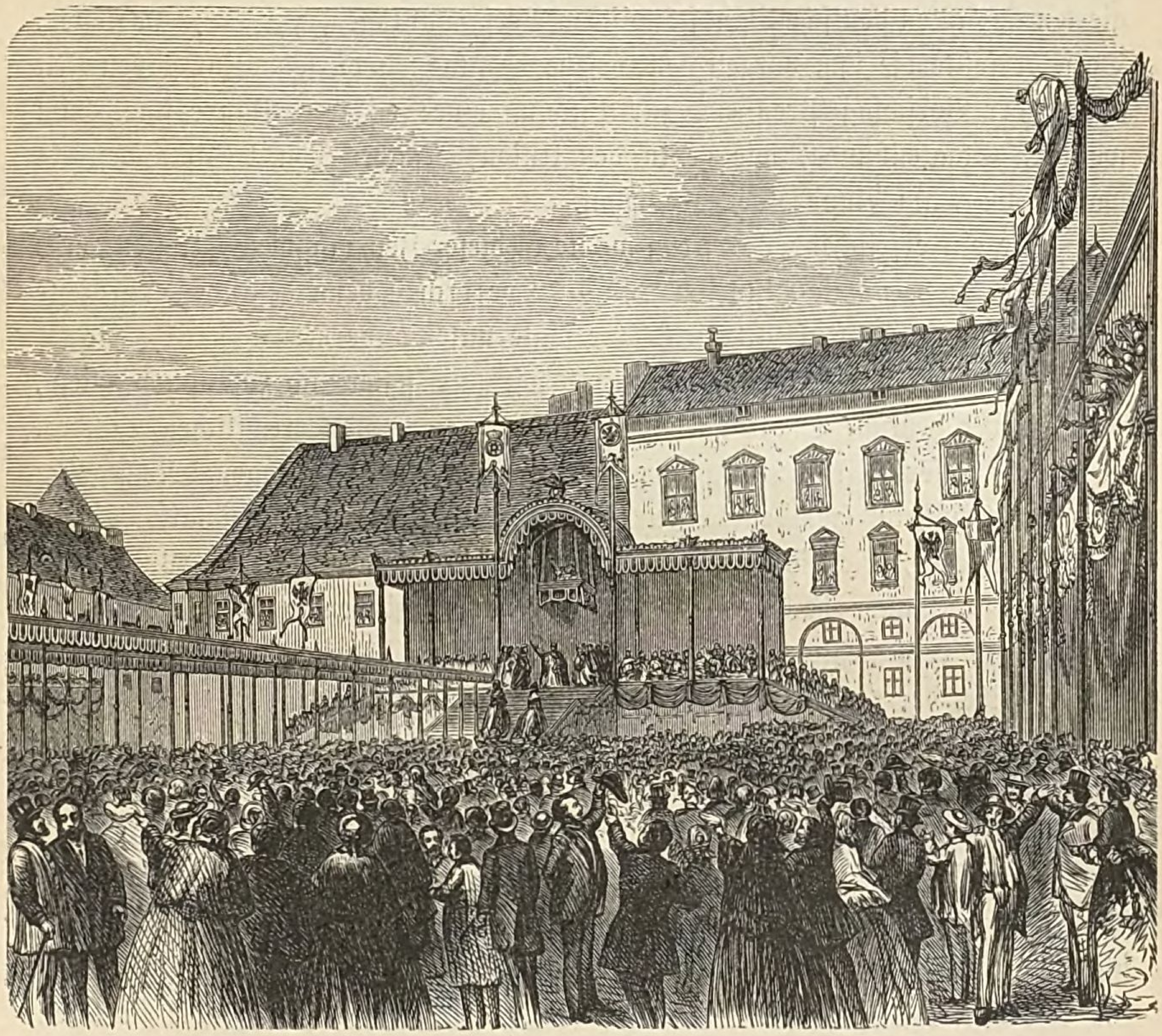
Am 22. Oktober kehrte der König nach Berlin zurück.

Begreiflicherweise wurden die Reden des Königs bei Gelegenheit seiner Krönung in weiten Kreisen einer aufmerksamen Betrachtung unterzogen, namentlich die vorhin hervorgehobene Stelle der an das Volk gerichteten königlichen Ansprache. Von der Partei der äußersten Linken wurde jene Kundgebung in sehr absprechender Weise gedeutet. Das Richtige mag wohl K. Klüpfel getroffen haben, indem er sich dahin aussprach: „Jene Erklärung des Königs war sicherlich aus der Absicht hervorgegangen, die Krönung als einen Akt der Demut, nicht des Hochmuts darzustellen, und zugleich die den Thron umgebenden Institutionen, d. h. die Verfassung, an der höheren Weihe teilnehmen zu lassen."

Und in der That, die Worte des Königs entkeimten einem andern Boden als dem, auf welchen die Vermutungen der Regierungsgegner hinwiesen: —

die königlichen Worte wurzelten in dem Boden wahrhaft religiöser Gesinnung und Gottesfurcht. Die Zukunft sollte auch darüber die rechte Aufklärung nicht missen lassen.

Die Befürchtungen absolutistischer Anwandlungen in den maßgebenden Kreisen vermehrte die Mißstimmung im Volke. Die liberale Partei organisierte sich zu den wiederkehrenden allgemeinen Wahlen durch das ganze Land.



Krönungsfeier zu Königsberg.

Es sollten diesmal vornehmlich solche Persönlichkeiten als Abgeordnete erwählt werden, welche sich verpflichteten, der Regierung nur gegen Zusage einer freisinnigen inneren und entschieden deutschen Politik Unterstützung zu bieten.

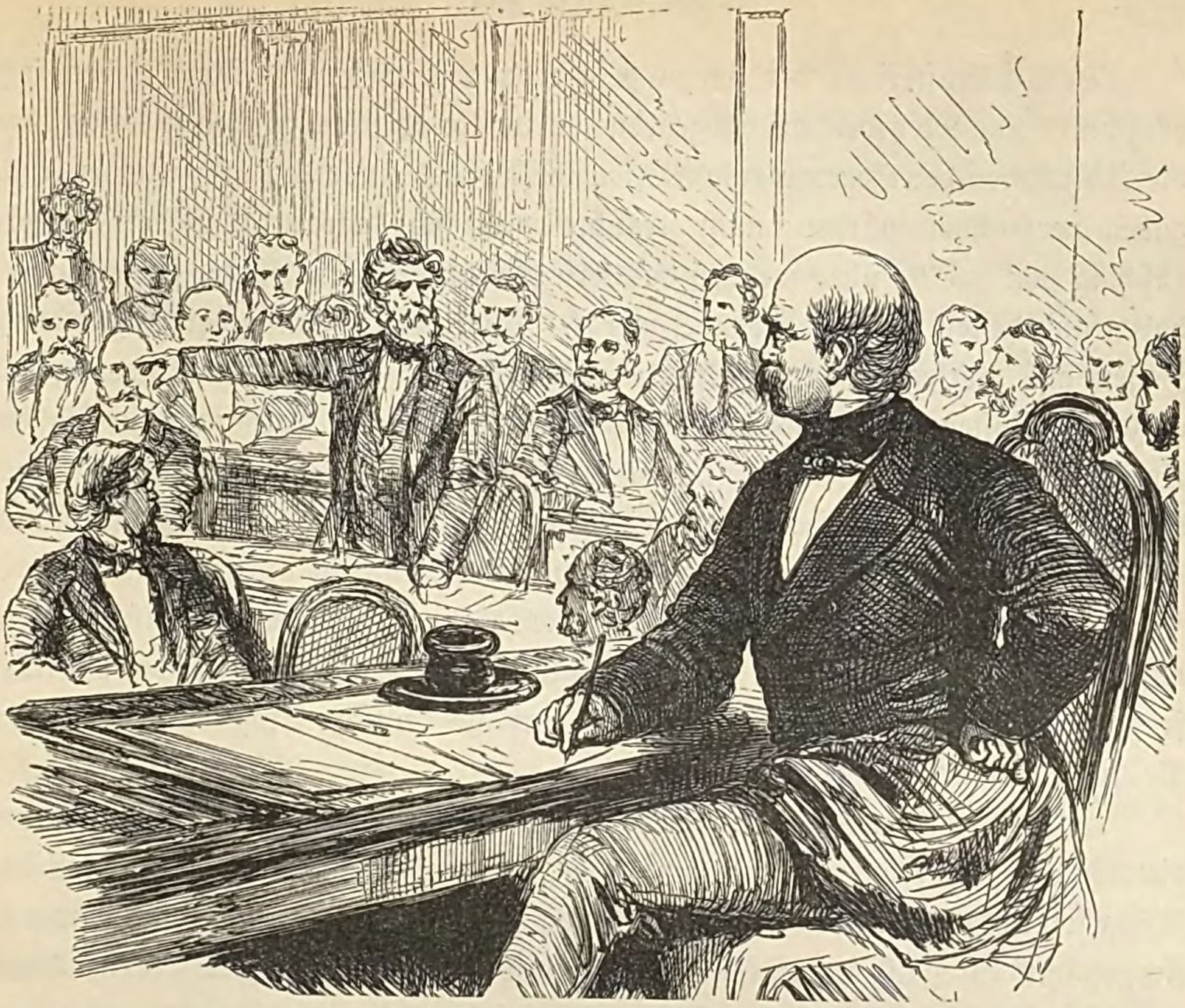
Kaum war das Abgeordnetenhaus zusammengetreten, als ein ungeordneter Streitpunkt eine Krisis herbeiführte. Es handelte sich darum, ob eine stärkere Zerlegung der Etatsposten in getrennte Titel an dem gegenwärtigen oder erst an dem nächstjährigen Budget vorgenommen werden sollte. Die Regierung

verlangte den Aufschub, eine Mehrheit von 28 Stimmen forderte die sofortige Abänderung. Die Minister fanden in der Versagung des Aufschubes den Ausdruck ungenügenden Vertrauens und baten um ihre Entlassung. Ihr Gesuch wurde abgelehnt. Das Ministerium blieb daher im Amte, und es erfolgte die Auflösung des Abgeordnetenhauses.

Um diese Zeit trat Herr von Beust mit einem Bundesverbesserungsplane hervor. Er schlug vor, dem Bundestag einen Beirat, einen Ausschuß von Delegierten aus allen deutschen landständischen Versammlungen, zur Seite zu stellen. Derselbe sollte die ihm vorgelegten Gesetze begutachten dürfen. Zur selben Zeit wurde der Vorschlag Preußens zur Bildung eines engeren Bundesstaates im weiteren Staatenbunde, wie er in den Unionsversuchen von 1850 angestrebt worden war, am Bundestage abgelehnt.

Wie ein erfrischender Luftzug wirkte in dieser Zeit müßigen Streitens eine Rede, die der berühmte Historiker H. von Treitschke beim deutschen Turnfeste zu Leipzig im August 1863 hielt. Er sagte unter anderm:

„Noch immer, derweil unser Volk fest und fester sich zusammenschließt, verharrt der deutsche Staat in der losen Form eines völkerrechtlichen Bundes. Noch steht unser Volk rechtlos, unvertreten, wenn die Völker tagen. Noch grüßt kein Salutschuß im fremden Hafen die deutsche Flagge; denn heimatlos ist sie auf dem Meere, wie die Farben der Seeräuber. Noch blutet die Wunde, die im Frieden nimmer heilen darf: die schmerzliche Erinnerung, daß dies große Deutschland dem sieglosen Sieger, dem schwachen Dänemark, ein Glied von seinem Leibe, der edelsten einen unter seinen Stämmen, schmählich preisgegeben hat. Als unsre Väter den Bundestag gründeten nach dem Frieden, da begrüßten ihn die Besten mit stolzer Hoffnung; sie meinten, aus ihm werde sich entfalten ein ehrwürdiger Gerichtshof über jeden Streit unter den Völkern des Weltteils. Und heute steht er verlassen von dem Glauben des Volkes, und selbst die Mattherzigen verteidigen ihn nur noch als ein notwendiges Übel. Es kann nicht sein, daß ein großes, reiches, klarblickendes Volk für ewig verzichte auf die Leitung seines Staates. Jene gewaltige volkstümliche Kraft, die in allen Adern unsres geselligen Lebens pulst und wogt, sie wird auch des deutschen Staates sich noch bemächtigen. Nicht, ob es geschehen wird, steht in Frage, nur, wann es sich vollenden wird.“



Im preußischen Abgeordnetenhause.

In der Konfliktszeit.

Hüben und drüben war man in betreff des Zieles vollkommen einig: nur nicht über die Anwendung der Mittel, um die große Frage des Tages zu lösen. Diejenigen, welche Fühlung dafür hatten, daß das durch eine von Österreich und von den Regierungen der Kleinstaaten unterstützte Presse irregeleitete deutsche Volk leider nicht auf friedlichem Wege, sondern nur durch „Blut und Eisen" zur Einheit gelangen werde, blieben im Recht!

Je mehr nun die Überzeugung nach der bezeichneten Richtung hin Platz griff, um so eifriger strebte die Regierung dahin, die Militärreorganisation zum definitiven Abschluß zu bringen. Dies gab die Thronrede kund, mit welcher der König am 14. Januar 1862 den Landtag eröffnete. „Die Entwickelung unsrer Institutionen", hieß es in derselben, „muß im Dienste der Kraft und der Größe unsres Vaterlandes stehen. Niemals kann ich zulassen, daß die fortschreitende Entfaltung unsres inneren Staatslebens das Recht der Krone und die Macht und Sicherheit Preußens in Frage stelle oder gefährde."

Dem Ministerium der neuen Ära war nur noch eine kurze Lebensfrist vergönnt. Die Mehrheit der Abgeordneten wollte es nicht geschehen lassen, daß die Mehrkosten der Heeresreorganisation im Budget unter den ordentlichen Ausgaben verzeichnet würden; auch sträubte man sich dagegen, daß der Steuerzuschlag von 25%, über welchen das Kriegsministerium verfügte, fernerhin erhoben und dessen Kasse zugewendet werde. Infolgedessen drang der Abgeordnete Hagen auf Vorlegung eines Staatshaushaltplanes unter Spezialisierung der einzelnen Posten. Die Zweckmäßigkeit einer derartigen Forderung in solchem Umfange bestritt der Finanzminister von Patow. Da nun dessenungeachtet die Majorität den von Hagen gestellten Antrag annahm, wurde die Auflösung des Abgeordnetenhauses ausgesprochen und eine Neuwahl angeordnet.

Die Kammer hatte das Verfassungsrecht für sich. Dem gegenüber stand auf seiten der Regierung Überlegenheit an technischer Sachkenntnis in der Militärfrage, und überdies hatte sie Rücksichten auf die deutsche Frage und die große Politik überhaupt zu nehmen.

Gegenüber dem steigenden Widerstande in der Reorganisationsfrage baten die Minister den König, der Kammer Konzessionen zu machen. Darauf soll der König seine Ratgeber darauf hingewiesen haben, daß er die Armeereform, wie er sie geplant, für ganz unerläßig für Preußens Machtstellung halte; zurück könne er nicht, lieber danke er ab. Seinem Nachfolger, der durch nichts gebunden, würde das Zurücknehmen bei weitem leichter fallen als ihm. Der Kronprinz, befragt, habe dann den König gebeten, auf seinem hohen Posten auszuharren. Als nun der König nach einem Manne Umschau hielt, welchen Mut und Überzeugung befähigten, vor der Landesvertretung die Armeereform zu vertreten und zum Abschluß zu bringen, ward ihm der Name des bisherigen preußischen Gesandten in St. Petersburg, Otto von Bismarck, genannt, ein Name, der dem König nicht unsympathisch klang. Er kannte die Gesinnungsart des Erwähnten aus persönlicher Begegnung, vornehmlich aber aus einer Denkschrift, in welcher Bismarck seine Ansichten über die Aufgaben der preußischen Politik in klarer und bündiger Weise niedergelegt hatte. Doch wurde seine Berufung vorerst noch vertagt.

Die Minister erneuerten ihr Entlassungsgesuch, welches nunmehr bewilligt wurde. Nur der Kriegsminister von Roon und der unlängst erst zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten berufene Graf von Bernstorff blieben in ihren Ämtern.

So endete die neue Ära. Die liberalen Minister hatten das Vertrauen nach beiden Seiten hin verloren. Der König griff nun zu Männern der konservativen Partei, und es traten am 18. März 1862 in das Ministerium ein: Graf Lippe, Graf Itzenplitz, von Jagow, von Mühler. An Stelle des erkrankten

Fürsten von Hohenzollern wurde der Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen zum stellvertretenden Vorsitzenden des Ministeriums ernannt. Das Ressort des Krieges blieb auch jetzt wie überhaupt während der ganzen Periode in derselben Hand, nämlich in der des Herrn von Roon.

Die Fortschrittspartei erlangte bei der neuen Abgeordnetenwahl eine erdrückende Mehrheit von Stimmen. Dem Könige kam es in der Hauptsache nur auf eine rasche und gründliche Erledigung des so widerwärtigen Streites an. Wer dies fertig brachte, war sein Mann. Anders aber urteilte die große Menge. Man glaubte im Hinblick auf die politische Richtung der neu erwählten königlichen Ratgeber, die Stärkung der Heereskraft solle nur dazu dienen, die Freiheit niederzuhalten.

Wieder gab es eine „kurhessische Frage", indem der in diesem Lande allgemein gehaßte Kurfürst von Hessen von neuem durch tyrannische Gelüste und Übergriffe aller Art sein Land in die höchste Aufregung versetzt hatte. Nun hatte Österreich sich durch Preußen bestimmen lassen, gemeinsam mit ihm an den Kurfürsten von Hessen die Aufforderung zu richten, die alte kurhessische Verfassung wieder herzustellen. Er that dies aber nicht. Darauf erging von Preußen der Vorschlag an Österreich, gemeinschaftlich mit ihm gegen den Kurfürsten einzuschreiten, falls eine nochmalige Mahnung nichts fruchte, wogegen Österreich vorschlug, die Angelegenheit vor den Bundestag zu bringen. Preußen beteiligte sich an einer dem Bundestag am 8. März 1862 übergebenen Vorstellung; da es sich aber von den Beschlüssen in Frankfurt nicht abhängig machen wollte, erging von ihm auch noch eine direkte Aufforderung an den Kurfürsten. Es war dies ein eigenhändiges Schreiben des Königs, das von dem General von Willisen nach Kassel gebracht wurde. Dem General ward jedoch von dem Kurfürsten in einer Weise begegnet, daß über dessen Absicht, den König zu beleidigen, kein Zweifel aufkommen konnte. Trotzdem stimmten, als die Angelegenheit im Bunde verhandelt wurde, Hannover und Mecklenburg zu gunsten des Kurfürsten.

Inzwischen hatte die preußische Regierung von dem Kurfürsten Genugthuung gefordert, und da dieser eine solche verweigerte, wurde der preußische Gesandte aus Kassel zurückberufen, und es erging an zwei Armeekorps der Befehl, sich in Marschbereitschaft zu setzen. Jetzt erst ließ der Kurfürst durch einen General dem König Wilhelm ein Schreiben überreichen, in welchem er um Verzeihung bat und das Versprechen gab, die alte Verfassung unverzüglich wieder einführen zu wollen.

Im neuen Landtage forderte die Kammermehrheit, daß die Regierung für die ohne Zustimmung der Kammer gemachten Ausgaben Indemnität nachsuche, vor allem aber, daß an Stelle der dreijährigen eine zweijährige Dienstzeit

eingeführt werde. Da die Regierung sich weder zu dem einen, noch zu dem andern verstehen wollte, wurde der Militäretat mit großer Majorität verworfen.

Nun berief der König auf telegraphischem Wege den damaligen Gesandten am französischen Hofe, Otto von Bismarck-Schönhausen, nach Berlin und ernannte denselben am 23. September 1862 zum Staatsminister mit dem interimistischen Vorsitz im Gesamtministerium.

„Das kaufmännische Intermezzo hat ein Ende", rief frohlockend die Partei der Kreuzzeitung, als auch der Finanzminister von der Heydt um seine Entlassung bat und sie erhielt. Andre sagten: „Bismarck ist der Staatsstreich!" Bei dem Jubel im ganzen feudalen Heerlager hatten die Chorführer nur eines nicht bedacht: der Junker von ehemals hatte vieles vergessen, und er war bereit, viel mehr Neues noch zu lernen.

Otto von Bismarck.

Allezeit wird von der Nation hochgehalten werden der Name des deutschen Mannes, der das geflügelte Wort „Deutschlands Einheit wird nur durch Blut und Eisen hergestellt werden!" in entscheidender Stunde hinwarf, ein Ausspruch, der nach seiner ursprünglich gemeinten Bedeutung seine volle Berechtigung hatte. Nur wenige mögen dem Kühnen, als er jenen Ausspruch that, sofort recht gegeben haben.

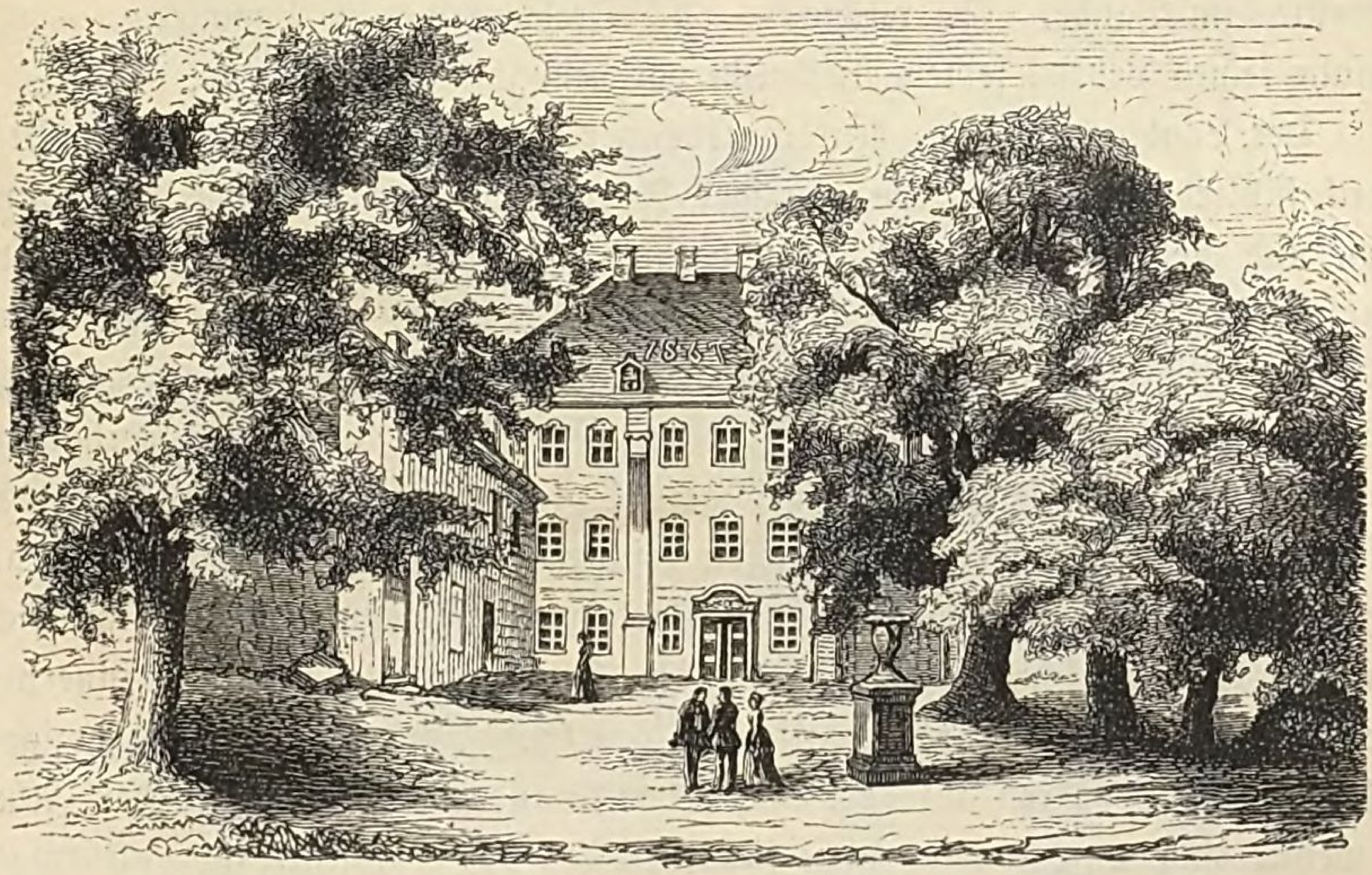
Als jedoch die verkündete Prophezeiung sich erfüllte, da wurde freilich anders geurteilt. „Wie in aller Welt", fragte ein Jahrzehnt später Gustav Freytag, „hätte denn Deutschland einig werden sollen? Sind jemals mächtige Herrschaftsstellungen durch Komplimente beseitigt, sind jemals Staaten durch Resolutionen errichtet worden? Und doch welcher Aufruhr!"

In Otto von Bismarck haben wir einen jener großen Seher vor uns, deren inneres Auge die Dinge schaut, wie sie in Wahrheit geartet sind, die ausgerüstet sind mit dem Wahrheitssinn, der sie treibt, die Dinge auch beim rechten Namen zu nennen, und mit dem Mute, den Kampf mit den Mächten des Irrwahns und des Scheines aufzunehmen.

Soll damit auf alle, mit denen der streitbare Kämpe rang, von vornherein ein Stein geworfen werden? Durchaus nicht. Zählt er doch heute gerade unter ehemals heftigen Gegnern seine besten Freunde, die ihn hoch verehren, und die auch er zu schätzen weiß!

Otto von Bismarck, im Jahre 1815 geboren, entstammt einem altbrandenburgischen Adelsgeschlechte. Sein Vater, Rittmeister a. D. und Besitzer des Gutes Schönhausen im Kreise Jericho, war ein ehrenfester und tüchtiger Mann, seine Mutter, die Tochter des bei Friedrich Wilhelm III. in großer Gunst stehenden Kabinettsrates Menken, galt als eine nach Geist und Herz

hochbegabte Frau. Sechs Jahre alt, wurde Otto der Erziehungsanstalt des Professors Plamann in Berlin — eines begeisterten Anhängers Pestalozzis — übergeben; in seinem zwölften Jahre trat er in die Tertia des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums ein. Der Lehrer, bei dem er in Pension war, ward an das Gymnasium zum „Grauen Kloster" versetzt. Mit ihm ging auch Otto an dies Gymnasium über. — Noch nicht 17 Jahre alt, hatte Otto von Bismarck die Reife für die Universität erlangt. Er war ein schlanker Jüngling mit leuchtenden Augen, freimütigem, freundlichem Wesen. Im Reiten, Schwimmen, Tanzen, Fechten that's ihm so leicht keiner zuvor. Im Jahre 1832 finden wir den Studenten Otto von Bismarck im anmutigen Heidelberg. „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!" — Er war Student mit Leib und Seele.



Schloß Schönhausen.

Von Heidelberg ging's nach Göttingen, und auch da hieß es: „Bei uns geht's immer so!" — Selbstverständlich fehlte es nicht an Duellen und Paukereien. Durchweg zogen die Gegner den Kürzeren. Von seinen Korpsburschen ward er mit Stolz „Achilleus" genannt; auch den Mutigsten war endlich die Lust vergangen, mit ihm anzubinden. Im übrigen war er der liebenswürdigste Gesellschafter und der treueste Geselle.

Von dem äußeren Wesen der Junkerei hatte nun, wie sich schon aus dem Angeführten ergibt, auch Otto von Bismarck sein gut Teil an sich. So viel hätte genaue Beobachtung jedoch damals schon erkennen lassen, daß er mutmaßlich als Mann der Wissenschaft oder als Staatsmann Bedeutung gewinnen werde. Er studierte Jura, bereitete sich also für den Staatsdienst vor; 1835 machte er sein Examen und trat als Auskultator in das Berliner Stadtgericht ein.

Auf einem Hofball wurden Bismarck und der Freiherr von Schenk dem Prinzen von Preußen vorgestellt. „Ei, ei", sagte lächelnd der Prinz, „die löbliche Justiz sucht sich ihre Leute wohl nach dem Gardemaß aus?" — „Königliche Hoheit", versetzte Bismarck, „die Juristen müssen auch Soldaten werden und werden sich's zur Ehre anrechnen, wenn Se. Majestät und das Vaterland sie rufen!"

Keiner von beiden konnte ahnen, wie eng verbunden sie einst für das Vaterland wirken, ringen, kämpfen — und siegen würden!

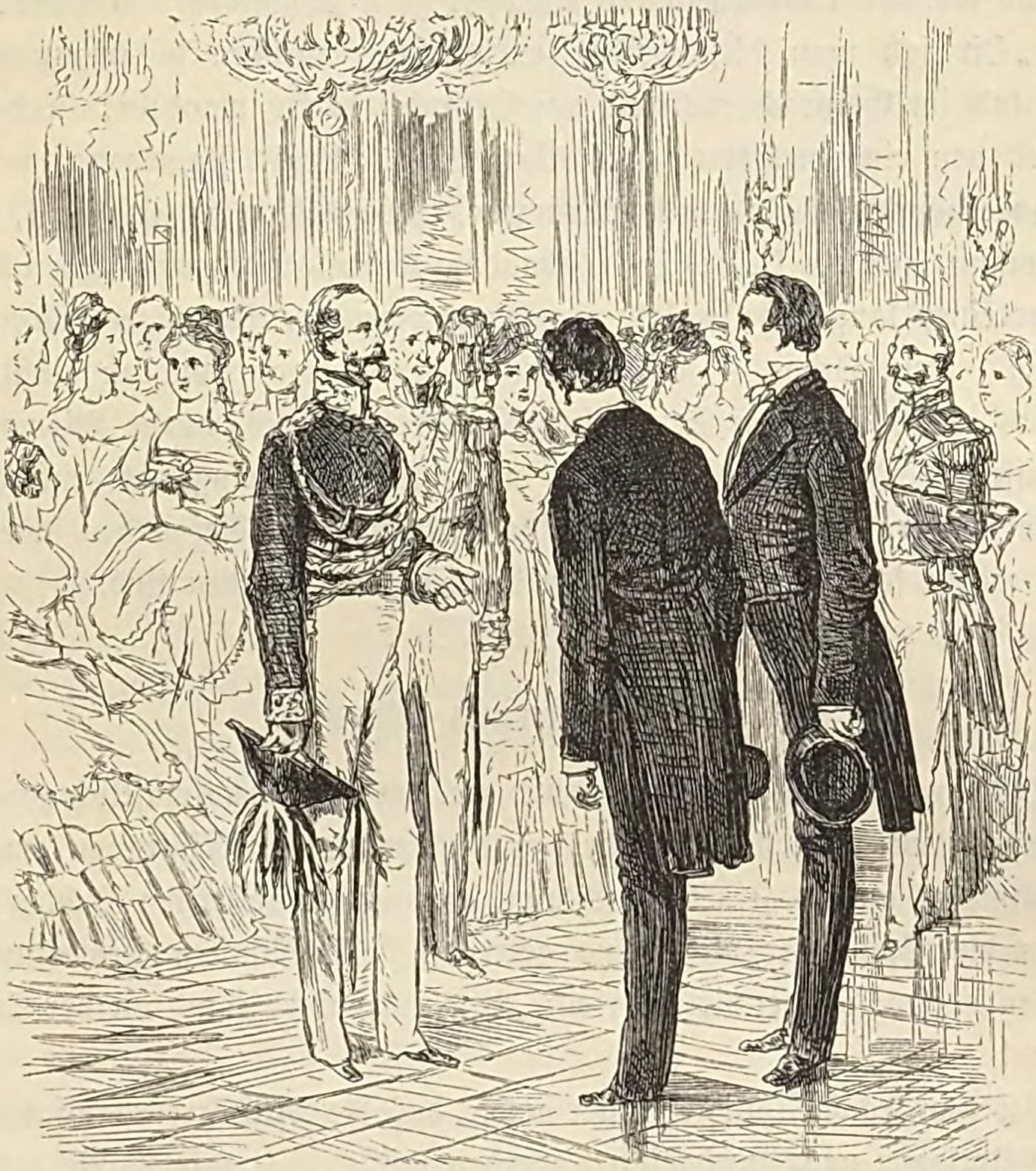
Nachdem Bismarck ein Jahr als Referendar gearbeitet und zwei Jahre in der Verwaltung thätig gewesen, begab er sich auf seine väterlichen Güter zurück. Im Jahre 1846 erwarb er seinen ersten Orden — die Rettungsmedaille am Bande. Er rettete — bei Freienwalde in Pommern — mit Gefahr seines Lebens seinen Reitknecht vor dem Ertrinken.

Der Landwehroffizier, Rittergutsbesitzer und Deichhauptmann von Bismarck fühlte sich nun in den vierziger Jahren, als die politische Aufregung mehr und mehr um sich griff, dazu berufen, sich denjenigen Standesgenossen anzuschließen, die Front gegen die Forderungen der Zeit machten. Sein erster politischer Fechtboden war der allgemeine Landtag von 1847. Er gehörte zu denjenigen Mitgliedern der Rechten, deren Reden nicht unbeachtet verhallten. Und fürwahr, eine schärfere, schneidigere Sprache hat auf dieser Seite des Hauses keiner seiner Meinungsgenossen geführt. Indessen es wollte gelegentlich auch scheinen, daß das ihm von Parteigenossen gespendete Lob ihn nicht anmute. Er war eben, trotzdem er noch ihre Sprache redete, in seinem innersten Wesen von vornherein anders als jene geartet. Ihm war ein engherziges, selbstsüchtiges Beharren auf dem Boden von Standesvorurteilen zuwider. Aber er meinte doch, es zieme sich nicht für den Adel, vor dem gegen ihn anstürmenden Haufen die Waffen zu strecken. — Vorwärts denn und hinauf auf den Kriegswagen und den Feind geneckt und geschreckt und ihm Abbruch gethan nach Herzenslust! — „„Junker" nennt ihr uns spöttisch? Gut denn, wir wollen den „Junker" schon noch zu Ehren bringen!" —

Das Auftreten Bismarcks in der Kammer hatte die Aufmerksamkeit der Regierung auf ihn gelenkt. Im Mai 1851 ernannte ihn Friedrich Wilhelm IV. unter dem Titel eines Geheimen Legationsrates zum Gesandtschaftssekretär und drei Monate später zum Gesandten am Bundestage. Wieder läßt sich auf ihn das Wort anwenden: „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!" — Der „Bundestag", wie er wirklich war, entsprach durchaus nicht dem Bilde, das Bismarck bisher von demselben in sich getragen hatte.

In Frankfurt verwandelte sich der einst begeisterte Anhänger des Bundes in den entschiedensten Gegner desselben. Aber nur die rechten Menschen lernen

am rechten Orte, nur Menschen mit weitem Gesichtskreis, die vor der Wahrheit an und für sich Respekt haben. Wie rasch schwand in dem märkischen Kernjunker die Politik der Scholle dahin vor der hohen Politik des Staates! Aus jener Zeit in Frankfurt geben mehrere Briefe Kunde von seiner stattgefundenen Umwandlung und wie sehr Bismarck entschiedener Widersacher der Politik geworden, die nach „Olmütz" und zur Wiederaufrichtung des Bundestages geführt hat. In einem dieser Briefe (aus dem Jahre 1859) heißt es:



Erste Begegnung Otto von Bismarcks mit dem Prinzen von Preußen.

„In den acht Jahren, welche ich in Geschäften zu Frankfurt hingebracht habe, hat das Resultat aller meiner Erfahrungen mir die innigste Überzeugung verschafft, daß die gegenwärtige Organisation des Bundes für Preußen in Friedenszeiten eine Last und in kriegerischen Zeiten eines der gefährlichsten Bande ist, ohne uns dafür dieselben Vorteile zu sichern, welche Österreich daraus zieht."

Im Jahre 1859 ward Bismarck — eine neue Schule für ihn — als preußischer Gesandter an den russischen Hof gesendet. „Einstweilen kalt gestellt —

für späteren Gebrauch!" schrieb er einem Freunde. Von Petersburg aus sprach er sich, wie oben vorgeführt, gegen die verfehlten Agitationen des preußischen Volksvereins aus. Aber sein guter Stern führte ihn auch noch an einen andern Ort, wo er als Vertreter Preußens vieles Bedeutsame kennen lernte. Im Frühjahr 1862 übertrug ihm der König den Gesandtschaftsposten am Hofe zu Paris, und im Sommer desselben Jahres traf der preußische wahrhafte Staatsmann in Biarritz mit dem Kaiser Louis Napoleon, der damals für einen Ausbund von Staatsweisheit und Klugheit galt, zusammen. Vilbort erzählt uns: „Oft sah man diese beiden europäischen Größen in ungezwungenster Weise und im Gespräche vertieft am Strande dahin wandeln, in der Ferne begleitet von einigen Herren ihrer Umgebung. Louis Napoleon im dunklen, halb zugeknöpften Rocke, mit schwarzem, hohem Hute schritt dann, wie ein Privatmann, nur ein kleines Ordensband im Knopfloch tragend, neben Bismarck hin, der einen langen hellen Überzieher und einen breitkrempigen gelben Strohhut trug. Kein Orden — kein Abzeichen verrieten an ihm den einflußreichen Mann." Doch schon im September desselben Jahres wurde Bismarck, wie wir wissen, der Wirkungssphäre, in die er sich kaum eingelebt, entzogen und nach Berlin berufen, um in eine Laufbahn einzutreten, die zu den schwierigsten gehört, welche je von Staatsmännern durchschritten worden sind.

Das Ministerium Bismarck.

Bismarck sah sich von denen, mit welchen er gemeinschaftlich zum Wohle des Ganzen wirken sollte, mit dem ausgesprochensten Mißtrauen empfangen. Wie konnte es anders sein? Ein Mann, der auf der äußersten Rechten gesessen, war an die Spitze der Regierung getreten. Die kühnsten Erwartungen der Feudalen hatten sich verwirklicht: ein „Vollblutjunker" stand an der Spitze des Staates!

Bei dem Könige stand es fester als je, daß die Militärreorganisation ihrem ganzen Umfange nach durchgeführt werden müsse. Damals wußte man allerseits noch nicht, daß dieselbe dem Geiste des Monarchen entsprungen war, und um so rücksichtsloser konnte sie als „das Werk Roons" verurteilt werden. Der König jedoch trat nun öffentlich für dieselbe ein, indem er einer Deputation von Bürgern, die ihm eine Zustimmungsadresse überreicht hatte, erklärte; „Was die Militärreorganisation betrifft, so ist dies mein eigenstes Werk und mein Stolz."

Wäre die politische Erregtheit nicht so groß gewesen, als es leider der Fall war, so hätte man bald erkennen können, daß bezüglich der äußeren Politik sich ein kräftiger Wille regte. Österreich hatte sich den Plan Beusts, der auf eine Scheinvertretung am Bunde hinausging, angeeignet, und Preußen ward

aufgefordert, für diesen Plan mit einzutreten. Bismarck antwortete ablehnend, da es sich, wie er bemerkte, eben nicht um eine wirkliche Vertretung, sondern um den Schein einer solchen handle. — Wie aber — so ward geredet — könne Bismarck von einem „Scheine" reden und sich auf einen Grundsatz berufen, der im eignen Lande von ihm mißachtet werde? — „Daher wohl vorgesehen!" — Und von den Überklugen ward hinzugefügt: ohne Zweifel sei man in Berlin und Wien handelseinig, und es fänden die diplomatischen Spiegelfechtereien nur statt, um das Volk irre zu führen, während man hier wie dort im Innern auf reaktionäre Ziele lossteure!

Unterdessen hatte sich der großdeutsche „Reformverein" bemüht, dem für Preußen wirkenden „Nationalverein" ernstlicher entgegen zu arbeiten. Das ganze Österreich mit seiner bei weitem überwiegenden nichtdeutschen Bevölkerung sollte dem Deutschen Bunde angehören. Man köderte die Menge mit dem hier gänzlich falsch angewandten Worte Arndts: „Das ganze Deutschland soll es sein."

Um diese Zeit hatte Bismarck eine wichtige Unterredung mit dem österreichischen Gesandten in Berlin, Grafen Karolyi. Er wies dabei auf die freundliche Haltung hin, die Preußen gegen Österreich beobachtet, die aber österreichischerseits eine entsprechende Erwiderung nicht gefunden habe; er betonte, daß deutsche Fragen von Wichtigkeit fernerhin nicht durch Majoritätsbeschlüsse, im Gegensatze zu Preußens Willensäußerung, entschieden werden dürften, und er fügte hinzu, daß, falls Österreich nicht schleunigst seine Haltung ändere, Preußen sich gezwungen sehen werde, andre Bahnen einzuschlagen.

Graf Karolyi berichtete darüber nach Wien; aber die Herren in der Hofburg lächelten. Ein Diplomat, ohne Hintergedanken zu hegen, war eine kaum gekannte Erscheinung. Konnte Bismarck in seiner Unterredung mit dem Grafen Karolyi wirklich ehrlich heraus gesagt haben, was er dachte und wollte? — Also trösteten sich die Wiener Staatsweisen.

Wie sollten die klugen Herren sich täuschen! Dies ließ sich schon erkennen, als Bismarck den Vertretern Preußens an den auswärtigen Höfen über seine Unterredung mit dem Grafen Karolyi durch eine Zirkulardepesche Nachricht gab. Der Schlußsatz der Depesche lautete: „Österreich hat die Wahl, seine gegenwärtige antipreußische Politik einer mittelstaatlichen Koalition fortzusetzen oder eine ehrliche Verbindung mit uns zu suchen." — Wären die österreichischen Staatsmänner nicht verblendet gewesen, so hätten sie sich nicht einreden können, Preußen werde nochmals die Bahn der Nachgiebigkeit um jeden Preis wandeln.

Wie berichtet, hatte Österreich beschlossen, den Plan Beusts bezüglich des Delegiertenbeirats zur Bundesversammlung in Frankfurt selbst in Vorschlag

zu bringen. Dies geschah jetzt. Darauf erfolgte von Berlin die Erklärung, wie die preußische Regierung schon im Hinblick „auf die materielle Untauglichkeit und Halbheit der Vorschläge“ verhindert sei, denselben beizustimmen. Und weiter hieß es: „Nur in einer Vertretung, welche nach Maßgabe der Bevölkerung jedes Bundesstaates aus unmittelbarer Wahl hervorgehe, könne die deutsche Nation das berechtigte Organ ihrer Einwirkung auf gemeinsame Angelegenheiten finden.“

Diese Lehren verursachten in den verschiedenen Lagern nicht wenig Aufsehen. — Vorerst erwies sich Bismarcks Auftreten insofern wirksam, als Österreich mit seinem Plane bei der Abstimmung in der Minderheit blieb.

Der parlamentarische Kampf im Jahr 1863 stärkte die Muskeln des entschlossenen Ringers; er brachte Bismarcks staatsmännische Kräfte zu vollständiger Entfaltung. Seine Parole sowohl als die seines Mitstreiters von Roon stand unabänderlich fest; sie lautete: „Durchführung und Abschluß der Heeresreform“ — beiden galt dies als eine Staatsnotwendigkeit. Beide Kernmenschen brachten für diese Überzeugung sich selbst als Einsatz, sich und ihre Zukunft, ihr ganzes Sein.

Guten Muts erschien Bismarck, nachdem die Kammern am 10. Januar 1863 wieder eröffnet worden waren, im Abgeordnetenhause. Als er in der Kammer mit einer Anklage auf Verfassungsverletzung bedroht ward, weil die Regierung nach wie vor Ausgaben mache, die nicht bewilligt seien, antwortete er unverzagt: „Wenn eine Vereinbarung zwischen den drei Faktoren der Gewalt: Krone, Herrenhaus und Haus der Abgeordneten, nicht zu erzielen ist, dann fehlt es für diesen Fall an jeglicher Bestimmung darüber, welcher Faktor nachzugeben hat. Die Verfassung will das Gleichgewicht der drei gesetzgebenden Gewalten in allen Fragen, auch hinsichtlich der Budgetgesetzgebung; keine dieser Gewalten kann jedoch die andre zum Nachgeben zwingen. Die Verfassung weist daher auf den Weg des Kompromisses zur Verständigung hin. Wird ein solcher dadurch vereitelt, daß eine der beteiligten Gewalten ihre eigne Ansicht mit doktrinärem Absolutismus durchführen will, so wird die Reihe der Kompromisse unterbrochen, an ihre Stelle treten Konflikte, und diese werden, da das Staatsleben nicht still zu stehen vermag, Machtfragen. Wer die Macht in Händen hat, geht dann in seinem Sinne vor.“

In einer Ausschußsitzung war von Bismarck jener vielfach angeführte Ausspruch über die Bedeutung von „Eisen und Blut“ bei der Entwickelung der Völkergeschichte gethan worden. Der Absatz der Rede, die jene angefochtene Äußerung enthielt, lautete: „Nicht auf Preußens Liberalismus sieht vorläufig ganz Deutschland — sondern auf seine Macht. In Preußen sind viel catilinarische Existenzen, welche ein Interesse an Umwälzungen haben.

Preußen muß seine ganze Kraft zusammenhalten für den günstigen Augenblick, welcher schon wiederholt verpaßt ist. Preußens Grenzen sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, das ist der Fehler von 1848 und 1849 gewesen, sondern durch Blut und Eisen!"

Schon nach kurzer Zeit erkannte der König, was für eine außerordentliche Kraft er an Bismarck gewonnen habe. Er ernannte ihn am 8. Oktober 1862 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und zum Präsidenten des Staatsministeriums.

Der Stimmung im Lande hatte nun der im Januar eröffnete Landtag neuen Ausdruck gegeben. Der Schluß der Antwort, die der König dem Abgeordnetenhause auf seine Beschwerde erteilte, lautet: „Ich muß das Haus darauf aufmerksam machen, daß nach der Verfassung die Mitglieder beider Häuser des Landtages das Volk vertreten und der Staatshaushalt nur durch Gesetz, nämlich durch einen von mir genehmigten, übereinstimmenden Beschluß beider Häuser des Landtages festgestellt werden kann. War eine solche Übereinstimmung nicht zu erreichen, so war es die Pflicht der Regierung, bis zur Herbeiführung derselben die Verwaltung ohne Störung fortzuführen. Sie hätte unverantwortlich gehandelt, hätte sie dies nicht gethan."

Im Jahre 1863 rüstete man sich überall in Deutschland, den 50jährigen Gedenktag an die Befreiungsschlacht bei Leipzig zu feiern. Es entsprach der pietätvollen Gesinnung des Königs, daß er zur Gedächtnisfeier an jene denkwürdige Zeit den 17. März 1863 erkor. An diesem Tage wurde von ihm der Grundstein zu einem Denkmale für seinen Vater — eine Reiterstatue, die im Lustgarten aufgestellt werden sollte — gelegt, als dem Tage, an welchem vor 50 Jahren der königliche „Aufruf an mein Volk" erschien.

Ein Schauspiel ergreifender Art entfaltete sich an dem gedachten Tage vormittags gegen 11 Uhr vor dem mit hohen bewimpelten Bäumen eingefaßten Lustgarten, in dessen Mitte ein herrlicher Pavillon prangte, der errichtet worden war, um die Königin, die Prinzessinnen und die Damen des Luisenordens aufzunehmen. Es nahte sich eine Schar alter Freiheitskämpfer, Ritter des Eisernen Kreuzes — über 2400 an der Zahl — geführt von dem greisen Feldmarschall Wrangel, dem Festplatze. Ihr Anblick hatte manches Auge mit Thränen gefüllt; lauter Jubel scholl ihnen, als sie sich im Zuge durch die mit Fahnen geschmückten Straßen dahinbewegten, überall entgegen, Blumen und Kränze regnete es aus den Fenstern auf sie hernieder.... Es waren die letzten der Helden, von denen der Dichter sagt: „Sie alle, alle kamen", um, indem sie ihr Leben in die Schanze schlugen, ihr Vaterland aus tiefster Schmach erlösen zu helfen. Die einen waren erschienen in den Uniformen jener

denkwürdigen Zeit, die andern im bürgerlichen Kleide. Schnee deckte die Häupter fast aller, einzelne gingen an Stöcken, ja an Krücken, andre wurden von ihren Gattinnen oder Enkeln geführt. Sie waren vor dem Könige, der auf die Rampe seines Palais hinausgetreten war, vorbeimarschiert, während von dem am Friedrichsdenkmal aufgestellten Musikchor der „Pariser Einzugsmarsch" ertönte und tausendfältiger Hurraruf der Menge erscholl.

Diesen ehrwürdigen Zeugen einer unvergeßlichen Zeit hatte man im Lustgarten eine Reihe von Ehrenplätzen eingeräumt, welche durch die Fahnen und Standarten, unter denen sie gefochten, bezeichnet worden waren. Eine fast ebenso große Zahl von Inhabern der Kriegsdenkmünze wohnten der Feier bei.

Das Fest war in jener trüben Zeit für den König und die ihm Treugesinnten ein Sonnenblitz. Eine große Zahl der alten Waffengefährten richtete eine Adresse an Bismarck, in der sie den königlichen Ratgeber für sein ritterliches Standhalten am Banner des Königtums ihren Dank aussprachen.

Österreich hatte einen neuen Reformplan bezüglich des Deutschen Bundes in Angriff genommen. Er zielte darauf hin, Preußen durch Überstimmung zum Vasallen Österreichs zu machen und mit den Mittelstaaten gewissermaßen in gleiche Linie zu stellen. Österreichs Stellung innerhalb und außerhalb Deutschlands, seinen Sonderinteressen, seinen antideutschen Zwecken sollten also die gesamten Kräfte Deutschlands zur Verfügung gestellt werden! — Der Augenblick war nicht ungünstig gewählt. Man hielt die preußische Regierung wegen ihres Konflikts mit der Kammer und dem Volke für äußerst bedrängt.

Nach Vollendung seiner Kur in Karlsbad (Juni 1863) war König Wilhelm am 18. Juli in Gastein eingetroffen. Dorthin kam auch Kaiser Franz Joseph und händigte — „nach traulichem Zwiegespräch" — dem Könige eine „Denkschrift über die Notwendigkeit einer Reform der deutschen Bundesverfassung" ein, die Einladung hinzufügend, der König möchte einem in Frankfurt am 16. August abzuhaltenden „Kongresse sämtlicher deutscher Fürsten" beiwohnen.

Dem Kaiser Franz Joseph wurde nun von dem Könige Wilhelm erklärt: er erachte es nicht für zweckmäßig, einen Fürstenkongreß zu veranstalten, bevor die Pläne seitens der Minister genau geprüft worden seien. Der Kaiser ließ sich jedoch dadurch nicht abhalten, am Tage darauf, nachdem er Gastein verlassen, die förmliche vom 31. Juli datierte Einladung zur Teilnahme an dem Kongreß zu Frankfurt an sämtliche Souveräne in Deutschland abzusenden. Mittels Telegraph lehnte am 4. August König Wilhelm nochmals die Einladung ab und schlug am nämlichen Tage in einem amtlichen Antwortschreiben dem Kaiser vor, die neuen Bundesreformentwürfe vorher in Ministerialkonferenzen des engeren Bundesrates prüfen zu lassen. Dann erst sei es an der Zeit, daß die Fürsten in einem Kongreß über die Ergebnisse der Beratung entschieden.



Königsparade der Inhaber des Eisernen Kreuzes 17. März 1863.

Der Kaiser erneuerte jedoch seine Einladung mit dem Hinzufügen, der König möchte, falls er selbst zu erscheinen verhindert sei, einen der königlichen Prinzen nach Frankfurt entsenden. Darauf erklärte der König, daß weder er noch ein preußischer Prinz sich in Frankfurt einfinden würde.

Wie Bismarck über die kaiserlichen Reformpläne dachte, darüber gibt eine Stelle der von ihm an die preußischen Gesandten erlassene Depesche Auskunft. Sie lautet also: „Ich halte es der Würde des Königs nicht entsprechend, sich nach Frankfurt zur Entgegennahme von Vorschlägen in Bundesangelegenheiten zu begeben, über welche der Rat Preußens nicht vorher gehört ist, und deren volle Tragweite Seiner Majestät erst in Frankfurt eröffnet werden soll...."

Am 17. August traten 24 deutsche Fürsten und deren Vertreter und Ratgeber sowie die Abgesandten der vier „Freien Städte" zu Frankfurt a. M. zusammen, und es wurde unter Pomp mancherlei Art das Vorspiel zu der beabsichtigten Kaiserkürung in Szene gesetzt.

Unter dem Vorsitz des Kaisers Franz Joseph fand am 1. September der österreichische Entwurf mit wenigen Abänderungen fast einstimmig Annahme. Der gleichzeitig in Frankfurt versammelte „Abgeordnetentag" verwarf den Entwurf nicht geradezu, erklärte indessen, „daß von einem einseitigen Vorgehen der Regierungen eine gedeihliche Lösung der Nationalreform nicht zu erwarten sei, sondern nur von der Zustimmung einer zu berufenden Nationalversammlung." — Damit war ein weiterer Akt der Kaiserkomödie abgespielt — und weiter kam man überhaupt nicht.

Schon während der ersten Beratungen waren über einige der Rolleninhaber Anwandlungen richtiger Erkenntnis gekommen. Man konnte sich nicht verhehlen, daß das Wegbleiben des Königs von Preußen dem geplanten Werke von vornherein den Stempel der Hinfälligkeit aufpräge. Demgemäß fehlte es nicht an Versuchen, den König Wilhelm nachträglich noch zum Eintritt in den Kongreß zu bewegen. Dieser hatte sich unterdessen in Begleitung Bismarcks nach Baden-Baden begeben. Dort erschienen bei ihm der König Johann von Sachsen und dessen Minister von Beust. Alle aufgewendete Beredsamkeit änderte jedoch an der Sache nichts. Der König blieb ihr fern, und so endigte der Rausch, welcher in Frankfurt a. M. und selbst in andern Teilen Süddeutschlands erzeugt worden war, mit äußerst nüchternen Erwägungen.

Natürlich gestalteten sich infolge des vollständigen Strandens der kaiserlichen Reformpläne die Beziehungen zu Preußen nicht freundlicher. Dagegen begünstigte ein neuer Aufstand der Polen, im Januar 1863, der anfänglich den Russen große Sorgen verursachte, die Anknüpfung eines intimeren Verhältnisses zum Zarenreich. Es wurde preußischerseits sofort die Zusammenziehung der vier östlichen Armeekorps unter General von Werder verfügt;

Offiziere begaben sich nach Warschau und Petersburg behufs Abmachungen zum Schutze der nachbarlichen Grenzen, und es wurde (am 8. Februar) ein geheimer Vertrag abgeschlossen. Wiewohl auch diesmal wie im Krimkriege Preußen sich irgend welcher Kundgebungen zu gunsten Rußlands enthielt und dem Nachbar gegenüber nur eine wohlwollende Neutralität bewahrte, so riefen die Maßnahmen der Regierung wegen des Verhaltens der Rußland günstig gesinnten preußischen Generale und Offiziere sowie der Grenzbehörden das Mißtrauen der andern Großmächte hervor.



König Wilhelm mit dem Ministerpräsidenten von Bismarck auf dem Wege nach Baden=Baden.

Auch die Opposition inner= und außerhalb des Abgeordnetenhauses benutzte diese Vorgänge, um der Regierung Vorhaltungen zu machen. Nach dem abgeschlossenen Vertrage durften russische Truppen die preußische Grenze überschreiten, die polnischen Insurgenten dagegen sollten bei etwaigen Grenzüberschreitungen als Feinde behandelt werden.

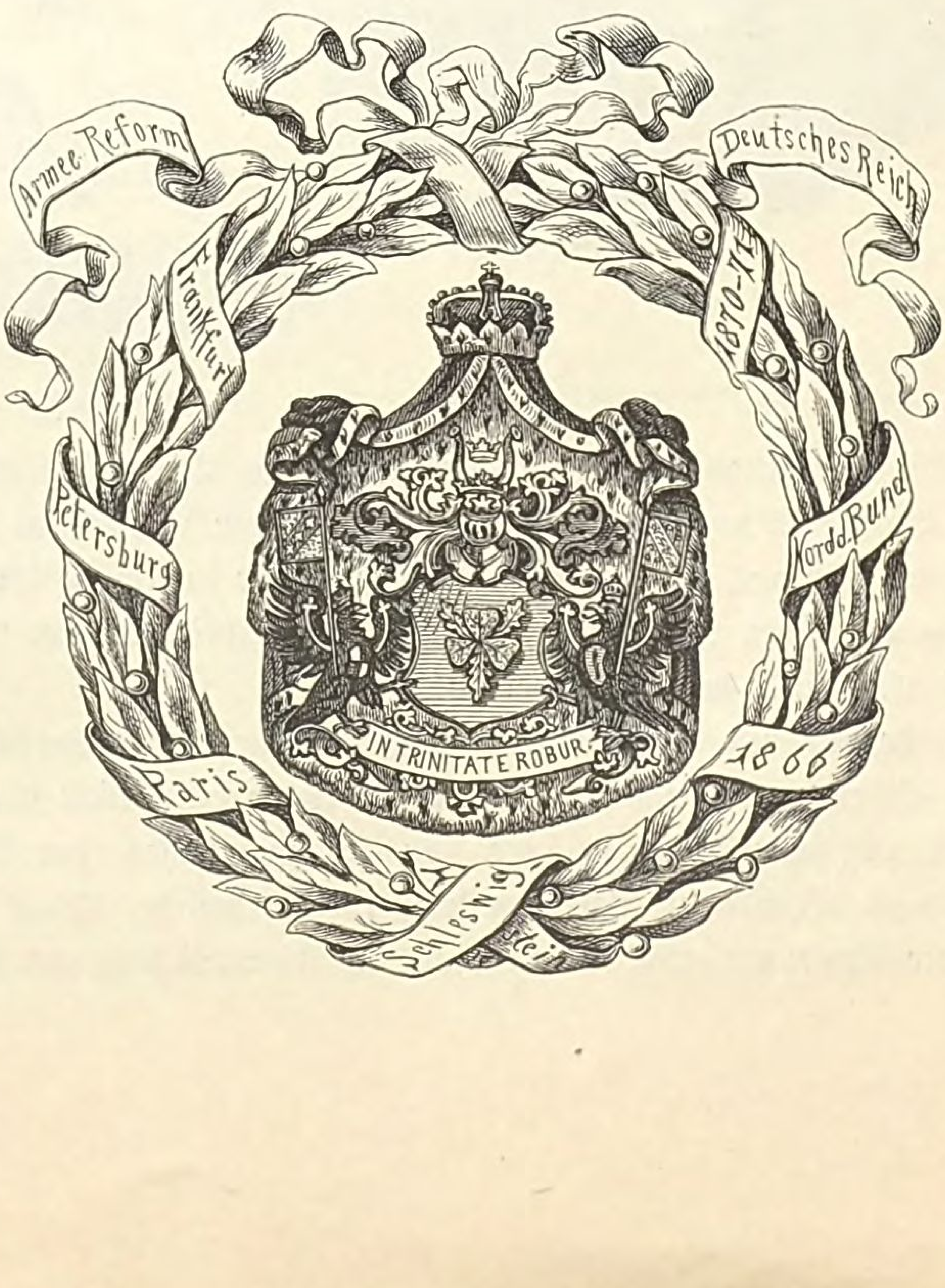
Es wurde nun von der Opposition gefordert, ein gleiches Verfahren gegen Russen wie Polen zu beobachten; dabei hatte man freilich nicht beachtet, daß, falls es den russischen Polen gelänge, sich frei zu machen, der Brand auch alsbald sich nach der Provinz Posen weiter verbreiten würde. Es ist unzweifelhaft, daß die Regierung recht daran that, die Unterdrückung des Feuers auf

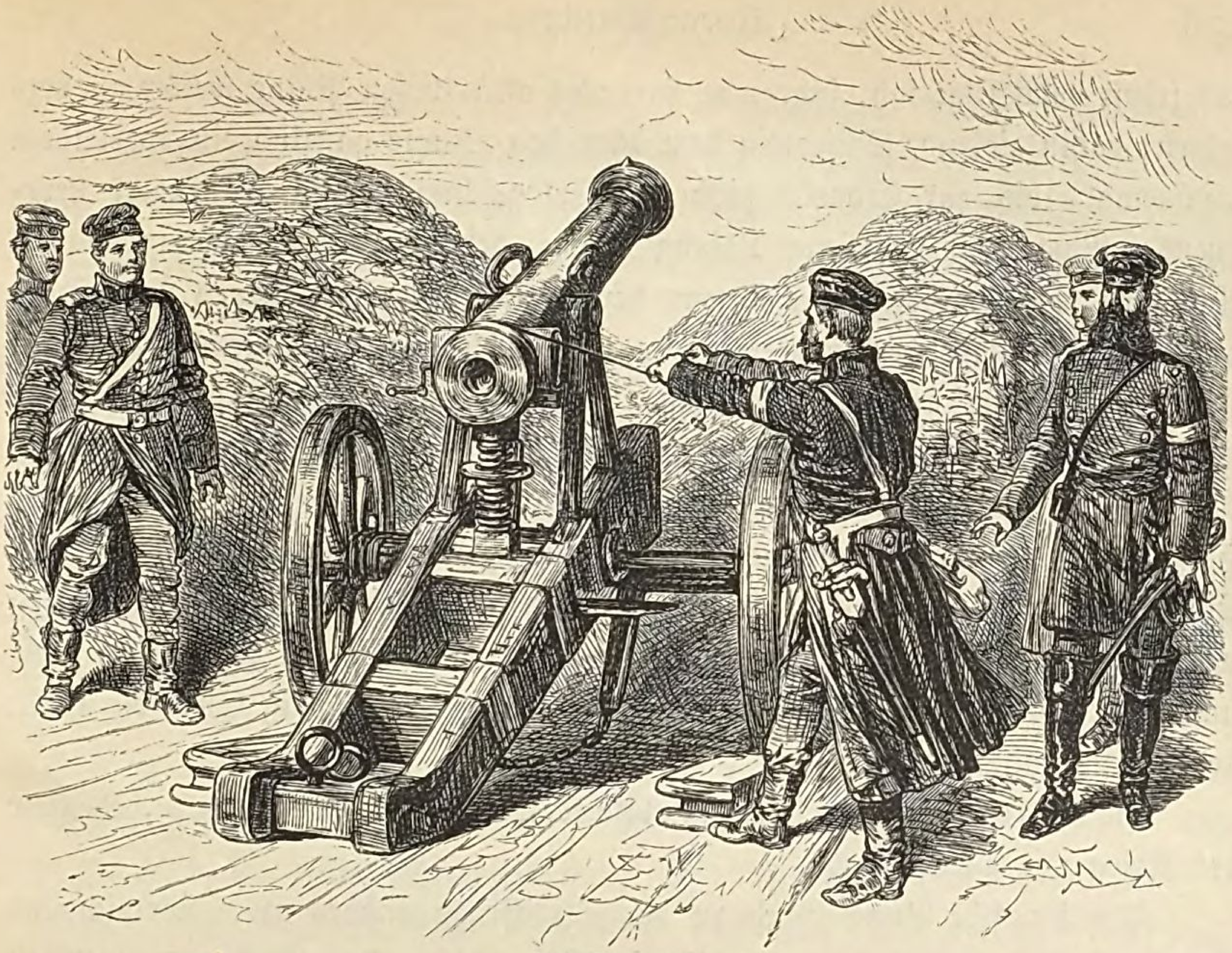
dem Hauptherde zu begünstigen. — Aber abgesehen davon gehörte es in das Programm Bismarcks, ein gutes Einvernehmen zwischen Preußen und Rußland herzustellen, weil er ein solches für Fälle, die er kommen sah, als wünschenswert erachtete.

In dem für den November einberufenen preußischen Landtage hatte die Opposition bei der Neuwahl wiederum die Oberhand erlangt. Es war kein Absehen, wie der langjährige Streit enden sollte. Fast prophetisch klingt es, was der König damals in seiner Thronrede sagte: „Wir stehen in einer bewegten Zeit, vielleicht an der Schwelle einer bewegten Zukunft!“

Mahnend fügte er hinzu: „Gemeinsam haben wir für die Ehre und das Wohl des Vaterlandes zu wirken. Dieser Aufgabe sind meine Bestrebungen unwandelbar und ausschließlich gewidmet, und im unerschütterlichen Vertrauen auf die Treue meines Volkes hoffe ich, dieselbe so zu lösen, wie ich es vor Gott verantworten kann.“

Der Konflikt hatte sich bis zum äußersten verschärft. Da trat in der peinlichsten Zeit eine äußere Verwickelung ein, die in ihrem Verlaufe einen Umschwung der Stimmungen anbahnte. Den ersten äußeren Anlaß gab der am 15. November (am sechsten Tage nach der Eröffnung des Landtages) erfolgte Tod des Königs von Dänemark.





Das Danewerk.



Der deutsch-dänische Krieg.

Vorspiel des Krieges.

Schleswig-Holsteins Bewohnern konnte man es wahrlich nicht verargen, wenn sie nur unter Empfindungen von Erbitterung an Preußen zu denken vermochten. Zweimal war ihnen von daher Beistand geboten und solcher auch eine Zeitlang geleistet worden, dann aber hatte man sie im Stich gelassen; schließlich waren sie — gemeinsam von Österreich und Preußen — gebunden den Dänen überliefert worden. In Schleswig war die preußische Ehre verpfändet — sie sollte eingelöst werden!

Wir erinnern uns, daß die Dänen sowohl an Rußland als auch an England einen Rückhalt gefunden, und daß auf beider Drohungen das Ministerium Manteuffel die Segel gestrichen hatte. Darauf pochend, verstieg sich der Übermut der Dänen bis zur äußersten Verblendung.

Weil man Deutschland für schwach hielt, Preußen bis zum Überdruß mit

sich selbst beschäftigt sah, fuhr man fort, die alten bösen Pläne weiter zu verfolgen, dahin zielend, Schleswig dem dänischen Staate gänzlich einzuverleiben. „Dänemark bis zur Eider!" hieß das Feldgeschrei der in Dänemark herrschenden Partei, die nach jener Losung „Partei der Eiderdänen" genannt wurde. Aus dem Schoße dieser Partei war der Entwurf zu einer neuen Verfassung hervorgegangen, welcher die Vereinigung von Schleswig mit Dänemark zu einem Ganzen als eine ausgemachte Sache hinstellte. Der König zögerte, einem solchen Entwurfe seine Unterschrift zu geben, da es auf der Hand lag, daß die Ausführung den Landesrechten widersprach, denen zufolge Schleswig und Holstein als unzertrennlich anerkannt waren. Während des Anstürmens der Eiderdänen war nun Friedrich VII. plötzlich gestorben. Ihm folgte Herzog Christian von Holstein-Glücksburg auf den Thron. Bedroht von einem Aufstande der Kopenhagener Bevölkerung, genehmigte der neue König, Christian IX., den Verfassungsentwurf.

Die am 18. November 1863 erfolgte Unterzeichnung der Urkunde bedeutete den Krieg mit Deutschland.

Der Deutsche Bund stand zu der Streitfrage anders als Österreich und Preußen. Die beiden deutschen Großmächte hatten das Londoner Protokoll unterzeichnet, der Deutsche Bund nicht. Nach diesem Protokoll sollte die Krone auf Christian IX. übergehen; in Frankfurt aber betrachtete man die Thronfrage als eine offene, namentlich galt nicht Christian als der nächste Agnat. Wer aber war der eigentliche Erbe der dänischen Krone?

Vor der Unterzeichnung des Londoner Protokolls stand fest, daß nach Aussterben des Mannesstammes in Dänemark die Krone an das herzogliche Haus Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg fallen sollte. Daß dieses Recht durch das Londoner Übereinkommen gekränkt worden war, hatte Rußland verschuldet. Ihm war es darum zu thun gewesen, ein ihm verwandtes Fürstenhaus auf den dänischen Thron zu bringen, um dadurch für die Zukunft selbst Ansprüche auf Dänemark zu gewinnen. Nächste Folge davon war, daß der in seinen Rechten gekränkte Herzog Christian August von Schleswig-Holstein-Augustenburg protestiert hatte. Nach kurzem Besinnen leistete er jedoch gegen eine Summe von 2250000 Thalern auf sein Erbrecht Verzicht. Seine beiden volljährigen Söhne unterzeichneten die Verzichtleistungsurkunde zwar nicht, allein sie legten auch nicht Verwahrung gegen den Vollzug derselben ein.

Jetzt nun — neun Jahre später — trat der älteste der Söhne, Friedrich, mit einem Protest gegen die Verzichtleistung des Vaters auf. Allerorten in Deutschland erklärte man sich alsbald für ihn. — Es war dies ein Ergebnis des Zusammentreffens eigentümlicher Umstände, die wir zunächst in Betracht zu ziehen haben.

Der Deutsche Bund hatte bereits zu verschiedenen Malen Dänemark an seine Pflicht gemahnt, die Selbständigkeit der Herzogtümer, soweit sie diesen zugesagt war, zu achten, und es waren seinen Mahnungen Drohungen gefolgt. Dänemark hatte jedoch unbekümmert seinen Weg weiter verfolgt und die Mahn- und Drohnoten des Bundes verspottet. Die letzte Antwort Dänemarks war eben die am 18. November vom Könige vollzogene Unterzeichnung des neuen Grundgesetzes gewesen, das die Einverleibung von Schleswig aussprach. Nun ward der Antrag an den Bund gebracht, die Exekution, mit der Dänemark bedroht worden war, unverzüglich auszuführen. Dieser Antrag gelangte mit acht gegen sieben Stimmen zur Annahme. Um dieselbe Zeit kündigte sich Friedrich von Augustenburg den Schleswig-Holsteinern in einer Proklamation als ihren Herzog an. Für Schleswig-Holstein, längst Deutschlands „Schmerzenskind", regte sich sofort die alte Teilnahme von neuem. Auf dem Wege revolutionärer Erhebung waren die Herzogtümer nicht weit gekommen, vielmehr war für dieselben nach Darbringung schwerer Opfer nur Unheil zu Tage getreten. Wie günstig hatte sich jetzt plötzlich die Sache gestaltet! Ein legitimer Erbe war da, und der Deutsche Bund hatte beschlossen, bewaffnet für Land und Leute und für den berechtigten Erben einzutreten.

Exekutionstruppen, Sachsen und Hannoveraner, 12000 Mann stark, rückten auch wirklich Ende Dezember 1863 in Holstein ein; Friedrich von Augustenburg folgte ihnen und ward, wo er sich blicken ließ, mit Jubel empfangen. Für die Person Friedrichs von Augustenburg interessierte sich die Bevölkerung freilich nur insofern, als er der Sache einen legitimen Schein verlieh. Es bildeten in der Vorstellung der großen Mehrheit des deutschen Volkes die Schleswig-Holsteiner, der Augustenburger und der Bundestag gewissermaßen ein solidarisch verbundenes Ganzes.

Welch Staunen daher, als man vernahm, Preußen und Österreich, die bei der Abstimmung über den Exekutionsantrag am Bundestage zur Minderheit gehört hatten, bereiteten sich vor, gegen Dänemark besonders vorzugehen! Und das Staunen wandelte sich in Zorn und Entrüstung, als weiterhin bekannt wurde, beide Mächte hätten am Bunde erklärt, sie seien als Garanten des Londoner Protokolls verpflichtet, dasselbe zu respektieren, ihm somit Geltung zu verschaffen! Die Aufrechthaltung des verhaßten Abkommens, über welches in Deutschland so viel Ach und Weh gerufen worden, und von dem loszukommen der vom Bundestag eingeschlagene Weg Aussicht bot — hieß das nicht, unter Kniebeugung vor Rußland und England wiederum nur zum Vorteile Dänemarks handeln wollen? Konnte man es der Bevölkerung der Marken verdenken, wenn sie von neuem Mißtrauen erfüllt war? Daß jetzt ein wahrhaft königlicher Herr an der Spitze Preußens und ihm zur Seite ein wahrhaft

genialer Staatsmann stand, das erkannte man damals noch nicht. Bismarck sah es klar voraus: nur erst entsprechende Thaten würden Sinn und Anschauung ändern!

Die Schwierigkeit der Lage, in der er sich befand, und die nicht er, sondern das Regiment Manteuffel geschaffen hatte, schärfte seine Geisteskräfte; mit seinem Adlerblick übersah er die Gesamtlage. Ließ er die Sache gehen, wie sie ging, so war eine neue Schädigung Preußens unausbleiblich. Mit Sang und Klang marschierte der Preußen feindlich gesinnte Bund gen Norden, um daselbst einen neuen Mittelstaat zu gründen. — Welche Aussichten für Preußen!

War man in den Mittelstaaten nicht zu der Annahme berechtigt, die Schleswig-Holsteiner würden Preußen, weil dieses sie im Stich gelassen, für immer abgeneigt, dem Bunde dagegen, der ihnen Erlösung bringe, wohlgeneigt bleiben und ihn durch festen Anschluß kräftigen? So stand Preußens Zukunft mit der Frage bezüglich der künftigen Stellung der Herzogtümer in engster Verbindung. Daß Friedrich von Augustenburg, der die Abstandsgelder sieben Jahre lang zu seinem Teile sich zu nutze gemacht hatte — moralisch wenigstens — unberechtigt erscheine, an die Spitze der Herzogtümer zu treten, war für den preußischen leitenden Staatsmann keinem Zweifel unterworfen. Nun kam dazu, daß Preußen und Österreich, weil sie das Londoner Protokoll unterzeichnet, in der That auch die Verpflichtung hatten, dasselbe zu achten, solange es von den übrigen Unterzeichnern respektiert wurde, woran sich selbstverständlich ihre Berechtigung schloß, Verletzungen desselben Protokolls zu ahnden. Solche aber lagen vor, und daher beschloß Bismarck, den Versuch zu machen, Österreich zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen Dänemark zu bestimmen.

Kaum gedacht, so war es auch schon geschehen: — der kluge Minister fand die unwiderstehliche Handhabe sofort, Österreich zu dem Entschluß zu bewegen, in Verbindung mit Preußen die Sache Schleswig-Holsteins zur Entscheidung zu bringen.

Hätte aber Preußen die Sache gegen das kleine Dänemark nicht allein ausfechten können? — Gewiß; doch hatte es zu bedenken, daß es in diesem Falle wohl in Betracht zu ziehende Kräfte gegen sich wachrufen würde.

Die beiden Großmächte erklärten am Bunde: sie würden von Dänemark auf Grund des Londoner Protokolls die Zurücknahme der Novemberverfassung verlangen und, falls Dänemark die Ausführung verweigere, sich ein Pfand für Erfüllung ihrer Forderung verschaffen. Außerdem forderten sie den Bund auf, den sogenannten Erbprinzen Friedrich von Augustenburg aus Schleswig zurückzurufen, da zuvörderst über sein Erbrecht zu befinden sei.

Der Bund entschied sich jedoch gegen die Aufforderung und die Absichten der Großmächte, worauf diese erklärten, verpflichtet zu sein, nunmehr unverzüglich

an die Lösung des geschürzten Knotens zu gehen. Hierüber entstand eine unerhörte Aufregung in Deutschland! Überall Versammlungen, Verurteilung und Verhöhnung Bismarcks, dagegen — wer hätte solches je für möglich gehalten? — Lobpreisung des Bundestages!

Das Ministerium hatte Neuwahlen angeordnet. Am 9. November 1863 wurde der Landtag eröffnet. In der Zweiten preußischen Kammer gelangte das alte Mißtrauen auch diesmal zum Ausdruck, als Bismarck die Genehmigung einer Kriegsanleihe von 12 Millionen beantragte. Sturm von allen Seiten — und zum Teil angeregt und unterhalten von Männern von großem Verdienste. — Aber unverzagt stand der märkische Recke. Das Abgeordnetenhaus wandte sich mit einer Adresse beschwerend an den König. In seiner Antwort sagte der König: „Das Haus kann die schwere Verantwortung nicht auf sich nehmen wollen, diese ganz unentbehrlichen Mittel zu versagen oder ihre Bewilligung an Bedingungen zu knüpfen, welche in die zweifellosen Rechte meiner Krone eingreifen."

Alles vergebens! Das Mißtrauen war und blieb vorhanden und fand am 22. Januar 1864 seinen nächsten Ausdruck in der Ablehnung jener von der Regierung geforderten Anleihe mit 275 gegen 51 Stimmen. Die Ablehnung war erfolgt, „weil" — nach Ansicht der Majorität — „die preußisch-österreichische Politik kein andres Ergebnis haben könne, als die Herzogtümer abermals an Dänemark zu überliefern." — Der aber, welcher es gerade verhüten wollte, daß Dänemark Gewalt über die Herzogtümer gewinne, ging damit um, ein altes Unrecht zu sühnen, und gerade jetzt verweigerten ihm die Vertreter des Volkes die Mittel dazu! „Nun denn", sagte er, „so werde ich die Mittel hernehmen, wo ich sie finde!" — Daß bei der herrschenden Erbitterung auch dieser Ausspruch Bismarcks anders, als er gemeint war, und zwar denkbarst ungünstig gedeutet wurde, kann nicht verwundern.

Die von den Dänen veröffentlichte Verfassung für Schleswig-Holstein sollte am 1. Januar 1864 Kraft gewinnen. Da auf die Aufforderung Preußens und Österreichs die Zurücknahme nicht erfolgt war, verließen die Gesandten beider Großmächte am 1. Januar Kopenhagen. Am 27. Januar wurde der preußische Landtag geschlossen.

Betroffen schauten nun doch die Maulhelden der dänischen Kriegspartei darein, als sich unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls von Wrangel 39000 Mann Preußen mit 110 Kanonen, kommandiert von dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen, dem Neffen des Königs, und 20000 Mann Österreicher mit 48 Geschützen unter dem Feldmarschalleutnant Baron Gablenz in Bewegung setzten und am 26. Januar in Holstein einrückten.

Befreiung der Nordmarken von dänischer Herrschaft.

Solch einen Besuch mitten im Winter hatten die Dänen nicht erwartet. Am 30. Januar erging von Wrangel an den dänischen General de Meza die Aufforderung, sich binnen 24 Stunden zu erklären, ob er Schleswig räumen wolle oder nicht. Auf seine verneinende Antwort überschritten die Verbündeten am 1. Februar die Eider. Die Dänen zogen sich nach dem „Danewerk" zurück, jenem uralten, durch Wall und Graben befestigten, elf Meilen langen, sich an Meere und Sümpfe anlehnenden Damm, dessen Widerstandsfähigkeit neuerdings durch eine Reihe von Schanzen und Forts bedeutend erhöht worden war. Die Besatzung dieses achtunggebietenden Bollwerks bestand zur Zeit aus 25000 Mann.

Unverzüglich wurden nun die Dänen von den Österreichern bei Oberselke, von den Preußen bei Missunde (2. Februar) angegriffen, worauf sie während der Nacht vom 5. bis 6. Februar in aller Stille und mit Hinterlassung von 139 schweren Geschützen das „Danewerk" verließen und sich auf ihre zweite, stärkere Verteidigungslinie, auf die mit größter Sorgfalt befestigten Düppeler Schanzen auf der Halbinsel Sundewitt, zurückzogen. Diese, zehn an der Zahl, wurden weiterhin fortgesetzt noch verstärkt. Sie waren untereinander durch Laufgräben verbunden und nach rückwärts durch einen Brückenkopf geschützt, der zwei nach der Insel Alsen führende Schiffsbrücken deckte. Zieht man dazu noch in Betracht, daß den Dänen auch das Herbeiziehen von Schiffen, durch die der Feind vom Meere aus beschossen werden konnte, frei stand, so darf man kühnlich behaupten, daß die Werke bei Düppel zu den stärksten und unnahbarsten Befestigungen gehörten, die es jemals gegeben hat. An ihnen, das hoffte man in Kopenhagen zuverlässig, sollte die Macht des überlegenen Feindes zerschellen oder sich mindestens in unaufhörlichen, beschwerlichen Kämpfen aufreiben, und es sollte zugleich der Diplomatie Zeit geschafft werden, wiederum zu gunsten Dänemarks zu wirken.

Die Ehre, auf jener gefährlichen Stelle den Feind anzugreifen, wurde den Preußen zu teil. Während Prinz Friedrich Karl sich Düppel zuwandte, erging von dem Oberkommandierenden der Befehl an das österreichische Korps, in Verbindung mit preußischen Garden bis zur jütländischen Grenze vorzubringen. Gablenz vertrieb den Feind aus Veile, die Preußen lieferten zwei siegreiche Treffen bei Gudsoe und Heidekrug, worauf sie sich gegen die Festung Fridericia wandten und zu deren Belagerung schritten.

Vor Düppel rückten die Preußen Schritt vor Schritt dem Feinde näher, begierig, zum Sturme schreiten zu dürfen. Dazu war der 18. April ersehen.



Die preußischen Heerführer im dänischen Feldzuge.
General Vogel von Falckenstein, Generalfeldmarschall Graf Wrangel, Prinz Friedrich Karl.

Gegen 2 Uhr nachts wurden auf Befehl des Prinzen Friedrich Karl die Sturmkolonnen geräuschlos in die dritte Parallele geführt. Es herrschte eine ernste, feierliche Stille; das leiseste Geräusch hätte dem Feinde den drohenden Überfall verraten können. Langsam rollen die Stunden dahin; das Vorspiel des heißen Ringens ist eine Kanonade, von der die Erde erbebt. Endlich erscheinen die Arbeiter mit Leitern zum Erklettern der Gräben; der furchtbare Geschützdonner, der acht Stunden hindurch alle Schanzen mit einem Eisenhagel überschüttet, verstummt plötzlich — die Glocke von Düppel schlägt die zehnte Stunde — da ertönt das Kommando, aus allen Trancheen der Parallele klettern die Tirailleurschwärme und die geschlossenen Sturmkolonnen empor, Pioniere nahen mit Äxten, Sandsäcken und Leitern, Musikchöre spielen auf, der Sturmmarsch der anrückenden Reserven ertönt in der Ferne, und mit donnerndem Hurra geht es auf die Tod und Verderben speienden Schanzen. Die Wälle der Schanzen beleben sich plötzlich, Kartätschen hageln auf die Stürmenden nieder und schmettern ganze Reihen zu Boden; aber die Überlebenden sehen nicht auf die Fallenden, sie blicken nur auf das Ziel, und ohne einen Schuß zu thun, stürmen sie vorwärts; ganze Bataillone werfen die Gewehre fort, um an dem furchtbaren Tage mit dem Säbel in der Faust den Sieg zu erstreiten. Nicht weniger als 1200 tapfere Männer, unter ihnen 70 Offiziere, sinken tot oder verwundet vor den Befestigungen nieder. Aber diese schweren Opfer sind nicht umsonst gebracht; um 2 Uhr wehen auf sämtlichen Schanzen und auch auf dem Brückenkopfe die preußischen Fahnen!

Die Dänen gaben ihren Verlust an Gefallenen und Gefangenen auf 111 Offiziere und 4846 Mann an; er mochte wohl größer sein, da bei der Erstürmung allein 66 Offiziere und 3725 Mann in preußische Gefangenschaft geraten waren. Erbeutet wurden 40 Danebrogsfahnen und 118 Geschütze. Die Hauptmacht der Dänen entkam über die Brücke nach der Insel Alsen, und auch dahin würde der Kampf sofort getragen worden sein, wenn die Dänen nicht hinter sich die Brücken zerstört hätten.

Der Kronprinz umarmte den Prinzen Friedrich Karl im Angesichte der fremden Offiziere, die Zeugen des Ehrentages der Preußen waren. „Hut ab vor solcher Armee!“ sagte ein französischer General. „Mit solchen Truppen erobere ich die Welt!“

Einem gleich vernichtenden Schlage mochten die Dänen sich nicht in Fridericia aussetzen. Zehn Tage nach der Erstürmung von Düppel räumte die Besatzung zur Nachtzeit und mit Hinterlassung von 200 Geschützen den Platz.

Daß die Mitunterzeichner des Londoner Protokolls nicht freudig dareinschauten, als die den deutschen Waffen günstigen Botschaften vom Kriegsschauplatze einliefen, darf nach dem Vorausgeschickten nicht wunder nehmen.



Erstürmung der Düppeler Schanzen.

Es wurde nun ernstlicher auf Beschickung der in Vorschlag gebrachten Konferenz gedrungen, um den Streit zwischen so ungleichen Gegnern beizulegen. Österreich und Preußen konnten sich der Beteiligung an einem Versuche zur Beilegung des Streites nicht entziehen. Auch stand doch für sie die Sache diesmal etwas anders — bei weitem günstiger.

Wiewohl von dem Unrechte Dänemarks überzeugt, hatte die britische Regierung Napoleon aufgefordert, mit England gemeinsam gegen Deutschland vorzugehen; jedoch der Mann an der Seine konnte sich nicht selbst ins Gesicht schlagen, und, dank der gesunden Politik Bismarcks, stand von Rußland nichts zu befürchten. Wohl aber waren diejenigen, welche anfingen zu glauben, daß es Preußen ernst um die Sache sei, im Hinblick auf Österreich nicht ohne Sorgen. Wie, wenn bei halbem Nachgeben Dänemarks und bei gleichzeitigem Drohen der Mitunterzeichner des Protokolls Österreich absprünge?

Auch zur See ward gekämpft. Im Norden der Insel Rügen bestand die junge preußische Marine in rühmlichster Weise ihre Feuertaufe. Es handelte sich um einen von dem Seekapitän Jachmann mit drei Schiffen und 43 Kanonen ausgeführten Angriff auf sieben dänische Schiffe mit 200 Kanonen. Nach hartem Strauß, in welchem die Preußen 14, die Dänen 22 Mann verloren, führte Jachmann sein kleines Geschwader wieder in den Hafen von Swinemünde zurück. Nicht minder hatten die österreichischen Flottenführer ihre Pflicht gethan; es war von ihnen den Dänen übel mitgespielt worden.

Endlich hielt es Dänemark an der Zeit, seinen Widerspruch gegen die vorgeschlagene Konferenz, die für Anfang April zu London anberaumt worden war, aufzugeben.

Dem Herzen des Königs war es Bedürfnis, den Truppen für ihre Tapferkeit persönlich seinen Dank auszusprechen. Drei Tage nach dem Sturme brach er nach Schleswig auf; der Ministerpräsident von Bismarck wohnte jener denkwürdigen Königsparade in Sundewitt bei, wo die Düppelstürmer in ihrem Feldanzuge mit den eroberten, lustig flatternden Danebrogfähnlein leuchtenden Auges und festen Schrittes an ihrem Kriegsherrn vorüberzogen.

Zu einer Deputation der Bürger von Rendsburg sagte der Monarch: „Ich habe meine Truppen hierher gesandt, um die Rechte dieser Lande auszufechten; ich hoffe, daß diese Sache einem guten, alle befriedigenden Ende zugeführt werde.“

Glücklicherweise leistete auch jetzt noch die Halsstarrigkeit der Dänen den deutschen Waffen unerwarteten Beistand. Als man in Kopenhagen die von England in Vorschlag gebrachte Teilungslinie Apenrade-Tondern verwarf, gelang es der preußischen Regierung, Österreich zur Unterzeichnung einer für die Herzogtümer günstigen Erklärung zu bewegen. In derselben wurde betont, daß, da durch das Verschulden Dänemarks noch größere Opfer zu bringen seien, die

Verbündeten sich nunmehr nicht mehr an das Londoner Protokoll für gebunden erachteten und sie nur noch mit einer völligen Trennung der Herzogtümer von Dänemark sich zufrieden geben würden.

Da sich die Dänen auf nichts einließen, endete schon am 12. Juni die Waffenruhe, und es hob der Krieg aufs neue an. Durch die bisherigen Siege der Deutschen von dem Festlande vertrieben, dünkten die Dänen sich auf ihren Inseln für unangreifbar, und sie zogen jetzt ihre Streitmacht auf der deutschen Insel Alsen zusammen. Ihre Kriegsschiffe bewachten den Meeresarm, der in einer durchschnittlichen Breite von 700 Schritt Alsen vom Festlande trennt, und furchtbare Reihen von Uferbatterien schienen für den verwegenen Angreifer die Bedeutung eines „Bis hierher und nicht weiter" zu haben.

Nicht weniger als 32 Batterien mit 67 zur Hälfte gezogenen Kanonen beherrschten den Alsensund, wozu noch einige Dutzend Feldgeschütze kamen; an manchen Punkten waren zwei und drei Reihen von Schützengräben zum Schutze sowie zur Verbindung der die Preußen erwartenden Feuerschlünde unter sich aufgeworfen, und das zum großen Teil sehr steil aufragende Ufer bildete schon an und für sich ein wesentliches Annäherungshindernis für einen unmittelbaren Angriff.

Unterdessen war an Stelle des greisen Feldmarschalls Wrangel, den der König durch Erhebung in den Grafenstand geehrt hatte, der Eroberer von Düppel, Prinz Friedrich Karl, getreten. Der Prinz ließ nun Sonderburg gegenüber Batterien errichten, in der Absicht, durch List und raschen Überfall Alsen zu gewinnen. Wohl 160 Kähne, auf der Achse herangefahren, wurden in der Stille der Nacht vom 28. bis 29. Juni ins Meer gesetzt; für jeden Kahn waren aus der Zahl der Soldaten die Ruderer bestimmt worden. Herwarth von Bittenfeld war dazu auserkoren, den Übergang nach Alsen zu leiten, und dieser hatte alles so trefflich organisiert, daß sich in unglaublich kurzer Zeit etwa 2000 Mann in den Kähnen befanden. „Einige Sekunden waren verstrichen", erzählt ein Mitkämpfer, Premierleutnant Knorr, „alles war still, und nun ging's vorwärts! Die Herzen pochten hörbar. Nichts regte sich während jener köstlichen, unvergeßlich schönen Nacht. Nur das Einsetzen der Ruder und ihr Plätschern im Wasser war vernehmbar. — Indes nicht lange dauerte die Stille mehr — jetzt entstand ein Krachen und Dröhnen, als wäre das Ende der Welt gekommen. Granaten, Kartätschen, Wallbüchsen- und Espignolgeschosse, dabei unaufhörliches Kleingewehrfeuer; ein förmlicher Höllenhagel überschüttete die Herannahenden, erwidert von den diesseitigen Batterien, die nun auch mit aller Macht zu arbeiten anfingen."

Die Kähne waren jetzt dem Ufer nahe. „Wie die Katzen sprangen die Stürmenden ins Wasser, ohne Zögern ging's auf den Uferrand; mit einem

Satze war die steile Brustwehr erklommen, und in den Laufgräben entbrannte nun Mann gegen Mann der erbitterte Einzelkampf.“ — Die Preußen verloren an Toten und Verwundeten 373 Mann; die Dänen gaben ihren Verlust, die 2500 Gefangenen mitgerechnet, welche in die Gewalt der Sieger fielen, auf 3200 Mann an. Die Preußen erbeuteten 97 Geschütze, 10 Espignols, 2000 Gewehre und viele andre Waffen.

Eine unmittelbare Folge des schnell errungenen, aber um so blutigeren Sieges war die Besetzung der zu Schleswig gehörenden Inseln. Auf dem Festlande zogen die Heere jetzt nordwärts. Rasch erfolgte die Überschreitung des Limfjord und der Friesischen See durch die Österreicher, und es befand sich damit Jütland bis zum Ottesund in der Gewalt der Verbündeten. Es war ein kecker Zug, welchen General von Falckenstein nach Kap Skagen, der nördlichsten Spitze Jütlands, unternommen. Seit den stolzen Tagen Kaiser Ottos, des Größten vom sächsischen Kaisergeschlecht, hatten deutsche Krieger nicht wieder am Skagerrak gestanden und mit einem Blicke Nord- und Ostsee überschaut.

Alle diese Erfolge hatten zu Kopenhagen endlich doch ein Aufgeben der bis dahin genährten Hoffnungen hervorgebracht. Man sah, daß England zu gunsten Dänemarks mehr als Worte nicht daransetzte, und da die Verbündeten Anstalten trafen, die auf die Absicht schließen ließen, Landungen auf Fühnen und Seeland auszuführen, demnach auch der dänischen Hauptstadt einen Besuch abzustatten, so betrat man nun den Weg der Verhandlungen mit den Siegern. Es kam am 1. August zum Frieden, dessen definitive Unterzeichnung am 30. Oktober zu Wien erfolgte. Im ersten Artikel der Friedensvertrages hieß es: „Der König von Dänemark entsagt allen seinen Rechten auf die Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg zu gunsten des Königs von Preußen und des Kaisers von Österreich.“

Was Deutschland sehnlichst gewünscht, und wonach die Schleswig-Holsteiner vergeblich gerungen hatten, das war nun erfüllt; „Blut und Eisen“ hatten das Werk vollbracht.

Welch eine Genugthuung, welch ein Hochgefühl mag der König empfunden haben, als er in seinem Armeeerlaß vom 7. Dezember sagen durfte: „Die neue Organisation, welche ich der Armee gegeben habe, hat sich glänzend bewährt. In Stolz und Freude blicke ich auf meine ruhmreiche gesamte Kriegsmacht.“



Das Nachspiel.

In dem Kriege gegen Dänemark waren die treffliche Organisation der preußischen Armee und die Kühnheit der preußischen Politik glänzend zu Tage getreten. Das preußische Kabinett hatte sich weder durch die Drohungen Englands, noch durch die unklare Haltung Frankreichs bestimmen lassen, seinen Plan bis zum Ende zu verfolgen. Der Ausgang bewies, wie richtig alle Verhältnisse beurteilt worden waren.

Von Preußen aufgefordert, erklärte die Bundesversammlung die Bundesexekution für beendet; Preußen und Österreich übernahmen die Verwaltung der Herzogtümer.

Der Krieg hatte Österreich und Preußen einander genähert, der Friede schied sie wieder. Sie hatten sich im Norden zur Durchführung *eines* Werkes verbunden, aber aus völlig verschiedenen Beweggründen. Österreich wollte, daß nördlich von der Elbe ein neuer Mittelstaat entstehe, der sich, wie alle Mittelstaaten, seinem politischen Systeme zuneige und in der Bundesversammlung seine Politik unterstütze; Preußen dagegen hatte sich das Ziel gesteckt, mit dem neuen Staate in Verbindung zu treten und — in Rücksicht auf die

geographische Lage desselben — dessen militärische und maritime Hilfsmittel mit den seinen zu eignem und zum Vorteile Deutschlands zu verschmelzen. Die Absicht einer förmlichen Einverleibung der Herzogtümer ward um jene Zeit von dem preußischen Kabinett nicht gehegt.

Wie aber beurteilte das preußische Volk zu jener Zeit die Sachlage? Was die tapfere Armee gethan, ließ man gelten; aber man wünschte anfänglich durchaus nicht, daß aus den auf den Schlachtfeldern errungenen Erfolgen für Preußen eine Vergrößerung erwachse. „Sollten wir", hieß es, „bleibende Vorteile einem Bismarck, einem Manne zu verdanken haben, der das köstliche Gut der Freiheit im Innern unter seine Füße stampft? Das würde uns weiterhin teuer zu stehen kommen!" — Nur in einzelnen Kreisen begann es zu tagen. Die Wortführer derselben wiesen darauf hin, daß sich Preußen durch Hingabe des Blutes seiner Landeskinder für die Herzogtümer ein Anrecht auf eine enge Verbindung mit letzteren erworben habe. Überdies ließen sich von der Stärkung Preußens im Norden berechtigte Erwartungen für Handel und Verkehr knüpfen.

Inzwischen hatte Friedrich von Augustenburg es für zweckmäßig erachtet, mit der preußischen Regierung in Verhandlung zu treten. Bismarck bedeutete demselben, daß die preußische Regierung durchaus nichts dagegen habe, wenn ihm die Herzogtümer überlassen würden, falls seinerseits Preußen die Verfügung über die Land- und Seemacht der vereinigten Lande mittels einer Militärkonvention zugestanden würde.

Der Prinz antwortete ausweichend; indessen fehlte es ihm nicht an Kühnheit, zu sagen, daß ja Preußen gar nicht von den Herzogtümer herbeigerufen worden sei, und er fügte hinzu, es würde der Bund seine Sache schon zu gutem Ende gebracht und ihm zu seinem Recht verholfen haben! Hätte der Erbprinz angenommen, was ihm geboten worden war, die schleswig-holsteinische Frage wäre damit so gut wie aus der Welt geschafft gewesen. So aber verließ er sich auf die Diplomaten des Deutschen Bundes, vor dessen Forum nun die Angelegenheit durch Österreich gebracht wurde.

Sich wegen Lauenburg mit Österreich zu verständigen, hielt, wie wir im Verlaufe dieses Abschnitts sehen werden, für Preußen nicht schwer. Als Preußen es aber für unerläßlich erklärte, sich an den Küsten der Nordmarken festzusetzen, war es mit dem scheinbaren Frieden vorbei. Und doch waren seine vorgebrachten Gründe schlagend. „Daß die Herzogtümer nicht im stande sind", hieß es in einem Schreiben Bismarcks an die österreichische Staatskanzlei, „dem ersten mit nachhaltiger Macht geführten Stoße einer fremden Macht zu widerstehen, haben die Erfahrungen zu Anfange der Jahre 1848 und 1849 gezeigt. In ähnlicher Weise wird für Schleswig-Holstein, wenn es nur auf seine eignen Kräfte angewiesen ist, immer die Gefahr bestehen, daß das

Herzogtum Schleswig im ersten Anlauf verloren geht. Die Folge davon würde sein, daß der Feind dort sofort eine feste und sehr gefährliche Operationsbasis gewönne und daß Preußen genötigt wäre, das Land mit großen Opfern wieder zu erobern, wie dies im Jahre 1848, namentlich aber im vorigen Jahre geschehen ist. Dieser Gefahr, der wir uns nicht aussetzen dürfen, kann nur vorgebeugt werden, wenn die in Schleswig vorhandenen Streitkräfte und militärischen Einrichtungen in einem organischen Zusammenhange mit den preußischen sich befinden; wenn dies Herzogtum, in militärischer Beziehung, einen integrierenden Teil unsres eignen Verteidigungssystems bildet, und wir daher in der Lage sind, einem ernsten Angriff schon dort zu widerstehen und ein Festsetzen des Feindes daselbst zu verhindern."



Friedrich, Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg.

Es entstanden Zwistigkeiten zwischen dem österreichischen Zivilkommissar Freiherrn von Halbhuber und dem preußischen Bevollmächtigten Herrn von Zedlitz, denen die gemeinsame Verwaltung der Herzogtümer oblag. Der Vertreter Österreichs hatte sich mit den eifrigsten Anhängern des Erbprinzen, von denen eine Art Nebenregierung in Schleswig eingerichtet worden war, verbunden, und es wurde in der Presse der Herzogtümer in feindseligster Weise gegen Preußen vorgegangen. Daraufhin verwies der preußische Kommissar die Schriftsteller, welche im Solde des Erbprinzen standen, des Landes, der österreichische Bevollmächtigte protestierte dagegen und protegierte die Verfolgten um so auffallender.

Preußen bestand darauf, daß man in Schleswig-Holstein in erster Reihe den Abschluß eines festen, unaufhörlichen Bündnisses ins Auge fasse. Der Minister des Königs verlangte wiederholt, daß die gesamte schleswig-holsteinische Streitmacht Preußen in Fahneneid gestellt werde, wogegen letzteres zur militärischen Beschützung des neuen Staates zu verpflichten sei. Weiterhin sollte sich der neue Staat auch zu gewissen Landabtretungen an Preußen verstehen,

wie insbesondere der Stadt Sonderburg am Alsensund und der Feste Friedrichsort sowie des Terrains an den Mündungen des projektierten Nord-Ostseekanals behufs Anlage von Befestigungen. Ferner sollten die Nordmarken dem Zollvereine und für immer dem preußischen Zollsystem beitreten, und endlich sollte das Post- und Telegraphenwesen Schleswig-Holsteins mit dem preußischen verschmolzen werden.

Im Januar 1865 trat der Landtag wieder zusammen. In der Thronrede sprach der König den dringenden Wunsch aus, „daß der Gegensatz, welcher in den letzten Jahren zwischen der Regierung und dem Hause der Abgeordneten obgewaltet habe, nun seine Ausgleichung finden möchte."

Auch diesmal war seine Mahnung eine vergebliche. Sowohl die Gewährung von Mitteln zu gunsten der preußischen Marine, wie auch die für die Befestigung des Kieler Hafens geforderten sechs Millionen wurden versagt, obgleich Bismarck den Standpunkt der Regierung den Herzogtümern und ihren zusammenzurufenden Ständen gegenüber in Kernworten dargelegt hatte. „Kommen wir und Österreich", sagte er, „mit Ihnen zu friedlicher Verständigung, so wird dies ein allerseits und auch für Preußen erwünschtes Ergebnis sein; gelingt es nicht, so werden keine Beschlüsse, keine Proklamationen der Stände, kein einseitiges Vorgehen im stande sein, Preußen aus den Herzogtümern herauszumaßregeln. Zweifeln Sie dennoch an der Möglichkeit, unsre Absichten zu verwirklichen, so habe ich schon in der Kommission ein Auskunftsmittel empfohlen; limitieren Sie die Anleihe dahin, daß die erforderlichen Beträge nur dann zahlbar sind, wenn wir wirklich Kiel besitzen, und sagen Sie: Kein Kiel, kein Geld!"

Ein Urteil der preußischen Kronjuristen über die von Friedrich von Augustenburg erhobenen Erbfolgeansprüche war demselben nicht günstig. Es ging in der Hauptsache dahin: der König Christian IX. sei vollständig befugt gewesen, seine Rechte an die Kronen Preußens und Österreichs zu übertragen.

Von Preußen waren Vorkehrungen getroffen worden, die bisherige Flottenstation von Danzig nach Kiel zu verlegen. Daraus konnte geschlossen werden, daß es preußischerseits auf eine dauernde Besetzung dieses trefflichen Hafens abgesehen sei. Unter Hinweis auf das Mitbesitzrecht des Kaisers Franz Joseph legte der österreichische Kommissar gegen ein solches Vorgehen Preußens Protest ein. Von beiden Seiten waren schon drohende Worte gefallen; der Stimmung nach war bereits der Kriegszustand vorhanden. Wie nun, wenn man in Preußen von Worten zu Thaten überging? Man wußte, daß der energische Mann, in dessen Hand die Leitung der preußischen Politik ruhte, längst gern Ernst gezeigt hätte. Indes die Friedensliebe des Königs Wilhelm wog noch vor.

Derselbe begab sich gegen Ende Juni nach Karlsbad. Auch Bismarck fand sich hier ein. Die Aussichten, mit Österreich zu einem erträglichen Abkommen zu gelangen, hatten sich nicht gebessert. Zur Nachkur gedachte König Wilhelm Gastein zu besuchen. „Mit dem Frieden sieht es faul aus; in Gastein muß es sich entscheiden“, schrieb Bismarck damals nach Hause. Und Mitte Juli äußerte er gegen den Herzog von Gramont, den französischen Botschafter zu Wien: „Man soll ja nicht glauben, daß Preußen einen Krieg mit Österreich fürchte; wir werden die Herzogtümer und die Hegemonie über Deutschland mit Güte oder Gewalt erlangen!“



Zusammenkunft in Gastein.
Graf von Bismarck, Graf Mensdorff-Pouilly, König Wilhelm, Kaiser Franz Joseph.

Inzwischen hatten sich fürstliche Frauen, die verwitwete Königin und deren Schwester, ins Mittel gelegt, um einem gänzlichen Bruche womöglich vorzubeugen. Zu gleicher Zeit war im Auftrage des Kaisers Franz Joseph der österreichische Gesandte am bayrischen Hofe, Graf Blome, nach Gastein abgegangen, um mit König Wilhelm und seinem Minister über Herstellung provisorischer Zustände in den Elbherzogtümern zu verhandeln, oder, wie sich Bismarck ausdrückte, um einigermaßen „die Risse wieder etwas zu verkleben“. — Um seine friedlichen Gesinnungen darzuthun, erschien auch Kaiser Franz Joseph in eigner Person in Salzburg, und mit ihm Graf Mensdorff, der Nachfolger

des Grafen Rechberg. Als man erkannte, daß König Wilhelm seine feste Haltung nicht aufzugeben gesonnen sei, da hielt man es fürs beste, vom verlorenen Spiel noch zu retten, was noch zu retten war.

Es kam die „Gasteiner Konvention" (14. August 1865) zustande. Die Verwaltung von Schleswig ging an Preußen, die von Holstein an Österreich über. Das Anrecht auf beide Herzogtümer blieb ein gemeinsames. Preußen wurde das Recht zugestanden, sich im Hafen zu Kiel nach seinem Ermessen einzurichten, bis dahin, wo wegen der Bundesflotte und der Erklärung Kiels als Bundeshafen entschieden worden sei. Es wurde Preußen bezüglich der Festung Rendsburg das Besatzungsrecht und der Mitgebrauch der Militär- und Poststraßen durch Holstein zugesprochen, ihm auch die Befugnis eingeräumt, einen Kanal von der Ost- zur Nordsee durch Holstein anzulegen. Bezüglich des Herzogtums Lauenburg, dessen Bevölkerung den Anschluß an Preußen wünschte, ließ Österreich sich bereit finden, sein Mitanrecht Preußen für 2500000 dänische Thaler (5725000 Reichsmark) abzutreten.

Während Generalleutnant von Manteuffel zum Statthalter von Schleswig ernannt wurde, setzte Österreich für Holstein den Feldmarschallleutnant Baron Gablenz ein. Langsam begann sich eine Umstimmung in den Marken zu gunsten Preußens zu vollziehen.

Auch auf wirtschaftlichem Gebiete konnte sich Preußen neuer Erfolge rühmen. Sein Sieg in der Zollvereinsfrage war von Österreich als eine neue Niederlage empfunden worden. Aber wenn auch der Kaiserstaat sich zeitweilig wirtschaftlich als von Deutschland abgetrennt ansehen mußte, so erwies sich jener bedeutsame Fortschritt auf dem Handelsgebiete im Grunde weiterhin auch für Österreich als vorteilhaft. Nächste Folge davon war der Handelsvertrag zwischen dem Zollverein und Österreich. Einige Wochen darauf kam auch ein Handelsvertrag mit England zustande, und noch vor Ablauf des Jahres gelangten die zu gleichem Zwecke mit Italien geführten Unterhandlungen zu einem erwünschten Abschluß.

Binnen kurzer Zeit waren in der That bedeutende Erfolge erreicht worden. Allerdings blieben die inneren Verhältnisse, soweit sie sich auf die Verfassung bezogen, ungeordnet und gaben zu leidigem Mißvergnügen genugsam Anlaß. Allein die Machtstellung des Staates nach außen hatte doch der Regierung aus den Reihen bisheriger parlamentarischer Gegner allgemach manches Herz gewonnen. Da diese günstige Wendung zumeist der unermüdlichen, aufopfernden Thätigkeit Bismarcks zu verdanken war, so erhob ihn König Wilhelm am 15. September in den Grafenstand.



Schmidt: Kaiser Wilhelm. 3. Aufl. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Fürst Bismarck.

Graf von Roon. Graf von Moltke.



Sturm vor dem Gewitter.



In gleich redlicher Arbeit für ihr Vaterland, wie dies in bezug auf den Grafen Bismarck gesagt werden kann, haben wenige Staatsmänner eine Standeserhöhung errungen und verdient. Aber trotz aller Erfolge, die durch neidische und hämische Ergüsse französischer und englischer Journale erst recht in ein helles Licht gesetzt wurden, bot der Ernst der Zeiten für den Leiter der preußischen Politik geringe Aussicht, auf den erkämpften Lorbeeren ruhen zu können. In der politischen Luft lag ein Etwas, das auf weitere Kämpfe hindeutete. Bald genug erwies es sich, daß durch das Gasteiner Abkommen der Ausbruch von Feindseligkeiten nur vertagt war. Der Gasteiner Vertrag hatte die Gesinnungen in den verstimmten Lagern zu Wien, zu Dresden, München, Stuttgart, Hannover geändert, aber nicht zu gunsten, sondern zu ungunsten Preußens.

Der Vertreter der preußischen Verwaltung in Schleswig, der an sich schon in einer höchst schwierigen Stellung sich befand, sah sich durch die in- und

ausländischen Zeitungen in rücksichtslosester Weise angriffen, und bald war die Bevölkerung in dem Maße gegen Preußen eingenommen, daß ein ruhiges Erwägen gar nicht aufkommen konnte. Alle Lügen und Verleumdungen in bezug auf das Verhalten der preußischen Verwaltung in den Marken fanden aber in der Presse Österreichs sowie der Mittelstaaten, ja — so übel stand es zur Zeit noch in bezug auf die Beurteilung der politischen Lage — in Preußen selbst ungehemmten Widerhall! — Unerträglicher Zustand für die Männer, die im Mittelpunkte der preußischen Staatsleitung standen! Ringsumher Neid, Verkommenheit, Zerklüftung ... im Innern Verkennung! — In solcher Lage scheint es noch als das Beste, schleichenden Feinden kühn entgegentreten und sie zwingen, offen hervorzutreten zu Rede und Antwort, und die Widersacher zum Losschlagen zu nötigen, wenn sich ein friedliches Verhalten nicht ermöglichen läßt.

In solchem Sinne beschloß Graf Bismarck, mit den großen und kleinen Staatslenkern ein Wort in altpreußischer Weise zu reden und den unerläßlichen politischen Forderungen als Nachdruck nötigenfalls Blitz und Donner folgen zu lassen. Für die Korrektheit der letzteren Ausdrucksform hatten zwei Männer trefflich gesorgt: der tüchtige Kriegsminister von Roon und dessen genialer Kriegskamerad von Moltke.

In welchem Maße der unselige Konflikt das Land verstimmt hatte, zeigte sich beim Wiederzusammentreten des Landtags am 15. Januar 1866. Das Haus der Abgeordneten erklärte die Vereinigung des Herzogtums Lauenburg mit der Krone Preußen als so lange für rechtsungültig, als nicht die verfassungsmäßige Zustimmung beider Kammern erfolgt sei. Die Entgegennahme dieses Beschlusses wie auch noch zweier andrer verweigerte Bismarck, indem er unter Anführung von zwei Stellen der Verfassungsurkunde bemerkte, daß er das Haus nicht für berechtigt halte, einen von dem König geschlossenen Staatsvertrag, welcher dem Lande keine Lasten auferlege, zu verwerfen.

Der Notenwechsel nach außen wies auf Gewittersturm hin. Das Wetterleuchten begann schon. Mit ernsten Worten hatte Preußen von der kaiserlichen Regierung zu Wien gefordert, daß dieselbe aufhöre, in den Herzogtümern eine die preußischen Interessen aufs äußerste schädigende Gärung in den Gemütern zu unterhalten! Um seine ganze Kraft den immer bedenklicher sich gestaltenden äußeren Angelegenheiten widmen zu können, hatte Graf Bismarck wenige Tage vor Absendung der Beschwerden nach Wien den Landtag geschlossen. Österreich mußte nun Farbe bekennen. Die Antwort des Grafen Mensdorff vom 7. Februar läßt sich in der Erklärung zusammenfassen, daß Österreich entschlossen sei, bei seiner Politik zu verharren. — Als sich im Laufe des Monats die Lage nicht gebessert, machte der König diese am 28. Februar zum Gegenstande einer Beratung, welcher der Gouverneur von Schleswig,

Freiherr von Manteuffel, der Chef des Generalstabes, General von Moltke, und der Gesandte zu Paris beiwohnten. Man war vollständig darüber einig, daß ein Zurückweichen in der Elbherzogtümerfrage nicht ohne Verletzung der Gefühle des ganzen Volkes möglich sei, daß man vielmehr auf dem bisher verfolgten Wege, selbst auf die Gefahr eines Krieges hin, vorschreiten müsse.

Anders verlief der Marschalls= (große Kriegs=)rat, welcher zu Wien am 10. März unter dem Vorsitze des Kaisers sowie unter Zuziehung des Feldzeugmeisters Baron Benedek abgehalten wurde; er hatte zur Folge, daß am 15. März der Befehl erging, Truppenteile aus Ungarn und andern Kronländern in Böhmen zusammenzuziehen. Als Vorwand hierzu verkündeten die Blätter: die militärischen Maßnahmen hätten den Zweck, den in Böhmen ausgebrochenen Judenverfolgungen ein Ziel zu setzen. Schon am 16. März erging ein geheimes Rundschreiben Österreichs an mehrere deutsche Höfe wegen Regelung der schleswig=holsteinischen Angelegenheit durch den Bund und die Aufforderung zur Kriegsbereitmachung des VII., VIII., IX. und X. Bundeskorps und nötigenfalls deren Aufstellung im Verbande mit der österreichischen Armee.

Unter den geschilderten Umständen hatte Graf Bismarck Einleitungen getroffen zum Abschlusse eines Bündnisses mit dem König Viktor Emanuel, als dessen Preis für Italien der Besitz von Venedig winkte. Es ward in einer vorläufigen, auf drei Monate gültigen Übereinkunft gegenseitig der Besitzstand garantiert und bestimmt, daß keine der beiden Mächte einseitig mit Österreich Frieden schließen dürfe. Jetzt rüstete Italien ernstlicher, und Österreich verstärkte seine Streitmacht in Venetien.

Der Deutsche Bund sah sich genötigt, aus seinem Rückhalt herauszutreten. Als Preußen die Beteiligung am Fürstenkongreß abgelehnt und statt einer Scheinvertretung die Einberufung eines Parlaments verlangt hatte, war dies von den Gegnern als ein nicht ernstlich gemeinter Schachzug angesehen worden. Nun aber kam der Vertreter Preußens am Bundestag auf diesen Gegenstand zurück und stellte am 9. April den förmlichen Antrag auf Einberufung eines deutschen Parlaments auf Grund direkter Wahlen und unter Anwendung des allgemeinen Wahlrechts! — Zugleich ward ein Antrag auf Reform des Bundes angekündigt.

Welch neues Staunen zur Rechten und zur Linken! — Eben hatten die verbissenen Radikalen den Schleswig=Holsteinern den Rat erteilt, lieber dänisch als „bismarckisch" zu werden! — Eines der vielbeliebten Stichworte jener Tage, ein wahres Afterbild überspannter Anschauungsweise, lautete: Selbstbestimmungsrecht des Volkes, geltend bis in die kleinsten Kreise hinein! — Und dieses Recht wurde nun zu gunsten der Schleswig=Holsteiner nicht nur von der Linken beansprucht. In der Praxis sah die Sache freilich nicht so schön

aus, als sie schwarz auf weiß zu lesen war. Um das „Selbstbestimmungsrecht“ zum Ausdruck gelangen zu lassen, brauchte man im Grunde nichts als Druckerschwärze, eitel Zeitungspapier und die guten Lungen einiger Volksredner. Damit durfte nur die Bevölkerung, auf die es abgesehen war, einige Monate lang nach einer beliebigen Richtung hin bearbeitet und in Atem erhalten werden, um ihr dann plötzlich sagen zu können: „Nun, brave Leute, erklärt euch als freie Männer, stimmt nach eurer ureigensten Überzeugung!“ Wie, wenn ein Teil des Volkes, gestützt auf dieses „Recht“ der Selbstbestimmung, sei es aus Blindheit oder aus Mangel an Gemeinsinn, einen Beschluß faßt, dessen Ausführung unzweifelhaft Schaden oder gar Verderben des großen Ganzen in sich schlösse? Gewiß hat ein einzelner Teil sein gutes „Recht“, das nämlich, zu befinden, was ihm frommt; aber die Gesamtheit besitzt im Grunde ein noch besseres Recht, wie sie eben ja auch mehr Daseinsberechtigung hat als der Teil. Und wenn zu Zeiten der Unruhe und des Übergangs eine Bevölkerung in Parteiungen gerissen ist, so hat man Gott zu danken, wenn in den am Ruder befindlichen Männern eine klare Einsicht hinsichtlich dessen vorwaltet, was dem großen Ganzen dient, und wenn dazu der eiserne Wille sich gesellt, gemäß der besseren Einsicht auf jede Gefahr hin zu handeln.

So stand es in Preußen in jenen denkwürdigen Tagen. Im Hinblick auf die Rüstungen in Österreich und einigen Bundesländern wurde (28. März) eine teilweise Mobilmachung der Armee angeordnet. An die Bundesmitglieder war vier Tage früher von Berlin aus die Frage ergangen, ob Preußen, im Fall österreichischerseits ein Angriff auf dasselbe erfolge, auf Beistand rechnen dürfe. Jetzt galt es, sich zu entscheiden. Die Minister von Bayern, Baden, Hessen, Sachsen und Württemberg (von der Pfordten, von Edelsheim, von Dalwigk, von Beust, von Varnbüler) begaben sich nach Augsburg (22. April 1866) und trafen im Gasthofe zu den „Drei Mohren“ jene viel besprochenen Verabredungen in betreff der Preußen gegenüber einzunehmenden Haltung. Statt zu entscheidenden Beschließungen kam es jedoch nur zu gewundenen Erklärungen, unter Verweisung auf den Bund, dem es zustehe, Streitigkeiten zwischen Bundesmitgliedern vor sein Forum zu ziehen.

Bayern und Württemberg begannen „zur Wahrung des Friedens im Bunde“ sich in militärische Bereitschaft zu setzen. Vergebens wartete unterdessen Graf Mensdorff auf den Friedensboten aus Preußen; wollte es ihm doch immer noch nicht als möglich erscheinen, daß Graf Bismarck verwegen genug sein könne, das bereits bedenklich weit gediehene Zerwürfnis bis zum Bruche kommen zu lassen. In dieser Beziehung jedoch getäuscht, griff er nun zur List, indem er ein von Beteuerungen friedlicher Gesinnung überfließendes Schreiben nach Berlin sandte, dessen Inhalt in dem Vorschlage gipfelte, es möchten Preußen

und Österreich gleichzeitig abrüsten. Die preußische Antwort lautete: „In Wien sowie im südlichen Deutschland habe man zu rüsten angefangen, man möge nun auch dort mit der Abrüstung beginnen. In Berlin werde man Schritt vor Schritt nachfolgen.“ Nachdem Graf Mensdorff sofort zustimmend geantwortet, wurde zwar die Abrüstung in Böhmen angeordnet, im Süden jedoch, in Venetien, eine starke Streitmacht zusammengezogen. Der König von Italien, der Verbündete Preußens, war damals mit seinen Rüstungen noch zurück; überdies war Österreich durch sein starkes Festungsviereck gegen eine Überraschung von seiten Italiens her gedeckt. Aber die Südarmee sollte auch zu etwas anderm dienen. Sie sollte bereit gehalten werden, im entscheidenden Augenblicke in Sturmeseile auf den Eisenstraßen vom südlichen Kriegsschauplatze nach dem nördlichen geführt zu werden, um Preußen, nachdem dieses seine Rüstung abgelegt hatte, plötzlich von der Seite zu packen und damit den Mittelstaaten das Zeichen zum Vorgehen zu geben....

In Berlin ließ man sich jedoch nicht täuschen. „Österreichs Zusage, abzurüsten“, hieß es in einem folgenden Schreiben, „bedeutet bei uns nicht, daß nur in Böhmen, Mähren, Krakau und Österreichisch-Schlesien, nein, daß im ganzen Reiche zur Abrüstung geschritten wird!“

Diese wenigen Worte genügten, die Lage zu klären. Österreich ging auf diese Forderung Preußens nicht ein, und nun erkannte alle Welt, was die überlaute Betonung der österreichischen Friedensliebe bedeutete.

So unterblieb denn die Abrüstung beiderseits. Immer noch lag es in der Macht des Kaisers von Österreich, mit Ehren dem Kriege auszuweichen. Von Preußen war ihm eindringlichst zu Gemüte geführt worden, sich damit einverstanden zu erklären, daß die Leitung Süddeutschlands an Österreich, die des deutschen Nordens an Preußen übergehe. Das aber wollte man in Wien auch nicht; vielmehr ward es in den maßgebenden Kreisen noch für möglich gehalten, die Vorherrschaft über ganz Deutschland davonzutragen. Um dies Ziel zu erreichen, ward als Parole ausgegeben: „Auf, zum Kampfe — zur Wahrung Deutschlands vor dem Preußenjoche!“

Nun folgten in Preußen die Mobilisierungspläne für die ganze Armee.

Der Umstand, daß gerade in dieser Zeit des Königs vertrautester Ratgeber, Graf Bismarck, dem von einem gewissen Cohen unternommenen Mordversuche glücklich entging, bestärkte den König in dem Glauben, daß jener zur Durchführung der Aufgabe für das Vaterland, die jetzt vorlag, berufen sei.

Am 25. Mai sagte der König zu dem Prinzen Friedrich Karl, der gekommen war, sich von ihm zu verabschieden: „Ich bin ein alter Mann und bald 70 Jahre, wie soll ich jetzt noch an Krieg denken? Ich will nichts mehr, als meinem Volke den Frieden lassen, wenn ich sterbe. Ich weiß ja auch, daß

ich's vor Gott und meinem Gewissen verantworten muß. Ich kann's bezeugen vor Gott, ich habe alles gethan: gebeten habe ich den Kaiser, gebeten, wie man nur bitten kann; ich will ja zugestehen, was ich mit der Ehre Preußens vereinen kann. Aber sie wollen ja den Krieg; sie wollen es ja so wieder haben, wie es vor dem Siebenjährigen Kriege war, und das geht nicht, dann ist ja Preußen nichts mehr." — Die Stimmung in Mittel- und Süddeutschland war eine kriegslustige und dabei siegesgewisse. „Ist nicht", ward gesagt, „Bismarck mit der preußischen Volksvertretung gänzlich zerfallen? Und wird nicht das preußische Volk ihn in der Stunde der Entscheidung im Stich lassen?" — Bismarck kannte aber seine Preußen besser. Trotz des Widerspruchs in Verfassungsfragen gab es in Preußen einen Punkt, in welchem die Regierung mit dem Kerne der Nation sich einig wußte. Ruft das Vaterland die Geister derer auf, die einst unter dem Großen Kurfürsten und unter Friedrich dem Großen stritten, und werden dem lebenden Geschlechte dieselben Ziele gezeigt, für die jene frohgemut ihr Leben hingaben, so springt aus ihm, wie aus dem vom Wunderstabe berührten Stein der Quell, Sieges- und Kampfeslust hervor.

Welche Haltung wird Napoleon einnehmen? Das war eine das Land beunruhigende Frage. Wir wissen es jetzt zuverlässig, daß sich Napoleon vor Beginn des Krieges mit verschiedenen Vorschlägen an den Leiter der preußischen Politik gewandt, und daß er im Mai 1866 den Abschluß eines förmlichen Defensiv- und Offensivbündnisses in Vorschlag gebracht hatte. Danach sollte Preußen, falls der Kongreß (auf den wir sogleich zurückkommen werden) nicht zustande käme, zehn Tage nach Unterzeichnung des Vertrags den Krieg gegen Österreich eröffnen, Frankreich nach Beginn der Feindseligkeiten Österreich gleichfalls den Krieg erklären und mit 300000 Mann ins Feld rücken. Der italienische Verbündete sollte in Besitz von Venetien gelangen, für Preußen war eine Vergrößerung durch Nachbargebiete mit einer Bevölkerung von etwa acht Millionen und die Gutheißung der Bundesreform in von diesem vorgeschlagenem Sinne in Aussicht genommen, für Frankreich die Abtretung eines Gebietes zwischen Mosel und Rhein, jedoch mit Ausschluß von Koblenz und Mainz, somit von Teilen Rheinpreußens, Rheinbayerns, Rheinhessens u. s. w. verlangt worden. Der König hatte das Allianzanerbieten abgelehnt; Bismarck hatte aber die Ablehnung so klug einzukleiden gewußt, daß dem Kaiser Napoleon doch noch ein Hoffnungsschimmer gelassen worden war. — Von Napoleon war um dieselbe Zeit mit Österreich verhandelt worden, und er schloß mit diesem am 9. Juni einen Vertrag, demzufolge dieses Venetien an Frankreich, beziehungsweise an Italien, abtreten und als Entschädigung hierfür das den Preußen abzunehmende Schlesien erhalten sollte. Was Frankreich für sich beanspruchte, ist nicht bekannt geworden.

Schon am 11. Juni, also drei Tage nach Abschluß des Vertrages mit Österreich, gebärdete sich Napoleon als Schiedsrichter von Europa, indem er in einem Schreiben an seinen Minister Drouyn de l'Huys die Grenzen bezeichnete, innerhalb deren sich der bevorstehende Krieg zu halten habe. Er wähnte, Preußen mit Zulassung seiner Vergrößerungen im Norden, wo es bereits festen Fuß gefaßt, abspeisen zu können! Österreichs Machtstellung in Deutschland sollte unangetastet bleiben, die Kleinstaaten im Südwesten, nach der Schablone des Rheinbundes abscheulichen Andenkens konstituiert, sollten selbständig (will sagen: bundesfähig für Frankreich!) verbleiben dürfen.

Um solche Entwürfe zu schmieden und dieselben für durchführbar zu halten, mußte Napoleon natürlich mit Sicherheit auf die Niederlage Preußens rechnen. Eine von England, Frankreich und Rußland vorgeschlagene Konferenz schien Aussicht zu bieten, noch in der letzten Stunde zu einer Verständigung zu führen. Alle Eingeladenen antworteten bedingungslos zustimmend — nur Österreich nicht. Dieses erklärte, nur unter der Bedingung an der Konferenz teilnehmen zu wollen, daß vorher ausdrücklich festgestellt werde: 1) Keiner der Beteiligten darf einen Land- oder Machtzuwachs erhalten; 2) die Frage wegen der Abtretung Venetiens an Italien darf nicht Gegenstand der Beratung sein, schon weil Österreich nie in eine solche Abtretung willigen würde!!

Nach dieser Anfangs Juni abgegebenen Erklärung Österreichs unterblieb die Konferenz. Österreich war fest entschlossen, es auf die Entscheidung durch Waffengewalt ankommen zu lassen. Um sich des Bundes zu versichern, stellte es an denselben den Antrag, die schleswig-holsteinische Sache nunmehr zum definitiven Abschluß zu bringen, mit dem Hinzufügen, daß es für Aufrechthaltung des Ausspruchs des Bundes mit seiner ganzen Macht eintreten werde. Sodann ließ es dem Bundestage die Mitteilung zugehen, daß es die Einberufung der holsteinischen Ständeversammlung angeordnet habe.

Diesem neuen Schachzuge des Wiener Kabinetts folgte sofort ein entsprechender Gegenzug seitens Preußens. Nach dem Gasteiner Vertrage befand sich Österreich bezüglich jener beiden Maßnahmen offenbar im Unrecht. Preußen wies darauf hin, daß Österreich jenen Vertrag gebrochen habe, und es erklärte: „Der Gasteiner Vertrag ist somit aufgehoben, wir sind in dem Falle, auf den Wiener Vertrag zurückzugehen, dem entsprechend wir nun verfahren werden!"

Der General von Manteuffel kündigte dem österreichischen Statthalter von Holstein, Feldmarschallleutnant von Gablenz, an, daß er, da nunmehr, gemäß den Bestimmungen des Wiener Vertrags, die gemeinsame Verwaltung beider Herzogtümer wieder in Kraft trete, unverzüglich zur Mitbesetzung Holsteins schreiten werde. Man erwartete nun, daß Gablenz sich dem Einmarsche der Preußen widersetzen werde. Dieser jedoch, sei es, daß er sich zu

einem so entschiedenen Vorgehen nicht stark genug fühlte, oder daß er es für zweckdienlich hielt, den Überfallenen zu spielen, zog seine Truppen um Altona zusammen. Zwei Tage später räumte er Holstein gänzlich. Der Herzog von Augustenburg zog mit Gablenz von dannen.

General von Manteuffel ließ den österreichischen Zivilkommissarius von Halbhuber, als dieser widerrechtlich den Zusammentritt der holsteinischen Stände betrieb, verhaften. Da Österreich von seinem Mitbesetzungsrechte nicht Gebrauch machte, so nahm Preußen einstweilen die Verwaltung beider Herzogtümer in die Hand.

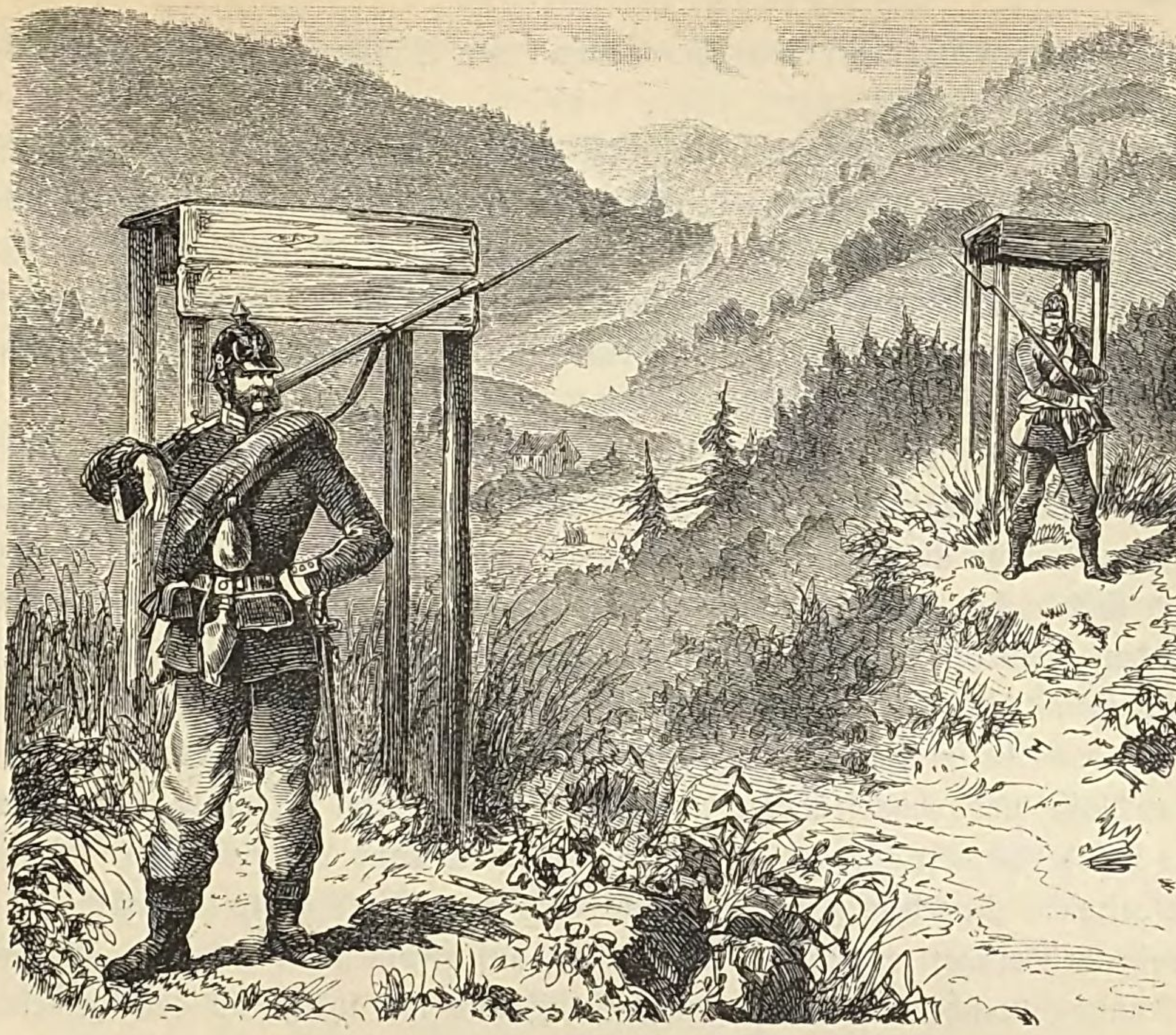
Es erging nunmehr am 11. Juni von Österreich an den Bund der Antrag auf Mobilmachung des gesamten Bundesheeres (selbstverständlich mit Ausnahme des preußischen Heeresteils), um mittels Gewalt Preußen zur Ordnung zu rufen, da sich dieses eines Vertragsbruchs schuldig gemacht habe.

Vergebens machte der preußische Gesandte von Savigny darauf aufmerksam, daß gegen Bundesmitglieder — unter gewissen Voraussetzungen — nur ein „Exekutionsverfahren" vor sich gehen könne.

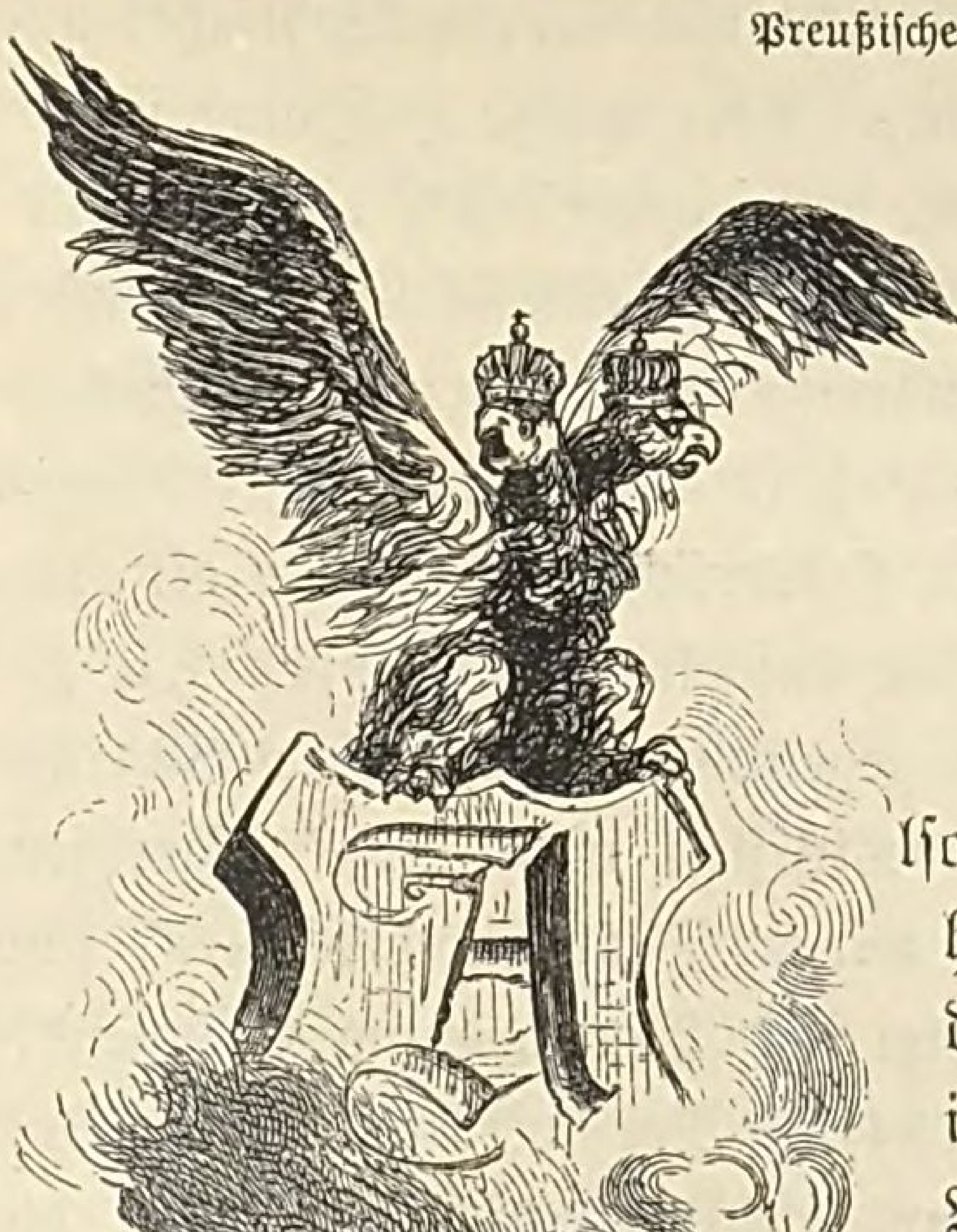
Der entscheidende Tag nahte heran. Für den österreichischen Antrag stimmten: Bayern, Württemberg, Sachsen, Hannover, Kurhessen, Großherzogtum Hessen, Nassau und die 16. Kurie (die Stimmen mehrerer kleinen Staaten bildeten, wie wir wissen, erst zusammen eine Kurie). Die Stimmen dieser Kurie waren jedoch, wie schon in den nächstfolgenden Tagen nachgewiesen wurde, nur zusammengekommen, nachdem durch den Vertreter der Kurie, Viktor von Strauß, eine Mandatsfälschung begangen worden war. Wäre dies nicht geschehen, so hätte sich Stimmengleichheit (8 gegen 8) ergeben. Baden hatte sich der Abstimmung enthalten. Solches geschah am 14. Juni 1866, dem letzten Tage des alten Bundestages.

Der preußische Gesandte hatte den Antrag zu einer Bundesreform eingebracht, dessen erster Artikel den Ausschluß Österreichs aus dem Bunde verlangte, und jetzt erklärte er, Preußen betrachte die bisherige Bundesverfassung nunmehr als aufgelöst, und er habe anzuzeigen, daß Preußen mit denjenigen Staaten, welche ihm die Hand dazu böten, unverzüglich an Errichtung eines neuen Bundes, unterstützt von einem aus allgemeinen Volkswahlen hervorgegangenen Parlamente, gehen werde.

Preußen stellte in der letzten Stunde den Königen von Hannover und Sachsen sowie dem Kurfürsten von Hessen zur Neutralitätserklärung eine nochmalige kurze Frist und ordnete erst, als auch diese fruchtlos verronnen war, für den 16. Juni den Ausmarsch seiner Truppen an.



Preußische Vorposten in Böhmen.



Nochmals Blut und Eisen.

Also waren die Würfel gefallen. Der alte Bund hatte sich selbst das Todesurteil gesprochen, der Krieg war unvermeidlich — Deutschland in zwei Heerlager geteilt. Im Osten und Westen, auf zwei voneinander weit entfernten Schauplätzen, entbrannte das Ringen.

Wir werden — der besseren Übersicht wegen — jeden der beiden Feldzüge für sich allein betrachten.

In Berlin war man sich alles dessen, was auf dem Spiele stand, wohl bewußt. Jetzt galt es, den Anschlägen der Feinde zuvorzukommen, und zu

solchem Zwecke stand der von dem General von Moltke entworfene Feldzugsplan bereits fest.

Helmut von Moltke, 1800 in Mecklenburg geboren, trat zuerst in dänischen, 1822 in preußischen Dienst, wo er schon nach zehn Jahren im Generalstabe in hervorragendster Weise sich bemerkbar machte. Er ging auf einige Zeit in die Türkei, wohnte dem türkischen Feldzuge in Syrien gegen Mehemed Ali von Ägypten (1839) bei und trat nach seiner Rückkehr wieder in den Generalstab ein, zu dessen Chef er 1858 befördert wurde.

Der König erließ am 18. Juni den „Aufruf an mein Volk". „In dem Augenblicke", heißt es in demselben, „wo Preußens Heer zu einem entscheidenden Kampfe auszieht, drängt es mich, zu meinem Volke, zu den Söhnen und Enkeln der tapferen Väter zu reden, zu denen vor einem halben Jahrhundert mein in Gott ruhender Vater unvergessene Worte sprach. ‚Das Vaterland ist in Gefahr!' — Österreich und ein großer Teil Deutschlands steht gegen dasselbe in Waffen! Nur wenige Jahre sind es her, seit ich aus freiem Entschlusse und ohne früherer Unbill zu gedenken, dem Kaiser von Österreich die Bundeshand reichte, als es galt, ein deutsches Land von fremder Herrschaft zu befreien. Aus dem gemeinschaftlich vergossenen Blute hoffte ich, würde eine Waffenbrüderschaft erblühen, die zu fester, auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhender Bundesgenossenschaft und mit ihr zu all dem gemeinsamen Wirken führen würde, aus welchem Deutschlands innere Wohlfahrt und äußere Bedeutung als Frucht hervorgehen sollte. Aber meine Hoffnung ist getäuscht worden. Österreich will nicht vergessen, daß seine Fürsten einst Deutschland beherrschten; in dem jüngeren, aber kräftig sich entwickelnden Preußen will es keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preußen — so meint es — muß in allen seinen Bestrebungen bekämpft werden, weil, was Preußen frommt, Österreich schade. Die alte unselige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert: Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr, gegen Preußen werden deutsche Bundesfürsten nicht bloß aufgerufen, sondern zum Bundesbruch verleitet. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfgeschrei ist: ‚Erniedrigung Preußens!' Aber in meinem Volke lebt der Geist von 1813. Wer wird uns einen Fuß breit preußischen Bodens rauben, wenn wir ernstlich entschlossen sind, die Errungenschaften unsrer Väter zu wahren, wenn König und Volk, durch die Gefahren des Vaterlandes fester als je geeint, an die Ehre desselben Gut und Blut zu setzen, für ihre höchste und heiligste Aufgabe halten?"

Solch eine Ansprache konnte der zündenden Wirkung nicht ermangeln. — An dem Tage, an welchem der Bundestag sein letztes ohnmächtiges Wort

gesprochen, setzten sich mit der Sicherheit eines tadellos hergestellten Uhrwerks die preußischen Truppen zum Einrücken in die angrenzenden drei deutschen Bundesstaaten in Bewegung. „Österreich", sagten die amtlichen „Berliner Nachrichten", „hatte die Initiative der Rüstungen ergriffen, Preußen erfaßte die des Handelns."

Das rasche und entschiedene Vorgehen Preußens wirkte auf die einen ermutigend, auf die andern wahrhaft betäubend. Die Gegner Preußens riefen: „Der Bürgerkrieg ist da, und in diesen stürzt uns Preußen!" Ja, der Bürgerkrieg" war leider ausgebrochen; aber wer nicht gänzlich der Einsicht in den Gang der preußischen und der deutschen Geschichte bis in die neueste Zeit hinein ermangelte, mußte darüber klar sein, daß nicht durch Preußen, sondern von dessen Gegnern der Bürgerkrieg heraufbeschworen worden war. Preußen aber durfte mit gutem Gewissen zu seinen deutschen Gegnern sprechen: Richtet sich auch der Kampf mit gegen euch, so ist es doch zugleich ein Kampf für euch, denn siegt Preußen, so wird es den Preis des Sieges mit euch teilen, und gemeinsam mit Preußen werdet ihr dann arbeiten und mit sorgen für den Neubau des Deutschen Reiches!

Noch eines möchten wir nicht unterlassen hervorzuheben, ehe wir des Ringens der feindlichen Brüder im blutigen Felde gedenken. Es steht fest, daß der Deutsche des Südens so mannhaft ist wie der des Nordens; wenn also in Hinsicht der Tüchtigkeit der Deutschen im jenseitigen Lager ein Zweifel nicht obwalten konnte, so erfuhr im Fall des Unterliegens nur die Führung der Gegner eine Niederlage. Die persönliche Ehre der geschlagenen deutschen Brüder blieb deswegen unversehrt; was, mit Schmach bedeckt, über den Haufen geworfen wurde, das war eben jenes auf haltloser politischer Grundlage aufgerichtete, morsch gewordene staatliche und militärische System.

Bei Minden standen 14000 Mann unter General Vogel von Falckenstein, bereit, in Hannover einzurücken; von Hamburg zogen 14000 Mann unter General von Manteuffel heran, und die Division Beyer (19600 Mann) harrte nur des Winkes, nach Kassel vorzurücken, um die Vereinigung der kurhessischen Truppen mit der Bundesarmee zu verhindern. Diese 48000 Mann bildeten den Grundstock zu den später als „Mainarmee" so ruhmvoll operierenden preußischen Streitkräften auf dem südwestlichen Kriegstheater.

Die ersten Schüsse fielen in der hannöverschen Festung Stade, welche ein Bataillon entschlossener Rheinländer unter Oberstleutnant von Cranach noch am 18. Juni überrumpelte. An demselben Tage stießen österreichische und preußische Vortruppen aufeinander. Für Preußen galt: „Viel Feind', viel Ehr'!" Gewiß war der Kriegsplan zur Vernichtung Preußens in großartigem Maßstabe angelegt; er ist durch das blitzschnelle Vorrücken der Preußen vereitelt worden.

Sollte man etwa abwarten, bis der österreichische Feldzeugmeister Benedek mit der Wucht von 2—300000 Mann in Schlesien einfiel und den Marsch auf Berlin antrat? — warten, bis die Bayern, deren Armee auf 80000, ja 100000 Mann gebracht werden sollte, mit einem Teile derselben vielleicht durch das Königreich Sachsen und Altenburg ebenfalls gegen Berlin vordrangen, während ein zweites bayrisches Korps, durch die thüringischen Fürstentümer vorbrechend, sich mit den Hannoveranern in Verbindung setzte? — warten, bis die Württemberger, Badenser, Hessen, Nassauer von Frankfurt aus wie ein Keil die Verbindung zwischen den westlichen und östlichen Provinzen des preußischen Staats sprengten? — Warten hätte nichts andres geheißen, als sich verloren geben!

Die Preußen standen nun auf hannöverschem Gebiete. Aber wo befand sich der König Georg V., als „der Feind" die hannöversche Grenze überschritt? Er war seinen Truppen, die er nach Göttingen hatte rücken lassen, gefolgt. Seine Hoffnung ging dahin, die Grenze Bayerns zu erreichen, um von da aus, vereint mit den Bayern, zum Kampfe gegen die Preußen vorgehen zu können. Aber schon war ihm von preußischen und koburg-gothaischen Truppen bei Eisenach der Weg verlegt worden. — Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha gab sich noch in letzter Stunde alle erdenkliche Mühe, den König von Hannover umzustimmen. Diesem wurde noch einmal von Berlin aus das Anerbieten eines Neutralitätsvertrags auf Grundlage des Reformprojekts und unter Garantie des hannöverschen Besitzstandes gemacht. König Georg vermochte es aber nicht, von seiner Preußen feindseligen Gesinnung abzulassen. Dies sollte ihm zum Unheil gereichen.

Die hannöversche Armee, 18000 Mann stark, welche inzwischen in und um Langensalza Aufstellung genommen hatte, begann sich jetzt nordwärts zu bewegen; die nur 6000 Mann zählenden Vortruppen der Manteuffelschen Division warfen sich unter Führung des Generals von Flies den Hannoveranern entgegen, gewannen Vorteile, verloren dieselben jedoch am nächsten Tage (27. Juli) wieder. Der Hauptzweck, die Hannoveraner festzuhalten, bis preußischerseits Zuzug kam, wurde indessen nicht erreicht. Auf beiden Seiten war tapfer gestritten worden.

Wo aber waren die Bayern geblieben? Weshalb waren sie nicht vorgebrochen und hatten den bedrängten Hannoveranern die Hand gereicht? Es geschah nicht, weil die Bayern ihre Bundesgenossen aus dem Welfenlande in siegreichem Vordringen nach dem Süden wähnten. Inzwischen war die Umstellung der Hannoveraner durch General von Manteuffel erfolgt. Sie sahen sich am 29. Juni genötigt, zu kapitulieren. Dem König wurde es freigestellt, seinen Aufenthalt außerhalb Hannovers nach Belieben zu wählen; seine Armee

aber ward entwaffnet und mit allen Ehren nach der Heimat entlassen. Der in der Proklamation Manteuffels enthaltene Ausspruch: „Die Sicherheit Preußens erfordert es, daß im Rücken seiner Armee keine Feinde bleiben!" — war also hierdurch zur Geltung gekommen.

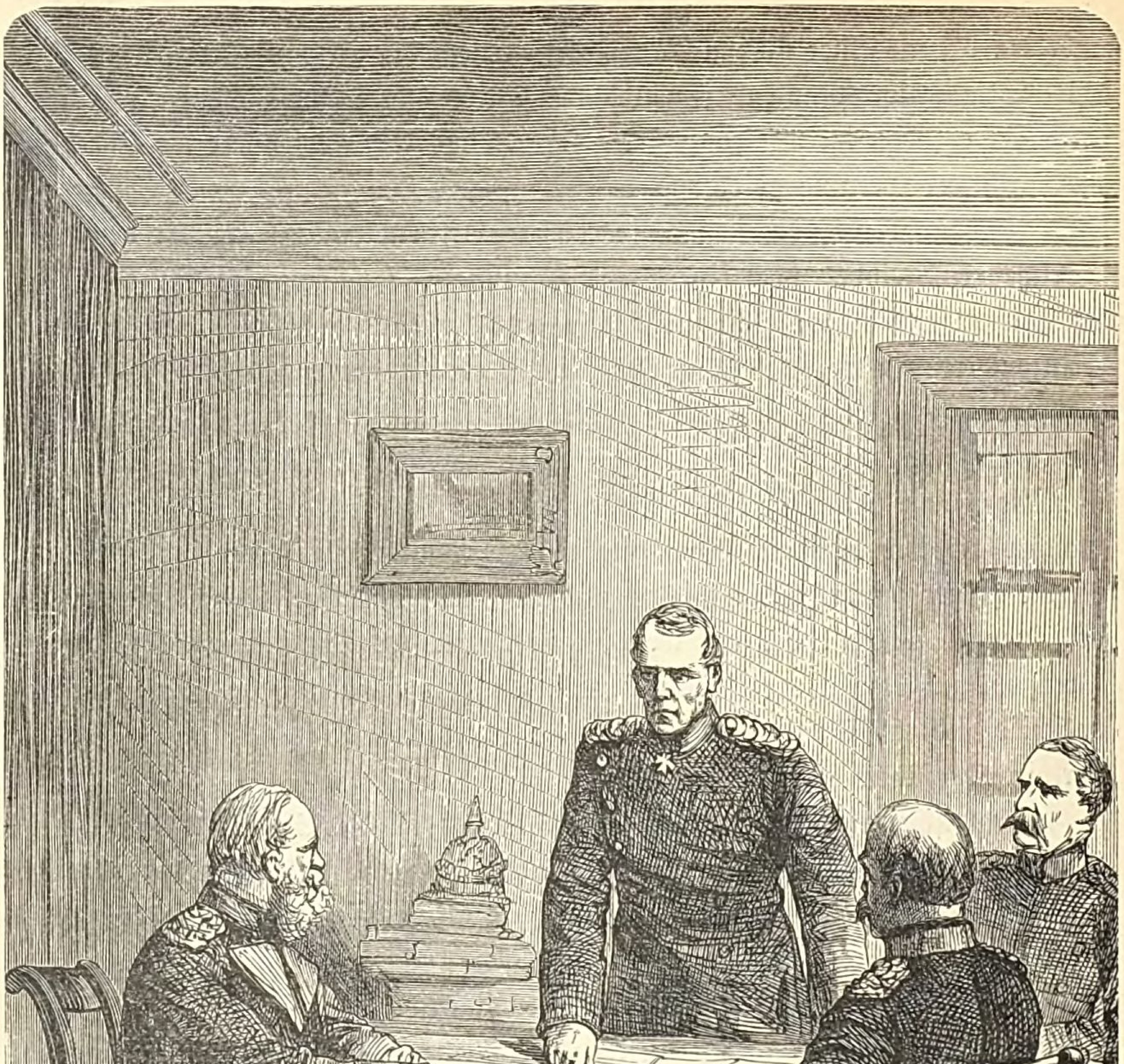
Auch an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm erging kurz vor dem Einmarsch der „Feinde" noch eine letzte Mahnung. Er wies die ihm gemachten Anerbietungen mit Heftigkeit zurück, indem er drohend hinzufügte: „Einer halben Million Preußen werde sich eine Million Österreicher entgegenwerfen!" — Seine Truppen traten eilig den Marsch auf Frankfurt a. M. an, um sich daselbst mit der in Bildung begriffenen Bundesarmee zu vereinigen, während er sich in das anmutige, vom Blutgelde seiner Hessen erbaute Schloß Wilhelmshöhe zurückzog. Rascher als der bethörte Mann geglaubt, pochte jedoch General von Beyer an die Pforte seiner Zufluchtsstätte und ließ ihm die Ankündigung zugehen, daß er seinen Aufenthalt bis auf weiteres in einem der Schlösser des Königs von Preußen, zu Stettin oder Königsberg i. Pr., zu nehmen habe. Der Kurfürst entschied sich für Stettin, und er wurde unter Beachtung höflichster Formen dorthin abgeführt.

Inzwischen büßte auch das brave Sachsenvolk die Schuld der verkehrten Politik des vielgeschäftigen Ratgebers seines Königs. Statt sich mit zu beeilen, mittels 30 000 Mann marschbereiter, trefflich ausgerüsteter Streiter der hannöverschen Armee den rechten Halt zu verleihen und rechtzeitig mit ihr vereinigt den Bayern die Hand zu reichen, ließ man sich überraschen.

Kaum hatte Herr von Beust das letzte stolze Wort auf Preußens Mahnung gesprochen, so trug auch schon der Draht die Nachricht durch ganz Sachsen: „Die Preußen sind in Strehla eingerückt!" — In welche Aufregung geriet nun die Bevölkerung! Hier und da hörte man wohl sagen: O, Beust wird schon gesorgt haben!" — Ja, gesorgt hatte derselbe in seiner „genialen Weise". Sein König Johann, er selbst und die sächsische Armee standen im Begriffe, die sächsisch-böhmische Grenze zu überschreiten!

Zwei Königreiche und ein Kurfürstentum waren unter geringem Kräfteaufwand in einer Woche in die Gewalt Preußens gefallen; von der Elbe und Weser bis zum Main war jeder Widerstand gebrochen.

Unterdessen aber ballte sich das Hauptgewitter über Böhmen zusammen, und auch im Südwesten sammelte sich bedrohliches Gewölk.



Kriegsrat in Gitschin. (Zu S. 294.)



Preußische Heerführer im deutschen Kriege.
Prinz August von Württemberg. von Zastrow. von Fransecky. von Voigts-Rhetz.
von Blumenthal. von Kirchbach. von Steinmetz.

Der Feldzug in Böhmen.

In den Herzen des Volkes wandelte sich von Tag zu Tag, von einem Erfolge zum nächsten die Stimmung zu gunsten der Regierung um. Zwei Königreiche und ein Kurfürstentum in einer Woche! Welch eine Armee! Und sie besteht aus unsern Söhnen, Brüdern, Verwandten! Fast kein Haus ist vorhanden, das nicht vertreten wäre im Felde! — Viele hatten gemeint: ist auch die Armee kalt und stumm ausmarschiert, so wird sie doch — dafür bürgt die ihr gewordene militärische Schulung — ihre „Schuldigkeit“ thun! — Aber welche Veränderung war jetzt schon in den Reihen des Heeres vor sich gegangen! Die Briefe aus dem Felde, aus denen sofort Auszüge in den Zeitungen erschienen, zeigten dies. Als die Nachrichten von den ersten Erfolgen eintrafen, durchströmte eine freudig bewegte Menge die Straßen und eilte auf die öffentlichen Plätze. Und als es in Berlin bekannt wurde, der König schicke sich an, zur Armee abzugehen, da strömte das Volk zum Schloß, um dem greisen Landesherrn den Abschiedsgruß zuzurufen. Der Monarch erschien auf dem Balkon

des Schlosses. Dorthin richteten Tausende ihre Blicke; tief bewegt sprach der greise Fürst: „Habt Dank, Dank für Euren Jubelruf; ihn nehme ich mit zur Armee. Mit Gottes Hilfe haben wir den ersten Sieg errungen; es steht uns aber noch vieles bevor. Harret aus und gedenket des Wahlspruchs: Mit Gott für König und Vaterland! Ein Hoch der Armee!"

Das zündete, das schürte die patriotische Glut. Die patriotischen Empfindungen des Heeres und Volkes schmolzen in eins zusammen, jeder Tag steigerte sie; die Wortkämpfe der Tribüne waren vergessen.

„Nach Böhmen hinein!" Dieser Ruf erscholl und elektrisierte ganz Preußen. Die Siegesbahn ist eröffnet, die einst Friedrich II. sich erkämpfte!

Auf dem Kriegstheater, auf welchem vor mehr als 100 Jahren Friedrich der Einzige eine so große Rolle gespielt, stand der Feind schlagfertig da, in gewaltiger Macht und in trefflich gewählten Stellungen.

An der Spitze der österreichischen Nordarmee befand sich, mit unumschränkten Vollmachten versehen, der Feldzeugmeister Ludwig von Benedek, ein im Waffendienst ergrauter Krieger aus Radetzkys Schule. In Wien redete man sich um diese Zeit noch große Dinge ein. „Vielleicht noch nie", versicherte die amtliche „Wiener Zeitung", „sah ein Volk so warmherzig dem Kriege entgegen... Die Kriegslustigen möchten sich Flügel wünschen!"

Benedek hatte seine Hauptmacht zuerst bei der Festung Olmütz zusammengezogen; sie zählte 247 000 Mann mit 750 Geschützen. Hierzu trat bald nachher noch die sächsische Armee, 30 000 Mann stark, geführt von dem tüchtigen Kronprinzen Albert von Sachsen. Außerdem waren die Festungen Krakau, Olmütz, Theresienstadt, Josephstadt und Königgrätz mit 54 000 Mann besetzt. Die flinken ungarischen Husaren streiften an der Grenze und hatten schon Besuche in Schlesien abgestattet. Das I. Armeekorps unter Clam-Gallas war in der Richtung gegen die sächsisch-schlesische Grenze vorgegangen.

Schon am 17. Juni war General Herwarth von Bittenfeld mit der „Elbarmee" in das westliche, die I. Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl in das östliche Sachsen eingerückt. Durch die gleichsam mittels Handstreichs vollzogene Besetzung Sachsens hatten die Preußen einen großen strategischen Vorteil erreicht: die anfängliche Frontausdehnung der nördlichen Linie war von 25 Meilen auf sieben verkürzt worden.

Die II. Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, 115 000 Mann stark, stand um Neiße in Schlesien.

Die gegen Böhmen in Bewegung gesetzten preußischen Streitkräfte beliefen sich auf 254 000 Mann. Im ganzen bezifferten sich die von Preußen im deutschen Kriege ins Feld gebrachten Heeresmassen, einschließlich der auf dem westlichen Kriegsschauplatze kämpfenden „Mainarmee", auf 326 000 Mann, welchen

Österreich und dessen Verbündete, die in Italien kämpfende kaiserliche Armee abgerechnet — 397000 Mann entgegenstellten, eingeschlossen 30000 Mann Sachsen, 62000 Mann Bayern, 18000 Mann Hannoveraner, 16000 Württemberger, über 10000 Badenser, 7000 Kurhessen, 9000 Hessen-Darmstädter, 5400 Nassauer. Auf dem östlichen Kriegsschauplatze befand sich hinsichtlich der verfügbaren Truppenstärke Preußen um etwa 7000 im Vorteil, auf dem westlichen Kriegstheater dagegen überwogen die gegnerischen Streitkräfte, und zwar um 78000 Kombattanten; hierbei ist jedoch das preußische Reservekorps, wiewohl es zur Verwendung im Feldkriege nicht kam, eingerechnet.

Wie mit einem Zauberschlage setzten sich — von Sachsen und von Schlesien her — die preußischen Korps nach dem schönen Böhmerlande in Bewegung. In einem Armeebefehl vom 22. Juni verkündete Prinz Friedrich Karl seinen Einmarsch in das Grenzland. Diesem Schauspiel wohnte unter andern auch Mr. Hozier, der militärische Berichterstatter der Londoner „Times", bei. „Heute früh", schreibt derselbe am 23. Juni, „hat der Prinz die Grenze Böhmens überschritten. Den Vortrab bildeten Ulanen, ihnen folgten die Massen des Fußvolkes. Sobald die ersten Glieder eines Bataillons die österreichischen Farben am Schlagbaum erblickten, brach tausendstimmiges Hurra aus, das von den folgenden Reihen freudig wiederholt wurde. Sowie die Krieger aber den Prinzen selbst erblickten, jubelten sie noch lauter auf, und dann begannen nationale Gesänge oder lustige Kriegslieder. So zog jedes Bataillon wohlgemut in Böhmen ein. Unterdessen hielt der Feldherr an der Landstraße und blickte mit gerechtem Stolz auf die vorüberziehenden Sektionen. Wohl nie zog ein besser ausgerüstetes Heer über die feindliche Grenze, besser versorgt und von höherem Mute beseelt. Die Dispositionen für die Zusammenziehung der Truppen und den Einmarsch in Böhmen waren ganz vorzüglich getroffen. Erst vor acht Tagen war diese Armee in Sachsen kampfgerüstet eingezogen; jetzt betrat sie schon den Boden Österreichs."

Die drei Armeen sollten sich im Feindesland vereinigen; man hatte als gewiß angenommen, daß der Feind die Wege verlegen werde, wobei ihn die Beschaffenheit des Landes begünstigt hätte, da Böhmen ein von der Natur geschaffenes großes Festungswerk bildet. Auffallenderweise konnte der Einmarsch durch die Pässe ohne Hindernisse vor sich gehen. Die Schnelligkeit, mit der die Preußen erschienen und weiter marschierten, überraschte und verwirrte dagegen den Feind, und da man annehmen durfte, daß es darauf abgesehen sei, in der Ebene, die das Quellgebiet der Elbe und der Iser bildet, die preußischen Streitkräfte zu vereinen, so hielt es Benedek für ratsam, seine Kräfte enger zusammenzuziehen, um in der Lage zu sein, jene Absicht zu vereiteln. Behufs der Verteidigung wählte er somit eine abwartende Aufstellung, von der aus er dem

Feinde, mochte dieser da oder dort vorbrechen, stets rasch entgegentreten konnte. Der Hauptmacht behielt er den letzten Schlag in einer vortrefflichen Stellung vor, die, von Natur schon in hohem Grade begünstigt, von ihm auch noch auf das äußerste befestigt wurde. Um aber die braven Wiener und die wackeren Bundesgenossen in Süddeutschland angesichts des unaufhaltsamen Vordringens der Preußen bei gutem Mute zu erhalten, ließ man durch die Presse verkünden: Benedek lasse absichtlich den Feind an sich herankommen, um ihn „wie in einem Mörser“ zu zerstampfen!

Unterdessen aber waren die dem Feinde entgegengesandten Vortruppen mit diesem zusammengeraten, und ehe noch der Versuch des „Zerstampfens“ gemacht werden konnte, war es schon zu einer ganzen Reihe von Schlachten und Gefechten gekommen, die insgesamt zum Vorteile der Preußen ausfielen.

In gemessener, aller Ruhmredigkeit sich enthaltender Weise gaben die Berliner amtlichen Nachrichten von diesen ersten Siegen Kunde.

Als die Avantgarde der vordersten Division der I. Armee am 26. Juni von Reichenberg aufgebrochen war und sich dem Städtchen Liebenau näherte, empfing sie ein heftiges Artilleriefeuer, doch als die preußische Infanterie auf die österreichischen Batterien eindrang, wichen diese aus.

Der österreichische General Graf Clam-Gallas, zu dessen Korps nun auch die sächsische Armee gestoßen war, hatte den Befehl erhalten, die Iserlinie um jeden Preis zu behaupten. Deshalb war das Dorf Podol, westlich von Turnau, und die nahe Iserbrücke durch die Brigade Poschacher, welche sich im schleswig-holsteinischen Kriege durch die Erstürmung des Königshügels bei Oberselk den Ehrennamen der „Eisernen Brigade“ errungen hatte, besetzt worden. General Bose führte fünf Bataillone gegen Podol. Das stark verbarrikadierte Dorf wurde nach einem erbitterten Kampfe genommen, ebenso die Iserbrücke. Gegen 500 Gefangene fielen den Preußen in die Hände, welche ihren Sieg mit neun Offizieren und 60 Mann an Toten und Verwundeten erkauften.

Zu derselben Zeit bestand auch die Avantgarde des Generals Herwarth von Bittenfeld, der südöstlich in der Richtung auf Münchengrätz vorgerückt war, einen siegreichen Kampf bei Hünerwasser, in welchem die Österreicher 700 Mann, darunter 460 Gefangene, einbüßten.

Jetzt standen die I. und die Elbarmee nur noch einen Tagemarsch voneinander entfernt. Prinz Friedrich Karl übernahm am 28. den Oberbefehl über beide und bereitete sich zum Angriff gegen die Position bei Münchengrätz vor.

Die II. Armee, geführt vom Kronprinzen, bewegte sich auf zwei Straßen vorwärts: von der Grafschaft Glatz aus und auf der Landshuter Straße über Liebau in der Richtung auf Trautenau. Als am heißen 27. Juni Bonins Vortruppen sich Trautenau näherten, kam ihnen der Bürgermeister des Ortes

entgegen und versicherte, daß man unbesorgt in die Stadt einrücken könne. Indem sie nun ohne Argwohn gegen Trautenau vorrückten, wurden sie plötzlich von den jenseitigen Höhen beschossen, und es drangen feindliche Kolonnen von der andern Seite in die Straßen ein. Nach kurzem Kampfe waren die Österreicher aus der Stadt geworfen, und das Gefecht schien für die Preußen einen glücklichen Fortgang nehmen zu wollen. Der Kapellenberg wurde erstürmt und der Feind von Kuppe zu Kuppe getrieben.

Gegen Mittag näherte sich eine Gardedivision, deren Mitwirkung der Kronprinz dem General Bonin anbieten ließ; dieser lehnte die angetragene Hilfe ab, da „er die Ehre des Tages allein haben wolle!“ Von dem auf feindlicher Seite kommandierenden Gablenz waren inzwischen zwei Brigaden herangezogen worden. Seine Geschützreserve gab dem Feuer vermehrte Kraft, die tapferen Ost- und Westpreußen, die so lange im Kampfe ausgeharrt, wurden zurückgedrängt, und der Abend sah sie in denselben Biwaks, aus denen sie am Morgen siegesfroh aufgebrochen waren.

Anders gestaltete sich an demselben Tage bei Nachod der Kampf gegen Ramming. Gegen diesen kommandierte der greise Held von Steinmetz, welchem es beschieden sein sollte, auf Böhmens Schlachtgefilden den schönsten Lorbeer zu pflücken. Am 27. Juni wurde seine Vorhut schon am frühen Morgen mit Übermacht angegriffen. Unerschütterlich hielt er stand, um es dem nachfolgenden Korps zu ermöglichen, sich aus dem langen Engwege herauszuwinden, in welchem Geschütze und Troß ein rasches Fortkommen erschwerten. Zwei Kürassierregimentern konnte Steinmetz zunächst nur zwei preußische Schwadronen Dragoner entgegenwerfen. Diese wenigen Reiter stürzten sich der vierfachen Übermacht mutig entgegen, wurden jedoch geworfen, und der Strom der Verfolger brauste schon in das noch verstopfte Defilee hinein, aus welchem sich herauszuarbeiten soeben dem Kronprinzen samt seinem Stabe mühsam gelungen war. Indessen die Bataillone, welche diesen wichtigen Punkt sicherten, standen fest wie Mauern.

Als die flüchtigen Reitermassen wieder in Ordnung gebracht worden waren, gelang es der nachrückenden Infanterie sowie den Geschützen, sich zu entwickeln, und auch zwei Kavallerieregimenter rückten aus dem Engwege hervor. General von Wnuck führte seine Reiter entschlossen gegen die Kürassiere des Prinzen von Holstein.

Einen Augenblick Halt — dann brausten die Geschwader aufeinander, und es entstand ein wütendes Handgemenge, das mit dem Siege der Preußen endigte. Zwei Standarten fielen in die Hände der Sieger.

Jetzt vermochte auch die Reserveartillerie in den Kampf einzugreifen, während das verheerende Feuer der Zündnadelgewehre dem Bajonett den Weg bahnte. Wie tapfer sie auch kämpfte, die österreichische Kavallerie wurde auch

19*

in einer zweiten Attacke geworfen, worauf ein Widerstand leistendes Jägerbataillon von den preußischen unermüdlichen Reitern trotz tapferster Gegenwehr gesprengt wurde.

Steinmetz drang an diesem Tage bis Skalitz vor. Sein Gegner Ramming aber gestand in einem aufgefangenen Briefe an Benedek, daß sein Korps für den folgenden Tag nicht gefechtsfähig sei, weshalb er um Unterstützung bitte. Letztere erfolgte durch das Korps des Erzherzogs Leopold, das für das geschlagene Korps in die Schlachtlinie trat; doch auch dieses wurde übel zugerichtet, und Steinmetz konnte am Abend des 28. einen zweiten, noch blutigeren Sieg, den von Skalitz, dem Könige telegraphieren.

Die Garden, deren Mitwirkung am 27. Juni bei Trautenau abgelehnt worden war, waren am folgenden Tage früh 3 Uhr von Braunau gegen das Gablenzsche Korps aufgebrochen. Über das alte Schlachtfeld von Soor, auf dem Friedrich der Große gesiegt, schritt unter dem heftigsten Kanonenfeuer die Gardeinfanterie unaufhaltsam vorwärts. Unter schweren Verlusten wurde eine Position nach der andern genommen und nach blutigem Ringen schließlich auch Trautenau. Gablenz, vollständig geschlagen, zog sich nach einer Einbuße von mehr als 3000 Mann an Toten und Verwundeten zurück; 5000 Gefangene, drei Fahnen nebst zehn Geschützen lohnten die Anstrengungen des heißen Tages.

Über die Erfolge der Preußen betroffen, suchte der österreichische Oberfeldherr zwischen die Garden und das Korps Steinmetz ein neues, sein IV. Armeekorps, einzuschieben, indes auch dieses wurde am 29. Juni bei Schweinschädel (Jaromierz) geschlagen. Noch an demselben Tage ward Königinhof erstürmt.

Unterdessen hatte am 28. und 29. Juni auch die I. Armee zwei bedeutungsvolle Siege erfochten. Gegen den bei Münchengrätz aufgestellten österreichischen Heerteil rückten die Divisionen Horn und Fransecky vor; das II. und das III. Korps folgten. Herwarth von Bittenfeld ließ den Feind von zwei Seiten angreifen; dieser räumte das Feld und zog sich auf Gitschin zurück, wo Clam-Gallas seine gesamten Streitkräfte vereinigt hatte.

Zum Angriff auf Gitschin hatte Prinz Friedrich Karl eine pommersche und eine brandenburgische Division bestimmt. Hier entwickelte sich eines der blutigsten Gefechte in diesem Kriege. Erst als gegen Abend die 2. pommersche Brigade eintraf und in das Gefecht eingreifen konnte, fiel die Entscheidung zu gunsten der Preußen aus, und ehe noch die kurze Sommernacht sich zum Scheiden neigte, befand sich Gitschin in ihrer Gewalt.

Im Verlauf einer Woche war die Verbindung der aus Sachsen und Schlesien in das Herz von Böhmen eindringenden drei preußischen Heeressäulen hergestellt worden.

Nunmehr stand die Entscheidungsschlacht bevor.



Schmidt: Kaiser Wilhelm. 3. Aufl.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Bei Königgrätz.



Dekorierung des Kronprinzen von Preußen auf dem Schlachtfelde von Königgrätz.

Die Entscheidungsschlacht von Königgrätz.

Am Abende des Tages, als die ersten Siegesbotschaften in Berlin eintrafen, brach der König zum Heere auf. In seiner Begleitung befanden sich der Kriegsminister von Roon, General von Moltke und Graf Bismarck, der als Major des 7. schweren Landwehr=Reiterregiments während des ganzen Feldzuges an der Seite seines königlichen Herrn verblieb.

Am 2. Juli in Gitschin angekommen, übernahm der König sogleich den Oberbefehl über das gesamte Heer. „Soldaten!“ sagte er in seiner Proklamation, „zahlreiche Feinde stehen gegen uns im Kampf. Laßt uns indes auf Gott den Herrn, den Lenker der Schlachten, und auf unsre gerechte Sache bauen.“

König Wilhelm hatte angeordnet, daß nach den anstrengenden Märschen und Kämpfen während der letzten Woche den Truppen ein oder zwei Ruhetage

vergönnt werden sollten, zumal man im Hauptquartier annahm, daß Ritter Benedek infolge der erlittenen schweren Verluste nicht geneigt sein möchte, in den nächsten Tagen eine Hauptschlacht zu wagen. Belief sich doch seine Einbuße im Laufe einer Woche auf 35 000 Mann.

Um so mehr überraschte es, als der General von Voigts-Rhetz abends 11 Uhr die Nachricht brachte, daß sich die feindliche Armee hinter der Bistritz und diesseit der Elbe zusammenziehe.

Es wurde Kriegsrat gehalten und beschlossen, dem Feinde nicht die Zeit zur Ausführung eigner Angriffspläne zu lassen, sondern selbst ihn am 3. früh aufzusuchen. Sofort gingen die erforderlichen Befehle an sämtliche drei Armeen ab.

Mit Moltke allein beratschlagte der König noch bis 2 Uhr früh, dann erst zog er sich zurück. Nur zwei Stunden Ruhe konnte er sich gönnen. Ob der König Ruhe gefunden? Ach! schwere Sorgen umlagerten sein Gemüt. Preußen setzte alles ein bei diesem großen Wurfe; von seinem Ausfall hing wohl auf Jahrhunderte hin das Wohl und Wehe des preußischen Staates, das Geschick des gesamten Deutschlands ab. Gegen einen erbitterten Feind stand er, der König selbst, ein Teil seiner nächsten Anverwandten (der Kronprinz, zwei Brüder und zwei Neffen) die Blüte seines ganzen Volkes, vertreten in allen Ständen und Berufsarten, im Kampfe auf Leben und Tod! . . . . Was wird denen in der Heimat bevorstehen, wenn der Sieg dem erbitterten Gegner zufällt? . . . .

Benedek hatte für die Verteidigung eine außerordentlich günstige Stellung gewählt. Die Bistritz mit teilweise sumpfigen Ufern deckte die Front, der Trotinabach den rechten Flügel; der Boden, den die Armee einnahm, steigt wellenförmig mit flachen Einsenkungen zwischen den Hügelgruppen empor und bietet von den Höhen freie Übersicht, in den Vertiefungen Raum zu gedeckten Aufstellungen; gute Stützpunkte an einzelnen Dörfern und Waldstrecken, vor allem aber treffliches Terrain für die Artillerie machen eine dort gewählte Truppenaufstellung noch wertvoller. Die Bistritz hat Hauptübergänge bei Sadowa und Nechanitz, der Trotinabach bei Ratschitz. Hinter Nechanitz befinden sich die Höhen von Prim und Problus, mehr noch erhebt sich eine halbe Meile von Sadowa die Höhe von Chlum, in deren Nähe ein langgestreckter Hügelrücken bei Lipa kahl nach der Bistritz sich absenkt und deren Übergänge vollständig beherrscht. Von dem höchsten Punkte der terrassenförmig sich erhebenden Anhöhen, bei Chlum, leitete Benedek, umgeben von seinem Generalstabe, die Schlacht. Es war verzeihlich, wenn er seine Stellung für uneinnehmbar hielt. Kaum weniger als 600 durch Erdaufwürfe gedeckte Geschütze, auf einigen Stellen in drei Reihen übereinander stehend, richteten ihre Schlünde in den Thalgrund. Durch Schälungen an den Bäumen und durch Zeichen an den

Häusern auf den Abhängen und in der Tiefe waren, um ein sicheres Schießen zu ermöglichen, die Entfernungen markiert, durch die Gehölze Schußlinien geschlagen, die für die Anrückenden Todespfade werden sollten; auf den verschiedensten Stellen erhoben sich starke Verhaue und Schutzwehren aller Art. Natur und Kunst hatten somit ein Festungswerk seltenster Art hergestellt. Hier erwarteten 240 000 Mann, die Sachsen mit eingerechnet, den Feind.

Unfreundlich brach der Morgen des 3. Juli an; unaufhörlich rieselte kalter Regen nieder, den lehmigen Boden aufweichend. Prinz Friedrich Karl hatte sich schon früh 2 Uhr in Bewegung gesetzt; da spät in der Nacht der Befehl zum Aufbruch ausgegeben worden war, mußte der größte Teil der Truppen mit leerem Magen ausmarschieren.

Um 7 Uhr stand Friedrich Karl mit seiner Streitmacht im Angesichte des unterhalb Chlum liegenden Dorfes Sadowa. Er zunächst hatte den Hauptkampf auf sich zu nehmen. — Die bedeutend schwächere Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld, die den linken Flügel angreifen sollte, erreichte gegen 8 Uhr das Schlachtfeld. Um welche Zeit der Kronprinz eintreffen würde, ließ sich nicht voraussehen; jedenfalls war sein Erscheinen auf dem Schlachtfelde vor der Mittagszeit nicht zu erwarten, da er etwa 6—7 Stunden vom Schlachtfelde entfernt stand, als er den Befehl empfing.

Um 8 Uhr traf der König, der den vier Meilen langen Weg von Gitschin im Wagen in drittehalb Stunden zurückgelegt hatte, auf dem Schlachtfelde ein, auf welchem bereits die Kanonen donnerten und das Gewehrfeuer knatterte. Der Monarch bestieg alsbald sein Pferd und übernahm den Oberbefehl. Als er sich mit seinem Gefolge, in dem sich der Herzog Ernst von Sachsen-Koburg, Roon, Moltke, Bismarck und andre hohe Persönlichkeiten befanden, bei Dub vor Sadowa den Truppen zeigte, begrüßte ihn vieltausendstimmiger Hurraruf. Von Dub aus begab er sich nach einer etwa tausend Schritte östlich gelegenen Anhöhe, um von hier aus die Schlacht zu leiten.

Nach 8 Uhr griff Herwarth auf seinem Flügel die Sachsen bei Nechanitz an. Da der Kampf im Zentrum hin und her schwankte und nur mit ungeheuren Verlusten fortgeführt werden konnte, befahl der König, ihn einstweilen zunächst durch Artillerie zu unterhalten, während Herwarth, die Bistritz ebenfalls überschreitend, die feindliche Stellung von der Seite fassen sollte. Hin und her wog das heiße Ringen. Der Mittag naht heran — immer noch schwankt die Wage der Entscheidung.

Die Division Fransecky ist's, deren Standhaftigkeit die höchste Feuerprobe auszuhalten hat. Sie hat schon vor 10 Uhr morgens die Bistritz überschritten, bald nachher Benatek zusammengeschossen und ein entsetzliches Handgemenge mit einem erbitterten Feind zu bestehen.

Nachdem Fransecky sich Benateks bemächtigt, will er auch den vor ihm liegenden waldumkränzten Hügel bei Maslowics gewinnen. Aus dem Walde von Sadowa speien die Kanonen Tod und Verderben auf die Anrückenden; dennoch gelingt es ihnen nach Stunden blutigen Ringens, sich der Waldungen und unteren Weiler zu bemächtigen. Nun aber hatten die Preußen eine breite, sich sanft erhebende Fläche vor sich, auf der jedes weitere Vorrücken sie in ein von Minute zu Minute sich verstärkendes Kreuzfeuer führte. Wiewohl mehrfach von der Übermacht zurückgedrängt, führt Fransecky unbeugsam seine Getreuen immer von neuem wieder vor; endlich ertönt der Mahn- und Bittruf aus seinem Munde: „Halt! nicht weiter zurückgehen! Hier müssen wir bleiben und sterben!" Tot oder kampfunfähig sind von seiner Heldenschar bereits 84 Offiziere und über 2000 Mann.

Fort und fort richten sich von der Höhe, auf der sich der König mit seinem Generalstabe befindet, alle Fernrohre nach der Seite, wo Friedrich Karl den Verzweiflungskampf seiner Armee im Zentrum leitet, sowie nach jener Richtung, von welcher die ersehnte Hilfe kommen soll. Nach letzter Seite zu verhindert der tiefhängende Nebel die Fernsicht.

Mittag war vorüber — wo blieb der Kronprinz? — Bange Augenblicke für den König und seine Umgebung. Die Schlacht stand entschieden bedenklich. Prinz Friedrich Karl hatte bereits den schweren Entschluß fassen müssen, seine letzten Reserven, die beiden brandenburgischen Divisionen, in das Gefecht zu ziehen — da wurde in des Königs Nähe die Meinung ausgesprochen, es sei doch wohl ratsam, die Infanterie hinter die Bistritz zurückgehen zu lassen.

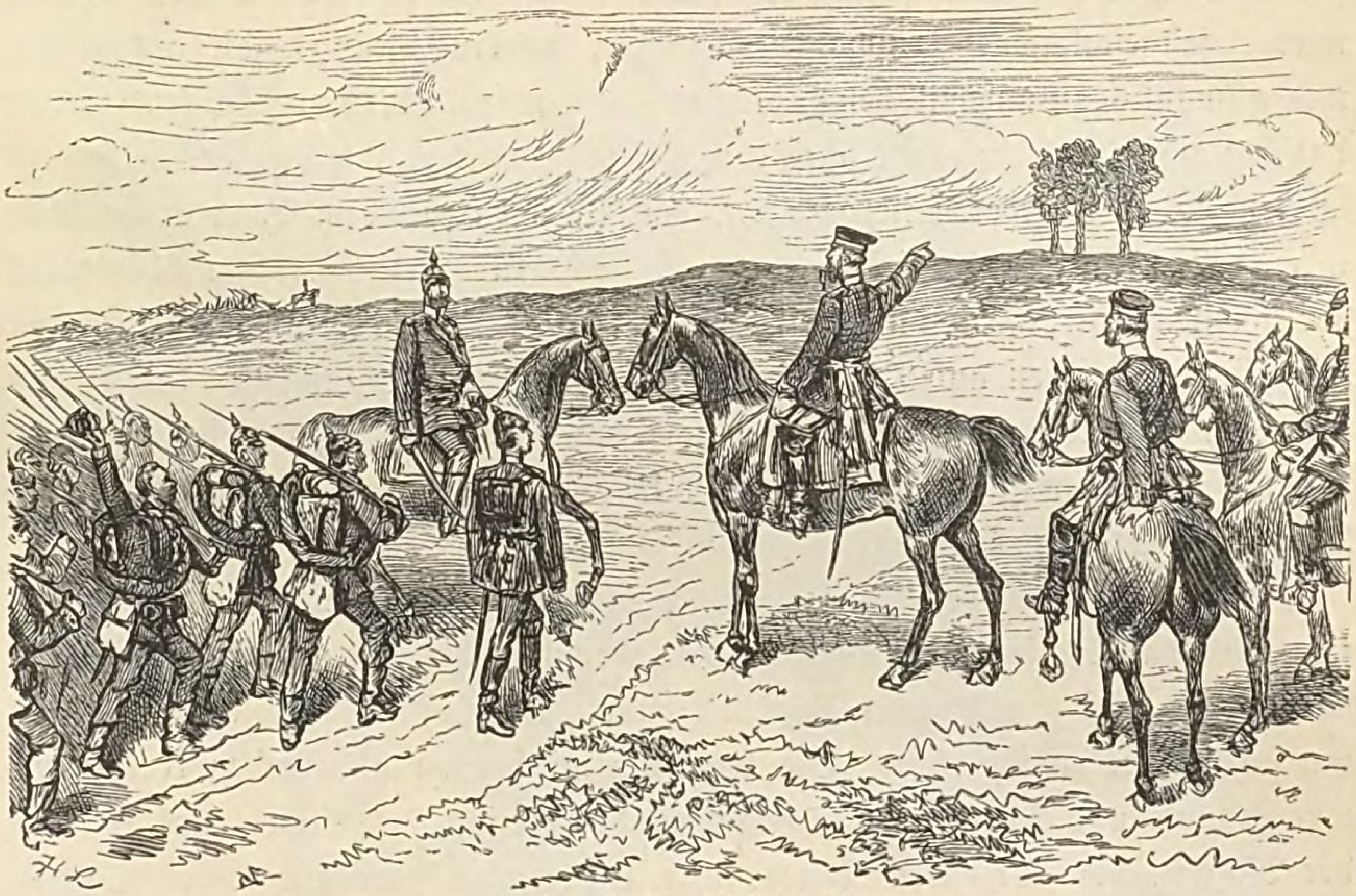
„Was aber dann?" fragte der königliche Feldherr, und Voigts-Rhetz sprengte nach dem linken Flügel, um sich von dem Stande des Gefechts zu unterrichten. Der König schaute besorgt umher, ohne darauf zu achten, daß schon mehrmals Granaten in seiner Nähe eingeschlagen hatten. — Plötzlich wird der Ruf vernommen: „Der Kronprinz kommt!" Gleich darauf heißt es: „Seht dorthin — Er ist wirklich da!" —

Und in der That, man sieht weißliche Rauchwölkchen in der Ferne aufsteigen — ein Zeichen dafür, daß Kanonen gelöst werden. Eine dunkle Masse wird bemerkbar — sie wächst, sie kommt näher! — Es währt nicht lange, so wird das feindliche Geschützfeuer in der Front schwächer, die oberen Batterien fangen an in andrer Richtung zu donnern — die Gefahr ist vorüber. Erzählt ward später, General von Moltke habe diesen Augenblick für einen so entscheidenden gehalten, daß er zu seinem König gesagt habe: „Majestät, jetzt ist die Schlacht gewonnen!" — Im entscheidendsten Momente, als es schien, Fransecky werde erliegen müssen, schwenkte Kavallerie um Maslowics — es waren Reiter der schlesischen Armee; sie verkündeten die langersehnte Rettung.

Bald ließen auch die feindlichen Brigaden des II. Korps ab, Fransecky zu bedrängen; mehrere Batterien fuhren gegen Nordost gerichtet auf.

Alle fürsorglichen Anordnungen Benedeks konnten nun nicht mehr eine Wendung zum Besseren für Österreichs Waffen herbeiführen.

Der Thronerbe Preußens hatte sich in einer Lage befunden, die lebhaft an Blüchers Marsch nach der Schlacht von Ligny erinnert. Wie damals, so war's auch hier: unaufhörliche Regengüsse, grundlose Wege — um die erwartete Hilfe zu bringen, Aufbietung aller Kräfte. Bewunderungswürdige Truppen! Fast bei allen Hauptentscheidungen fügte es sich, daß unsre braven Soldaten unmittelbar nach den gewaltigsten Marschanstrengungen ins Feuer mußten.



Die drei Linden bei Königgrätz.

Im Angesichte des Feindes aber war alle Ermattung vergessen; sie kämpften und siegten!

Als Benedeck kurz vor 3 Uhr sich nicht mehr verhehlen konnte, daß er durch die II. Armee umgangen sei, zog er ohne Verzug alle seine Reserven in die Schlachtlinie und ließ den größten Teil derselben gegen die Gardedivision vorrücken, welche, nun fast umringt, eine Zeitlang in Gefahr stand, erdrückt zu werden.

Doch es kamen den Bedrängten vier Batterien zu Hilfe, deren mörderisches Feuer in den feindlichen Massen große Verheerung anrichtete und die Möglichkeit gewährte, den durch den ersten nachdrücklichen Angriff der Garderegimenter errungenen Vorteil festzuhalten und danach auszubeuten.

Das sich auf seiten der Österreicher schnell verbreitende Gerücht, der Feind befinde sich auf allen Seiten im Vorteile, verursachte natürlich einen erschütternden Eindruck; doch hielt sich die kaiserliche Armee noch wacker.

Um 2 Uhr erteilt der Monarch Befehl zum allgemeinen Vorrücken.

Der König selbst begibt sich an die Spitze der Reservekavallerie. Den Kessel am Fuße der Höhen von Lipa, Chlum und Wschestar sowie die Niederungen von Prim und Problus durchwogen unübersehbare hinabgedrängte Scharen; das feindliche Heer bietet einen Anblick grauenhafter Verwirrung. Tausende jagen dahin, in der Hoffnung, die Schutz versprechenden Wälle von Königgrätz zu erreichen. Offiziere sprengen unter sie, um die Flüchtlinge zu sammeln; hier und dort gelingt es ihnen. Man sieht aus dem wilden Gewirr wieder festgeschlossene Trupps hervortreten, andern Trupps sich anschließen und allmählich zu ansehnlichen Heerhaufen anwachsen. Mehrere Tausend Reiter haben längst voll Ungeduld auf den Befehl gewartet, sich auf den Feind zu werfen; aber Benedek hatte gezögert, das Wort zu sprechen, denn er bedurfte ihrer zur Deckung des Rückzugs — vielleicht zur Rettung. Im Augenblick der höchsten Not ergeht nun an sie der Ruf: „Vorwärts!“ Und dahin sprengen Kürassiere, Husaren und Ulanen, um die völlige Vernichtung der kaiserlichen Armee abzuwenden. Der Boden erzittert unter dem Hufschlag dieser Tausende von Rossen. Der Zusammenstoß erfolgt. Kaum daß ein Schuß fällt, nur Lanze und Stahl arbeiten.

Hoch über dem Gewühl flattern die Standarten Österreichs und Preußens, fast wird das Waffengetöse übertönt vom Kampfgeschrei der entfesselten Massen. Achttausend Reiter ringen in dichtem Knäuel. Bald öffnet sich dieser, doch nur um sich wieder zu schließen. Die bunt sich mischenden glänzenden Uniformen von Freund und Feind, das Schnauben der Rosse, das Blitzen und Klirren der Waffen, die stürzenden Reiter, ihre bäumenden oder mit leeren Sätteln durch das Gedränge ins Freie ausbrechenden Pferde — alles dies bildet ein ebenso schreckliches wie fesselndes Schauspiel. Endlich mußte die österreichische Reiterei die Walstatt räumen. Sie reitet zum Teil ihre eigne Infanterie nieder und gibt der Auflösung aller Ordnung ein noch wilderes Gepräge.

Der König hatte seit achtundvierzig Stunden nur zwei Stunden geruht. Nach diesem kurzen Schlummer hatte er einen mehrere Meilen langen Weg zu Wagen zurückgelegt, und nun saß er, der angehende Siebziger, seit vierzehn Stunden im Sattel; er hatte seit frühmorgens nichts genossen, und es that ihm wohl, daß er von einem Reitknecht ein Stück Soldatenbrot empfing.

Wie erwähnt, war der König schon mehrmals dem Granatenfeuer ausgesetzt gewesen. Am Nachmittage geriet er in Gefahr, von den fliehenden Österreichern mit fortgerissen zu werden. Ein Knäuel von zehn Kürassieren

und fünfzehn Pferden überwälzte sich blutend in der Nähe des Königs. Aber der Monarch, sich gehoben fühlend durch das tapfere Verhalten seines Heeres, mißachtete jede Gefahr. „Und so gerieten wir wirklich wieder ins Feuer hinein", erzählt Bismarck, welcher sich nicht mehr enthalten konnte, seinen königlichen Herrn auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam zu machen.



König Wilhelm und Graf Bismarck bei Königgrätz.

König Wilhelm erwiderte: „Wo soll ich denn aber als Kriegsherr hinreiten, wenn meine Armee im Feuer steht?" — Bismarck schwieg. Als aber bald darauf mehrere Granaten in unmittelbarer Nähe des Königs einschlugen, sprach Bismarck mit bewegter Stimme: „Als Major habe ich Euer Majestät auf dem Schlachtfelde keinen Rat zu erteilen; als Ministerpräsident, von welchem das

preußische Volk seinen König fordern wird, bin ich aber verpflichtet, Euer Majestät zu bitten, Sich nicht auf diese Weise ernster Gefahr auszusetzen." Der König nickte freundlich und setzte sein Pferd in langsamen Trab, um nach einem andern Punkte zu reiten. Dieses Tempo erschien jedoch Bismarck nicht rasch genug. Da hob er plötzlich den Fuß aus dem Steigbügel und gab mit dem Absatze seines schweren Reiterstiefels dem königlichen Rosse einen empfindlichen Stoß auf die Kruppe. Das Pferd machte einen Satz und schlug ein lebhafteres Tempo ein; der König stutzte, mochte aber die wohlmeinende Absicht erraten und ritt nun nach einem andern Punkte, um seine vorrückenden Truppen zu begrüßen.

Jetzt gebot die Menschlichkeit dem Werke der Vernichtung Halt. Der König untersagte einzelnen Batterien, auf die wirren Menschenmassen zu feuern. Die Kavallerie, die vor Begierde brannte, den Sieg zu verfolgen, wurde zurückgehalten.

Über den Schluß des Tages schreibt der König seiner Gemahlin: „In welcher Aufregung ich war, kannst Du Dir denken! und zwar der gemischtesten Art! Freude und Wehmut! Endlich begegnete ich noch spät 8 Uhr Fritz mit seinem Stabe. Welch ein Moment nach allem Erlebten und am Abend dieses Tages! Ich übergab ihm selbst den Orden pour le mérite; ihm stürzten die Thränen herab, denn er hatte mein Telegramm mit der Verleihung nicht erhalten. Also völlige Überraschung!" —

Am 3. Juli 1866 war eine der größten und entscheidendsten Schlachten geschlagen worden. Eine halbe Million Krieger hatten gegeneinander gekämpft, der Donner von 1500 Geschützen hatte den Erdboden weithin erzittern gemacht.

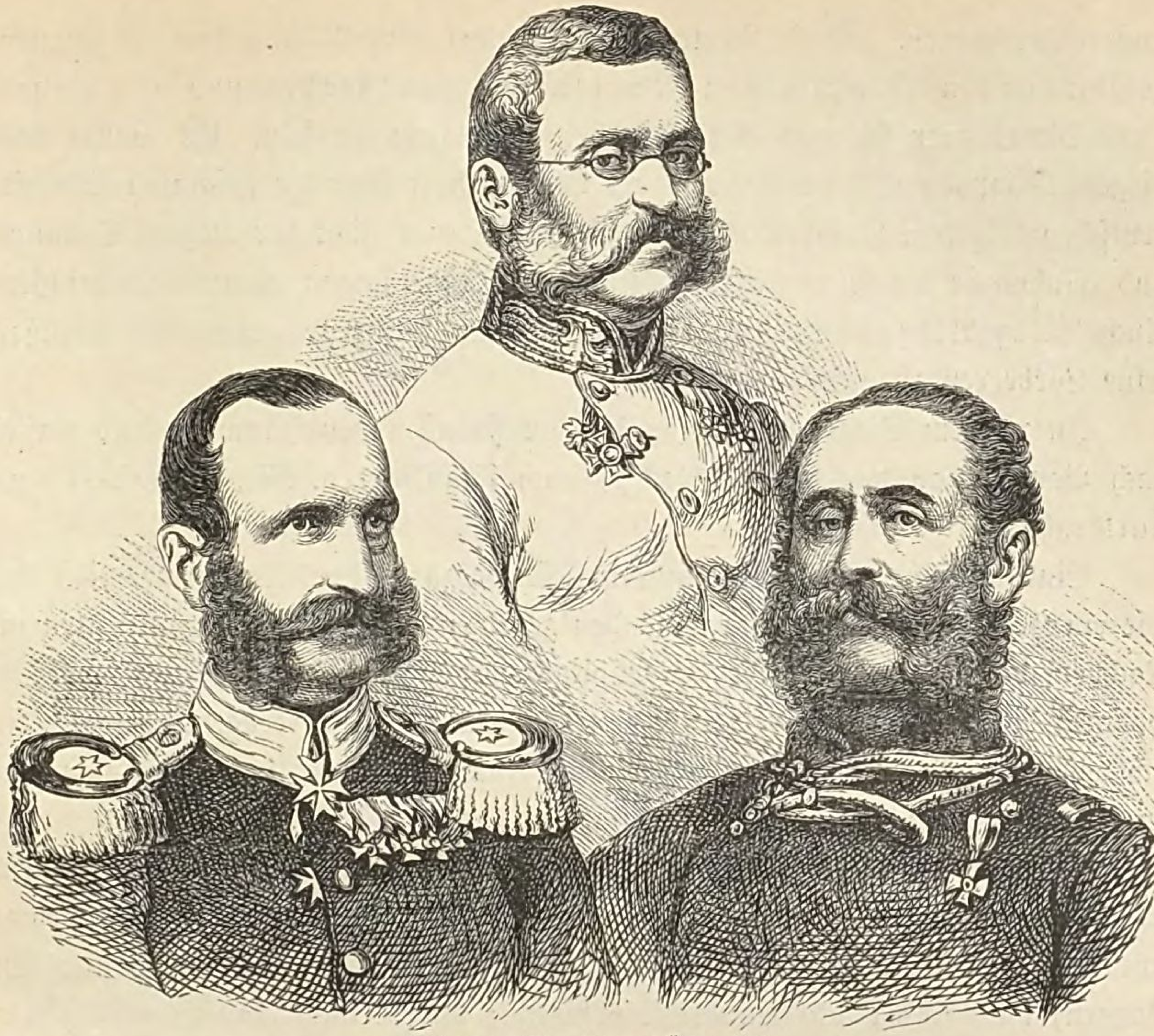
Der Verlust der Preußen betrug 359 Offiziere und 8794 Mann, darunter 1840 Tote. Die Österreicher verloren 44200 Mann, darunter 4860 Tote und 19800 Gefangene, weiterhin 174 Kanonen.

Als der König gefragt wurde, nach welchem der nächsten Orte die Schlacht benannt werden sollte, nannte er „Königgrätz". Da vernahm man aus dem Kreise der Offiziere die Worte: „Dem König gerät's!" — Im Auslande wird die Schlacht zumeist nach dem Dorfe Sadowa benannt.

Am Morgen des andern Tages schon gelangte die Botschaft von dem herrlichen Siege nach Berlin, und bald donnerten die Kanonen „Viktoria!"

Bei dem Könige wie bei dem Grafen Bismarck stand es fest, daß die Auseinandersetzung mit Österreich vollständig und gründlich erfolgen solle, und so wurde denn unmittelbar nach der Schlacht von Königgrätz der Marsch auf Wien angetreten.

Sehen wir zunächst zu, was seit der Schlacht von Langensalza und über den 3. Juli hinaus auf dem westlichen Kriegsschauplatze sich ereignete.



Erzherzog Albrecht von Österreich.
Prinz Alexander von Hessen. Feldmarschallleutnant von Gablenz.

Der Feldzug der Mainarmee.

Wir wissen, daß nur der schwächere Teil der Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands sich Preußen, der bei weitem stärkere Teil dagegen sich Österreich angeschlossen hatte.

Wie schon bemerkt, waren die Bayern im Norden ihres Landes zusammengezogen worden, um den König von Hannover, von dem sie gemeint hatten, daß er sich durchschlagen werde, aufzunehmen. Die bayrische Armee war um diese Zeit 43 000 Mann stark, die Zahl ihrer Geschütze betrug 152.

Die bei Frankfurt stehende Bundesarmee war mindestens ebenso stark, die Zahl ihrer Geschütze betrug 132. Prinz Alexander von Hessen befehligte sie. Beiden Armeen (zusammen über 80 000 Mann mit 284 Geschützen) konnten preußischerseits anfänglich nur 48 000, dann 51 000 Mann mit 96 Geschützen entgegengestellt werden, die der Führung des Generals Vogel von Falckenstein

anvertraut waren. Diese Armee (Mainarmee) bestand aus drei Divisionen, geführt von den Generalen von Manteuffel, von Goeben und von Beyer.

Die Gegner schienen mit Blindheit geschlagen zu sein. Es wollte dort nirgends klappen und passen, und der Oberfeldherr über die gesamten südwestdeutschen Armeen, Prinz Karl von Bayern, war nicht der Mann, Ordnung und Einheit in die so ungleichen Teile eines ungefügigen Ganzen zu bringen. Auch Prinz Alexander von Hessen hat im Feldzuge gegen die Preußen keine Lorbeeren zu ernten vermocht.

In raschem Siegesfluge gelangten die Preußen von Hannover und Kassel nach Bayern, an den Main, Neckar, nach Frankfurt a. M., Darmstadt und Karlsruhe.

Eine ausführliche Schilderung des Siegeszuges der Mainarmee liest sich wie ein Heldengedicht; was im folgenden gegeben wird, ist nur ein Schattenriß. Nachdem die hannöversche Armee genötigt worden war, die Waffen zu strecken, wodurch die preußische Streitmacht sich den Rücken gesichert hatte, bewegte sie sich von Eisenach aus in der Richtung auf Fulda. Fast täglich fanden von nun an kleine Gefechte und Scharmützel statt.

Nachdem das bayrische Hauptkorps am 4. Juli bei Dermbach, zwischen Eisenach und Fulda, zur Seite gedrängt worden war, zog die Mainarmee zwischen den beiden feindlichen Korps (dem VIII. Bundesarmeekorps und den Bayern) nach Fulda und wandte sich hierauf am 9. nach Unterfranken. Am 10. erzwang die Avantgarde des Manteuffelschen Korps unter General von Goeben die Übergänge über die Fränkische Saale und schlug die Bayern, welche hinter dem Flusse Stellung genommen hatten, an mehreren Punkten: bei Waldaschaff, bei Friedrichshall, bei Kissingen und bei Hammelburg. Die Bayern zogen sich am 11. auf das linke Mainufer in der Richtung auf Schweinfurt zurück. General von Goeben wandte sich auf der den Spessart durchschneidenden Linie Gemünden-Aschaffenburg westwärts gegen das Armeekorps des Prinzen Alexander von Hessen. Nachdem die Brigade Wrangel (von der Division Goeben) am 13. abends die darmstädtische Division bei Laufach-Frohnhofen zurückgeworfen hatte, erfolgte am 14. das siegreiche Treffen bei Aschaffenburg gegen die Österreicher des Generals Neipperg. Aschaffenburg ward von den Preußen erstürmt, und die Bundestruppen, auch hier zurückgedrängt, mußten nun Frankfurt und Hanau aufgeben. Dem Prinzen Alexander blieb nichts übrig, als den Weg durch den Odenwald einzuschlagen, um weiter südlich die Vereinigung mit den Bayern zu versuchen.

Schon am 16. zog General Vogel von Falckenstein mit der Brigade Wrangel in Frankfurt ein. Er verscheuchte die Bundestagsgesandten. Es zeigten im Laufe des Juli und August noch in Frankfurt ihren Austritt aus dem Bunde

an: am 21. Juni Oldenburg und Lippe-Detmold, am 23. Sachsen-Altenburg, am 25. Anhalt, Schwarzburg-Sondershausen und Waldeck, am 2. Juli Sachsen-Koburg-Gotha, Reuß jüngere Linie und Mecklenburg. In Augsburg gingen weiterhin Austrittserklärungen ein: am 26. von Sachsen-Meiningen, von Baden am 2. August, und am 24. August erreichte ebendaselbst der Bundestag ein schmerzloses Ende.

Nach diesen Erfolgen der preußischen Waffen geriet das Großherzogtum Hessen nebst Frankfurt und Bieberich in die Gewalt der Sieger. Mainz, wohin sich die Kurhessen zurückgezogen, wurde preußischerseits nur beobachtet.

Kleinere badische Truppenteile waren in unbedeutendem Gefechte bei Hundheim, die Württemberger und ein Teil der Badenser bei Tauberbischofsheim, Hochhausen und Werbach (24. Juli) geschlagen worden, so daß nunmehr alle Teile des VIII. Korps in Einzelgefechten nach und nach die überlegene Kampfesweise der Preußen kennen gelernt hatten.

General von Manteuffel, welcher inzwischen an Stelle des zum Generalgouverneur von Böhmen ernannten Vogel von Falckenstein getreten war, stand schon im Begriffe, die Bayern bei Schweinfurt von neuem anzugreifen, als ihn ein Telegramm aus dem königlichen Hauptquartier in Böhmen zum Vormarsch auf Frankfurt anwies. Prinz Karl von Bayern verließ infolgedessen sein verschanztes Lager bei Schweinfurt, um sich in der Nähe von Würzburg mit dem VIII. Bundeskorps des Prinzen Alexander von Hessen zu vereinigen. Dorthin war nun unterdessen die wesentlich verstärkte Mainarmee aufgebrochen und hatte die erwähnten Gefechte von Hundheim und Tauberbischofsheim geliefert. Am 25. Juli befand sie sich den vereinigten feindlichen Streitkräften gegenüber. Das Korps des Prinzen Alexander stand an diesem Tage in der Nähe von Gerchsheim. Obgleich es die Heeresstärke der Preußen um das Doppelte übertraf und den Vorteil einer sehr günstigen Stellung besaß, wagte der Prinz dennoch keinen Angriff, sondern zog am Abend gegen Würzburg ab. Dagegen leisteten die Bayern bei Helmstadt hartnäckigen Widerstand, ohne jedoch das Feld behaupten zu können.

Mißlich gestaltete sich die Lage für die Bayern, die ihre Verbündeten gebeten hatten, ihren Übergang über den Main so lange zu verschieben, bis auch sie die nötigen Vorbereitungen getroffen haben würden, ohne erhebliche Gefahr abziehen zu können. Prinz Alexander ließ zu solchem Zwecke durch seine Truppen den Nikolausberg besetzen und hier Verschanzungen aufwerfen. Würzburg, die freundliche Bischofsstadt am Main, breitet sich gerade dem Nikolausberg gegenüber aus; zwei Brücken verbinden die beiden Ufer. Ganz nahe an dem erwähnten Berge liegt die Würzburger Citadelle „Marienburg", ein mit gewaltigen Geschützen ausgerüsteter, burgartiger Bau.

Hier oben nun hatte Prinz Alexander mit seinen Truppen Stellung genommen, um die Preußen zu verhindern, über die eingezwängten Bayern herzufallen. Aber die letzteren säumten und versäumten schließlich die rechte Stunde. Daher beschloß Prinz Alexander, die vorhandenen Brücken sowie eine Furt unterhalb der Stadt selbst zu benutzen, um sein ganzes Armeekorps auf das rechte Mainufer zu schaffen. Dies geschah.

Dieser Abzug der Waffenbrüder vom VIII. Armeekorps konnte übrigens die Lage der Bayern kaum noch verschlimmern. Als dem Prinzen Karl am Morgen des 26. Juli die Meldung zuging, daß die Wagen und Geschütze des VIII. Armeekorps die Engwege und Thore bei Würzburg versperrten, hatte er bereits jede Hoffnung aufgegeben, seinerseits den Mainübergang bei Würzburg bewerkstelligen zu können.

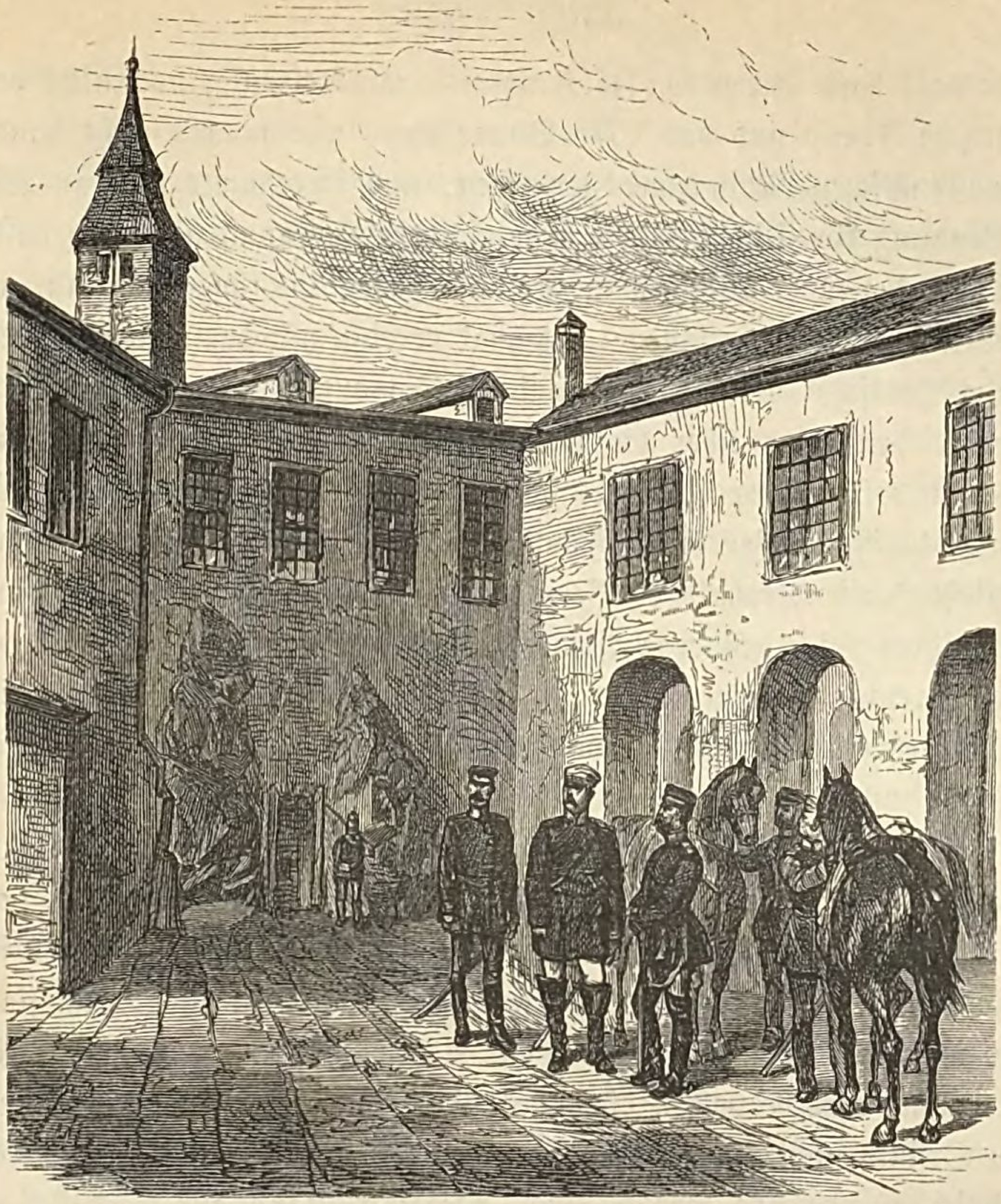
Preußischerseits beschloß man, die bei Roßbrunn vereinigten Bayern ungesäumt anzugreifen. Hier kam es nun zu einem außerordentlich hartnäckigen und blutigen Kämpfe. Die einzelnen Höhen mußten von den Preußen unter großen Opfern erstürmt werden. Erst nach sechsstündigem Widerstande räumten die Bayern ihre Stellung, um sich auf einem weiter zurückliegenden Höhenzuge nochmals dem Feinde entgegenzustellen.

Bei den Hettstädter Höfen, nordöstlich von Roßbrunn, fand am 26. Juli der damals viel besprochene Zusammenstoß der beiderseitigen Reiterei statt. Acht Schwadronen preußische Husaren und Dragoner rückten gegen den Feind vor. Da, als eben dem Boden entwachsen, taucht plötzlich die ganze bayrische Reservereiterei, zwei Kürassierregimenter und ein Regiment Chevauxlegers, gefolgt von Ulanen, auf und sprengt gegen die wenigen Schwadronen ein, die einer solchen Übermacht nicht zu widerstehen vermochten. Aber es blieb der Zwischenfall ohne Erfolg für die Bayern, sie mußten ihren Rückzug fortsetzen, nur daß sie das linke Mainufer ohne Verlust an Geschütz und Troß erreichten.

Der Oberbefehlshaber der preußischen Mainarmee griff nun das befestigte Würzburg an. Die Preußen wurden namentlich heftig von den Batterien des Nikolausberges und der Marienburg beschossen. Doch aller Widerstand war vergebens: Würzburg wurde am 2. August den Preußen überliefert.

Unterdessen war von Sachsen aus der Herzog von Mecklenburg-Schwerin mit dem II. Reservekorps über Baireuth bis Nürnberg in das Herz von Bayern vorgedrungen. Da brachte ein bayrischer Parlamentär die freudige Botschaft nach Würzburg, daß zwischen Preußen und Bayern eine Waffenruhe verabredet worden sei. Die Kriegsfackel war dem Erlöschen nahe.

Wir kehren auf die östlichen Schlachtfelder zurück, um nachzuholen, was im weiteren Verlauf des Juli dort geschah.



Im Hauptquartier zu Nikolsburg.

Friedensschluß.

Eine Woche (vom 26. Juni bis 3. Juli) hatte genügt, die Kriegsmacht Österreichs über den Haufen zu werfen. Die Trümmer der Nordarmee befanden sich auf der Flucht, die Preußen hinterher. — Es galt nun, der österreichischen Regierung die Erklärung abzunötigen, Deutschland fernerhin nicht mehr an seiner Neugestaltung zu hindern und dies durch Austritt aus dem Verband der deutschen Staaten auszusprechen. Jedermann war auf die nächsten Kundgebungen der österreichischen Regierung gespannt. — In Wien hatte die Kunde von dem Verluste der Schlacht bei Königgrätz einen betäubenden Eindruck hervorgerufen. Aber schon am nächsten Tage waren neue Truggebilde in den Häuptern der Berater des kaiserlichen Hofes aufgestiegen. Man erklügelte, daß bei schlauem Verhalten Österreich im Nu wieder emporkommen könne.

Damals hatte Vogel von Falckenstein seinen Adlerflug noch nicht vollführt, die bayrische Armee und das VIII. Bundeskorps waren noch nicht handgemein mit der preußischen Mainarmee geworden, und so träumte man zu Wien von einer Wendung der Dinge, indem man sich der Hoffnung hingab, jene Armeen könnten Wunder über Wunder im Kampfe gegen die ihnen an Zahl nicht gewachsene Mainarmee verrichten — zumal vereint mit dem mißgünstigen alten Erbfeinde Deutschlands. In dem mit Italien entbrannten Kampfe hatten die Österreicher den Sieg über die italienische Streitmacht davongetragen. Nun man es mit vollen Ehren konnte, sollte das im geheimen bereits beschlossene Abkommen bezüglich Venetiens öffentlich bekannt gemacht werden. Man sagte sich: schließt Italien, sobald es Venetiens sicher ist, Frieden, dann könne man die durch ihren Sieg gehobene Armee des Erzherzogs Albrecht sofort den vorrückenden Preußen entgegenwerfen. — Ein unzweifelhaft glänzendes Ergebnis dürfe aber erwartet werden, wenn Napoleon Österreich den versprochenen Beistand leiste und Preußen am Rheine unübersehbare Verlegenheiten bereite. Jenem müsse aller Grund zu Ausflüchten genommen werden, und das lasse sich erreichen, wenn man ihm Venetien — abtrete. — Selbstverständlich könne er es nicht behalten, er müsse es Italien überlassen. Wie würde er sich und wie würden mit ihm die Franzosen sich geschmeichelt fühlen, wenn sie sich in die Lage gebracht sähen, das Gebiet der Adria den Italienern schenken zu können! Dann brauchte auch Napoleon ob seines Wortbruchs Racheakte der Gesinnungsgenossen Orsinis nicht mehr zu fürchten! Deshalb sei es nötig, daß Napoleon unverzüglich angegangen werde, einen Waffenstillstand auf mindestens einige Wochen, wenn möglich auf einige Monate mit Preußen zu vermitteln. Einen solchen Wunsch würde er — zumal nach dem wirklich vor sich gegangenen Schenkungsakte — nicht zurückweisen können. Liege doch auch die Gewißheit vor, daß die Franzosen den Preußen ihre Siege nicht gönnten.

Über die sich zu jener Zeit in den Tuilerien geltend machenden Einflüsse und Gegenströmungen erfahren wir Verbürgtes aus den Mitteilungen des Marschalls Randon. „Die Schlacht von Sadowa", berichtet er, „war von den Preußen am 3. Juli nachmittags gewonnen worden. Schon am 5. begab sich der Minister des Äußern, Herr Drouyn de l'Huys, zum Kaiser und verlangte dringend, daß die Kammern sofort einberufen würden, um die nötigen Mittel für die Mobilmachung der Armee, mit welcher man dem besiegten Österreich zu Hilfe kommen müsse, zu verlangen. Der Kaiser erklärte sich damit einverstanden. Nun ward im Ministerrat beschlossen, die Kammern sofort einzuberufen. Allein am 6. erschien ein solches Dekret nicht. Noch am Abend des 5. hatten Prinz Napoleon und die Herren Rouher und von Lavalette alles aufgeboten, den Kaiser dahin umzustimmen, daß er von der Einberufung der

Kammern absähe. Als der Marschall davon vernahm, rief er: „Wir sind es, die bei Sadowa geschlagen worden sind!"

Inzwischen war der Beschluß der österreichischen Regierung, Venetien an Frankreich abzutreten, wie eine Bombe in die Tuilerien hineingeplatzt, und damit war eine völlig neue Situation geschaffen worden. Das amtliche Regierungsblatt in Paris brachte schon am 5. Juli folgende pomphafte Ankündigung: „Ein wichtiges Ereignis ist eingetreten. Nachdem der Kaiser von Österreich die Ehre seiner Waffen in Italien gewahrt hat, tritt er Venetien dem Kaiser der Franzosen ab und nimmt dessen Vermittelung an, um den Frieden unter den Kriegführenden herzustellen. Der Kaiser beeilte sich, diesem Anrufe zu entsprechen, und wendete sich an die Könige von Preußen und Italien, um einen Waffenstillstand zu vermitteln." Aber bald trat wieder Unsicherheit und Schwanken in Paris ein.

Zu derselben Zeit, als die Mainarmee in ununterbrochener Folge ihre Siege im Westen erfocht, setzte die böhmische Armee ihren Siegesmarsch gegen die österreichische Hauptstadt fort. In Paris las man Tag für Tag Telegramme von den Kriegsschauplätzen, die durchaus nicht behagten, vielmehr, weil sie die französische Eitelkeit in hohem Grade verletzten, ganz Frankreich in Erregung brachten. Lorbeerreiser sind ja nur — für die Franzosen da!

Die I. Armee unter dem Könige und dem Prinzen Friedrich Karl zog auf Brünn. Am 6. Juli befand sich das königliche Hauptquartier in Pardubitz und am 13. erfolgte der Einzug des Monarchen in Brünn. Die II. Armee, geführt vom Kronprinzen, bewegte sich weiter in der Richtung auf Olmütz, die Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld rückte über Znaim auf dem geradesten Wege gegen Wien vor. — Die I. Armee fand bei Saar und bei Tischnowitz am 10. und 11. Juli nur geringen Widerstand, die II. Armee schlug am 15. Juni den Feind bei Tobitschau und nahm ihm 18 Kanonen ab. Am 16. Juli ward vom Prinzen Friedrich Karl Lundenburg besetzt, worauf derselbe den Marchfluß überschritt; der Kronprinz besetzte am 17. Prerau. Andre preußische Truppenteile gingen über die March bei Holitz (Ungarn). Das Hauptquartier des Königs ward am 18. nach Nikolsburg, zwölf Meilen von Wien, verlegt.

Dreizehn Tage hatten genügt, in das Herz Österreichs einzudringen. Die preußische Vorhut stand bereits drei Meilen von Wien, vom Stephansturme konnte man am Tage die preußischen Bajonette blitzen, zur Nachtzeit die Lagerfeuer leuchten sehen. In Wien herrschten Verwirrung und Schrecken, als am 19. Juli 240000 Preußen in weitem Umkreise die Kaiserstadt bedrohten. Die Bank flüchtete ihre Kassen nach Komorn, in den Ministerien wurden die Akten zusammengepackt, um sie nach Pest zu retten. Die Presse hatte ihre Tonart

gänzlich verändert, sie verlangte Frieden um jeden Preis. Darüber herrschte kein Zweifel, daß für die Preußen, zumal sie Brückentrains mit sich führten, auch die Donau, so angeschwollen der Strom zu jener Zeit auch war, ein Hindernis des Weiterrückens nicht sein würde.

Napoleon, ebenso sehr enttäuscht wie im Unsicheren über die nun einzuschlagende Politik, sah sich von Wien aus in betreff der mittels Vertrag gemachten Zusagen täglich bestürmt. Mit der Miene eines verdrießlichen Mannes verstieg er sich damals zu der Äußerung, es verlohne sich kaum noch, mit einem Leichnam sich zu verbinden." — Das Verhalten ihres unzuverlässigen Verbündeten in den Tuilerien veranlaßte die österreichische Regierung, sich mit dem Gedanken an ein Vertragen mit dem Sieger und an eine Annahme seiner Bedingungen vertraut zu machen. Mit jedem Tage schwanden mehr und mehr die auf ein Eintreten Frankreichs in den Kampf gebauten Hoffnungen; ebenso erwiesen sich die erwarteten großen Thaten der alliierten Armeen in Süddeutschland gegenüber der Mainarmee als eitle Täuschung.

Trotz aller Verstimmung in den Hofkreisen war aber in Paris illuminiert und wie nach einem erfochtenen Siege gejubelt worden, als die Nachricht von der Abtretung Venetiens an Napoleon feststand. Napoleon schlug jetzt Preußen und Italien den Abschluß eines Waffenstillstandes vor. Im Grunde widerstrebte dem König Wilhelm die Einmischung Napoleons; aber in dem Augenblicke, wo er die Früchte langjähriger Aussaat einernten wollte, durfte er es mit dem falschen Manne an der Seine nicht gänzlich verderben. Er schrieb ihm, daß er im Prinzipe mit dessen Vermittelung einverstanden sei, sich jedoch zuvor mit Österreich über die eigentlichen Grundlagen zu einem baldigen Friedensschlusse geeinigt haben müsse. Obenan stand als Bedingung: Österreich scheidet aus dem Deutschen Bunde!

Den Einmarsch der Preußen in Wien wollte Napoleon um jeden Preis verhüten; daher erhielt sein Botschafter in Wien die Weisung, dem Kaiser Franz Joseph die Annahme jener harten Bedingung anzuraten; zugleich ward Graf Benedetti, der französische Gesandte in Berlin, in das preußische Hauptquartier gesandt, um hier den sofortigen Friedensschluß dringlichst zu befürworten.

Napoleon wollte Preußen die Verfügung über die Streitkräfte Norddeutschlands zugestehen, aber von einem größeren Gebietszuwachs als der Einverleibung der Nordmarken in den preußischen Staat nichts wissen; die Besitzergreifung von Schleswig-Holstein sollte an die Bedingung geknüpft sein, daß die nördlichen Distrikte Schleswigs Dänemark zu überlassen seien, falls eine Volksabstimmung die Wiedervereinigung mit letzterem verlange. König Wilhelm erklärte jedoch, „er werde lieber abdanken, als ohne bedeutenden Ländererwerb in sein Land zurückkehren." Graf Benedetti telegraphierte nach

Paris, König Wilhelm sei entschlossen, die französischen Vorschläge zu verwerfen, falls Österreich nicht von vornherein sein Einverstandensein damit ausspreche, daß Preußen zur Herstellung eines besseren Zusammenhangs seiner Provinzen gewisse Gebietserweiterungen erlange. Nun sah sich Napoleon veranlaßt, Österreich auch zur Annahme dieser Bedingung zu bestimmen.

Schon am 20. und 21. wurde über das Eintreten einer fünftägigen Waffenruhe verhandelt, und am Tage des für die Preußen siegreichen Gefechts von Blumenau, am 22. Juli, legten die Gegner ihre Waffen nieder.

In Anwesenheit des als Bevollmächtigten des Königs von Italien eingetroffenen Grafen Barral begannen im Hauptquartier des Königs die Verhandlungen über die Friedenspräliminarien.

Die wichtigste Bestimmung des Vertrags lautete: Österreich entsagt seiner staatlichen Verbindung mit Deutschland und gesteht der preußischen Regierung das Recht zu, nördlich von der Mainlinie auf den bezeichneten Grundlagen einen neuen Deutschen Bund zu schließen. — Bereits am 26. Juli folgte der Waffenstillstand und an demselben Tage der Abschluß des Präliminarfriedens.

In banger Erwartung der kommenden Dinge hatten die Mittelstaaten, noch während Österreich unterhandelte, durch Gesandte den König Wilhelm um Frieden gebeten. Der Friede von Prag am 23. August besiegelte endgültig die bisherigen Abmachungen. Schon in den nächstfolgenden Tagen kam es zum Waffenstillstand mit den süddeutschen Staaten; kurze Zeit darauf, am 13. August, mit Württemberg, am 17. mit Baden, am 22. mit Bayern, am 3. September mit Hessen, am 21. Oktober mit Sachsen zum definitiven Abschluß von Friedensverträgen. Über den Inhalt der letzteren und über die weiteren nächsten Ergebnisse der Siege Preußens sei in Kürze das Folgende gesagt: Kriegsentschädigungen hatten zu zahlen: Österreich 40 Millionen Thaler (die Hälfte wurde ihm für die Aufgabe seines „Mitbesitzrechtes" auf Schleswig-Holstein erlassen), Bayern 30 Millionen, Württemberg 8 Millionen, Baden 6 Millionen, Hessen-Darmstadt 3 Millionen Gulden. Sachsen zahlte 10 Millionen Thaler und trat dem Norddeutschen Bunde bei. — Die süddeutschen Staaten, denen „ihre internationale unabhängige Existenz" belassen bleiben sollte, erkannten nun klar, daß ihre eigne Sicherheit es erfordere, sich mit Preußen auf einen guten Fuß zu stellen.

Demgemäß gingen sie mit ihm Schutz- und Trutzbündnisse ein, die aber vorläufig noch geheim gehalten wurden. Wollte Preußen für die Zukunft sich vor einer gleich schwierigen und gefahrvollen Lage bewahren, wie die gewesen war, in der es sich zu Anfang des Krieges befunden hatte, so war es unabwendbar notwendig, einigen Staaten gegenüber von dem Eroberungsrechte Gebrauch zu machen und sie Preußen einzuverleiben. So kamen denn an Preußen:

Hannover, Schleswig-Holstein, Kurhessen, von Hessen-Darmstadt 20 Quadratmeilen, darunter Hessen-Homburg nebst Meisenheim, ferner Nassau, das Gebiet der Freien Stadt Frankfurt a. M., vom Königreich Bayern die Gebiete Gersfeld und Orb, das Bezirksamt Jersfeld, Landgericht Orb und die Parzelle Kaulsdorf. Preußen, welches vor dem Kriege ein Gebiet von 5086 Quadratmeilen mit 19300000 Einwohnern umfaßte, gewann damit 1308 Quadratmeilen mit 4285000 Seelen, seine Einwohnerzahl war dadurch auf beinahe 24 Millionen gestiegen.

Halten wir hier in der Vorführung des im Anschluß an die Schlacht bei Königgrätz Geschehenen ein Augenblick inne, um uns die Frage zu beantworten, von welchem Gesichtspunkte Bismarck ausging, als er auf seine Fahne die Auseinandersetzung mit Österreich geschrieben hatte. Die Hauptantwort liegt in einem der in neuester Zeit veröffentlichten Berichte, die Bismarck als Bundestagsgesandter an den damaligen Ministerpräsidenten Manteuffel sandte. Aus diesem Berichte ergibt sich, daß, während in der Wiener Hofburg noch der Traum von der Beherrschung Deutschlands geträumt ward, in Bismarck bereits das Ausscheiden Österreichs aus Deutschland als unabwendbares Faktum feststand. „Nach der Wiener Politik", schrieb er, „ist Deutschland zu eng für uns beide." — „Der deutsche Dualismus hat seit 1000 Jahren gelegentlich seit Karl V. in jedem Jahrhundert regelmäßig durch einen inneren Krieg seine gegenseitigen Beziehungen reguliert, und auch in diesem Jahrhundert wird kein andres Mittel die Uhr der Entwickelung auf ihre richtige Stunde stellen." — „Ich will nur meine Überzeugung aussprechen, daß wir in nicht zu langer Zeit für unsre Existenz gegen Österreich werden fechten müssen, und daß es nicht in unsrer Macht liegt, dem vorzubeugen, weil der Gang der Dinge in Deutschland keinen andern Ausweg hat." — Noch hatte der österreichische Staat in den Augen Unzähliger das Ansehen eines militärischen Kolosses; aber schon hatte unser Prophet ihm bis ins innerste Herz geblickt. „Österreich", schreibt er, „ist in der Offensive nicht zu verachten — — auf der Defensive — — halte ich es für schwach, und leicht kann auf den ersten glücklichen Stoß des Gegners ins Innere das ganze künstliche Bauwerk — — wie ein Kartenhaus zusammenfallen." — Ist es nicht, als atmete Bismarck damals schon — 1856 — in der Atmosphäre des Böhmischen Krieges? — Zehn Jahre vor Königgrätz schauen seine Seheraugen unerschrocken in eine Umwälzung sondergleichen, in die Preußen drohenden Gefahren, in den blutigen Zwist deutscher Brüder, weil ihren Blicken stets heiter und lächelnd in der Ferne ein großes, freies, mächtiges Deutschland, geeint unter der Herrschaft der Hohenzollern, erscheint. Im Geiste sieht er Österreich bereits außerhalb Deutschlands, aber nicht als grimmen Gegner, dessen Vernichtung ein

Ziel „aufs innigste zu wünschen", nein, als Freund und Bundesgenossen. Er wünscht, daß wir es mit offenen Armen empfangen, wenn es sich zu einer vernünftigen Politik bekehren will. „Dann wird es schließlich den Weg zu unsrer Thür — — schon zu finden wissen." — So der Gesandtschaftsbericht Bismarcks aus dem Jahre 1856, den Manteuffel sicherlich als eine Phantasterei betrachtete, der aber nach seiner Veröffentlichung in neuester Zeit ein „Prachtbericht" genannt worden ist. An seiner glänzenden Erfüllung hat König Wilhelm großen Anteil, der den Seher Bismarck als solchen erkannte und ihm Platz zum Wirken einräumte. Jener Bericht enthüllt uns aber auch, weshalb beim Friedensschluß Österreich und seine Gefolgschaft — mit Ausnahme einiger Gegner, die in ihrer Stellung zu belassen eine Gefahr für den Bestand der Neugestaltung Deutschlands in sich geschlossen hätte — so günstig davonkamen, während doch Preußen als Sieger übermächtig dastand. Österreich verlor nicht ein Dorf, die Kriegsentschädigung, die ihm und seinen Verbündeten auferlegt wurde, war äußerst mäßig. Die Geschichte wird stets mit höchster Anerkennung darüber urteilen, daß schon bei der damaligen Friedensverhandlung Bismarck im Auge gehabt, sobald als möglich mit den geschlagenen Gegnern zum Heile aller in ein engeres Bündnis zu treten. So konnte nur ein mit der Gabe des Sehers ausgerüsteter Staatsmann handeln, der von einem Schwarm von Politikern umgeben ist, die ihn tadeln und meistern, während er etwas thut, ihn aber loben, wenn etwas von ihm, trotz allen Widerstandes, durchgeführt ist und es fertig vor ihren Augen steht, und die nur darin groß sind, daß sie ihm sein auf die Größe des Vaterlandes gerichtetes Thun fortgesetzt möglichst erschweren.

Wir kehren zu der Vorführung des Ganges der sich an Königgrätz schließenden Ereignisse zurück.

Auch zwischen Österreich und Italien kam es (3. Oktober) zum Friedensschluß. Viktor Emanuel, der auch auf dem Meere in der Schlacht von Lissa unterlegen war, hatte es nicht zu bedauern, den König Wilhelm von Preußen zum Verbündeten gehabt zu haben, denn von diesem Verbündeten war ihm das so heiß ersehnte Venetien erobert worden!

Welche Vorteile hatte der Ränkeschmied auf dem Throne Frankreichs, der sich das Schiedsrichteramt in Europa angemaßt, für sich herausgetüftelt? Nachdem er versucht hatte, eine nach der andern der streitenden Parteien zu narren, blieb er schließlich selbst der Angeführte! Denn ihm waren bittere Enttäuschungen vorbehalten. Graf Benedetti rückte nun mit dem Kernpunkte seiner Mission heraus: der von Frankreich beanspruchten „Kompensationen auf dem linken Rheinufer". Aber er stieß damit bei dem König und bei Bismarck auf entschiedenen Widerstand. „Nach einem so gelungenen Feldzuge, den man allein ausgefochten, könne davon selbstredend gar nicht die Rede sein", so

lautete der Bescheid, mit welchem sich Napoleon gewiß nicht beruhigt haben würde, wenn er sicheren Boden unter den Füßen gefühlt hätte. Zuvor mußte noch Benedetti den Versuch machen, Preußen die Zusicherung der französischen Grenzen des Jahres 1814 abzudringen und im Weigerungsfalle sogar mit Krieg drohen; als es aber darauf ankam, Preußen für die erfolgte Zurückweisung der französischen Begehrlichkeit zu strafen, da wurde der Held in den Tuilerien bettlägerig, er entschuldigte sich damit, daß die Kriegsdrohung ihm in einem schwachen Augenblick während seiner Krankheit entrissen worden, und es mußte der Minister des Auswärtigen für die Mattherzigkeit seines Gebieters durch Niederlegung seines Amtes büßen.

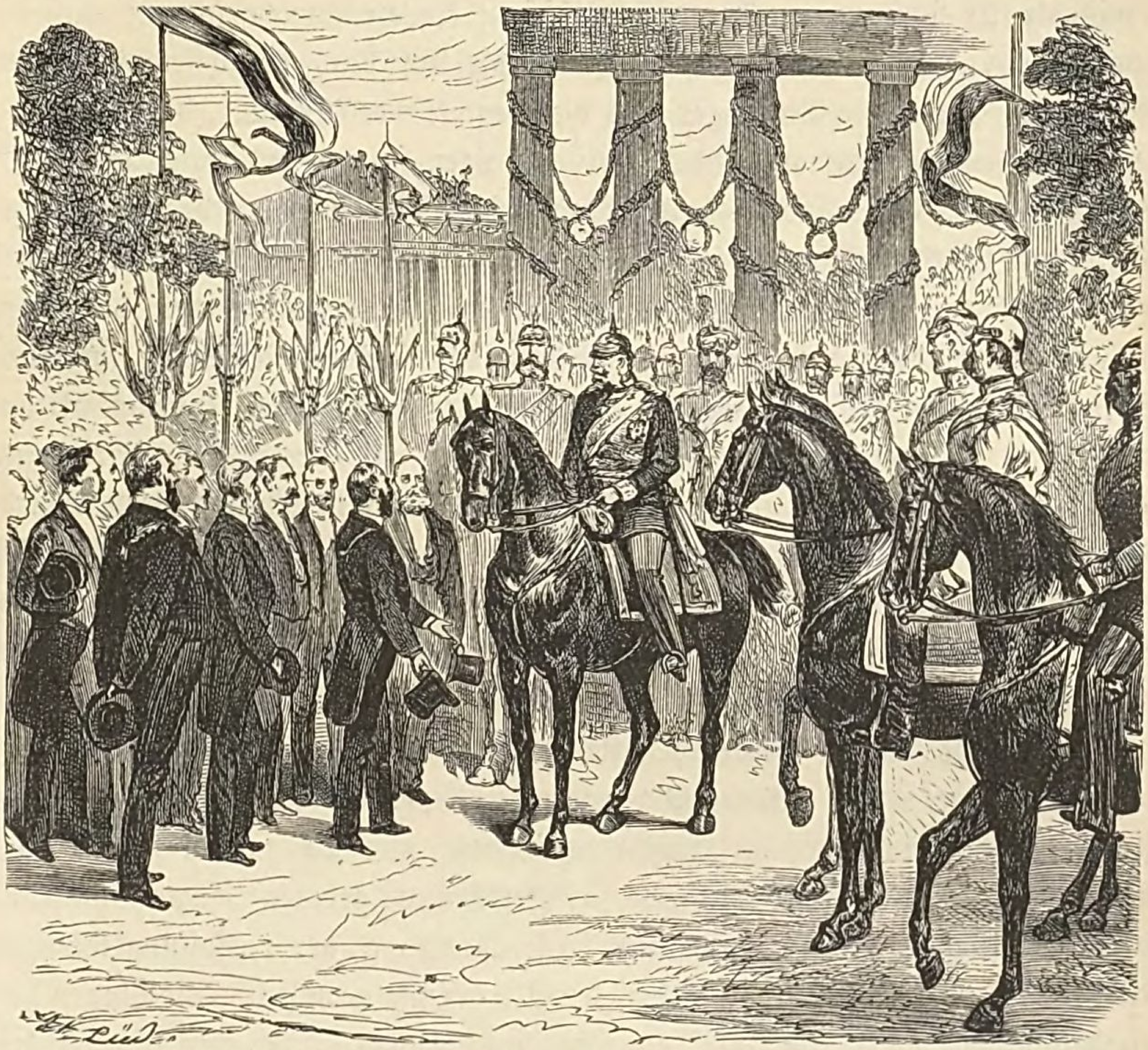
Wieder hatte sich die Militärreform des Königs glanzvoll bewährt, das brave Heer hatte seine volle Tüchtigkeit erwiesen. Ihm sprach der Kriegsherr seine vollste Anerkennung aus, als er auf dem Marchfelde am 30. Juli über seine drei Armeen Heerschau hielt. Wahrlich, voll und ganz hatte das Heer diese Anerkennung verdient. Nicht eine Kanone, nicht eine Fahne waren verloren, dagegen 486 Kanonen sowie 31 Fahnen und Standarten erbeutet worden! Die Verluste in dem blutigen Streite waren auf allen Seiten schwer, in der österreichischen Armee natürlich am größten; sie verlor allein 1900 Infanterieoffiziere!

Im ganzen waren bei den Preußen etwa 280 Offiziere und 5400 Mann teils gefallen, teils an Wunden verstorben, außerdem 510 Offiziere und 14600 Mann verwundet; bei den Österreichern und deren Verbündeten betrug der Verlust das Vierfache. Gegenüber 400 Gefangenen preußischerseits gerieten von den Österreichern im ganzen etwa 51000 Mann in Gefangenschaft.

Aber welche Genugthuungen auch die errungenen Siege nach so vielen bitteren Jahren der Zwietracht dem königlichen Feldherrn gewähren mußten, den herrlichsten Sieg errang doch der jetzt erst voll gewürdigte Monarch im eignen Lande! Wie viel hatte man ihm und seinem großen Minister Grafen Bismarck abzubitten, welchen Dank schuldete man dem getreuen Roon und dem bewährten Kriegsmeister von Moltke! Den Wert dieser Kleinode, deren außerordentliche Eigenschaften erkannt zu haben, als noch eine große Mehrzahl im heftigsten Kampfe gegen die beiden Minister stand, wird dem Könige Wilhelm für alle Zeiten zu Ruhm und Ehre gereichen.

Am 4. August traf König Wilhelm mit seinem Gefolge in dem festlich geschmückten Berlin ein. Aus den Antworten des Monarchen auf die zahllosen Beglückwünschungen tritt nirgends Überhebung oder Ruhmredigkeit hervor; nirgends ein Frohlocken im Hinblick auf die Besiegten. Am 5. August bei Empfang der Berliner städtischen Behörden erwiderte der König auf die ihm überreichte Glückwunschadresse derselben:

„Preußen mußte das Schwert ziehen, als es sich zeigte, daß es die Erhaltung seiner Selbständigkeit galt; aber auch zur Neugestaltung Deutschlands hat es sein Schwert gezogen. Ersteres ist erreicht, letzteres möge mir unter Gottes fernerem Segen gelingen. Alles deutet auf eine glückliche Zukunft Preußens hin. Diese Zukunft zu verdienen, lassen Sie uns gemeinschaftlich thätig sein."



Empfang des Königs durch die städtischen Behörden nach dem böhmischen Feldzuge.

Nun war die Zeit herangekommen, in welcher die von der Volksvertretung so lange und beharrlich wiederholte Forderung der Entfaltung des nationalen Banners sowie zur Übernahme der Führung Deutschlands der Erfüllung entgegen gehen konnte. Vielen der bis vor kurzem mit Blindheit Geschlagenen war es wie Schuppen von den Augen gefallen: die schwierige Lage des Königs und seiner Ratgeber während der verflossenen vier letzten Jahre ward entsprechend gewürdigt. Der Monarch aber reichte hochherzig dem Abgeordnetenhause die Hand zur Versöhnung, indem er bei Eröffnung desselben am 5. August unter anderm sagte: „Über die Feststellung des Staatshaushaltsetats hat eine Vereinbarung mit der Landesvertretung in den letzten Jahren nicht

herbeigeführt werden können. Die Staatsausgaben, welche in dieser Zeit geleistet worden sind, entbehren daher der gesetzlichen Grundlage, welche der Staatshaushalt nur durch das in Gemäßheit der Verfassungsurkunde alljährlich zwischen meiner Regierung und den beiden Häusern des Landtags zu vereinbarende Gesetz erhält. Wenn meine Regierung gleichwohl den Staatshaushalt ohne diese gesetzliche Grundlage mehrere Jahre geführt hat, so ist das nach gewissenhafter Prüfung in der pflichtmäßigen Überzeugung geschehen, daß die Fortführung einer geregelten Verwaltung, die Erfüllung der gesetzlichen Verpflichtungen gegen die Gläubiger und die Beamten des Staates, die Erhaltung des Heeres und der Staatsinstitute Existenzfragen waren, und daß daher jenes Verfahren eine der unabweisbaren Notwendigkeiten wurden, denen sich eine Regierung im Interesse des Landes nicht entziehen kann und darf. Ich hege das Vertrauen, daß die jüngsten Ereignisse dazu beitragen werden, die unerläßliche Verständigung so weit zu erzielen, daß meiner Regierung in bezug auf die ohne Staatshaushaltsgesetz geführte Verwaltung die Indemnität, um welche die Landesvertretung angegangen werden soll, bereitwillig erteilt und damit der bisherige Konflikt um so sicherer zum Abschluß gebracht werden wird, als erwartet werden darf, daß die politische Lage des Vaterlandes eine Erweiterung der Grenzen des Staates und die Einrichtung eines einheitlichen Bundesheeres unter Preußens Führung gestatten werde, dessen Lasten von allen Genossen des Bundes gleichmäßig werden getragen werden."

Wie hätte das im Felde Geleistete, wie hätte das würdevolle und versöhnliche Auftreten des heldenmütigen Königs, des Siegers von Königgrätz, des entsprechenden Eindrucks im Abgeordnetenhause wie im ganzen Lande entbehren sollen? „Die Hand wird uns zur Versöhnung geboten", sagte Twesten, einer der eifrigsten Vorkämpfer für Aufrechthaltung der verfassungsmäßigen Freiheiten, „es wird uns der Boden der Verfassung gewährt. Wir können den Frieden schließen, darum müssen wir ihn schließen. Ja, wir werden den Bogen auch künftig nicht zu straff spannen dürfen. Wollte das Haus den Versuch machen, von dem äußersten Rechte, das ihm die Verfassung gewährt, Gebrauch zu machen, dann würde das geltend gemachte Recht zusammenbrechen. Die öffentliche Meinung unsres Landes hat sich kundgegeben durch die Stimmung des Heeres, durch die Wahlen, durch das gehobene Gefühl, welches unser Volk erfüllt. Die Hunderttausende unsrer Krieger, welche an den heimatlichen Herd zurückkehren, die werden nicht von dem Budgetstreit sprechen, sondern von den Schlachten, die sie gewonnen, und von den Erfolgen, die sie errungen. Auf diese Stimmung und auf diese öffentliche Meinung haben wir Rücksicht zu nehmen."

Das von der Regierung eingebrachte Indemnitätsgesetz wurde am

3. September mit 230 gegen 75 Stimmen angenommen, ein außerordentlicher Kredit von 60 Millionen bewilligt, zu dem Zwecke, um den durch den Krieg erschöpften Staatsschatz wieder zu füllen.

Weiterhin wurde von seiten des Königs angekündigt, daß man der Neugestaltung Deutschlands auf breiterer und festerer Grundlage und damit zugleich der Einverleibung der eroberten, die Monarchie besser zusammenfassenden und abrundenden Nachbargebiete entgegenzusehen habe. „Die genannten Länder", sagte der König in seiner desfallsigen Botschaft an den Landtag, „würden, falls man ihre Selbständigkeit bewahren wollte, vermöge ihrer geographischen Lage bei einer feindseligen oder auch nur zweifelhaften Stellung ihrer Regierungen der preußischen Politik und militärischen Aktion Schwierigkeiten und Hemmnisse bereiten können, welche weit über das Maß ihrer thatsächlichen Macht und Bedeutung hinausgingen."

Die Einverleibung von Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen-Kassel, Frankfurt a. M., Nassau, wurde von dem Abgeordnetenhause fast einstimmig gutgeheißen.

Seit 1864 hatte sich das königliche Militärreformwerk zum wiederholten Male und in noch viel großartigerer Weise bewährt. Wer wollte nun noch daran rütteln? Nicht nur genehmigte die Kammer den Militäretat im Ordinarium, sondern es wurde auch einer Herzensangelegenheit des Monarchen genügt, um ihm damit ein besonderes Zeichen der Dankbarkeit und des Vertrauens zu geben. Seinem Wunsche gemäß wurde eine halbe Million Thaler zu Dotationen für die Heerführer bewilligt. Die Abgeordneten fügten ihrerseits den Wunsch hinzu, es möchten in erster Linie Graf Bismarck und die Generale von Roon und Moltke, dann Vogel von Falckenstein, Steinmetz und Herwarth von Bittenfeld berücksichtigt werden, der erstgenannte, weil seine Politik grundbestimmend für die neue, Segen für das engere und weitere Vaterland verheißende Lage gewirkt, der Kriegsminister, weil er durch sein organisatorisches Talent und seine unermüdliche Thätigkeit die herrlichen Siege vorbereitet, Moltke, weil er dieselben mit herbeigeführt habe. An diesen Akt dankbarlicher Anerkennung des Königs schloß sich die Stiftung des Erinnerungskreuzes (20. Septbr.) an. — Schon am 18. April 1865 hatte die Grundsteinlegung des „Siegesdenkmals" zur Erinnerung an den glänzenden Feldzug in Schleswig-Holstein stattgefunden.

Das war ein schöner Tag, der 20. September 1866, an welchem, eingeholt von dem Könige, die Truppen durch das Brandenburger Thor in die Stadt einzogen! In nächster Nähe des Königs befanden sich Graf Bismarck, der Kriegsminister von Roon und der Chef des Generalstabes, von Moltke, der Denker und Schlachtenlenker. Der Oberbürgermeister Seydel gab eine

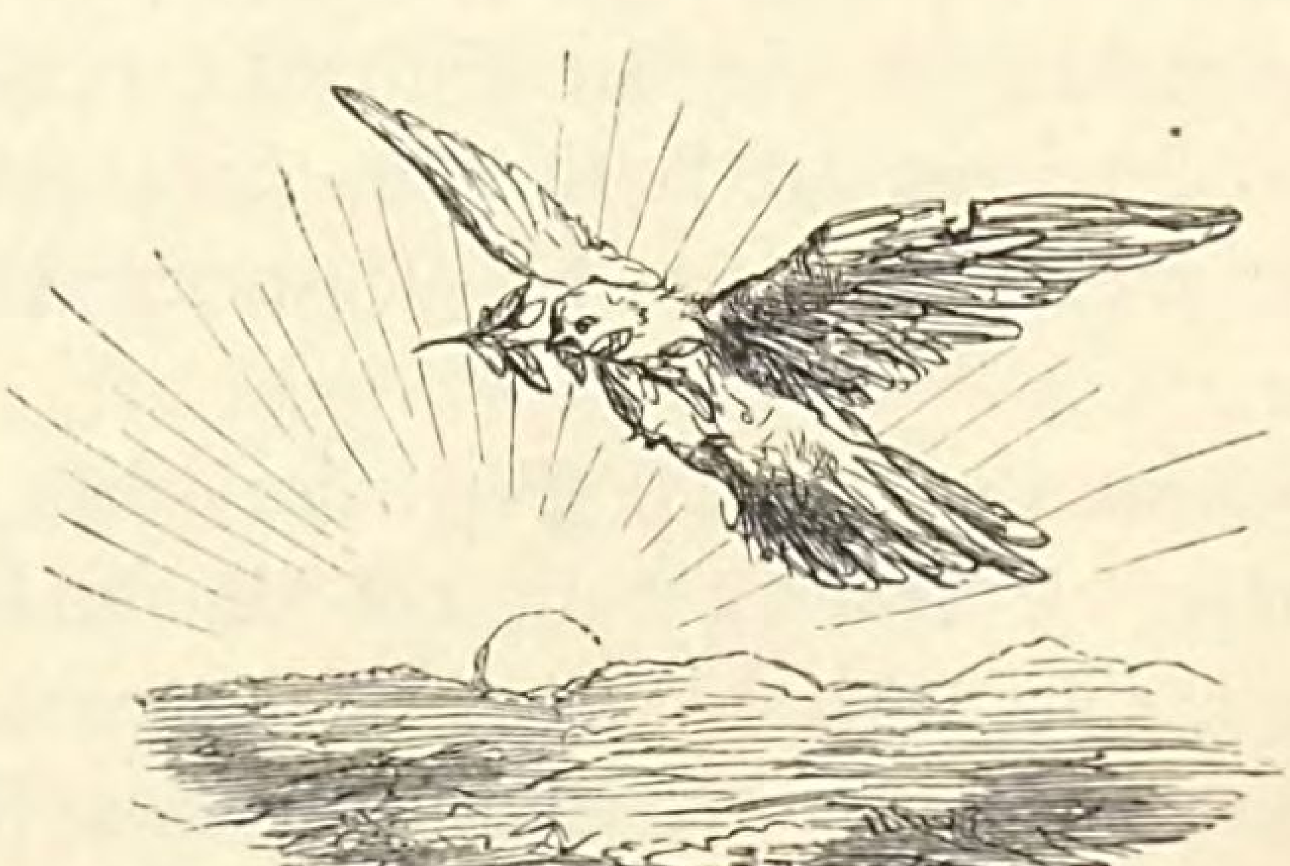
meisterhafte Erläuterung der großen Ereignisse und enthüllte ihren Zusammenhang mit der Vergangenheit. Er schloß mit den Worten: „Die Thaten, die geschehen sind, wert der alten Tage, wert des Ruhmes unsrer Väter, verzeichnet die Geschichte auf ehernen Tafeln zum Gedächtnis für alle Zeiten!"

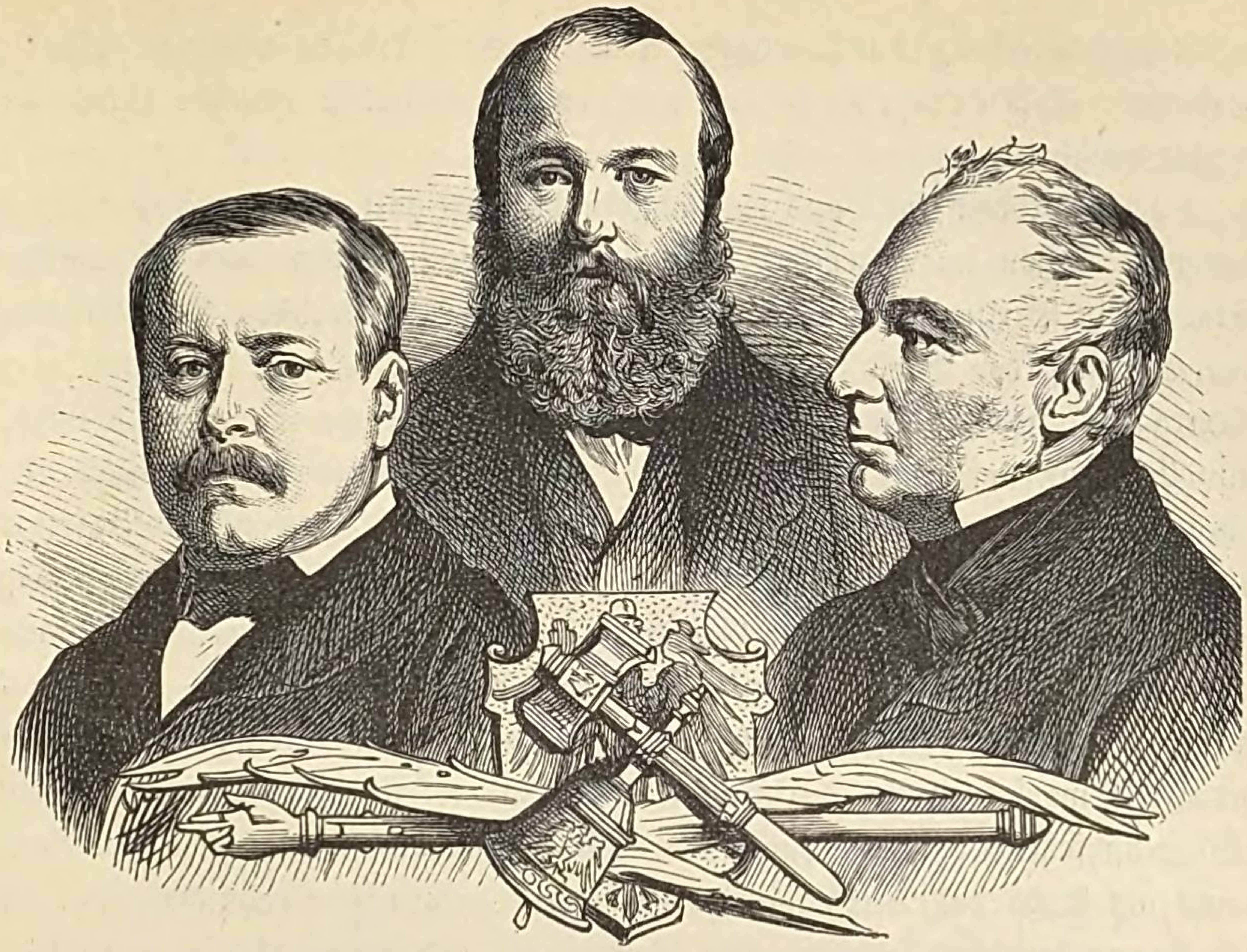
Und in seiner schlichten Weise antwortete darauf der greise Heldenkönig: „Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Ansprache; was ich gethan, ist wenig gegen das, was die gethan, die mir folgen: das sind die Vollbringer der Thaten, ihnen gebührt der Dank." Dieselbe einfache, schlichte Gesinnungs- und Denkart spricht aus dem königlichen Erlaß vom 19. September, als Erwiderung auf zahlreich an den Monarchen gelangte Adressen.

Wie paßt doch das Urteil Carlyles auf die Reihe der Fürsten aus dem Hohenzollerngeschlecht so ganz besonders auf den König Wilhelm I.: „Nicht schlaglustig, wo das Schlagen vermeidbar war, jedoch schlagfertig, wo es sich nicht vermeiden ließ; fürstliche Leute in ihrer Art, mit hoher, nicht prahlhafter Gesinnung!" —

„Vor zehn Wochen", schrieb damals die englische ‚Post', „rief der preußische Monarch sein Volk auf, sich um das nationale Banner zu scharen. Am 3. Juli stand der König auf dem Felde zu Königgrätz, und heute steht er vor der Bildsäule Blüchers, während die Truppen als die Vertreter jener Armee, die in zwölf Stunden die Macht Österreichs über den Haufen warf und Preußens Sendung in Deutschland erfüllte, vorübermarschieren." Und das englische Weltblatt, die „Times", sagte: „Der böhmische Feldzug hat die Thaten Julius Cäsars und des Riesen von Austerlitz und Wagram überboten. Wohl mag das preußische Volk sich über den Tag des Stolzes und Glückes freuen, denn die lorbeergekrönte Armee ist das preußische Volk in Waffen."

Von jetzt an war für Deutschland die Freiheit eigenartiger Entwickelung gesichert. Nach Ausscheidung Österreichs aus dem deutschen Staatenbund trat an Stelle der Schöpfung des Jahres 1815 der Norddeutsche Bund.





M. von Forckenbeck. Rudolf von Bennigsen. Dr. Ed. Simson.

Der Norddeutsche Bund.

Der norddeutsche Reichstag.

„Nur der verdient die Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß.“ Ja, Eroberung durch Arbeit und Kampf! Durch Arbeit mehr in dem Sinne, daß sie die Kräfte des Leibes wie des Geistes entwickelt und in den Dienst gemeinnütziger Bestrebungen stellt, als daß sie durch ihre Anwendung Güter dieser Welt einsammelt; durch Kampf, um, mit Goethe fortzufahren, das „Gemeine“ in uns und, soweit wir es vermögen, auch in andern zu bändigen. Dies ist der Weg der Befreiung, und wer ihn wandelt, erwirbt sich ein auf jeder Stufe sich erweiterndes Maß von sittlicher Freiheit, die eben nicht geschenkt werden kann, sondern die verdient werden muß. Die gleiche Forderung wie an die Einzelpersonen tritt an die Völker. Auch hier Ringen und Kampf — in dem gleichen Sinne, nach gleichem Ziele hin; gilt doch auch für sie das Wort: „Es wird niemand gekrönt, er kämpfe denn recht.“ Was Preußen von der ältesten Zeit an bis zum Tage von Königgrätz gewonnen und was ihm zu Nikolsburg zugestanden werden mußte, es hatte sich diese seine freiere und

mächtigere Stellung durch redliche Arbeit — im Frieden und im Felde — verdient. Sehen wir nun zu, ob und wie die siegreiche deutsche Großmacht weiter vorschritt.

Der Norddeutsche Bund war angekündigt: es galt, ihn zur Gestaltung zu bringen. Schon im Dezember 1866 traten Bevollmächtigte von 22 deutschen Staaten in Berlin zu einer Konferenz zusammen, in welcher Graf Bismarck den Entwurf der Verfassung zu dem neuen Bunde — in der Form einer Vertragsurkunde gehalten — vorlegte. „Es sei", äußerte er dabei, „selbstverständlich, daß der neue Entwurf den einzelnen Regierungen wesentliche Beschränkungen ihrer partikularen Unabhängigkeit zum Nutzen der Gesamtheit zumute", und er fügte erläuternd hinzu: „Die unbeschränkte Selbständigkeit, zu welcher im Laufe der Geschichte Deutschlands die einzelnen Stämme und dynastischen Gebiete ihre Sonderstellung entwickelt haben, bildete den wesentlichen Grund der politischen Ohnmacht, zu welcher eine große Nation bisher verurteilt war, weil ihr wirksame Organe zur Herstellung einheitlicher Entschließung fehlten." Die Wunde war geschlagen worden, indem es den Franzosen am Ende des Dreißigjährigen Krieges durchzusetzen gelungen war, daß die kleinen deutschen Fürsten als „Souveräne" erklärt worden, womit ausgesprochen war, daß ihnen das Recht zustehe, „mit fremden Fürsten Bündnisse zu schließen." — Weiterhin war der jäh aufgeschossene Souveränitätsdünkel und der durch ihn gestützte Partikularismus — letzterer nicht bloß an den Höfen, sondern auch in den Bevölkerungen — gepflegt worden, damit sich um so leichter aus dem „Kranze von kleinen Staaten, mit dem Frankreich sich umgeben halten müsse" (wie Thiers in seinem Mißmut über Napoleons Haltung 1866 zu sagen nicht Anstand nahm), gelegentlich Zweige bequem herausschneiden ließen! Mit diesem allen solle und müsse es, bemerkte Bismarck, für immer vorbei sein, und er betonte zum Schluß, daß sich die verbündeten Staaten vor allem durch Herstellung einer einheitlichen Leitung ihres Kriegswesens und ihrer auswärtigen Politik fester zusammenzuschließen hätten.

Die weltgeschichtliche Bedeutung der von Preußen errungenen Erfolge trat immer deutlicher hervor, hell und strahlend namentlich in der Thronrede des Königs Wilhelm, mit der er am 24. Februar 1867 den konstituierenden Reichstag, dem der von den Bevollmächtigten genehmigte Verfassungsentwurf vorgelegt wurde, eröffnete. „Es ist ein erhebender Augenblick", sagte der König, „in welchem ich in Ihre Mitte trete; mächtige Ereignisse haben ihn herbeigeführt, große Hoffnungen knüpfen sich an denselben. Daß es mir vergönnt ist, in Gemeinschaft mit einer Versammlung, wie sie seit Jahrhunderten keinen deutschen Fürsten umgeben hat, diesen Hoffnungen Ausdruck zu geben, dafür danke ich der göttlichen Vorsehung, welche Deutschland dem von seinem Volke

ersehnten Ziele auf Wegen zuführt, die wir nicht wählen oder voraussehen. Im Vertrauen auf diese Führung werden wir jenes Ziel um so früher erreichen, je klarer wir die Ursachen, welche uns und unsre Vorfahren von demselben entfernt haben, im Rückblicke auf die Geschichte Deutschlands erkennen. Einst mächtig, groß und geehrt, weil einig und von starken Händen geleitet, sank das Deutsche Reich nicht ohne Mitschuld von Haupt und Gliedern in Zerrissenheit und Ohnmacht. Des Gewichtes im Rate Europas, des Einflusses auf die eignen Geschicke beraubt, ward Deutschland zur Walstatt der Kämpfe fremder Mächte, für welche es das Blut seiner Kinder, die Schlachtfelder und die Kampfpreise hergab. Niemals hat die Sehnsucht des deutschen Volkes nach seinen verlorenen Gütern aufgehört, und die Geschichte unsrer Zeit ist erfüllt von den Bestrebungen, Deutschland und dem deutschen Volke die Größe seiner Vergangenheit wieder zu erringen. Wenn diese Bestrebungen bisher nicht zum Ziele geführt, wenn sie diese Zerrissenheit, anstatt sie zu heilen, nur gesteigert haben, weil man sich durch Hoffnungen oder Erinnerungen über den Wert der Gegenwart, durch Ideale über die Bedeutung der Thatsachen täuschen ließ, so erkennen wir daraus die Notwendigkeit, die Einigung des deutschen Volkes an der Hand der Thatsachen zu suchen und nicht wieder das Erreichbare dem Wünschenswerten zu opfern."

Über das Verhältnis Norddeutschlands zu den süddeutschen Staaten sagte der König folgendes: „Die Ordnung der nationalen Beziehungen des Norddeutschen Bundes und unsrer Landsleute im Süden des Mains ist durch die Friedensschlüsse des vergangenen Jahres dem freien Übereinkommen beider Teile anheimgestellt. Zur Herbeiführung dieses Einverständnisses wird auch die Hand den süddeutschen Ländern offen und entgegenkommend dargereicht werden, sobald der Norddeutsche Bund in Feststellung seiner Verfassung so weit vorgeschritten sein wird, um zur Abschließung von Verträgen befähigt zu sein.

Dann hieß es weiter: „Nur von uns, von unsrer Einigkeit, von unsrer Vaterlandsliebe hängt es in diesem Augenblicke ab, dem gesamten Deutschland die Bürgschaften einer Zukunft zu sichern, in welcher es, frei von Gefahr, wieder in Zerrissenheit und Ohnmacht zu zerfallen, nach eigner Selbstbestimmung seine verfassungsmäßige Wiederherstellung und seine Wohlfahrt zu pflegen und in dem Rate der Völker seinen friedliebenden Beruf zu erfüllen hat. Ich hege das Vertrauen zu Gott, daß die Nachwelt im Rückblick auf die gemeinsamen Arbeiten nicht sagen werde, die Erfahrungen der früheren mißlungenen Versuche seien ohne Nutzen für das deutsche Volk geblieben, daß vielmehr unsre Kinder mit Dank auf diesen Reichstag als den Begründer der deutschen Einheit, Freiheit und Macht zurückblicken werden. Möge doch unser gemeinsames Werk, der Traum von Jahrhunderten, das Sehnen und Ringen der jüngsten Geschlechter, der Erfüllung entgegengeführt werden!"

Welche Worte! Nie werden sie von den Deutschen vergessen werden!

Der Entwurf zur Verfassung des Norddeutschen Bundes wurde dem auf Grund des allgemeinen Stimmrechts, aber unter geheimer Abstimmung gewählten Reichstage am 4. März zur Annahme vorgelegt. Guten Mutes ging man unter des trefflichen Simson Leitung an die Beratung des Werkes. Die unermüdliche Thätigkeit Bismarcks that das weitere. „Meine Herren", sagte er eines Tages, „arbeiten wir rasch! Setzen wir Deutschland sozusagen in den Sattel. Reiten wird es schon können!" Schon am 16. April waren die Arbeiten beendet.

Noch vor Schluß der Session konnte Bismarck dem Reichstage die Eröffnung machen, daß die Regierungen Deutschlands der Verfassung, wie sie aus den Beratungen des Reichstags hervorgegangen sei, beistimmten; er erklärte dieselbe daher als angenommen und im ganzen Bereich des Norddeutschen Bundes verbindlich. So „saß" denn nun Norddeutschland „in dem Sattel".

Der Norddeutsche Bund umschloß sämtliche deutsche Staaten nördlich des Mains, außer Luxemburg und Limburg, wogegen die nicht zum vormaligen Deutschen Bunde gehörenden preußischen Provinzen Preußen, Posen und Schleswig hinzukamen. Preußen umfaßte Ende 1867 6366 $^1/_2$ Quadratmeilen mit 23958000 Einwohnern, der Norddeutsche Bund dagegen 7535 $^1/_2$ Quadratmeilen mit fast 30 Millionen Einwohnern.

Zeit des Zollparlaments.

Preußen hatte sich durch den Krieg von 1866 zu einer glänzenden Stellung emporgeschwungen. Aber in den neu einverleibten Ländern gaben sich Zeichen von Unzufriedenheit kund. Indes wurden die Ursachen der Unzufriedenheit, insoweit sie nicht in den unvermeidlich gewordenen Veränderungen selbst, sondern in sie begleitenden Umständen lagen, durch das persönliche Eingreifen des Königs Wilhelm sowie durch sein wohlwollendes, versöhnendes Auftreten vielfach gemildert. Mit den entthronten Fürsten suchte er sich durch das Gebot glänzender Abfindungssummen zu verständigen. Fehlte es auch nicht an Klagen und Beschwerden, so vollzog sich doch der schwierige Prozeß der Einverleibung in seinem Verlaufe leichter, als anfänglich zu hoffen stand. Vor der Einverleibung der Elbherzogtümer erfolgte mit dem Großherzog von Oldenburg, der Ansprüche an jene hatte, ein Ausgleich. Ihm wurden das Amt Ahrensböck in Holstein und eine Million Thaler zugesprochen.

Es ist hier die Stelle, auf das Verhältnis des neuen Bundes zum Zollverein einzugehen. Preußen hatte, wie wir wissen, diesen Handelsbund, während noch der lockere deutsche Staatenbund bestand, nach Überwindung zahlreicher

Hindernisse und unter beträchtlichen Opfern zustande gebracht. Anfang Juni 1867 traten die leitenden Minister der vier Südstaaten: Fürst Chlodwig von Hohenlohe (für Bayern), Minister von Varnbühler (für Württemberg), von Freydorff (für Baden) und von Dalwigk (für Hessen) in Berlin mit dem Grafen Bismarck zu einer Beratung über eine neue Gestaltung des Zollvereins zusammen.



Staatsrat Karl Mathy. Minister von Friesen. Minister Dr. Jolly.
Minister von Lutz. Minister von Varnbühler. Staatsrat von Freydorff.

Graf Bismarck beantragte, die Zollgesetzgebung den Regierungen und einer Vertretung der Nation gemeinsam zu übertragen, und zwar in Anschluß an den Norddeutschen Bund mittels einer Verstärkung des Bundesrats durch süddeutsche Regierungsbevollmächtigte für Zoll- und Handelsangelegenheiten sowie des Reichstags durch eine verhältnismäßige Zahl süddeutscher Abgeordneten. Bayern verlangte, daß ihm sechs statt vier Stimmen im Zollbundesrat zugestanden würden, und daß die Vertretung der Bevölkerung des Zollvereins den Namen „Zollparlament“ führe. Beides fand Annahme. Am 8. Juli fand der Schluß der Zollkonferenz statt, und die Ergebnisse der Beratungen wurden

von den Vertretern aller betreffenden Regierungen unterzeichnet. Der Zollverein ward in seinem früheren Umfange wieder hergestellt; selbst Luxemburg, obgleich im übrigen von Deutschland getrennt, fehlte nicht.

Der König von Hannover würde sich die Rückkehr in sein Land noch möglich gemacht haben, wenn er Preußen Garantien für ein loyales Verhalten hätte bieten wollen. Aber es geschah das Gegenteil. Sein mit der Krone Preußen am 29. September 1867 durch den ehemaligen hannöverschen Minister Windhorst zustande gebrachtes Abkommen sicherte ihm den Zinsengenuß eines Vermögens im Belaufe von 16 000 000 Thalern, ohne daß er jedoch ausdrücklich auf seine Krone Verzicht geleistet hätte. Dieses Abkommen aber kam gar nicht zur Durchführung. In der Hoffnung, daß irgend ein günstiger Zwischenfall die kaum geschaffenen Verhältnisse wieder über den Haufen werfen könne, steigerte sich mit jedem Jahre des Königs feindseliges Verhalten. Er sammelte um seine Person eine Zahl gegen Preußen feindselig gesinnter Persönlichkeiten, bis er sich den Reichsfeinden zugesellte, die ihrem deutschen Vaterlande mit den Waffen in der Hand gegenüberzutreten beabsichtigten. Infolgedessen wurden die Erträgnisse der hannöverschen Krongüter zum Besten des Landes verwendet und das Privatvermögen des Königs Georg mit Beschlag belegt. Die Zinsen desselben, behufs Leitung der Presse und zu andern sich der Beaufsichtigung entziehenden Zwecken zu einem Fond angesammelt, dienten mit dazu, die Angriffe abzuwehren, welche von Hietzing, dem Aufenthaltsorte des Exkönigs von Hannover, ausgingen.

Dem Kurfürsten von Hessen ward der Genuß seiner Einkünfte durch einen Vertrag, in welchem er seine Unterthanen ihres Eides entband, zugesichert; trotzdem gefiel er sich in feindseligstem Fortbeharren. Nach seinem Tode wurden die Vermögensverhältnisse endgültig mit seinen nächsten Anverwandten geregelt.

Würdig benahm sich der Herzog Adolf von Nassau. Er erkannte, daß, wenn Preußen das Kriegsrecht in seiner Strenge gegen ihn und seine fürstlichen Leidensgefährten angewendet hätte, sie um vieles übler angekommen wären. Sie hatten weder Vorstellungen, noch Warnungen beachtet. Noch kurz vor Ausbruch des Kampfes mit Österreich begehrte Preußen nur von ihnen, nicht die Waffen zu gunsten Österreichs zu ergreifen. Sie hatten dennoch die Reihen der Feinde Preußens verstärkt, ihr Mitkampf hatte die Zahl der Kriegsopfer Preußens bedeutend erhöht — nun traf sie, was sie verschuldet hatten. — Wer konnte es Preußen verdenken, daß es sich sicherte, sich nicht noch einmal in eine gleich schwierige Lage gebracht zu sehen? Auch dem Herzoge von Nassau billigte Preußen einen ihm sehr günstigen Vertrag, indem es ihm eine Summe von 15 Millionen Thaler zugestand und ihm einige seiner Schlösser überwies. Der Herzog enthielt sich jeglicher Feindseligkeit gegen Preußen.

Die Volksvertretung war mit der von seiten des Königs Wilhelm den drei genannten Fürsten gegenüber bewiesenen Freigebigkeit nicht allseitig einverstanden. Es bedurfte der Drohung Bismarcks, daß er sein Amt niederlegen werde, um die Annahme der Regierungsvorlage wegen der an den König Georg zu machenden Verwilligung durchzusetzen. Doch der Vertrag kam, wie schon oben erwähnt, nicht zur Ausführung.

Im Februar 1868 feierte König Georg in Hietzing seine silberne Hochzeit. Bei einem großen Bankett betonte er zuversichtlich, daß er das Königreich Hannover wieder herstellen werde.

Ernsthafter als dieser Vorgang erschienen die kriegerischen Rüstungen, welche er unausgesetzt betrieb. Aus einigen hundert Mann, die ihm treu geblieben waren, wurde eine „Welfenlegion" formiert. Um den Zuwachs derselben zu erleichtern, hatte man sie anfangs in Holland untergebracht. Bismarcks entschiedenes Auftreten veranlaßte Holland, der Legion die Gastfreundschaft aufzukündigen, und nicht anders verfuhr die Schweiz, als nachmals Zürich zum Sammelplatz derselben auserkoren worden war. Nun wandte sich König Georg an Napoleon, und dieser gestattete den Legionären, truppweise in Lothringen, in der Champagne &c. zusammenzubleiben und militärische Übungen zu betreiben. Die von König Georg begründete Zeitung „Situation" stachelte überdies unablässig die Franzosen gegen Deutschland auf.

Der Luxemburger Handel.

Trotz der unverminderten Abneigung der Preußenfeinde bildete sich allgemach in Süddeutschland eine Mehrheit, die sich einem engeren Anschlusse an Preußen unter irgend welchen Formen nicht abgeneigt zeigte.

König Ludwig selbst hielt es in seiner patriotischen Gesinnung für angemessen, vorerst zu Preußen bessere Beziehungen anzubahnen. Zu dem Ende berief er an Stelle des Freiherrn von der Pfordten den Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst in seine Nähe. Der neue Minister erklärte, es liege unter den obwaltenden Verhältnissen das Heil Bayerns weder in dem Eintritt in den Nordbund, noch in Begründung eines Südwestbundes, vielmehr in der Anlehnung an eine Großmacht, die weder Österreich noch Frankreich, vielmehr allein Preußen sein könne.

Für Napoleon war die Entwickelung der deutschen Angelegenheiten fortgesetzt peinlicher geworden. Graf Benedetti erhielt Instruktionen mit Beigabe eines Entwurfs zu einem Trutz- und Schutzbündnisse mit Preußen; seine Aufgabe ging dahin, in vertraulicher Weise einen Plan zur Sprache zu bringen, dessen Verwirklichung einigermaßen vergessen machen sollte, daß nach der Schlacht

von Sadowa Frankreich mit seiner Forderung, „Kompensationen" zu erhalten, abgewiesen worden war.

Zu solchem Zwecke glaubte Napoleon die Erwerbung des kleinen Landes Luxemburg — 47 Geviertmeilen mit etwa 200 000 Seelen — ins Auge fassen zu sollen, um wenigstens unter Hinweis auf einen greifbaren kleineren Erfolg den Ärger der Franzosen über seine Mißerfolge zu dämpfen. In vielfacher Beziehung konnte es gar kein geeigneteres Objekt für die französische Vergrößerungssucht geben als dieses Großherzogtum, welches beinahe herrenloses Gut schien. Mit Holland nur durch das lockere Band der Personalunion verknüpft, war es doch auf der andern Seite ein Glied des deutschen Zollvereins verblieben, und in seiner Hauptstadt, einer starken Grenzfestung, lag preußische Besatzung. Die Einverleibung in Frankreich wäre also für Deutschland zweifellos ein Verlust, groß genug, um der Schadenfreude der Franzosen Genüge zu thun, aber doch zu geringfügig gewesen, um deswegen das Schwert gegen Frankreich zu ziehen. Als Gegenleistung für das Entgegenkommen Preußens versprach Napoleon, sich dem Eintritt der südlichen Staaten in den Nordbund nicht widersetzen zu wollen. Diesem Antrage gegenüber hielt Graf Bismarck diesmal die größte Vorsicht nötig; er suchte und fand Gründe, die Sache von neuem zu „bedenken" — um eine Entscheidung darüber hinauszuschieben.

Zunächst kam es dem Kaiser Napoleon darauf an, dem Stande der politischen Verwickelungen einen für Frankreich günstigen Schein zu geben. „Unsre Bemühung", sagte er in seiner Thronrede, „hat zwischen den kriegführenden Teilen eine Vermittelung herbeigeführt, die, indem sie Preußen das Ergebnis seiner Erfolge beließ, Österreich die Integrität seines Gebietes mit Ausnahme einer Provinz, erhielt und durch die Abtretung von Venetien die italienische Unabhängigkeit vervollständigte. Unsre Thätigkeit machte sich also im Sinne der Gerechtigkeit und Versöhnung geltend. Frankreich hat nicht das Schwert gezogen, weil seine Ehre nicht auf dem Spiele stand." — Alles dieses sagte Napoleon der Welt, während er insgeheim sich die Mißerfolge seiner Politik nicht verhehlen konnte. Sie hatte in Italien nur halbe Ergebnisse erzielt, in Mexiko völlig Fiasko gemacht und den durch ein französisches Heer auf den Thron gesetzten Erzherzog Maximilian um Krone und Leben gebracht, endlich trotz der günstigen Gelegenheit auch in Deutschland nichts erreicht.

Auf seiten der sich immer drohender verhaltenden Opposition stand Thiers. Er warf der Regierung vor, daß sie eine für Frankreich nicht vorteilhafte Politik verfolge; die Erfolge der altfranzösischen Staatsweisheit lehrten, daß es zweckdienlich sei, die Grenzstaaten im Schwächezustande zu erhalten. Es empfehle sich für Frankreich, im Einverständnis und in Gemeinschaft mit England als Schützer aller jetzt noch vorhandenen kleinen Souveränitäten aufzutreten.

Welche Staaten kamen denn hierbei in Betracht? — Außer Holland, Belgien, Dänemark, Schweden und Portugal konnten es nur die deutschen Südstaaten sein. Thiers nahm an, daß, wenn Österreich sich zu gleichem Zwecke mit Frankreich verbände, es gelingen würde, den deutschen Nordbund sowohl wie das Königreich Italien zu zertrümmern und — zum Vorteil Frankreichs die Kleinstaaten wieder aufzurichten.

In seinem Minister Rouher, dem sogenannten Vizekaiser, besaß Napoleon III. einen Advokaten, wie er einen besseren sich nicht wünschen konnte.



Niederlegung der Festungswerke von Luxemburg.

Rouher brachte seines Herrn Scheindarstellungen aus der Thronrede noch einmal vor und fügte denselben neue Vorspiegelungen hinzu. Man irre sich, sagte er, wenn man annehme, die erreichte Hegemonie Preußens führe ihren Ursprung auf die böhmischen Schlachtfelder zurück. Sie sei vielmehr aus dem Zollverein erwachsen, der eine Geschichte von länger als 30 Jahren aufzuweisen habe, weshalb man für das, was aus ihm sich naturgemäß entwickelt, doch die gegenwärtige Regierung Frankreichs nicht verantwortlich machen könne. Ferner beruhe die Annahme, Frankreichs Lage gegenüber Deutschland sei jetzt ungünstiger als unter dem Bundestag, auf einem absoluten Irrtume, denn man könne gerade

das Gegenteil behaupten. Der Deutsche Bund habe 75 Millionen Einwohner gezählt; jetzt verfüge Preußen nur über die Macht des Nordbundes, der an sich nicht mehr als 29 Millionen Einwohner zähle! — Von Österreich aber, das sich bald wieder als lebenskräftig erweisen könne, lasse sich selbstverständlich nicht eine Politik zu gunsten Preußens erwarten!

Auch Jules Favre, der republikanisch gesinnte Oppositionsheld, meinte, das einzige Mittel, die deutsche Einheit zu verhindern, bestehe darin, daß man sich der „unterdrückten" deutschen Völker und der vertriebenen Fürsten annehme.

Die Regierung war mit dem Ergebnis der Debatte ganz zufrieden. Die Franzosen wurden mit der Täuschung in Spannung erhalten, daß in naher Zukunft Frankreich, der deutsche Süden und Österreich im Bunde gegen den Nordbund stehen würden, der dann von der erdrückenden Übermacht der Gegner im Nu zersprengt sein werde!

Auch für Beust ging ein neuer Hoffnungsstern auf. Wie sehr hatte es ihm zugesagt, nachdem er mit seinen diplomatischen Künsten gegen Preußen so kläglich Schiffbruch gelitten, aber dennoch große Gnade bei Kaiser Franz Joseph gefunden, ja von diesem zum Ministerpräsidenten ernannt und in den Grafenstand erhoben worden war, den Kampf gegen Preußen durch Förderung jener Verbindung wieder aufzunehmen! — Eine Zeitlang zählte der in Wien also Geehrte zu den gepriesenen Größen. Doch nur kurze Zeit hielt die Volksgunst vor. In den unbefangenen Gemütern der Deutsch-Österreicher begannen sich unzweideutige Regungen zu gunsten der — Sieger von Königgrätz kund zu geben. Die Erkenntnis wuchs, daß der Weg der Einigung Deutschlands, den Preußen so glücklich betreten, der einzig mögliche gewesen sei, um Österreich sich selbst wieder zu geben.

Es tagte schon, als in öffentlichen Blättern die Mahnung zu lesen stand: „Österreich dürfe sich durch keine falsche Sentimentalität abhalten lassen, seine Stellung in Europa durch die einzig mögliche Verbindung zu retten, durch den ernsten Versuch, an Deutschland mit Aufrichtigkeit einen Bundesgenossen zu gewinnen!" — Ja, der Österreicher Kürnberger hielt seinen Landsleuten über die Bedeutung des Hohenzollernstaates eine Vorlesung, die freilich etwas ganz andres nachwies, als was die österreichische Regierung bisher durch die Schulbücher hatte verbreiten lassen. „Deutschland wäre", schrieb er, „wie das Polenreich zu Grunde gegangen, hätte sich nicht wenigstens einer der Reichsbarone langsam, aber stetig zu einem Nationalzentrum zusammenkristallisiert. Dieser Markgraf fing nach und nach an, eine Art unsichtbarer Kaiserkrone zu tragen, während die offizielle und sichtbare am Jesuitenhorte zu Wien zerbröckelte. Die Schlacht bei Königgrätz gab dieser Thatsache ihren natürlichen Ausdruck. Nunmehr ist Österreichs Verhältnis zu Deutschland erst rein, gesund und politisch

vernünftig geworden." — So entwuchsen dem vom Kriegsgewitter erschütterten politischen Boden Anschauungen, die gänzlich im Gegensatze zu dem standen, was Graf Beust wollte. Da tauchte die sogenannte „Luxemburger Frage" auf, die ihm eine willkommene Veranlassung zum Zusammenhalten mit denen bot, die den Norddeutschen Bund zu schädigen trachteten. Inzwischen hatten Besorgnisse vor etwaigen Verwickelungen den König von Holland zu der Anfrage an den preußischen Gesandten veranlaßt, wie wohl Preußen sich zu jener Frage stellen werde. Und gleichzeitig erfolgte im norddeutschen Reichstage eine Anfrage an den Bundeskanzler, was die preußische Regierung in dieser Angelegenheit zu thun gedenke. Graf Bismarck äußerte sich vorsichtig und friedlich, doch war aus seinen Worten zu entnehmen, daß der König und seine Minister nichts von der Einverleibung Luxemburgs in Frankreich wissen wollten.

In den Zeitungen ward die Sache lebhaft besprochen. Plötzlich machte dem Hin- und Herreden eine vom Könige von Holland veranlaßte Erklärung des „Luxemburger Kuriers" ein Ende, dahin lautend: „Die Regierung sei ermächtigt, die Gerüchte, welche in betreff der Abtretung des Großherzogtums im Umlauf seien, auf das formellste zu dementieren."

Napoleon geriet hierdurch in eine schwierige Lage. Sollte er wiederum zurückweichen, angesichts der Spottreden, von welchen französische Oppositionsblätter überflossen? In dieser Verlegenheit suchte er aus der Behandlung der Luxemburger Frage selbst einen Beschwerdepunkt wider Preußen herauszufinden.

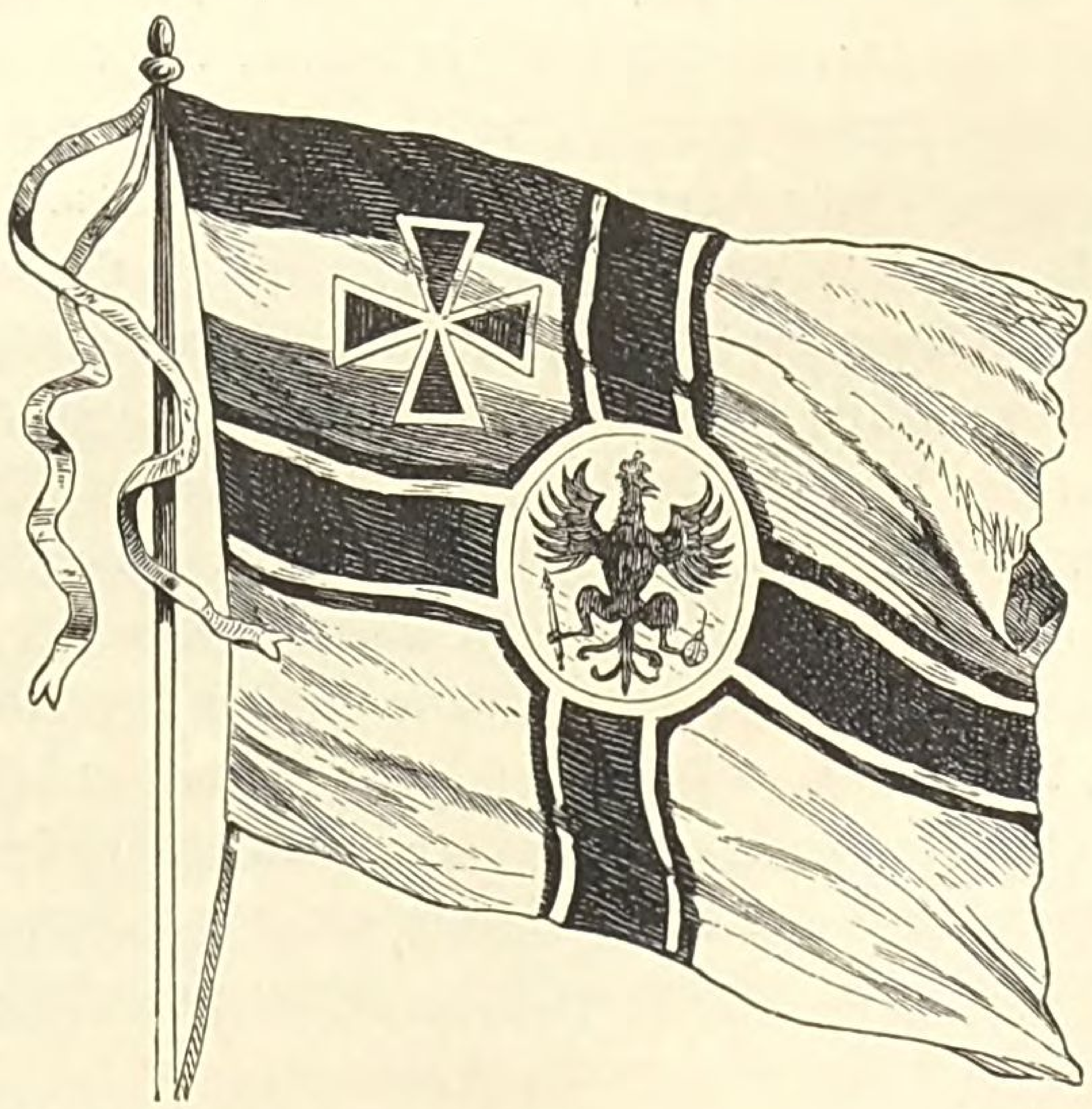
Luxemburg hatte zum Deutschen Bunde gehört, und auf Grund des Bestehens des Deutschen Bundes war an Preußen das Besatzungsrecht der Festung Luxemburg gegangen. Nun behauptete Napoleon, es sei mit der Auflösung des Deutschen Bundes das Besatzungsrecht Preußens in Luxemburg hinfällig geworden, und man könne von Preußen mit allem Rechte die Räumung Luxemburgs fordern. Gleichzeitig wurden in Frankreich Rüstungen betrieben. Die Kriegsfrage war da: die Franzosen begehrten, Napoleon solle Ernst mit seiner Drohung machen, die Deutschen, daß König Wilhelm nötigenfalls das ganze Deutschland zum Kampfe aufrufe. Graf Bismarck hielt es jedoch für ratsam, der Neugestaltung Deutschlands einige Jahre ruhiger Weiterentwickelung zu vergönnen, um die neuen Einrichtungen sich erst einleben zu lassen. Um einen greifbaren Beweis seiner Friedensliebe zu geben, erklärte sich der König bereit, die preußische Besatzung unter der Bedingung aus Luxemburg zu ziehen, daß die Großmächte beschlössen, die Neutralität Luxemburgs gleich der Belgiens zu verbürgen.

Damit war ein Ausweg gefunden, der dem Feinde eine goldene Brücke baute. In London traten am 1. Mai 1867 die Bevollmächtigten der Großmächte zu einer Konferenz zusammen, und schon am fünften Tage darauf ward

einstimmig folgender Beschluß gefaßt: „Das Großherzogtum Luxemburg bleibt im Besitz des Hauses Nassau-Oranien, d. h. in Personalunion mit dem Königreiche der Niederlande. Es wird zu einem neutralen Staate erklärt; alle Mächte nehmen die Neutralität Luxemburgs unter ihre gemeinsame Gewähr. Die Stadt Luxemburg hört auf Festung zu sein; der König von Preußen entsagt daher seinem Besatzungsrecht und befiehlt seinen Truppen, die Festung zu räumen. Der Großherzog von Luxemburg übernimmt die Verpflichtung, die Festungswerke schleifen und nie wieder aufrichten zu lassen.

Die Räumung der Festung ward vollzogen, worauf die Niederlegung der Festungswerke erfolgte. Der preußischen Regierung genügte es, erreicht zu haben, daß Luxemburg nicht Frankreich einverleibt werde, und daß ungeachtet seiner Trennung von Deutschland eine Verbindung mit der Bevölkerung durch Aufrechthaltung des Zollvertrags bestehen blieb.

Da man sich in den Tuilerien endlich davon überzeugt hatte, daß Preußen zu einer Vergrößerung Frankreichs weder nach dem Rhein, noch nach Belgien hin die Hand bieten werde, beschloß man, zu versuchen, ein enges Bündnis zwischen Österreich, Italien und Frankreich zustande zu bringen, dessen Spitze sich gegen Preußen kehren sollte. Und alsbald ertönte in der ganzen inspirierten Presse Frankreichs der Ruf: „Rache für Sadowa!“





Schmidt: Kaiser Wilhelm. 3. Aufl. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Deutschlands Fürsten zur Zeit des deutsch-französischen Krieges.

1. König Johann von Sachsen. — 2. König Ludwig II. von Bayern. — 3. König Karl I. von Württemberg. — 4. Großherzog Friedrich von Baden. — 5. Großherzog Ludwig III. von Hessen. — 6. Herzog Georg von Sachsen-Meiningen. — 7. Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar. — 8. Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha. — 9. Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg. — 10. Großherzog Peter von Oldenburg. — 11. Großherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz. — 12. Fürst Georg von Schwarzburg-Rudolstadt. — 13. Fürst Heinrich XIV. von Reuß-Schleiz. — 14. Herzog Wilhelm von Braunschweig. — 15. Herzog Leopold von Anhalt.



Krieg mit Frankreich.

Wetterzeichen.

Das französische Herrscherpaar machte im August 1867 dem kaiserlichen Paare von Österreich in den friedlichen Thälern von Salzburg einen Besuch. Wie war es möglich, darf man fragen, daß Kaiser Franz Joseph zu einer solchen Zusammenkunft die Hand bieten konnte, nachdem es doch vor aller Welt offen dalag, daß an seines Bruders Maximilian Erschießung, die kurz zuvor stattgefunden, niemand größere Schuld trug als Napoleon? — In Deutschland verursachte dies Verhalten des Kaisers von Österreich Kopfschütteln; man ließ sich durch die offizielle Erklärung, es handle sich von seiten Napoleons lediglich um einen „Kondolenzbesuch", nicht berücken. Die beiden Kaiser besprachen

angelegentlich, was ihr Herz bedrückte; Napoleon beriet auch mit dem Grafen Beust. Ungarns Haltung entsprach nicht den Erwartungen beider. Der ungarische leitende Staatsmann Graf Andrassy, der auf Einladung nach Salzburg gekommen war, gab es unzweideutig zu verstehen, daß sein Land eine Verwickelung mit dem Norddbund nicht wünsche. Es war nichts mit der Reise Napoleons und seiner Gemahlin. Nun blieb dem Kaiser Napoleon nur noch die Hoffnung, Graf Bismarck werde, durch die Zusammenkunft in Unruhe versetzt, doch noch geneigt werden, auf die „Kompensationspläne" einzugehen.

Beust erließ ein Rundschreiben, in welchem er versicherte, es liege Österreich fern, sich in die deutschen Angelegenheiten mischen zu wollen. — Die ihn kannten, wußten, daß dies zu besagen habe: für den Augenblick hatten sich die Trauben als noch zu — sauer erwiesen.

Bismarck erhob nun gleichfalls seine Stimme. In einem Rundschreiben erklärte er, Preußen habe es sich zur Aufgabe gemacht, den Strom der nationalen Entwickelung Deutschlands in ein Bett zu leiten, in welchem derselbe nicht zerstörend, sondern befruchtend wirke. Es solle alles vermieden werden, was die nationale Begeisterung überstürzen könne. Dieses würde, wie zu hoffen sei, gelingen, wenn auswärts vermieden würde, dem deutschen Nationalstolz zu nahe zu treten.

Es war selbstverständlich, daß der Besuch Napoleons durch den Kaiser Franz Joseph erwidert ward und daß Graf Beust seinen kaiserlichen Herrn nach Paris begleitete. Diese wiederholten Zusammenkünfte gaben der französischen Presse Anlaß, Österreich und das Haus Habsburg auf Kosten Preußens zu verherrlichen und den Krieg gegen letzteres zu predigen. Zu gleicher Zeit eiferten auch mit besonderer Heftigkeit die von Hietzing aus bezahlten Blätter. Aber weder das eine noch das andre bewirkte, daß in Preußen, wie Napoleon wünschte und hoffte, der Gedanke sich Bahn brach, die eigne Sicherheit erfordere es, mit Frankreich eine feste Verbindung einzugehen und ihm als Opfergabe Gebietsteile zu überlassen. Aller Liebe Müh' war umsonst. Fast wie Drohung klang es, als Bismarck erklärte, „daß er den Deutschen so wenig von Wien als von Paris aus das Recht, sich die Hand zu reichen, werde verkümmern lassen."

Eines hatte Beust sich in Paris ausbedungen: den geplanten Krieg mit Preußen um einer andern als einer deutschen Angelegenheit willen ausbrechen zu lassen, weil dann der Anschluß Österreichs sich leichter ins Werk setzen lasse.

Unbeachtet blieben in Paris die Fingerzeige einsichtsvoller, in Deutschland lebender Franzosen. Wir erinnern hier vor allem an die später durch einen glücklichen Zufall in die Gewalt der Preußen gefallenen Berichte des französischen Militärbevollmächtigten in Berlin, des Baron von Stoffel, in denen dieser besonnene Mann aufs ernsteste von einem Kriege gegen Preußen abriet.

Des Grafen Bismarck gedenkt er mit den Worten: „Dieser eminente Mann, ein merkwürdiger Typus von dem vollendetsten Gleichgewicht zwischen Intelligenz und Willen.“ — „Preußen“, fährt er fort, „fühlt sich berufen, eine Mission zu erfüllen, nämlich die, die deutsche Einheit zu schaffen, und es hat den festen Willen, diese Aufgabe durchzuführen. Außerdem weiß Preußen, daß dies Projekt Frankreich nicht gleichgültig lassen kann, daß seine Erfolge von 1866 die Empfindlichkeit seines alten Feindes wachgerufen, und daß die Gefühle des gegenseitigen Mißtrauens einen solchen Grad erreicht haben, daß der Bruch aus dem unbedeutendsten Zwischenfall entstehen kann. Und da dieses Volk ernst und wachsam ist, trägt es eifrig Sorge, sich nicht überraschen zu lassen, wenn der Konflikt ausbrechen wird, ganz so, als sei es entschlossen, den Kampf mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln aufzunehmen.“

Ausführlich schildert Baron von Stoffel den preußischen Generalstab und schließt mit der Mahnung: „Nehmen wir uns vor dem preußischen Generalstab in acht!“

Der vom Zaun gebrochene Kriegsfall.

Trotz der vorwiegend kriegerischen Stimmung in den Tuilerien erbebten, als der entscheidende Augenblick heranrückte, dem Kaiser Napoleon Hand und Herz. Hören wir, was zwei Jahre nach Ausbruch des Kampfes (Ende 1872) Thiers vor der niedergesetzten Kommission, die ein Urteil über den Anlaß zum Kriege abgeben sollte, aussagte.

Thiers knüpft an die Thatsache an, daß, ganz den Wünschen des Herrn Beust gemäß, „eine andre als eine deutsche Frage“ gefunden worden war, die sich als Kriegsfrage ausbeuten ließ; das spanische Ministerium hatte auf Vorschlag des Marschalls Prim, des damaligen spanischen Regierungschefs, den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern zum Thronkandidaten auserkoren. In seinen weiteren Auslassungen versichert Thiers, daß der erste Ratgeber des Kaisers, der Großsiegelbewahrer Ollivier, anfänglich entschieden dagegen gewesen sei, in der Wahl des Erbprinzen von Hohenzollern einen Kriegsfall erblicken zu wollen, Der Kaiser selbst neigte sich seiner Auffassung zu; aber der Einfluß der Kaiserin und ihrer Vertrauten siegte.

So weit Thiers. — Jetzt galt es, die Wahl des Erbprinzen von Hohenzollern als einen von Preußen ausgehenden Akt der Feindseligkeit gegen Frankreich darzustellen. König Wilhelm befand sich im Bade, Bismarck auf seinem Landsitze Varzin. Hatte doch noch am 30. Juni Ollivier im gesetzgebenden Körper eine von Friedensversicherungen triefende Rede gehalten. Vier Tage später jedoch brachte der französische Geschäftsträger die Erklärung nach dem

auswärtigen Amte zu Berlin, es habe die Annahme der Thronkandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern in Paris peinlichen Eindruck gemacht. Ihm wurde amtlich erwidert, daß Preußen dieser Angelegenheit durchaus fern stehe. — Inzwischen waren von den Personen in Paris, die das Spiel in Händen hielten, die Rollen verteilt worden; eine Meute Pariser Zeitungen bildete den Chorus. Auf eine bestellte Interpellation in der Kammer antwortete der Minister des Auswärtigen, Herzog von Gramont: „Wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns verpflichtet, zu dulden, daß eine fremde Macht, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setzt, dadurch zu ihrem Vorteil das gegenwärtige Gleichgewicht der Mächte Europas stören und so die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährden darf."

Unterdessen hatte die spanische Regierung aus eignem Antriebe die Erklärung abgegeben: „Preußen sei gänzlich unbeteiligt an der Wahl." Trotzdem setzten die französischen Zeitungen ihre Angriffe mit steigender Heftigkeit fort, und am 8. Juli trat sogar der „Moniteur" mit der Bemerkung auf, „es müsse die Frage erweitert werden." Wie er das meinte, ward durch den Nachsatz erläutert: „Das wenigste, was Frankreich zu verlangen hat, ist die formelle Bekräftigung und die absolute Ausführung des Prager Friedens seinem Wortlaute und Geiste nach, d. h. die Freiheit der süddeutschen Staaten, die Räumung der Festung Mainz, das Aufgeben eines jeden militärischen Einflusses jenseit des Mains und die Regulierung des Artikels V mit Dänemark." Das war ein Zuruf an die Feinde Preußens außerhalb und innerhalb Deutschlands, sich „fertig" zu machen!

Die Haltung der preußischen Regierung blieb ernst und fest. In einem Rundschreiben ward die auf die Wahl bezügliche Mitteilung der spanischen Regierung bestätigt und hinzugefügt: „Vorstehendes sei dem französischen Gouvernement bekannt gegeben, eingehendere und vertrauliche Erörterungen freilich seien durch den Ton verhindert worden, in welchem diese Angelegenheit durch französische Minister im gesetzgebenden Körper behandelt worden wäre." Eine gleiche gemessene Haltung bewahrte die preußische Presse.

Da verlautete am 12. Juli die Nachricht: „Der Erbprinz Leopold habe der spanischen Thronkandidatur entsagt, den Gefühlen folgend, welche es ihm als preußischem und deutschem Offizier unmöglich machen, um seiner Person willen Deutschland in einen Krieg zu stürzen und gleichzeitig Spanien einen blutigen Kampf als Mitgift zu bringen." Die Friedensfreunde dankten Gott, daß nunmehr Frankreich keinen Vorwand mehr zum Kriege habe.

Sie sahen sich aber sehr enttäuscht, als am Abende des 13. Juli ein Telegramm bekannt wurde, in welchem es hieß: der französische Botschafter (Benedetti) habe an Se. Majestät in Ems noch die Forderung gestellt, ihn zu

autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Se. Majestät sich für alle Zeit verpflichte, niemals seine Zustimmung zu geben, wenn man je von hohenzollernscher Seite auf die spanische Kandidatur zurückkommen sollte. Se. Majestät hat darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen und demselben durch den Adjutanten vom Dienste sagen lassen, daß Se. Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe."



Verabschiedung des französischen Gesandten.

Am 14. Juli erfolgte die Abberufung des preußischen Botschafters Baron von Werther aus Paris, und am Morgen des nächsten Tages trat der König seine Reise nach Berlin an. Gegen Abend, und zwar noch vor der Ankunft des Königs, ward in Berlin folgendes Telegramm veröffentlicht:

„Paris, 15. Juli, nachmittags 12 Uhr 30 Minuten. Heute Nachmittag wird gleichzeitig eine Mitteilung der Regierung an den Senat und an den

gesetzgebenden Körper erfolgen, welche eine Auseinandersetzung der Lage enthält. Die Vorlage schließt mit der Mitteilung, daß Frankreich den Krieg an Preußen erklärt hat. — Aus Paris, nachmittags 2 Uhr 2 Minuten folgt die Bestätigung, daß der Krieg erklärt ist."

Die Kriegspartei in Paris hatte also den Sieg davongetragen, und Ollivier, von dem leuchtenden Auges befreundeten Deputierten verkündet worden war, daß der Friede absolut gesichert sei, ging jetzt selbst zur Kriegspartei über.

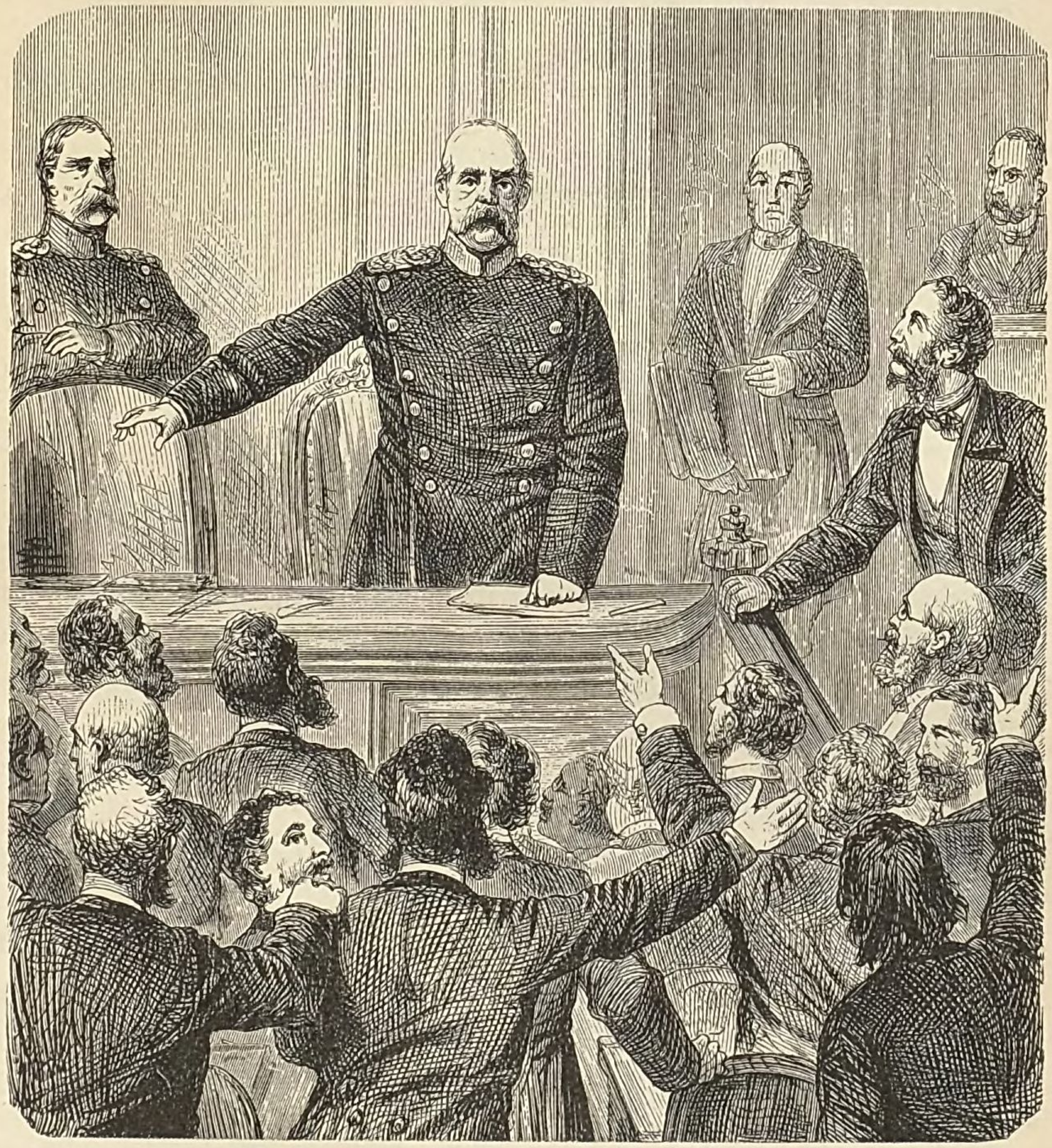
Beust entwickelte sofort die erdenklichste Geschäftigkeit. Er sandte seinen sächsischen Schicksalsgenossen Herrn von Vitzthum nach Florenz und von da nach Paris mit einem Traktatentwurfe. Es kam auch zu einer vorläufigen Verständigung, derzufolge Österreich und Italien ihre Rüstungen derartig zu beschleunigen versprachen, daß es ihnen möglich sein werde, etwa Anfang September mit in den Krieg einzutreten.

Als König Wilhelm am Abend des 15. Juli in Berlin eintraf, fand er die Stadt in außerordentlicher Bewegung. Nirgends Zeichen von Furcht und Bangen. Die Straßen, längs denen er seinen Weg nach dem Palais nahm, waren so dicht mit ihm zujubelnden Massen besetzt, daß der Wagen mehrmals anhalten mußte. Noch in der Nacht hielt der König einen Kriegsrat ab, an welchem der Kronprinz, die Minister Graf Bismarck und von Roon und der Generalstabschef von Moltke teilnahmen. Beschlossen wurde, die Mobilmachung des Heeres zu beschleunigen und den Reichstag auf den 19. Juli einzuberufen.

In Paris war an demselben Tage nach einer stürmischen Beratung im gesetzgebenden Körper, bei welcher Thiers vergeblich alle seine Kraft aufgeboten hatte, noch in der letzten Stunde den Frieden zu erhalten, ein Kredit von 500 Millionen Frank für die Landmacht und von 16 Millionen für die Seemacht fast einstimmig bewilligt worden.

Der nach Berlin berufene Reichstag hielt in der Zeit vom 19. bis 21. Juli sechs Sitzungen. In der Thronrede wies der König auf frühere Vorgänge in bezug auf die Haltung Frankreichs gegen Deutschland hin. Dann hieß es: „Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger, desto inniger verbindet; heute, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Öffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuerter französischer Gewaltthat."

Es diente im hohen Maße dazu, die Stimmung zu heben, daß auf Grund der Schutz- und Trutzbündnisse schon am 16. und 17. Juli in Bayern, Württemberg und Baden die Befehle zur Mobilmachung des Heeres erlassen worden waren. Der Reichstag bewilligte 120 Mill. für den Krieg und 30 Mill. für Darlehnszwecke zur Unterstützung des Gewerbefleißes.



Verlesung der französischen Kriegserklärung im Reichstage des Norddeutschen Bundes am 19. Juli 1870.

Erst am 19. Juli wurde die Kriegserklärung Frankreichs in Berlin überreicht. Als Graf Bismarck dem Reichstage davon Mitteilung machte, erschütterte ein Sturm das Haus, und in den dröhnenden Zuruf der Abgeordneten stimmten auch die Tribünen ein.

Das hohe Ziel, das allen vor Augen stand, wir finden es ausgedrückt in

den Strophen von Heinrich von Treitschke, der dem Hoffen seines Volkes Worte verlieh:

„König Wilhelm, fest im Norden
Bautest du das Deutsche Reich.
Wahr' es heut vor fremden Horden,
Deinen großen Vätern gleich!
Führ' uns heut auf schön're Bahnen,
Der du Habsburgs Scharen schlugst.
Deutschland folgt den stolzen Fahnen,
Die du einst gen Böhmen trugst.

Gott der Herr in einer Stunde
Heilte unsres Haders Wunde.
Zeuch die Straße nach Paris,
Die dein Ahn' den Vätern wies!
Aber dann durch Berg und Forsten
Fliege heim, du Königsaar,
Zu den schwäb'schen Felsenhorsten,
Wo einst deine Wiege war.

Denn erfüllet sind die Zeiten,
Wahrheit wird der Dichter Traum.
Deinen Fittich sollst du breiten
Über Deutschlands fernsten Raum.
Nimm der Staufen heil'ge Krone,
Schwing' den Flamberg der Ottone,
Unsres Reiches Zier und Wehr —
Deutschland frei vom Fels zum Meer!"

Noch vor dem Auszug vernahmen unsre Krieger, wie die deutschen Fürsten durch Telegramme sich begrüßten; die Zeitungen brachten Zurufe aus Nord und Süd, nicht nur aus den zum heutigen Deutschland gehörenden Ländern, sondern auch aus Deutsch-Österreich. „Die akademische Jugend Österreichs, der ganzen Universität", so lautete ein Zuruf aus Wien, „stimmt begeistert ein in die heldenhafte Erregung, die ganz Deutschland durchbraust. Nur ein Schmerz erfüllt ihre Seele, der Schmerz, daß sie nicht kämpfen und siegen kann mit euch!" — Noch aus weiterer Ferne brachten täglich die Zeitungen die zuversichtlichen Erwartungen der im Auslande weilenden Landsleute zur Kenntnis der deutschen Krieger, von Deutschen in England, Spanien, Italien, der Türkei, Rußland; Telegramme trug das Kabel über den Ozean, und wo überhaupt Deutsche lebten, da waren sie sich sofort klar, daß diesmal ein jeder dem Vaterlande seine Dienste weihen müsse, wenn nicht mit dem Schwerte in der Hand, so doch durch teilweise Übernahme der Sorgen für die Opfer des bevorstehenden Krieges.

Unser „Volk in Waffen" zog allerorten begeistert von dannen. „Und das alles", schrieb man einem Wiener Blatte, „geht mit einer imposanten Ruhe vor sich, mit der sicheren Ordnung eines erprobten und von kundiger Hand geleiteten Mechanismus. Von den Fenstern winken und nicken die Frauen, Freudenthränen im Auge, den Scheidenden ihre Grüße hernieder."

Dieses unvergeßliche Schauspiel wiederholte sich in den Hauptstädten und an allen Mittelpunkten der deutschen Staaten. Gleichlautende Nachrichten aus

Nord und Süd erhöhten die patriotische Glut; die Aussicht, am Rhein in geschlossener Macht dem alten Feinde entgegenzutreten, bewirkte es, daß die Kämpfer aus dem Jahre 1866 den Hader und Zwist vergangener Tage vergaßen, daß mit einem Male zwischen ihnen die Schranke des Mains gefallen war, daß sie sich danach sehnten, die alte Blutsfreundschaft aufzufrischen und im edelsten Wettkampfe einen neuen Altar der Einigkeit aufzurichten.

„Angesichts der ernsten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthat unsrer Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege", erneuerte der König das von seinem Vater im Jahre 1813 am 10. März, dem Geburtstage der Königin Luise, gestiftete Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes durch Erlaß vom 19. Juli, wonach dasselbe als Lohn der Tapferkeit einem jeden verdienstvollen Kämpfer, ohne Unterschied des Ranges oder Standes, verliehen werden sollte.

Am 19. Juli waren sechzig Jahre seit dem Heimgange der hochgesinnten Königin Luise verflossen. Wie schon oft, so vereinigte dieser ernste Tag die Mitglieder der königlichen Familie in Charlottenburg. Gesenkten Hauptes stand der greise Monarch an den Marmordenkmälern seiner Eltern, sinnend, in sich gekehrt. Im Begriffe, einer großen Mission zu folgen, zu deren Gelingen er mehr noch als zu jeder vorhergegangenen des Segens der Abgeschiedenen zu bedürfen meinte, gedachte er lebhaft der Mahnung, welche von der edlen Mutter an ihre Söhne ergangen war. Sie hatte den Söhnen es als eine Ehrenpflicht bezeichnet, den von Frankreich verdunkelten Ruhm der Vorfahren zurückzugewinnen. Jetzt trat an ihn, den längst Siebzigjährigen, die Forderung, jenes Wort zu lösen. Und er löste es.

Heerfahrt.

Die deutsche Heerfahrt begann. Zum erstenmal entfaltete sich die preußisch-norddeutsche Armeeorganisation in ihrer ganzen Umfänglichkeit und Furchtbarkeit, jedem, der diesen Organismus unsres Heerwesens sah, die höchste Bewunderung abnötigend. Feurige Dampfrosse führten die Tausende dem Westen zu, Lieder erschallten aus den Waggons, auf den Stationen wurden die Krieger mit siegesgewissem Jauchzen empfangen, Männer und Frauen eilten an die Wagen, Erfrischungen darbietend.

Die Brandenburger, die Pommern, die Männer aus Posen und Preußen sahen auf ihrer Fahrt gen Westen die Landschaften wie die Bilder eines Panoramas an sich vorüberziehen. Und wie auch das schnaubende Dampfroß in Sturmeseile dahinjagte, es vergingen Tage, bis der vaterländische Boden durchmessen war. Da gewannen viele zum erstenmal eine Anschauung von der Größe des Vaterlandes, und wenn sie dann von Kundigen aus ihrer Kameradschaft

daran erinnert wurden, daß Deutschland im Laufe der Zeit rechts und links beraubt worden, daß es vordem noch um vieles umfangreicher gewesen und daß Frankreich seit Jahrhunderten am meisten zur Schädigung des teuren Vaterlandes beigetragen, um der Gewalt und List hinterher noch den Hohn und den Spott gegen die Väter hinzuzufügen: dann loderte der Zornmut gegen die Frevler um so heller auf, und die kampfbereiten Männer verstanden die Ausbrüche des Ingrimms eines Stein, eines Blücher, eines E. M. Arndt, eines Schenkendorf. Die deutsche Kraft in der umfassendsten Bedeutung des Wortes war es, die dem bedrohten Strome zuzog, nicht die Kraft des Armes allein, noch der Waffe, sondern auch die Kraft des Gemüts, ohne die, wie Fichte, einer unsrer Weisen, sagt, wahrhaft Großes weder im Frieden noch im Kriege zu erringen ist. Die zunächst der französischen Grenze zurückenden Truppen bestanden aus 462300 Mann Fußvolk mit 1584 Geschützen und 58800 Reitern.

Aus diesen Streitkräften hatte der General von Moltke, der die Oberleitung im Kriege übernommen, drei große Armeen gebildet. Zwischen Trier und Saarbrücken sammelte sich die unter der Führung des Generals Steinmetz stehende I. Armee, aus dem VII. und VIII. Armeekorps, Westfalen und Rheinländern, zusammengesetzt, wozu später noch das I. Armeekorps (Provinz Preußen) kam. Diese Truppen wurden von den Generalen von Zastrow, von Goeben und von Manteuffel befehligt.

Die II. Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen schirmte die Pfalz vor den französischen Gelüsten. Sie bestand aus sechs Armeekorps: dem II. (Pommern), dem III. (Brandenburg), dem IV. (aus der Provinz Sachsen), dem IX. (aus Schleswig-Holstein und dem Großherzogtum-Hessen), dem X. (Hannoveranern), dem XII. (dem Königreich Sachsen und dem Gardekorps), unter den Generalen von Fransecky, von Alvensleben I., von Alvensleben II., von Manstein, von Voigts-Rhetz, dem Kronprinzen Albert von Sachsen und dem Prinzen August von Württemberg.

Der III. Armee, zu welcher die süddeutschen Bundesgenossen gehörten, fiel die Aufgabe zu, von Landau aus gegen Weißenburg vorzugehen.

Diese von dem preußischen Kronprinzen befehligte Armee war aus drei norddeutschen Armeekorps gebildet, aus dem V. (Posener), VI. (Schlesier), dem XI. (Hessen-Nassauer), weiterhin aus den zwei bayrischen Korps, der württembergischen und der badischen Division, unter von Kirchbach, von Tümpling, von Bose, von der Tann, von Hartmann, von Obernitz und von Beyer. — Als Generalstabschefs wurden den Führern der drei Armeen die Generale von Sperling, von Stiehle und von Blumenthal beigegeben. Die Reiterei, soweit man sie nicht den einzelnen Armeekorps zugeteilt hatte, war in sieben Divisionen, jede zu etwa sechs Regimentern, aufgestellt.

Die französischen Heersäulen, in acht Korps formiert, standen: die Kaisergarde unter Bourbaki bei Nancy; das I. Korps, kommandiert von dem Marschall Mac Mahon, bei Straßburg; das II. Korps unter Frossard bei St. Avold; das III. Korps unter Marschall Bazaine in und um Metz;



Des Königs Abreise zum Heere.

das IV. Korps unter de l'Admirault bei Diedenhofen; das V. Korps unter de Failly bei Bitsch; das VI. Korps unter dem durch den Krimkrieg bekannten Marschall Canrobert im Lager von Chalons; das VII. Korps unter General Felix Douay in und bei Belfort.

Marschall Leboeuf handhabte die Leitung des kaiserlichen Generalstabes, während Napoleon, an Geist und Körper geschwächt, sich an die Spitze der gesamten Armee stellte.

Saarbrücken. Weißenburg. Wörth. Spicheren.

Von Mainz aus erließ der König am 2. August folgende Ansprache an die Armee: „Ganz Deutschland steht einmütig in Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes, unsrer Ehre, des eignen Herdes. Ich übernehme heute das Kommando über die gesamte Armee und ziehe getrost in einen Kampf, den unsre Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf euch. Gott der Herr wird mit unsrer gerechten Sache sein."

Damit war der Feldzug als eröffnet angesehen. Ein Drama in der Völkergeschichte, aufgeführt mit Mitteln von einem Umfange, wie sie bisher noch niemals aufgeboten worden waren, begann. Die beiden größten Heerkörper Europas, beide erprobt in schweren Kämpfen, beide sich ihrer Kraft bewußt, traten einander gegenüber. „Fest und getrost", so ließ sich damals eine Stimme in der Presse vernehmen, „schauen wir dem Kampfe entgegen; wir haben weder die Waffen noch die Begeisterung der Franzosen zu fürchten. Denn in ihrer Begeisterung liegt ein Rausch, in der unsrigen aber liegt eine Andacht, und aus dieser Andacht sprechen 40 Millionen: Gott schirme Deutschland!" „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein", so sang an jenen bewegten Tagen in der Heimat überall jung und alt.

Napoleon war in Metz angekommen; einem verzweifelten Spieler gleich erhob er die Hand zum Entscheidungswurf. Es kam ihm darauf an, um jeden Preis einen „ersten Erfolg" zu verzeichnen. Dies führte ihn zu dem Entschluß, auf einer schwachen Stelle mit überlegener Kraft anzugreifen und dann den „Erfolg" mit Posaunentönen der Welt zu melden, um dadurch Bundesgenossen heranzuziehen. Das Schauspiel möglichst wirkungsvoll zu gestalten, hatte er seinen vierzehnjährigen Sohn Louis nach Metz mitgenommen. Es fehlte nur noch eine pomphafte Proklamation an das Heer; diese brachte der Mann des 2. Dezembers leichter fertig als die Leitung des Feldzugs. Sie gipfelte in der Phrase: „Das Auge des Weltalls schaut auf euch!" — Nun, damit überbot er doch noch die Phrase des ersten Napoleon: „Von diesen Pyramiden schaut eine zweitausendjährige Geschichte auf euch hernieder!"

Dem von Napoleon ersehnten ersten Erfolge ging als üble Vorbedeutung eine schwere diplomatische Niederlage voraus. Graf Bismarck veröffentlichte einen ihm von dem französischen Gesandten Benedetti übergebenen Entwurf, in welchem ausgesprochen war, daß Frankreich sich zu verpflichten bereit sei, Preußen an einer weiteren Ausbreitung in Deutschland nicht zu hindern, wenn

dieses sich dagegen verpflichten wolle, Frankreich bei der Aneignung von Belgien und Luxemburg zu unterstützen.

Saarbrücken war als Ort ersehen, auf welchem die Wunderblume des „ersten Erfolgs“ erblühen sollte. Es befand sich daselbst eine kleine preußische Besatzung — ein einziges Bataillon Infanterie nebst drei Schwadronen Ulanen. Diese Vorpostenabteilung hatte den Befehl, im Falle eines überlegenen Angriffs sich fechtend auf die nahen Höhen zurückzuziehen. Dieses Häuflein ward nun am 2. August vormittags 10 Uhr von nicht weniger als drei ganzen feindlichen Divisionen mit 23 Geschützen angegriffen! — Gegen 11 Uhr erschien zur Erhöhung der Wirkung der Kaiser mit seinem Sohne, und an dem Nachmittage schon wurden die Pariser durch folgende „Siegesbotschaft“ in Entzücken versetzt: „Telegramm des Kaisers an die Kaiserin. Louis hat die Feuertaufe erhalten. Er war bewunderungswert in seinem kalten Blute, nicht im mindesten aufgeregt. Die Division Frossard hat die Höhen genommen, welche Saarbrücken beherrschen. Die Preußen haben nur kurzen Widerstand geleistet. Wir waren in der ersten Linie, die Kanonen- und Flintenkugeln fielen vor uns nieder. Louis hat eine der Kugeln aufgehoben, die bei ihm niederstürzten. Die Soldaten vergossen Thränen, als sie ihn so ruhig gefaßt sahen.“

Wir wollen gleich hier bemerken, daß sich gegenüber der Verlogenheit der französischen Berichte auch in diesem Kriege die preußischen offiziellen Mitteilungen durch strengste Wahrhaftigkeit auszeichneten, ja es kann gesagt werden, daß das gewissenhafte Bemühen, einerseits bei Anführung von errungenen Vorteilen in keiner Weise zu übertreiben, anderseits erlittene Verluste nicht zu verkleinern, vielfach bewirkte, daß die günstigen Meldungen vom Kriegsplatze von den wirklich erreichten Erfolgen übertroffen wurden. Auch in diesem Kriege ist uns das Beste, was wir über den Ruhm der deutschen Heere erfahren haben, von Fremden geboten worden. Preußischerseits wurde einfach berichtet: „Ungeachtet des Feuers einer bedeutenden Artillerie verblieben unsre Vorposten in ihrer Stellung bis zur vollendeten Entwickelung des Gegners: erst als dieser drei Divisionen formiert hatte, räumte die schwache preußische Vorpostenabteilung die Stadt und nahm dicht nördlich derselben eine neue Beobachtungsstellung.“

Um das Schauspiel noch effektreicher gestalten zu lassen, beschoß danach Frossard, allem Kriegsgebrauch zuwider, die offene Stadt eine Zeitlang mit — Brandkugeln! — In Paris umarmten sich an diesem Tage die Leute auf der Straße, die Kaiserin stiftete zu Ehren des Sieges eine „ewige Lampe“. „Gaulois“ brachte folgendes Telegramm: „Sieg bei Saarbrücken. Die Division Frossard hat drei preußische Divisionen über den Haufen geworfen und niederkartätscht. Der Kaiser ist im Triumph nach Metz zurückgekehrt.“

Der Kronprinz hatte am 4. August die französische Grenze überschritten; die Posse des Napoleoniden war zu Ende, es begann der Ernst des Waffenspiels. Noch an demselben Tage konnte König Wilhelm seiner Gemahlin durch den Telegraphen melden: „Unter Fritzens Augen heute einen glänzenden, aber blutigen Sieg erfochten durch Stürmung von Weißenburg und des dahinterliegenden Geisberges. Unser V. und XI. Korps und II. bayrisches Armeekorps fochten. Feind in Flucht. 500 unverwundete Gefangene, eine Kanone und das Zeltlager in unsern Händen. Divisionsgeneral Douay tot, von uns General von Kirchbach leicht gestreift. Mein Regiment 58er starke Verluste. Gott sei gepriesen für diese erste glorreiche Waffenthat! Er helfe weiter!" Diese Mitteilung entsprach insofern nicht der Wirklichkeit, als nicht 500, sondern beinahe die doppelte Anzahl unverwundeter Franzosen gefangen wurde. Die tapferen Bayern hatten hier zum erstenmal die Bekanntschaft der gefürchteten schwarzen Turkos gemacht und so viele derselben gefangen genommen, daß man reiche Proben dieser „Vorkämpfer französischer Kulturbestrebungen" zur Ansicht nach Deutschland schicken konnte.

Der Kronprinz setzte unverzüglich seinen Vormarsch über Weißenburg hinaus fort, und schon zwei Tage später, am 6. August, konnte er melden: „Siegreiche Schlacht bei Wörth. Mac Mahon mit dem größten Teile seiner Armee vollständig geschlagen. Franzosen auf Bitsch zurückgeworfen. Auf dem Schlachtfelde bei Wörth $4^1/_2$ Uhr nachmittags." Und an die Mutter des siegreichen Sohnes telegraphierte der König: „Welches Glück dieser neue große Sieg durch Fritz! Preise Gott für seine Gnade! Gewonnen einige 30 Geschütze, zwei Adler, sechs Mitrailleusen, 4000 Gefangene. Mac Mahon war verstärkt aus der Hauptarmee. Es soll Viktoria geschossen werden."

Auch diese Mitteilung erwies sich als zu bescheiden, denn die Franzmänner hatten an dem Tage von Wörth nicht 4000, sondern 9000 Gefangene eingebüßt. Zunächst hinter den Flüchtlingen her waren die württembergischen Reiter, die sich die reichgespickte Kriegskasse Mac Mahons nicht entgehen lassen wollten und dieselbe auch wirklich erbeuteten. — Der herrliche Sieg von Wörth hatte freilich schwere Opfer gekostet; über 10000 deutsche Krieger bluteten an diesem Tage für das Vaterland, dessen Boden von jetzt ab nur noch französische Gefangene, keine beutelustigen bewaffneten Horden betreten sollten.

An demselben 6. August traf der preußische General von Kameke den Feind hinter Saarbrücken in einer starken Stellung auf den Bergen von Spicheren. Sofort erfolgte der Angriff. Als der Kanonendonner an das Ohr der im Anmarsch begriffenen andern zwei Divisionen schlug, eilten Abteilungen derselben herbei und griffen todesmutig in das Gefecht ein. Der Kampf erreichte erst bei völliger Dunkelheit sein Ende, die geschlagenen Franzosen zogen

sich auf Metz zurück. Diesmal hatte sich eine entschiedene Übermacht auf seiten des Feindes befunden: 27 preußische Bataillone hatten den Sieg gegen 39 französische Bataillone erkämpft; einige Tausend Gefangene, zwei Zeltlager, eine Menge Material und unermeßliche Vorräte fielen den Deutschen in die Hände.



Der Kronprinz belobt und begrüßt die siegreichen Bayern und Württemberger.

Am ergiebigsten zeigte sich die Beute auf dem Bahnhofe zu Forbach, wo viele Tausend Säcke Hafer, große Lager Brot und Mehl, unter anderm auch ein ganzer Schuppen mit Champagner und andern Weinen vorgefunden wurden.

Die Deutschen bezahlten den bei Spicheren errungenen Erfolg teuer genug mit 223 Offizieren und 4648 Mann, während die Franzosen nach ihrer Angabe 249 Offiziere und 3829 Mann verloren. Allein die gänzliche Auflösung auch dieses feindlichen Heeresteiles läßt die schweren Verluste der Deutschen

weniger schmerzlich erscheinen. — Die kleine Festung Lützelstein in den Vogesen ward vom Feinde verlassen.

Mac Mahon, von Preußens Kronprinzen verfolgt, suchte seine zersprengte Armee bei Nancy zu sammeln, während die unglücklichen Kämpfer von Spicheren und einige bis dahin noch nicht verwendeten französischen Divisionen nach Metz auswichen und unter den Oberbefehl des Marschalls Bazaine traten.

Wie sah es kurz vor diesen Wandlungen in Paris aus? Das „Pariser Journal" brachte vor Ausbruch des Krieges ein Gedicht (mit eigens dazu gesetzter Melodie), in welchem es hieß: „Wenn der Feind in der Scheuer schläft, leg' ohne Zaudern Feuer daran. Um einen solchen Kot wegzukehren, wie sollte man sich etwa noch besinnen? Wer an Frankreich rühren will, kann sicher sein, daß er auf unsern Misthaufen verröcheln wird. An jedem Ast soll einer von ihnen hängen." Ein andres Blatt sagte: „Bauern, wenn Ihr Dünger für Eure Felder haben wollt, so tretet in die Armee gegen die Deutschen."

Der „Rappel", Viktor Hugos Organ, forderte auf, den König Wilhelm zu ermorden. Ähnliches Hyänengeheul erscholl auch noch aus andern Blättern.

Am 6. August telegraphierte Napoleon aus Metz: „Mac Mahon hat eine Schlacht verloren. Frossard ist an der Saar genötigt worden, sich zurückzuziehen. Der Rückzug vollzog sich in guter Ordnung. Es kann alles wieder in das rechte Geleise kommen."

Die volle Bedeutung der Niederlage Mac Mahons erkannten die Pariser erst aus dessen Armeebefehle. Er gab zu, daß sein Heer seine Position — „jedoch erst nach heroischem Widerstande" — habe aufgeben müssen. Dann hieß es weiter: „Am 6. August hat das Schicksal Euren Mut betrogen." — Solche Phrasen wuchern nur auf französischem Boden. — Ein freches Pariser Journal trieb eine noch üppigere Blüte hervor, indem es schrieb: „Gott ist uns eine Revanche schuldig!" — Sollte man meinen, daß gotteslästerlicher Schwulst noch ärgerer Art zu Tage gefördert werden könnte? Ja, es geschah! Das „Pays Roumain" phantasierte in seinem Wahnwitz: „Die Niederlage Frankreichs . . . wird nach Rache schreien als ein ungeheurer Fehler in der allgemeinen Logik der Dinge, als eine Schändung des Schicksals!.. Wehe! wenn Frankreich unterläge, wenn dieser Mord begangen würde, wenn das Unmögliche wirklich würde, wenn dieser blutige Gassenbubenstreich der Vorsehung sich vollzöge .... dann würde das zerrissene, vernichtete Frankreich sich als ein furchtbarer Richter wieder erheben, um vor der verblendeten Gottheit im Purpurkleide zu erscheinen und ähnlich wie der besiegte Cäsar, der mit seinem letzten Atemzuge Verwünschungen ausstieß, mit seinen rauchenden Eingeweiden das Antlitz des Himmels geißeln."



Schmidt: Kaiser Wilhelm. 3. Aufl. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Deutsche Heerführer und Kriegsmänner im deutsch-französischen Kriege.

v. Stiehle. v. Fabrice (sächs. Kriegsminister). v. Sperling.
v. Goeben. v. Manteuffel. v. Werder.
v. Prankh (bayr. Kriegsminister). v. Hartmann. v. d. Tann.

Solche Sprache führte ein Volk, dessen ritterliche Eigenschaften einst so hoch gepriesen wurden. Der „Rache für Sadowa“ wegen hatte man den Krieg begonnen; jetzt stöhnte man nach „Revanche“, weil die Deutschen sich nicht gutwillig wollten schlagen und berauben lassen! — Daß es unter den Franzosen auch noch einsichtsvolle, rechtschaffene Leute gab, die sich die Schwierigkeiten der Lage nicht verhehlten, bedarf keines Hinweises; aber sie durften es nicht wagen, in dem allgemeinen Wutgeheul ihre Stimme zu erheben.

Das Ministerium mußte einem ihm erteilten Mißtrauensvotum weichen, und Marschall Palikao übernahm es, ein neues Kabinett zu bilden, wovon derselbe am 12. August dem gesetzgebenden Körper Mitteilung machte, mit dem Hinzufügen, daß binnen vier Tagen 70000 Mann Verstärkungen nach dem Kriegsschauplatze gesandt sein würden. An Leboeufs Stelle sollte Marschall Bazaine die Bewegungen des Heeres leiten, und es bekam derselbe samt den in und um Metz vereinigten Heeresteilen vorläufig alle Hände voll zu thun.

Palikao und Bazaine, die „schlechtesten Kerle in Frankreich“, welche Bezeichnungen diese sich von ihren Landsleuten vielfach hatten gefallen lassen müssen, waren also jetzt obenauf. Von ihnen war unter anderm gesagt worden: „Palikao plünderte in China und verschacherte dann das Geplünderte, Bazaine verschacherte erst den Kaiser Maximilian und plünderte dann.“

Die Schlachttage bei Metz.

Während der Kronprinz von Preußen die Franzosen durch die Vogesenpässe verfolgte und die beabsichtigte Vereinigung der Heeresreste Mac Mahons mit der Armee unter Bazaine zu vereiteln suchte, setzten die Generale Steinmetz und Prinz Friedrich Karl mit der I. und II. Armee ihren Marsch in der Richtung auf Metz fort. Die III. Armee hatte bereits am 11. August die Vogesen überschritten, so daß sie an diesem Tage wieder in direkte Verbindung mit den beiden andern deutschen Armeen trat, womit der strategische Aufmarsch der deutschen Streitkräfte vollzogen war.

Bazaine traf am 14. August Anstalten, einen Teil seiner Truppen auf das linke Moselufer zu führen, um Mac Mahon, der von Nancy aus nach dem vielbesprochenen Lager von Chalons aufgebrochen war, die Hand zu reichen. Solches ging aber ganz entschieden gegen die Absichten des deutschen Hauptquartiers. Des alten Steinmetz Vorhut langte am 14. gerade zu der Zeit vor Metz an, als die letzten französischen Regimenter sich den Festungswerken näherten. Es entspann sich nun bei Courcelles ein hitziges Gefecht, welches fortgesetzt größeren Umfang gewann, da von beiden Seiten Unterstützung nachrückte. Am späten Abend sahen sich die Franzosen, trotz der tapfersten Gegenwehr, in die Festung zurückgeworfen.

Die Ereignisse des 14. August bilden den Anfang einer Reihenfolge großer Kämpfe um Metz.

General von Alvensleben II. überschritt mit seinen Brandenburgern (dem III. Korps) in der Frühe des 16. August die Mosel, ließ zahlreiche Reiterscharen weit vorausschwärmen und marschierte über Gorze nach Mars la Tour. Auf dem vorliegenden Höhenzuge sah man überall die französischen Vorposten, und weiter rückwärts hinter Vionville und Flavigny glänzten die weißen Zeltlager größerer Truppenkörper. Daß Bazaine begonnen hatte, seine ganze, an 200000 Mann starke Armee aus Metz herauszuziehen und in der Richtung auf Verdun marschieren zu lassen, dies konnte der preußische Heerführer nicht vermuten, als er seine braven Brandenburger gegen die Höhen von Vionville und Flavigny vorrücken ließ.

Den Brandenburgern Einhalt zu thun, hielt es Marschall Bazaine nach 12 Uhr geboten, das in seiner Nähe befindliche Gardekürassierregiment und ein Regiment Lanzenreiter vorgehen zu lassen. Diese stießen zunächst auf zwei Kompanien des 52. Regiments, die mit angeschlagenem Gewehr den gewaltigen Reiterstoß erwarteten. Machtlos zersplittert der Angriff gegenüber einem auf 250 Schritt abgegebenen mörderischen Schnellfeuer.

Bazaine, in die Flucht seines Gefolges mit fortgerissen, schwebte einige Zeit in Gefahr, gefangen zu werden; das Dazwischentreten französischer Infanterie rettete ihn.

Die Brandenburger kämpften lange allein. Unaufhaltsam blieben die Tapfern im Vorrücken; aber schon zogen von Rezonville gewaltige Massen gegen sie.

Das war ein heißer und gewaltiger Kampf, ein überaus blutiges Ringen um den Siegeslorbeer. Immer mächtiger drängte der Feind, doch die Brandenburger wichen nicht. Das X. Korps hatte den Kanonendonner vernommen und sich in Bewegung gesetzt; schon erschien seine Vorhut, der Feind begann zu weichen. Nun ist der Augenblick für Lanzen und Säbel gekommen; die 6. Kavalleriedivision rückt vor. Wie aber die Regimenter links von Flavigny anstürmen, stoßen sie nicht auf ermüdete und wankend gewordene Bataillone, sondern auf ausgeruhte, soeben in fester Haltung anrückende Truppen, welche weiterem Vordringen durch verheerendes Schnellfeuer ein Ziel setzten. Einzelne preußische Regimenter zählten schon weit über 1000 Tote und Verwundete, vielen Batterien waren fast alle Pferde und der größte Teil der Bedienungsmannschaft weggeschossen; die noch nicht verwundet am Boden lagen, drohten vor Erschöpfung umzusinken. Kein Wunder, wenn General von Alvensleben besorgt ausschaute, ob nicht aus den rückwärts liegenden Thälern deutsche Fahnen sich blicken ließen. Vergebliches Spähen! — Statt der ersehnten Hilfe

sah er immer und immer neue feindliche Adler auftauchen, neue französische Bataillone heranrücken. Der General hatte kein Regiment mehr im Rückhalt, um im äußersten Notfalle wenigstens den Rückzug sichern zu können. Die Lage wurde äußerst bedenklich — es mußte das Äußerste gewagt werden. Es waren ihm das 7. Kürassier- und das 16. Ulanenregiment zur Verfügung gestellt worden. Diese sollten jetzt dem Drängen der Franzosen Einhalt gebieten und den erschöpften Kameraden, die zu Fuße kämpften, einen Augenblick der Ruhe erringen. Der Befehl erfolgte. Vom heftigsten Artillerie- und Gewehrfeuer empfangen, wirft sich die Heldenschar in breiter Linie auf die Massen des Feindes. Das erste französische Treffen wird überritten, die Artillerielinie durchbrochen, Bespannung und Bedienungsmannschaft werden zusammengehauen. Auch das zweite Treffen vermag den mächtigen Reitersturm nicht aufzuhalten; die Batterien auf den weiter rückwärts gelegenen Höhen protzen auf und wenden sich zur Flucht. Von Kampfesmut und Siegeseifer fortgerissen, durchjagen die braven Schwadronen sogar noch die nächste von Franzosen wimmelnde Thalmulde, bis endlich von allen Seiten französische Kavalleriemassen gegen sie ansprengen. Atemlos von dem anhaltenden Ritte, durch die feindlichen Geschosse gelichtet, ohne jegliche Unterstützung und von allen Seiten von der feindlichen Übermacht angegriffen, gilt es nun, sich rückwärts durchzuschlagen. Ihr Führer, General von Bredow, läßt Appell blasen. Nur noch ein Trompeter, der oft genannte Trompeter von Mars la Tour, hält sich, wiewohl verwundet, noch fest im Sattel; sein Instrument ist zerschossen, aber noch hat er die Kraft, ihm Töne — freilich Töne seltsamer Art! — zu entlocken und den todmüden Reitern die Richtung anzudeuten. Abermals die kurz vorher überrittenen Artillerie- und Infanteriemassen durchjagend, unausgesetzt vom Kugelregen überschüttet und von feindlichen Reitermassen verfolgt, eilen die Überreste der beiden Kavallerieregimenter auf Flavigny zurück. Der verwegene Angriff hatte die Hälfte der Reiter und Rosse gekostet, aber das schwere Opfer war nicht vergeblich gebracht worden. Von Rezonville her unternahmen die Franzosen an diesem Tage keinen neuen Vorstoß mehr; der Infanterie und Artillerie war etwas Luft gemacht worden, sie konnten nach sechsstündigem Kampfe gegen fünf feindliche Korps wieder aufatmen.

Erst zwischen 3 und 4 Uhr erschien Prinz Friedrich Karl auf dem Schlachtfelde. Nun trafen auch stärkere Abteilungen des X. Korps ein, welche, den äußersten linken Flügel der deutschen Schlachtlinie bildend, sofort zum Angriffe vorgingen. Dem General von Wedell gelingt es, mit seinen Regimentern die vorliegenden Hügel zu erstürmen. Überlegene Streitkräfte zwingen ihn zum Rückzuge — da tritt, zum zweitenmal an diesem denkwürdigen Tage, die preußische Kavallerie opferwillig ein. Die Generale Graf Brandenburg

und von Rheinbaben erhalten Befehl zum rücksichtslosen Dreinreiten. Das preußische erste Gardedragonerregiment sprengt alsbald gegen die rechte Flanke der französischen Infanterie an; der Vorstoß gelingt, das zurückweichende Fußvolk ist gerettet. Als sich aber die Gardedragoner in ihren himmelblauen, vom Blute tief rot gefärbten Waffenröcken hinter der preußischen Artillerie wieder sammeln, ergibt es sich, daß 12 Offiziere, 125 Mann und 250 Pferde außer Gefecht gesetzt sind.

Zur selben Zeit trifft das schleswig-holsteinische Dragonerregiment Nr. 13 mit den Chasseurs d'Afrique zusammen, die, nachdem sie ihre Karabiner abgefeuert, sich zur Flucht wenden. Die Dragoner jagen hinter ihnen her — da erblicken sie mit einem Male die ganze Reiterei der kaiserlichen Garde vor sich, fünf Regimenter in einer Linie. Unterdessen sind aber auch die Regimenter Rheinbabens in Front vorgerückt; sie nehmen die Dragoner auf und jagen dem Feinde entgegen. In rasendem Galopp stoßen die gewaltigen Reitermassen aufeinander, ein wütendes Handgemenge entspinnt sich, ein tolles Durcheinander von Pallasch, Säbel und Lanze. Dann lockert sich der Knäuel: die französische Garde ist geworfen, Magdeburger Husaren jagen hinter ihr drein.

Mit diesem denkwürdigen Reiterkampfe war die noch vor kurzem so drohende Gefahr für den preußischen linken Flügel abgewendet. Im Bereich der zähen Brandenburger dauert der Kampf noch bis in den Abend hinein. Endlich war das Gefecht auf allen Punkten verstummt. Tiefe Stille herrschte auf der weiten Fläche, auf welcher seit 9 Uhr morgens der Tod eine reiche Ernte gehalten hatte.

Die ungeheuren Opfer dieser heißesten Schlacht des ganzen Feldzugs verteilen sich fast gleichmäßig auf beide kämpfenden Teile. Franzosen und Deutsche verloren je 16000 Mann an Toten und Verwundeten; bis zum Abend hatte die Wage des Sieges geschwankt. Am folgenden Tage zeigte es sich, daß die Deutschen das Schlachtfeld behauptet, die Franzosen ihre Stellungen geräumt hatten.

König Wilhelm begab sich in der Frühe des 17. August über Gorze, wo er mit dem Prinzen Friedrich Karl zusammentraf, nach dem Schlachtfelde des vorigen Tages. Soviel war gewiß, daß der Marschall auf dieser Stelle den Kampf wohl fortführen konnte; denn er glich hier einem bis an die Zähne geharnischten Manne. Die Höhen waren mit Geschützen gekrönt, vor denselben in drei Etagen übereinander Schützengräben angelegt; das hochgelegene St. Privat starrte mit seinen massiven Gebäuden und Gartenmauern gleich einer Festung den Deutschen entgegen. Es stellte sich auch bald heraus, daß Bazaine, indem er fortfuhr, seine Stellung thunlichst zu verstärken, einen zweiten Angriff erwartete. Auf dem linken Moselufer, dem gewaltigen Bollwerke Metz

gegenüber, liegt auf mäßiger Höhe St. Quentin, ein fast uneinnehmbares Vorwerk; andre, wenn auch minder bedeutende Schanzen sind am Fuße des St. Quentin errichtet. Dort befand sich der Hauptstützpunkt der gegen 200000 Mann starken französischen Armee, die bogenförmig auf einem Höhenzuge westlich und nordwestlich von Metz von der Straße von Gravelotte über Vernéville, St. Privat und St. Marie aux Chênes aufgestellt war.



König Wilhelm bei Gravelotte.

Um Mittag des nächsten Tages (18. August) verkündete der Kanonendonner, daß General von Manstein mit den Hessen und Schleswig-Holsteinern den Angriff auf Vernéville und Amanvillers, die Mitte der französischen Schlachtordnung, eröffnet habe. Hier entspann sich ein furchtbarer Kampf; unerschütterlich harrte die Artillerie des IX. Korps aus, obwohl sich rings um sie die Leichen der Gefallenen massenhaft aufschichteten.

Sobald der alte Löwe Steinmetz den Kanonendonner von Vernéville vernahm, ließ er sein Fußvolk gegen die jenseit einer breiten und tiefen Schlucht auf der Höhe gelegenen Stellungen bei St. Hubert, Leipzig und Moskau vorgehen. — Vier Stunden währte der Kampf in der Mitte und auf dem rechten Flügel; die Franzosen verloren einzelne Gehöfte und Waldpartien, hielten dagegen andre Punkte mit bewunderungswürdiger Zähigkeit. Da trat durch das

Eingreifen der Garde und das Erscheinen der Sachsen auf dem äußersten linken Flügel bei Roncourt eine entscheidende Wendung der Schlacht zu gunsten der Deutschen ein. Zunächst wurden St. Ail und St. Marie aux Chênes erobert. Nun galt es, St. Privat zu stürmen.

Hundert Feuerschlünde schleuderten schon geraume Zeit ihre Geschosse auf das einen weiten Umkreis beherrschende St. Privat, ohne daß es gelungen, den Feind zu vertreiben. Die kampfbegierigen Garden verlangten, zum Sturm geführt zu werden; doch erst um 5 Uhr ertönte das Kommando zum Fällen der Gewehre. Kaum hatten die Garden sich in Bewegung gesetzt, so eröffnete der im Rückhalt liegende Feind ein so gewaltiges Feuer, wie es selten mag erhört worden sein. Kein Signal, kein Kommandowort ist unter dem donnernden Gekrach des Gewehrfeuers mehr vernehmbar. Trotzig und stramm durchmessen die preußischen Garden den höllischen Feuerregen. Furchtbar mähet der Tod in ihren Reihen. Prinz August von Württemberg, der Oberanführer der Garde, muß endlich „Halt!“ befehlen. — Wollte er auf solche Weise weiter vordringen, dann blieb ihm nur die Meldung an König Wilhelm: „Majestät, Ihre Garde hat aufgehört zu sein!“

Endlich — 6 Uhr abends — ließen sich zwischen Roncourt und St. Privat die Feldzeichen der sächsischen Bundesgenossen erkennen. Nun galt es, mit vereinigten Kräften dem Feinde sein letztes Bollwerk zu entreißen. Während die Sachsen von Norden her gegen St. Privat vordrangen, ertönten auch die Signalhörner der preußischen Garde wieder, die furchtlos den feindlichen Feuerschlünden entgegenstürmte. Wohl verteidigten die Franzosen jeden Fuß breit des brennenden Dorfes, aber die Sachsen und Garden drangen in St. Privat ein. Bajonette und Kolben wüteten jetzt gegeneinander, die deutsche Kraft behielt auch im Handgemenge die Oberhand. Der Feind, seines Stützpunktes beraubt und mit Umgehung bedroht, zog sich fechtend gegen Amanvillers, die Mitte seiner Stellung, zurück; er wurde auch von dort vertrieben.

Am hartnäckigsten war auf dem rechten Flügel gestritten worden, gegen den Bazaine gewaltige Truppenmassen aufgestellt hatte. Steinmetz sah seine Rheinländer und Westfalen nach siebenstündigem Kampfe aufs äußerste erschöpft, während Bazaine ohne Unterlaß frische Bataillone zur Wiedergewinnung von Gravelotte heranziehen konnte; hier mußte jedoch ausgehalten werden, wenn der meisterhaft angelegte Plan des Schlachtendenkers Moltke zur Durchführung gelangen sollte.

König Wilhelm war vom linken Flügel hierher geritten und hatte sich zu weit vorgewagt. Plötzlich befand er sich, wie vier Jahre früher bei Königgrätz, im Granatenfeuer. Der Kriegsminister von Roon mahnt den königlichen Herrn zur Umkehr, aber es sind nicht die um ihn einschlagenden Geschosse, die ihm

Sorge machten: sein Auge spähte nach dem II. Armeekorps, den Pommern, welche nach langem beschwerlichen Marsche dem Kanonendonner im Geschwindschritt entgegenziehen. Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten! Die braven Pommern, vor Begierde brennend, sich noch vor Einbruch der Nacht ihre Lorbeeren zu verdienen, kommen gerade zur rechten Zeit.



König Wilhelm bei Rezonville.

Ihren hochverdienten Führer, General von Fransecky, an der Spitze, ziehen sie mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele unter donnerndem Jubelruf: „Es lebe der König, hurra!" an ihrem Monarchen vorüber, tauchen hinab in den dunklen waldigen Grund, wo schon so mancher Tapfere tot oder schwer verwundet liegt, und erscheinen wieder jenseits, zum Sturme auf die verschanzten Höhen bereit. Abermals hüllt sich der Berg in dichten Pulverdampf, hinter Gräben und Schanzen zucken die roten Feuerstrahlen durch die angehende Dunkelheit; noch eine Zeitlang ertönt wirres Getöse und Waffenlärm, dann wird es ruhig —

mit letzter Kraft schließen sich die Regimenter des alten Steinmetz den Pommern an, weithin erschallendes „Hurra!" — verkündet den schwer errungenen Sieg.

Als die Nacht dem Kampfe ein Ende machte, lagen 32000 Deutsche und Franzosen tot auf der blutigen Walstatt, deutscherseits 898 Offiziere und 19260 Mann. Allein das Gardekorps hatte 307 Offiziere und 7923 Soldaten verloren. Die deutsche Streitmacht hatte 180000 Mann Infanterie und 25000 Reiter mit 726 Kanonen betragen; die feindlichen Streitkräfte waren an Zahl den Deutschen überlegen gewesen. Bazaine, nun von der Armee Mac Mahons abgeschnitten, zog sich während der Nacht unter die Kanonen von Metz zurück.

Der König, von 6 Uhr morgens bis gegen Abend zu Pferde, saß bei anbrechender Dunkelheit neben einer Gartenmauer diesseit Rezonville. Unmittelbar an seiner Seite brannte eine große Wollspinnerei, die nächste Umgebung mit ihrem unheimlichen Lichte erhellend. Man hatte eine Leiter von einem Bauernwagen als Sitz für ihn eingerichtet, und zwar so, daß das eine Ende auf eine Dezimalwage, das andre Ende auf ein totes Pferd gelegt war; um ihn befanden sich Prinz Karl, der Großherzog von Weimar, der Erbgroßherzog von Mecklenburg, Graf Bismarck, von Roon und Graf Dönhoff.

An dieser Stelle überbrachte Graf Moltke dem Monarchen die Meldung der an allen Punkten des Schlachtfeldes errungenen glänzenden Erfolge, und hier diktierte König Wilhelm seinem Kanzler ein kurzes Telegramm an die Königin, dem später ein ausführlicher Brief folgte.

Nach dem Siege dachte man an Erquickung — ein nicht fern haltender Marketender wurde herzugeführt. Der König trank aus einem abgebrochenen Tulpenglase, Bismarck kaute vergnüglich an einem großen Stück Kommisbrot.

Es war $8\frac{1}{2}$ Uhr abends geworden, als das Feuer nach und nach verhallte. Für den König wurde in dem nahen Dorfe Rezonville noch ein Haus gefunden, in welchem er sich in einen Raum zurückziehen konnte, dem man die Benennung „Stube" beilegte.

Am andern Morgen, da zu vermuten stand, daß Bazaine den Durchbruch nach Westen noch einmal versuchen werde, befand sich der königliche Feldherr bereits früh wieder in Thätigkeit. Schon hatte man für jenen Fall die nötigen Befehle erteilt; jedoch der Angriff unterblieb, und Rekognoszierungspatrouillen bestätigten, daß der Feind in die Festung und zwischen die Forts zurückgedrängt sei. Am Abend des 19. kehrte der König nach Pont-à-Mousson zurück, um mit seinem Sohne zusammenzutreffen, den er seit der Abreise von Berlin, am 26. Juli, nicht gesehen hatte. Der Kronprinz, der Sieger von Weißenburg und Wörth, erhielt aus den Händen seines königlichen Vaters das Eiserne Kreuz.

Als Ergebnis der drei großen Schlachten ist außer der Trennung der beiden französischen Heere die völlige Umschließung der Festung Metz festzustellen. Nunmehr begann die weltberühmte Belagerung dieses Bollwerks; 200000 Mann sahen sich von einem noch größeren Heere umlagert — und entweichen ließ man sie nicht, wie sehr sie sich auch bald hier, bald dort durch wuchtige Ausfälle Luft zu machen suchten. Wie eine riesenhafte eherne Kette umschloß das deutsche Kriegsheer die Werke; der Feldtelegraph spielte ohne Unterlaß, und Tausende von Spaten und Hacken waren in ununterbrochener Thätigkeit, um durch Anlage von Schanzen und Batterien die Kette immer fester zu schließen.

Aus dem IV., dem Garde- und dem XII., dem sächsischen Korps, wurde noch eine IV., die sogenannte Maasarmee, unter dem Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachsen gebildet. Während Prinz Friedrich Karl die Armee Bazaines festhielt, sollten die von den Kronprinzen von Preußen und Sachsen geführten Armeen gegen Mac Mahon vorgehen, der inzwischen alle nur erdenklichen Anstrengungen gemacht hatte, seine Heeresmacht im Lager von Chalons möglichst zu erhöhen.

Napoleon hatte am Morgen des 14. August die Festung Metz verlassen. Der Held von Saarbrücken war, auf einem Stuhle sitzend, der auf einem Frachtwagen stand, bei dem Heere Mac Mahons angelangt; seinen hoffnungsvollen Sohn („Lulu") hatte man nach Belgien in Sicherheit gebracht. Lieber als nach dem verrufenen Lager von Chalons wäre er in die Tuilerien zurückgekehrt; aber seine Gemahlin hatte geschrieben, daß für den geschlagenen Mann das Schlimmste zu erwarten stehe, sofern er sich in Paris sehen lasse. Schon war das Zepter seiner Hand entfallen — wohl mochte er ahnen, daß er noch tiefer sinken werde, daß die Stunde der Abrechnung gekommen sei.

Palikao und die kaiserlichen Schleppenträger fuhren inzwischen fort, die Pariser zu belügen. Am 18. verkündete Palikao im gesetzgebenden Körper: „Die Nachrichten vom Kriegsschauplatze lauten gut. Die Preußen haben einen Waffenstillstand nachgesucht." Am 20: „Die Preußen, von denen Bazaine angegriffen wurde, haben zurückweichen müssen."

Was Palikao that, that auch die Presse. Das Publikum wollte belogen sein, es erwartete Schwarz auf Weiß zu lesen, daß der verhaßte Feind in Schaden gebracht worden sei. Legionen von Lügen tauchten in den Zeitungen auf und wurden geglaubt. Was durch die Presse zu Tage trat, verwirrte Geister und Herzen immer mehr.

Der Tag von Sedan.

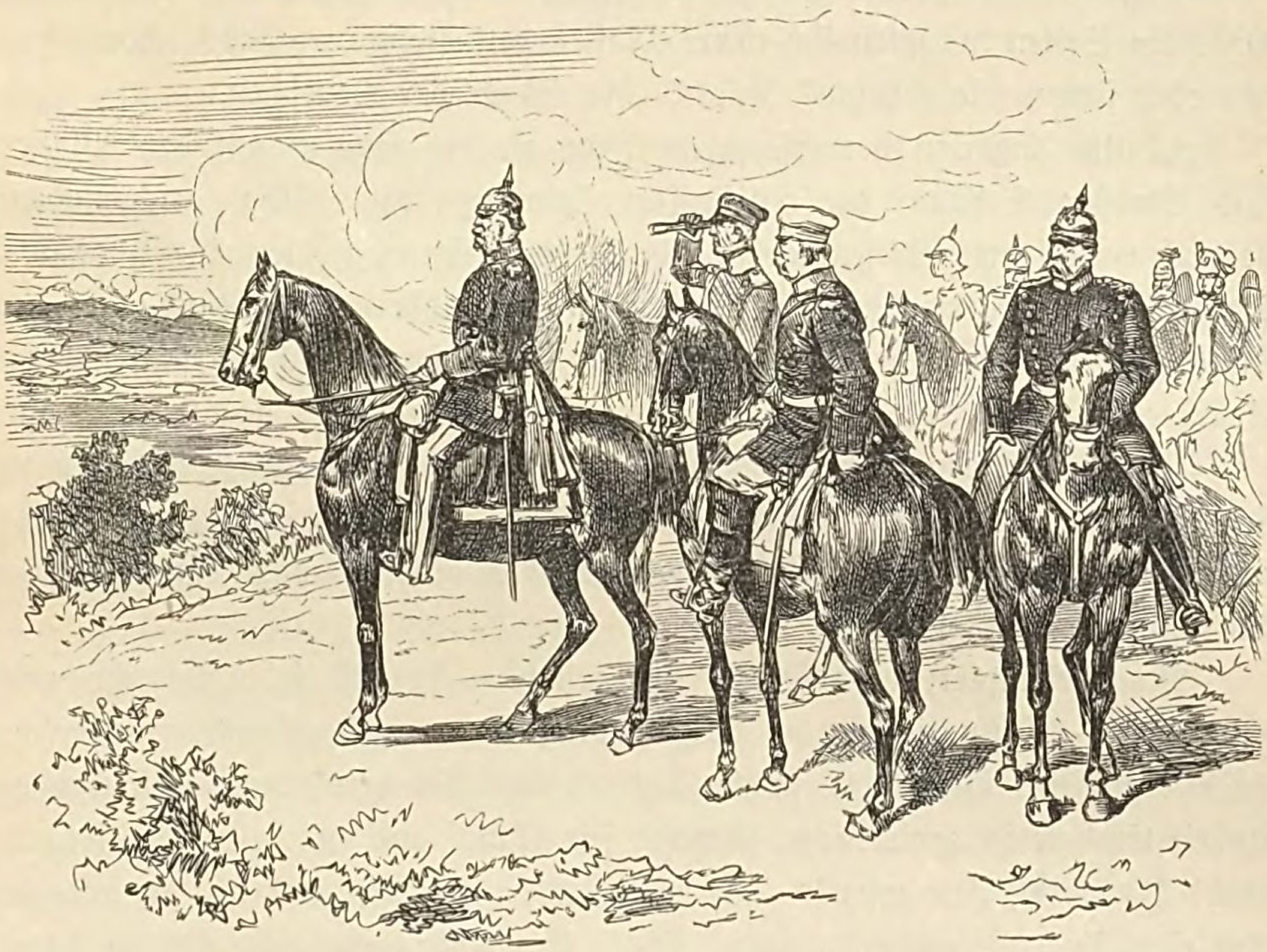
Seine Armee nach Paris zurückzuführen, dahin war Mac Mahons Absicht gegangen. Aber in den Tuilerien war man andrer Meinung. Mac Mahon empfing von Palikao die Weisung, das Lager von Chalons zu räumen und in Brand zu stecken, sich dann nordwärts zu wenden und über Mézières, Sedan und Montmédy dem eingeschlossenen Bazaine zu Hilfe zu eilen.

Die III. Armee, die des Kronprinzen von Preußen, hatte von Nancy aus ihren Vormarsch gegen Chalons fortgesetzt, während die neugebildete IV. Armee, dem erhaltenen Befehle nachkommend, einen mehr nördlichen Weg nach demselben einschlug. Unter Oberleitung des Königs warfen sich die Armeen der beiden Kronprinzen in Eilmärschen Mac Mahon entgegen, um ihm die Möglichkeit zu nehmen, Metz zu erreichen, in Verbindung mit Paris zu bleiben und sich den Weg nach Belgien offen zu erhalten. Am 27. und 29. August fanden bei Buzancy und Nouart für die Franzosen ungünstige Gefechte statt, und am vorletzten August lieferte ihnen der Kronprinz von Sachsen die glänzende Schlacht von Beaumont, durch welche der Sieg von Sedan vorbereitet wurde.

Der Versuch Mac Mahons, die Armee Bazaines zu entsetzen, war gescheitert; jetzt konnte es sich für ihn nur noch um Sicherung und Rettung des eignen Heeres handeln. In dieser Absicht hatte der Marschall Vorbereitungen getroffen, seine Armee bei Sedan zusammenzuziehen, um mit diesen noch immer 130 000 Mann zählenden Streitkräften eine entscheidende Schlacht zu schlagen, indem er dabei in Rechnung zog, daß ihm schlimmstenfalls die Möglichkeit eines Rückzugs nach Mézières oder der Übertritt auf das neutrale belgische Gebiet bliebe. Das XI. und V. Korps erhielten nun Befehl, bei Donchery die Maas zu überschreiten, um bei Tagesanbruch für den Angriff der etwa nach Mézières ausweichenden Franzosen bereit zu stehen. Die Garden und Sachsen rückten frühmorgens nach la Moncelle, Daigny, Givonne vor und schlossen den ehernen Ring um Sedan. Bald nach Tagesanbruch begab sich König Wilhelm nach Frésnois und nahm seinen Standpunkt auf einer südöstlich von Sedan gelegenen Anhöhe. Dichter weißer Dunst lagerte in der Morgendämmerung des 1. Septembers über den Feldern, hier und da blitzte im Südosten von Sedan roter Feuerschein durch die Nebelwand. Es waren die Batterien der Bayern, welche in der Frühe den Angriff auf Bazeilles eröffneten. Dieser Ort wurde durch Marinesoldaten außerordentlich tapfer verteidigt. Lange wogte der erbittertste Kampf hin und her, Bazeilles wurde genommen, geräumt und wieder genommen, bis es endlich in den Händen der Bayern verblieb.

Mac Mahon erkannte seine schlimme Lage erst, als die vorhin erwähnten

Umgehungskolonnen des V. und XI. Korps in unaufhaltsamem Sturme seine Franzosen von dem steilen Hügel hinter St. Menges herabgeworfen hatten, und als sich die verheerende Wirkung von hundert gegen seine Linien gerichteten Feuerschlünden übersehen ließ. Die Franzosen suchten sich nun über die schroff ansteigenden, weit gestreckten Bergrücken zwischen Illy und Floing zu retten. Hier hielt der Marschall mit seinem Stabe, als ihn plötzlich — angeblich — eine Kugel niederstreckte. Dieser Zwischenfall ist hinterher in Frankreich viel besprochen worden und zwar dies in einer Mac Mahon keineswegs günstigen Weise.



König Wilhelm auf der Höhe von Frésnois.

Wagte doch der boshafte Rochefort dem Arzte, der ihm nachzuweisen vermöge, daß Mac Mahon überhaupt verwundet worden sei, eine Summe von 10 000 Frank zu bieten! — Niemand meldete sich.

An Stelle Mac Mahons übernahm zunächst Ducrot und darauf der wenige Stunden vorher aus Algier eingetroffene General Wimpffen das Kommando. Er suchte mit Aufwand aller Kräfte die Reihen der Deutschen zu durchbrechen. Vergebens stellte er sich an die Spitze seiner Reiterei und stürmte mit dem Mute der Verzweiflung gegen die Linien, welche sich schnell zu eisenstarrenden Vierecken zusammenschlossen. Zwei-, dreimal wurden die ungestümen Angriffe wiederholt, aber dem mörderischen Schnellfeuer, das die Ansprengenden empfing, entrannen nur schwache Trümmer der feindlichen Kavallerie.

Rings auf dem ganzen Schlachtfelde um Sedan donnerten um diese Zeit die Geschütze, rollten die Mitrailleusen, knatterte das Gewehrfeuer. Von Süden her drängten die Bayern, von Osten die Garden und Sachsen, von Norden und Nordwesten das XI. und das V. Korps, geführt von dem Kronprinzen von Preußen. Die Franzosen behaupteten sich nur noch im Süden ihrer Aufstellung. Noch einmal rafften sich die Söhne der „Großen Nation" auf, um in altgewohnter Entschlossenheit und Tapferkeit dem Stoße der vorrückenden deutschen Regimenter zu begegnen — umsonst. Der Tag von Sedan war entschieden.

Gegen 5 Uhr abends wurde die Flucht der Franzosen eine allgemeine; auf allen Seiten drängten sich wirre Massen der Stadt zu. Die Nachdrängenden aber fielen, wie gehetztes Wild, in die Hände der Deutschen.

Mutlos lagerten die erschöpften Franzosen in Haufen auf den Plätzen und Straßen Sedans; die militärische Ordnung war völlig geschwunden; dennoch verweigerten diejenigen, welche in der Festung geboten, die Übergabe. Nun wurden auf den Wink des königlichen Oberfeldherrn die Mündungen der Kanonen gegen die schwer bedrängte Stadt gerichtet; zischend schlugen die Granaten ein, und bald stiegen Flammen- und Rauchsäulen gen Himmel auf.

Louis Napoleons Sturz war besiegelt. Der tief gedemütigte Kaiser hatte sich im Laufe des heißen Tages mehrmals seinen Kriegern gezeigt, um sie zu tapferem Verhalten anzufeuern — er sah sich jedoch allseitig stumm empfangen — sein Stern war erloschen.

Man behauptet, er habe den Tod gesucht — gewiß ist, daß er ihn nicht gefunden. — Entmutigung — Verzweiflung hatte das gesamte französische Heer ergriffen. Vergebens suchte General von Wimpffen dem einbrechenden Unheil Einhalt zu gebieten; er schwang sein Käppi und rief: „Es lebe Frankreich! Vorwärts, Franzosen!" — seine Worte verhallten, und als er, aus der Not eine Tugend machend, log: „Mut, Franzosen, Bazaine eilt zu eurer Unterstützung herbei, um den Deutschen in den Rücken zu fallen", da antwortete ihm wildes Hohngelächter, denn diese alberne Lüge war heute schon ein paar Dutzend Mal ausgesprengt worden! — Auch der Vorstoß einer tapferen Schar, die lieber kämpfend den Heldentod erleiden als unter den Rädern der eignen Kanonen umkommen wollte, mißglückte. — Die Franzosen brachen in ihrem Taumel in Häuser und Keller ein und suchten in betäubendem Rausche die Niederlage Frankreichs und den eignen Jammer zu vergessen. Angesichts dieser fürchterlichen Szenen, inmitten dieses wilden Drängens, hielt Napoleon sich in der Haft der Deutschen für gesicherter, als in der Gewalt seiner Soldaten oder gar in den Händen des Pariser Pöbels. Er beschloß, sich der Großmut des Königs Wilhelm zu überliefern. Die Parlamentärflagge ward aufgezogen.

Als die deutschen Truppen dies sahen, erhob sich aus ihren Reihen ein wahres Triumphgeschrei. Helme, Tschakos und Feldmützen, Waffen aller Art wurden zum Himmel erhoben; selbst die Verwundeten, die Verstümmelten mischten ihre schwachen Stimmen in den Jubelruf der Sieger.

Die Franzosen hatten wegen der Kapitulation zuerst mit den den Thoren von Sedan am nächsten stehenden bayrischen Generalen Mallinger und Bothmer verhandelt. Von diesen war der Parlamentär an König Wilhelm gewiesen worden. Infolgedessen hatte sich auf königlichen Befehl Oberstleutnant Bronsart von Schellendorf nach der Stadt begeben. Zurückgekehrt, meldete er, es sei Napoleon nicht gelungen, zu entkommen, doch werde alsbald ein Parlamentär desselben eintreffen. Es war 6 Uhr; schon begann es — die Sonne war hinter schwarzes Gewölk untergetaucht — zu dunkeln. Jetzt sah man von der Stadt her auf dem geradesten Wege herauf drei Personen zu Pferde sich nähern; deutlich ließ sich die Parlamentärflagge erkennen. Als der Trompeter mit der Flagge in Begleitung eines Hauptmanns herangekommen war, trat der König etwas vor, und seine Umgebung zog sich einige Schritte zurück.

Der General Reille, ein stattlicher Mann, der auf der Brust die Krim- und Solferinomedaille trug, nahm sein Käppi ab, schritt auf den König zu und überreichte demselben das Schreiben Kaiser Napoleons. Es enthielt nur die wenigen Worte: „Da ich nicht an der Spitze meiner Truppen sterben konnte, so übergebe ich meinen Degen Ew. Majestät."

Der König, ersichtlich ergriffen, richtete nur wenige Worte an den Gesandten, der sich einige Schritte zurückzog, und trat dann zu den ihm Nächststehenden, denen er den Inhalt des Briefes mitteilte. Während unter den Genannten eine lebhafte Besprechung stattfand, nahm der König auf einem Stuhle Platz, ein zweiter Stuhl der von Adjutanten gehalten wurde, diente ihm als Schreibtisch. Major von Alten überbrachte nun das königliche Schreiben dem General Reille, der sich wieder zur Stadt und zu seinem Monarchen zurückbegab. „Noch schrieb der König stehend und schon in der Dunkelheit das Telegramm nieder, welches Berlin und ganz Deutschland in einen Taumel des Entzückens versetzen wird" — so hieß es in einer „Berichterstattung aus dem Hauptquartier".

König Wilhelm hatte den General von Moltke zum Unterhändler bei der Übergabe der französischen Armee bevollmächtigt, den Grafen von Bismarck aber angewiesen, sich bereit zu halten, falls politische Fragen zur Sprache kämen. Schon früh 5 Uhr saß der besiegte Imperator im Wagen und befand sich bald nachher auf dem Wege nach Donchery, wo er den König von Preußen vermutete, der sich jedoch zu Vendresse aufhielt.

Hinsichtlich der eben erwähnten Verhandlungen geben wir in den Hauptzügen und wortgetreu den hochbedeutsamen, an König Wilhelm gerichteten Bericht des Bundeskanzlers vom 2. September 1870:

„Nachdem ich mich gestern abend hierher begeben hatte, um an den Verhandlungen der Kapitulation teilzunehmen, wurden letztere bis etwa 1 Uhr nachts durch die Bewilligung einer Bedenkzeit unterbrochen, welche General Wimpffen erbeten, nachdem General von Moltke bestimmt erklärt hatte, daß keine andre Bedingung als die Waffenstreckung bewilligt werden und das Bombardement um 9 Uhr morgens wieder beginnen würde, wenn bis dahin die Kapitulation nicht abgeschlossen wäre. Heute früh gegen 6 Uhr wurde mir der General Reille angemeldet, welcher mir mitteilte, daß der Kaiser Napoleon mich zu sehen wünsche und sich bereits auf dem Wege von Sedan hierher befinde. Der General kehrte sofort zurück, um Sr. Majestät zu melden, daß ich ihm folgte, und ich befand mich kurz darauf etwa auf halbem Wege zwischen hier und Sedan, in der Nähe von Frésnois, dem Kaiser gegenüber. . . . Am Wagen angekommen, stieg ich vom Pferde, trat an der Seite des Kaisers an den Schlag und fragte nach den Befehlen Sr. Majestät. Der Kaiser drückte zunächst den Wunsch aus, Ew. Königliche Majestät zu sehen, anscheinend in der Meinung, daß Allerhöchstdieselben sich ebenfalls in Donchery befänden. Nachdem ich erwidert, daß Ew. Majestät Hauptquartier drei Meilen entfernt sei, fragte der Kaiser, ob Ew. Majestät einen Ort bestimmt hätten, wohin er sich zunächst begeben solle und eventuell, welches meine Meinung darüber sei. Ich entgegnete ihm, daß ich in vollständiger Dunkelheit hierher gekommen und die Gegend mir deshalb unbekannt sei, und stellte ihm das in Donchery von mir bewohnte Haus zur Verfügung, welches ich sofort räumen würde. Der Kaiser nahm dies an und fuhr im Schritt gen Donchery, hielt aber einige hundert Schritte von der in die Stadt führenden Maasbrücke vor einem einsam gelegenen Arbeiterhause an und fragte mich, ob er nicht dort absteigen könne. Ich ließ das Haus durch den Legationsrat Grafen Bismarck-Bohlen, der mir inzwischen gefolgt war, besichtigen. Nachdem dieser gemeldet, daß seine innere Beschaffenheit sehr dürftig und eng, das Haus aber von Verwundeten frei sei, stieg der Kaiser ab und forderte mich auf, ihm in das Innere zu folgen. Hier hatte ich in einem sehr kleinen, einen Tisch und zwei Stühle enthaltenden Zimmer eine Unterredung von etwa einer Stunde mit dem Kaiser. Seine Majestät betonte vorzugsweise den Wunsch, günstigere Kapitulationsbedingungen für die Armee zu erhalten. Ich lehnte von Hause aus ab, hierüber mit Sr. Majestät zu unterhandeln, indem diese rein militärische Frage zwischen dem General von Moltke und dem General von Wimpffen zu erledigen sei. Dagegen fragte ich den Kaiser, ob Se. Majestät zu Friedensverhandlungen

geneigt sei. Der Kaiser erwiderte, daß er jetzt als Gefangener nicht in der Lage sei, und auf mein weiteres Befragen, durch wen seiner Ansicht nach die Staatsgewalt Frankreichs gegenwärtig vertreten werde, verwies mich Se. Majestät auf das in Paris bestehende Gouvernement. Nach Aufklärung dieses aus dem gestrigen Schreiben des Kaisers an Ew. Majestät nicht mit Sicherheit zu beurteilenden Punktes erkannte ich und verschwieg dies auch dem Kaiser nicht, daß die Situation noch heute, wie gestern, kein andres praktisches Moment als das militärische darbiete.



Zusammenkunft Bismarcks mit Napoleon III.

„Ich betonte die daraus für uns hervorgehende Notwendigkeit, durch die Kapitulation Sedans vor allen Dingen ein materielles Pfand für die Befestigung der gewonnenen militärischen Resultate in die Hand zu bekommen. Ich hatte schon gestern abend mit dem General von Moltke nach allen Seiten hin die Frage erwogen: ob es möglich sein würde, ohne Schädigung der deutschen Interessen dem militärischen Ehrgefühl einer Armee, die sich gut geschlagen hatte, günstigere Bedingungen als die festgestellten anzubieten. Nach pflichtmäßiger Erwägung mußten wir beide in der Verneinung dieser Frage beharren. . . .

„Der Kaiser begab sich demnach ins Freie und lud mich ein, mich vor der Thür des Hauses neben ihn zu setzen. Se. Majestät stellte mir die Frage, ob es nicht thunlich sei, die französische Armee über die belgische Grenze gehen

zu lassen, damit sie dort entwaffnet und interniert werde. Ich hatte auch diese Eventualität bereits am Abend zuvor mit General von Moltke besprochen und ging unter Anführung der oben bereits angedeuteten Motive auch auf die Besprechung dieser Modalität nicht ein. Zu Berührung der politischen Situation nahm ich keine Initiative; der Kaiser nur insoweit, daß er das Unglück des Krieges beklagte und erklärte, daß er selbst den Krieg nicht gewollt, durch den Druck der öffentlichen Meinung Frankreichs aber dazu genötigt worden sei.

„Durch Erkundigungen in der Stadt und insbesondere durch Rekognoszierungen der Offiziere vom Generalstabe war inzwischen, etwa zwischen 9 und 10 Uhr, festgestellt worden, daß das Schloß Bellevue bei Frésnois zur Aufnahme des Kaisers geeignet und auch noch nicht mit Verwundeten belegt sei. Ich meldete dies Se. Majestät in der Form, daß ich Frésnois als den Ort bezeichnete, den ich Ew. Majestät zur Zusammenkunft in Vorschlag bringen würde, und deshalb dem Kaiser anheimstellte, ob Se. Majestät sich gleich dahin begeben wolle, da der Aufenthalt innerhalb des kleinen Arbeiterhauses unbequem sei, und der Kaiser vielleicht einiger Ruhe bedürfen würde. Se. Majestät ging darauf bereitwillig ein, und geleitete ich den Kaiser, dem eine Ehren-Eskorte von Ew. Majestät Leib-Kürassierregiment voranritt, nach dem Schlosse Bellevue, wo inzwischen das weitere Gefolge und die Equipagen des Kaisers von Sedan eingetroffen waren. Ebenso der General Wimpffen, mit welchem, in Erwartung der Rückkehr des Generals von Moltke, die Besprechung der gestern abgebrochenen Kapitulationsverhandlungen durch den General von Podbielski, im Beisein des Oberstleutnants von Verdy und des Stabschefs des Generals von Wimpffen, welche beiden Offiziere das Protokoll führten, wieder aufgenommen wurde. Ich habe nur an der Einleitung derselben durch die Darlegung der politischen und rechtlichen Situation nach Maßgabe der mir vom Kaiser selbst gewordenen Aufschlüsse teilgenommen, indem ich unmittelbar darauf durch den Rittmeister Grafen von Nostitz im Auftrage des Generals von Moltke die Meldung erhielt, daß Ew. Majestät den Kaiser erst nach Abschluß der Kapitulation der Armee sehen wollten — eine Meldung, nach welcher gegnerischerseits die Hoffnung, andre Bedingungen als die abgeschlossenen zu erhalten, aufgegeben wurde.

„Ich ritt darauf in der Absicht, Ew. Majestät die Lage der Dinge zu melden, Allerhöchstdenselben nach Chéhery entgegen, traf unterwegs den General von Moltke mit dem von Ew. Majestät genehmigten Texte der Kapitulation, welcher, nachdem wir mit ihm in Frésnois eingetroffen, nunmehr ohne Widerspruch angenommen und unterzeichnet wurde. Das Verhalten des Generals von Wimpffen war, ebenso wie das der übrigen französischen Generale

in der Nacht vorher, ein sehr würdiges. Es konnte dieser tapfere Offizier sich nicht enthalten, mir gegenüber seinem tiefen Schmerze darüber Ausdruck zu geben, daß gerade er berufen sein müsse, 48 Stunden nach seiner Ankunft aus Afrika und einen halben Tag nach Übernahme des Kommandos seinen Namen unter eine für die französischen Waffen so verhängnisvolle Kapitulation zu setzen; indessen der Mangel an Lebensmitteln und Munition und die absolute Unmöglichkeit jeder weiteren Verteidigung lege ihm als General die Pflicht auf, seine persönlichen Gefühle schweigen zu lassen, da weiteres Blutvergießen an der Situation nichts mehr ändern könne. Die Bewilligung der Entlassung der Offiziere auf ihr Ehrenwort (in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland fechten zu wollen), wurde mit lebhaftem Danke entgegengenommen als ein Ausdruck der Intentionen Ew. Majestät, den Gefühlen einer Truppe, welche sich tapfer geschlagen hatte, nicht über die Linie hinaus zu nahe zu treten, welche durch das Gebot unsrer politisch-militärischen Interessen mit Notwendigkeit gezogen war. Diesem Gefühle hatte der General von Wimpffen auch nachträglich in einem Schreiben Ausdruck gegeben, in welchem er dem General von Moltke seinen Dank für die rücksichtsvollen Formen ausdrückt, in denen die Verhandlungen von seiten desselben geführt worden sind."

Ein Marschall von Frankreich, 39 Generale, 230 Stabs-, 2095 andre Offiziere, 84450 Unteroffiziere und Soldaten, sämtliche Adler, 70 Mitrailleusen, 330 Feld-, 150 Festungsgeschütze und 10000 Pferde waren am 2. September dem Sieger in die Hände gefallen; außerdem wurden schon während der Schlacht zwei Adler, 25 Geschütze erobert und nicht weniger als 25000 Mann zu Gefangenen gemacht.

Die Weltgeschichte kennt nur wenige Beispiele solcher tiefen Demütigung. Ein Akt dieser Art hat sich in Frankreich begeben, als Julius Cäsar, der Eroberer Galliens, das Heer der Feinde Roms mit Wall und Graben einschloß und zur Übergabe zwang. Der römische Feldherr übte damals nur die Gnade, daß er den Überwundenen das Leben schenkte; aber unbarmherzig genug wurde der tapfere gallische Heerführer mit all seinen Kriegern in die Sklaverei verkauft; — der Sieger von Sedan empfing seinen kaiserlichen Gefangenen, ohne ihm irgend welche Vorwürfe zu machen oder ihm gar Demütigungen aufzuerlegen. Der Kaiser suchte auch bei seiner Zusammenkunft mit dem König sich als schuldlos am Kriege hinzustellen; letzterer ging indessen auf solche Erörterungen nicht ein.

König Wilhelm wies dem gestürzten Imperator das Schloß auf der Wilhelmshöhe bei Kassel zum Wohnsitze an.

Als die vollständige Niederwerfung des Feindes dem siegreichen deutschen Heere bekannt wurde, ertönte über das Schlachtfeld aus mehr als 200000

Männerherzen der inbrünstigste Dank zu dem Herrn der Heerscharen in dem herrlichen Liede:

„Nun danket alle Gott Der große Dinge thut —
Mit Herzen, Mund und Händen, An uns und allen Enden!"

Statt der Lobsprüche, welche der Historiker denen zu spenden hat, die so glänzende Ergebnisse herbeigeführt oder herbeiführen halfen, gedenken wir an dieser Stelle noch des Trinkspruchs, welchen König Wilhelm am 3. September beim Mittagsmahle im Großen Hauptquartiere auf seine ersten Berater ausbrachte. Der Spruch lautet: „Wir trinken heute aus Dankbarkeit auf das Wohl meiner braven Armee. Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft, Sie, General von Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf von Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Lassen Sie uns also auf das Wohl der Armee, der drei von mir Genannten und jedes Einzelnen unter den Anwesenden trinken, der nach seinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat."

Um dieselbe Zeit, als die Katastrophe von Sedan spielte, wurde auch vor Metz heiß gerungen. Spione hatten Bazaine davon unterrichtet, daß Mac Mahon ihm zu Hilfe eile. Im Glauben, daß dieser schon in der Nähe sei, unternahm der Marschall einen neuen verzweifelten Ausfall auf das Belagerungsheer. Es wurde am 31. August und am 1. September bei Noiseville blutig gekämpft, das Ausfallsheer endlich auf Metz zurückgeworfen und dadurch Bazaine jede Lust zu ernster Wiederholung des Durchbruchsversuchs benommen.

— — — Der Tag von Sedan hatte nicht nur eine Armee, die sich bis vor kurzem für unbesiegbar hielt, er hatte zugleich auch das Kaiserreich Napoleons III. vernichtet. Kaum hatten die kaiserlichen Minister in Paris „das große Unglück, welches Frankreich betroffen", eingestanden, so war das Volk auch mit dem kaiserlichen Regimente, das sich in letzterer Zeit ohnehin nur mit Mühe aufrecht gehalten und dem allein man nun dieses „Unglück" aufbürdete, fertig.

Der Ruf, „es lebe die Republik!" erscholl durch ganz Paris, und nachdem die Kaiserin sich auf die Flucht begeben, wurde am 5. September die französische Republik unter dem Namen „Regierung der nationalen Verteidigung" proklamiert. Diese beeilte sich, schon am folgenden Tage der Welt mitzuteilen, daß die Franzosen fortkämpfen und „keinen Zoll breit Erde, keinen Stein ihrer Festungen" abtreten würden. — Damit war die Fortsetzung des furchtbaren Krieges erklärt.

Die Republik als Nachfolgerin des zweiten Kaiserreichs.

Die Wortführer in Paris hatten mit eiserner Stirn ihr Lügenwerk in der Kammer und in den Zeitungen fortgesetzt.

Endlich mußte — es geschah dies in der Nacht vom 3. bis 4. September — Palikao im wesentlichen die Wahrheit eingestehen und die Nachrichten über die trostlose Lage bestätigen. Er bestieg die Tribüne und erklärte: „Nach drei Tagen heldenmütiger Kämpfe ist unsre Armee auf Sedan zurückgedrängt und dort von so überlegenen Steitkräften eingeschlossen worden, daß sie kapitulieren mußte. Der Kaiser ist zum Gefangenen gemacht worden." —

Über die nächsten Pariser Ereignisse gelangten folgende Berichte in die Öffentlichkeit: Sonntag, 4. September abends. Auf den Tribünen und in den Sitzungssälen des gesetzgebenden Körpers drängen sich die Volksmassen, welche die Absetzung der Dynastie und die Proklamierung der Republik verlangen. Die meisten Deputierten verlassen den Saal. Die Aufregung ist unbeschreiblich. Von draußen vernimmt man den Ruf: „Es lebe die Republik!" Gambetta und andre Mitglieder der Linken wollen sich nach dem Stadthause begeben, um daselbst eine provisorische Regierung zu proklamieren. — Abends 9 Uhr: Der Platz vor dem Stadthause ist von einer unermeßlichen Menschenmenge erfüllt, von allen Seiten erschallt der Ruf: „Es lebe die Republik!" Die provisorische Regierung konstituiert sich. Ihr gehören an: Jules Favre, Gambetta, Jules Simon, Arago, Cremieux. Von ihnen ward der General Trochu zum „Gouverneur von Paris" berufen.

Im Grunde hatte eine zusammengelaufene, in das Gebäude des gesetzgebenden Körpers eingedrungene Menge das glorreiche Werk vollbracht, und die Männer, die sich „Regierung" nannten, hatten einander selbst gewählt. In den Memoiren des Ingenieur-Oberstleutnants Viollet-le-Duc lesen wir: „Das Volk von Paris, welches das Stadthaus im Namen Frankreichs besetzte, bestand aus dem gemeinsten Janhagel." Die Times aber sagte wenige Tage nach dem Vorgange: „Es war ein Jammergesindel, welches zehn entschlossene Männer mit Reitpeitschen seiner Wege gejagt hätten."

Die von allen Mitgliedern der Regierung unterzeichnete Proklamation lautete: „Das Volk hat die Kammer überholt, welche zauderte. Um das Vaterland zu retten, das sich in Gefahr befindet, hat es die Republik verlangt. Es hat seine Vertreter nicht in die Regierungsgewalt, sondern in die Gefahr eingesetzt. Die Republik hat die Invasion im Jahre 1792 besiegt: — die Republik ist proklamiert. Die Revolution ist im Namen des Rechts, des öffentlichen Wohles vollzogen. Bürger, bewacht die Stadt, welche man euch anvertraut; morgen werdet ihr mit der Armee die ‚Rächer' des Vaterlandes sein!"

Immer und ewig dasselbe Rachegeschrei! Vor sechzig Jahren: „Rache für Leipzig und Waterloo!“ — Fünfundzwanzig Jahre später, 1840, neue Rachegelüste wegen Verweigerung der Rheingrenzen — im Jahre 1866 „Rache für Sadowa!“ Zuletzt im August und September 1870 „Rache für Wörth, Metz und Sedan!“ — Rache dafür, daß ein großes Volk, Sieger im aufgezwungenen Kriege, nicht beim Besiegten noch um Verzeihung wegen der demselben beigebrachten Niederlage bitten will! — Napoleon hatte dem Könige Wilhelm versichert, er habe den Krieg nicht gewollt, er sei gezwungen worden, ihn zu erklären, weil ihn die Revolution bedroht habe. Die Franzosen, des Meisters, dem sie sich lange Zeit gebeugt, ledig, drehten nun den Spieß um, indem sie dem vertriebenen Kaiser die Schuld an der über sie gekommenen Heimsuchung beimaßen. Sie selbst wollten dastehen im reinen Gewande der Schuldlosigkeit, in der naiven Erwartung, ihr angelegtes Unschuldskleid werde den Feind so verblüffen, daß er sich schleunigst anschicke, den „heiligen Boden“ Frankreichs zu verlassen, und zwar ohne von Frankreich irgend welche Sicherheit für ein künftiges Wohlverhalten empfangen zu haben. Dies nicht allein: man wollte sich noch „rächen“ dafür, daß die Deutschen sich siegreich gewehrt hatten. So nahm denn das Waffenspiel seinen weiteren Verlauf.

Die Kaiserin Eugenie war gleich nach Proklamierung der Republik entflohen. Es gelang ihr, nach England zu entkommen, wohin inzwischen ihr Sohn gebracht worden war. Sie hatte den Wind säen helfen, der, zum Sturm angewachsen, kurz zuvor ihren Sohn und ihren Gemahl und nun auch sie hinweggescheucht hatte.*)

Frankreich sollte nun in andrer Form und von andern Personen, aber, wie sich bald erwies, doch nur mit den alten Mitteln regiert werden. „Die Schlange häutet sich, bleibt aber Schlange“ — sagte damals ein Berliner Blatt. Der beweglichste der neuen Regenten, jedenfalls auch der begabteste unter ihnen, war Leon Gambetta. Es erwies sich bald, daß er in bezug auf Täuschungen es recht wohl mit der Bonaparteschen Sippschaft aufnehmen konnte.

„Mögen sie sich selbst ihre Küche besorgen“ erklärte Bismarck; „ob Kaiser, ob König, ob Republik, blaue, rote oder apfelgrüne Republik, mir ist alles recht; wie sie sich's einbrocken, so mögen sie's essen.“

Cremieux, der „neue Siegelbewahrer“, gefiel sich in Drohungen wie: „Würdige Söhne der Soldaten der Revolution, erneuern wir mit dem Mute, den sie auf uns vererbt, ihre prachtvollen Siege; wie sie, laßt uns den Feind zurückdrängen und verjagen!“ — Viktor Hugo erließ ein Manifest an die

---

*) Es sei hier gleich angeführt, daß Napoleon sich später — nach erfolgtem Friedensschluß — auch nach England begab, und daß er dort am 9. Januar 1873 starb.

Deutschen, worin es hieß: „Paris gehört nicht uns allein; Paris ist euer ebensoviel wie unser. Berlin, Wien, Dresden, München sind eure Hauptstädte, Paris ist euer Mittelpunkt. Paris ist die Weltseele, wo man den Herzschlag Europas fühlt. Paris ist die Stadt der Städte. Paris ist die Stadt der Menschen; Athen war, Rom war, Paris ist!" — About trat mit einem Artikel „Der heilige Zorn" auf, dessen Schluß lautete: „Wir hatten nichts Böses gegen die deutsche Rasse im Sinne. Wer trägt die Schuld, daß wir ihr feind geworden sind? Wenn Frankreich die Zivilisation nicht anders retten kann, als durch Zertretung des gesamten teutonischen Ungeziefers, so muß am 1. Januar 1871 Europa von allen diesen Hohenzollern, diesen Krautjunkern, diesen behelmten Jesuiten befreit sein. Wir müssen auf unsrer Ostgrenze ein auf hundert Jahre zerrissenes, geknebeltes Deutschland haben!"

Am 6. Oktober hatte Gambetta in einem Luftballon Paris verlassen, und er alarmierte zuerst von Tours, dann von Bordeaux aus ganz Frankreich. Weiterhin bemühte er sich, England, Rußland, Österreich und Italien, ja selbst Amerika zur Einmischung „behufs Abschlusses eines für beide Teile ehrenvollen Friedens" und zur „Abwendung weiterer Kriegsgreuel" zu veranlassen.

Doch der König Wilhelm und das deutsche Heer sorgten durch weitere Siegesthaten, Graf Bismarck durch kluges diplomatisches Einschreiten dafür, daß die Rundreisen französischer Staatsmänner nach den europäischen Höfen und deren Vorstellungen und Beschwörungen erfolglos blieben.

Das vatikanische Konzil.

Einen Augenblick rasten wir bei Verfolgung des Siegesmarsches der deutschen Heere, um eines bedeutsamen Vorganges in Rom zu gedenken, der zu jener Zeit dort stattfand. Es erfolgte daselbst die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes — wahrlich, ein kühneres Wort ist, seitdem das Papsttum besteht, in der ewigen Stadt nicht gesprochen worden.

Sechs Tage nach der Verkündigung des neuen Dogmas sandte der Papst Pius IX. folgendes Schreiben an den König Wilhelm:

„Majestät! Unter den ernsten Umständen, worin wir uns befinden, wird es Ihnen vielleicht ungewöhnlich erscheinen, von mir einen Brief zu empfangen; aber als Stellvertreter des Gottes des Friedens auf Erden glaube ich nicht weniger thun zu können, als Ihnen meine Vermittelung anzubieten.

„Mein Wunsch ist, die Kriegsvorbereitungen verschwinden zu sehen und die Übel, welche die unvermeidliche Folge davon sind, zu verhindern. Meine Vermittelung ist die eines Souveräns, der in seiner Eigenschaft als Regent

wegen der Kleinheit seines Gebietes keine Eifersucht einflößen kann, der aber gleichwohl durch den moralischen und religiösen Einfluß, den er personifiziert, Vertrauen einflößen wird. Möge Gott meine Wünsche erhören und auch die, welche ich für Ew. Majestät hege, mit welchen ich wünsche, durch die Bande derselben Christenliebe vereinigt zu sein. Nachschrift. Ich habe gleichfalls an Se. Majestät den Kaiser der Franzosen geschrieben."

Darauf antwortete König Wilhelm unterm 30. Juli:

„Sehr erhabener Papst! Ich war nicht erstaunt, sondern tief bewegt, als ich die von Ihrer Hand aufgezeichneten rührenden Worte las, um mich die Stimme des Gottes des Friedens hören zu lassen. Wie könnte mein Herz einen so mächtigen Ruf nicht hören! Gott ist mein Zeuge, daß weder ich, noch mein Volk den Krieg gewünscht oder hervorgerufen haben. Indem Wir den geheiligten Pflichten, welche Gott den Souveränen und den Nationen auflegt, gehorchen, ergreifen Wir das Schwert, um die Unabhängigkeit und die Ehre des Vaterlandes zu verteidigen, und Wir werden immer bereit sein, es niederzulegen, sobald diese Güter bewahrt sein können. Wenn Ew. Heiligkeit mir von seiten dessen, welcher den Krieg so unvermutet erklärt hat, die Versicherung aufrichtig friedlicher Gesinnungen und Bürgschaften gegen die Rückkehr eines ähnlichen Angriffs auf den Frieden und die Ruhe Europas geben können, so würde ich sicher mich nicht weigern, sie aus den verehrungswürdigen Händen Ew. Heiligkeit zu empfangen, mit der ich durch die Bande der christlichen Liebe und einer aufrichtigen Freundschaft verbunden bin."

Am Tage der Posse von Saarbrücken hatte Frankreich der päpstlichen Regierung angezeigt, daß es sich genötigt sehe, seine Truppen aus Rom zurückzurufen. Die nationale italienische Partei hielt nun die Zeit für gekommen, Rom als Hauptstadt Italiens zu proklamieren. Viktor Emanuel war noch schwankend. Es folgten die Ungewitter von Weißenburg, Wörth, Spicheren, dann die drei großen Schlachten vor Metz, endlich traf die Kunde von dem großen deutschen Ehrentage von Sedan ein.

Ein Beben ging durch Italien. Der König von Italien entsandte einen Vertrauten an den Papst mit Ausgleichungsvorschlägen. Der Papst antwortete mit dem üblichen „Non possumus". Darauf schritt die italienische Armee zum Angriff auf Rom. Da befahl der Papst, die weiße Fahne aufzuhissen. Die Soldaten des Königs von Italien zogen, begrüßt vom Jubel der Einwohner, in die ewige Stadt ein.

Das war das Ende der weltlichen Macht des heiligen Vaters; von nun an sah sich Pius IX. beschränkt auf den von einer Mauer umzogenen Vatikan. Die italienische Regierung stellte ihm 3225000 Frank Jahresrente zur Verfügung; er wies dies Anerbieten ab.



Auf dem Plateau von Plessis Piqué.

Die Deutschen vor Paris.

Kapitulation von Straßburg und Metz.

Unerhört Großes war von der deutschen Heerführung binnen kürzester Frist vollbracht worden. Eine Siegesbotschaft hatte die andre gedrängt, ganz Deutschland von dem Nordmeere bis zu den Alpen befand sich in der freudigsten Erregung.

Am 19. September standen die III. und die IV. Armee, deren jede zur Zeit etwa 150000 Mann zählte, mit ihren 622 Geschützen vor Paris, und die Umgürtung desselben nahm ihren Anfang. — Bereits am 20. September befand sich das Hauptquartier des Kronprinzen Friedrich Wilhelm in Versailles. Dahin kam am 5. Oktober der König, und er nahm im Präfekturgebäude Quartier.

Täglich von 9 bis 10 Uhr morgens hielt der König mit Moltke Kriegsrat. Die Umgürtung von Paris bildete einen Kreis; innerhalb desselben, anderthalb Meilen im Durchmesser, dehnt sich die Prachtstadt aus. Gewaltige Schanzen, jede für sich schon eine kleine Festung, umgeben Paris; das stärkste der Befestigungswerke ist der Mont Valerien.

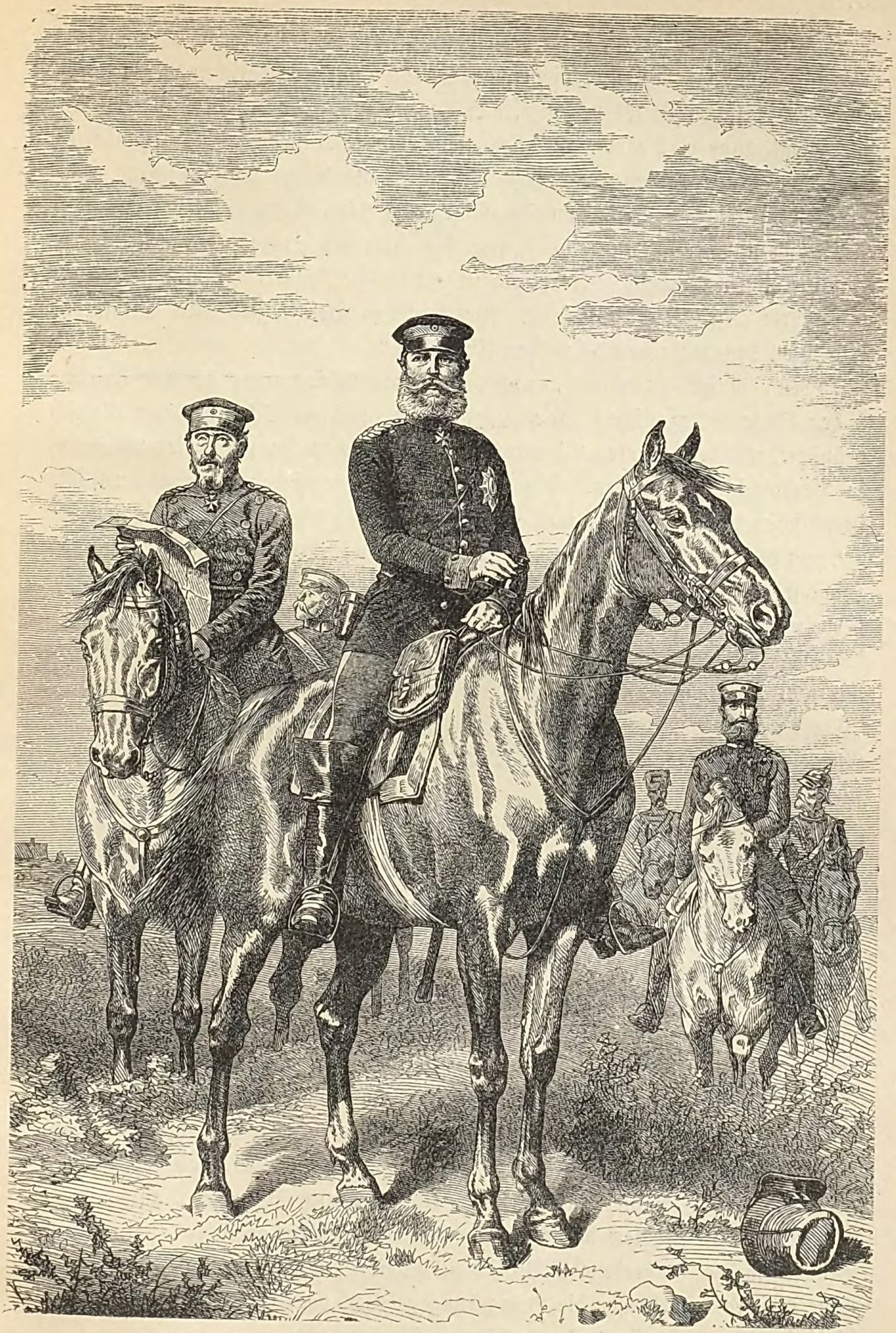
Zu den zwei Millionen Einwohnern der Hauptstadt hatten sich noch viele Tausende aus den benachbarten Ortschaften gesellt, flüchtige Greise, Weiber und Kinder. Die Armee von Paris bestand um diese Zeit aus dem Reste der Linienarmee — etwa 60000 Mann — unter dem wortbrüchigen General Ducrot,*) aus den Mobilgarden unter General Vinoy, zusammen 150000 Mann, und aus etwa 300000 Nationalgardisten.

Jules Favre, dem in der neuen Regierung das Ministerium des Äußeren zugefallen war, erließ ein Rundschreiben an die Vertreter Frankreichs im Auslande. Wer sich erinnert, wie auch er und die Männer seiner Farbe zum Kriege hatten schüren helfen, der muß staunen, wenn er in dem Rundschreiben liest: „Wir haben den Krieg laut verworfen, haben verlangt, daß man Deutschland Herr seines Schicksals sein lasse.“ Favre verstieg sich schließlich zur Drohung: „Wenn es eine Herausforderung ist, wir nehmen sie an. Wir lassen keinen Finger breit Erde, keinen Stein unsrer Festungen!“

Dieser Kundgebung folgten zwei Rundschreiben des Grafen Bismarck; in dem ersten hieß es: „Die der Einstimmigkeit nahe Mehrheit der Volksvertreter, des Senats und der Organe der öffentlichen Meinung in der Presse Frankreichs haben den Eroberungskrieg gegen uns so laut und nachdrücklich gefordert, daß der Mut zum Widerspruch isolierten Freunden des Friedens fehlte, und daß der Kaiser Napoleon keine Unwahrheit gesagt haben dürfte, wenn er noch heute behauptet, daß der Stand der öffentlichen Meinung ihn zum Kriege gezwungen habe. Angesichts dieser Thatsachen dürfen wir unsre Garantien nicht in französischen Stimmungen suchen. Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß wir uns infolge dieses Krieges auf einen baldigen neuen Angriff von seiten Frankreichs gefaßt machen müssen, und das ganz unabhängig von den Bedingungen, welche wir etwa an Frankreich stellen möchten. Es ist die Niederlage an und für sich, es ist unsre siegreiche Abwehr ihres frevelhaften Angriffs, welche die französische Nation uns nie verzeihen wird. Wenn wir jetzt ohne Gebietsabtretungen, ohne jede Kontribution, ohne irgend welche Vorteile als den Ruhm unsrer Waffen aus Frankreich abzögen, so würde doch derselbe Haß, dieselbe Rachsucht wegen der verletzten Eitelkeit und Herrschsucht in der französischen Nation zurückbleiben, und sie würde nur auf den Tag warten, wo sie hoffen dürfte, diese Gefühle mit Erfolg zur That zu machen.“

---

*) Wir erinnern daran, daß eine große Anzahl der in Kriegsgefangenschaft geratenen französischen Offiziere freigelassen worden war, auf das Ehrenversprechen hin, in dem dermaligen Kriege sich aller Beteiligung zu enthalten. Anfangs 1871 betrug die Zahl der Offiziere, die (wie z. B. der oft genannte Ducrot) ihr Ehrenwort gebrochen hatten, bereits 140. Und die Franzosen nahmen solche Personen nicht nur ohne weiteres in die Armee wieder auf, sie setzten sogar auf ihren Wiedereintritt eine Prämie aus.



Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen. Nach Wilh. Camphausen.

Unumwunden sprach Graf Bismarck es aus, was Deutschland zu fordern sich für berechtigt halte: „Die einmütige Stimme der deutschen Regierungen und des deutschen Volkes verlangt, daß Deutschland gegen die Bedrohungen und Vergewaltigungen, die von allen französischen Regierungen seit Jahrhunderten gegen uns geübt wurden, durch bessere Grenzen als bisher geschützt werde. Solange Frankreich im Besitz von Straßburg und Metz bleibt, ist seine Offensive strategisch stärker, als unsre Defensive bezüglich des ganzen Südens und des linksrheinischen Nordens. Straßburg ist, im Besitze Frankreichs, eine stete Ausfallspforte gegen Süddeutschland. Im deutschen Besitze gewinnen Straßburg und Metz dagegen einen defensiven Charakter."

Nun wußte Frankreich, unter welchen Bedingungen es den Frieden haben könne. Inzwischen hatte Jules Favre in einem Schreiben den Wunsch geäußert, mit dem Grafen Bismarck in dem deutschen Hauptquartier persönlich in Verhandlung zu treten. Favre, zustimmend beschieden, wurde durch die preußischen Linien geleitet, und es fanden zwischen ihm und dem Grafen am 19. und 21. September Unterredungen statt. Der französische Minister wünschte zunächst eine Einigung über die Vorbedingungen zu einem Waffenstillstande herbeizuführen.

Als Bismarck Gebietsabtretungen für erforderlich erklärte, sprang Favre auf und rief: „Bedenken Sie, Herr Graf, daß ich ein Franzose bin!" — „Ein Franzose!" Die siegreichen Franzosen griffen bisher ohne weiteres zu! Aber wie dürfte ein andres Volk, wenn es Vorteile errungen, gleiche Ansprüche erheben?

Unter solchen Umständen blieben die Verhandlungen ergebnislos. Favre kehrte nach Paris zurück, und nun wurde eine von allen Ministern unterzeichnete pomphafte Proklamation veröffentlicht, in der es in bezug auf Bismarcks Forderungen hieß: „Weder einen Zoll unsres Territoriums, noch einen Stein der Festungen!" Kaum war diese so vollmündig abgefaßte Proklamation bekannt geworden, als der Telegraph die Nachricht brachte: Toul hat (am 24. Septbr.) nach achtstündigem Bombardement kapituliert." Über 2000 französische Soldaten gerieten in Gefangenschaft, reiche Kriegsbeute fiel den Siegern zu. Und Straßburg, die deutsche Perle unvergeßlichen Andenkens, 189 Jahre früher im Frieden — unter habsburgischem Zepter — räuberisch von Ludwig XIV. überfallen und festgehalten — es kapitulierte am 27. September, und der Siegespreis war ein noch viel ansehnlicher. Über 17000 Franzosen, unter ihnen 451 Offiziere, streckten die Waffen. Zur Kriegsbeute gehörten allein 1200 Bronzegeschütze, außerdem 2 Millionen Frank Staatseigentum. Zu Anfange hatte General von Beyer die Belagerung geleitet, nach dessen Erkrankung war die Leitung an den General von Werder übergegangen.

So war von den Deutschen der berüchtigte Länderraub Ludwigs XIV. wieder gesühnt worden. Und ganz Deutschland sprach „Amen“, als der preußische Statthalter den Straßburgern verkündete: „Straßburg, eine deutsche Stadt, wird nun für immer eine deutsche Stadt bleiben!“

Bazaines Lage gestaltete sich fortgesetzt mißlicher. Die Vorräte der Festung hätten für eine Besatzung von 30000 Mann auf Monate hinaus gereicht, eine auch jetzt noch über 170000 Mann starke Armee aber mußte rasch damit fertig werden.

Umsonst suchte Bazaine nach einem Auswege, dem ihm drohenden Schicksal zu entrinnen. Nach jedem neuen Durchbruchsversuch wurde er nach den Mauern von Metz zurückgeworfen, seine Garde und seine Kerntruppen erlagen den bärtigen preußischen Landwehrmännern. Endlich schlug auch seine Stunde. Der Marschall mußte die Thore öffnen und sich mit der ganzen Besatzung gefangen geben; ein Erfolg für die Deutschen, fast großartiger noch als der von Sedan, war damit errungen. Am 27. Oktober — genau nach siebzigtägiger Belagerung — fiel Metz, eine der stärksten Festungen des Landes, und mit ihr eine Armee von 173000 Mann, voran drei Marschälle und 6000 Offiziere, samt ihren reichen Kriegsmagazinen in die Gewalt der Sieger; es wurden 53 Adler und Fahnen, 541 Feldgeschütze, 800 Festungsgeschütze, 66 Kugelspritzen, gegen 300000 Gewehre, 2000 Kriegsfahrzeuge u. s. w. erbeutet.

Von einem Ende Deutschlands zum andern erscholl begeisterter Jubel; von allen Seiten liefen Glückwunschtelegramme bei dem obersten Heerführer der Deutschen ein; König Ludwig von Bayern pries denselben in einem solchen als „Wilhelm den Siegreichen“.

Es kann nicht wunder nehmen, daß dieser gewaltige kriegerische Erfolg einen besonders tiefen Eindruck auf den obersten Kriegsherrn machte. Die letzte der feindlichen Armeen, die man beim Beginn des Feldzugs den Deutschen entgegengeführt, war vernichtet.

In einem Armeebefehl sprach der König „allen und jedem einzelnen“ vom General bis zum Soldaten seine Anerkennung aus. „Ich wünsche euch alle zu ehren“, heißt es in demselben, „indem ich meinen Sohn, den Kronprinzen, und den General der Kavallerie Prinz Friedrich Karl, die in dieser Zeit euch wiederholt zum Siege geführt haben, zu Generalfeldmarschällen befördere.“

Bis dahin war diese höchste militärische Würde noch keinem hohenzollernschen Prinzen zu teil geworden.

Der Generalstabschef von Moltke, der geniale Kriegsmeister, der geistige Urheber so staunenswerter Erfolge, ward in den Grafenstand erhoben.

Am 15. Oktober ergab sich Soisson, am 24. Oktober Schlettstadt.

Entsatzversuche zu gunsten von Paris.

Wir wenden uns wieder nach der französischen Kaiserstadt, deren Entsatz Gambetta unter den äußersten Anstrengungen anstrebte. Die Verbindung mit Paris unterhielt er durch Vermittelung von Luftschiffern; außerdem ward durch Brieftauben ein Einvernehmen der Regierungsmitglieder, welche in Tours ihren Sitz aufgeschlagen hatten, mit den zu Paris verbliebenen hergestellt.

Schneller als die Deutschen dies für möglich gehalten hatten, gelang es Gambetta, an der Loire eine neue Armee zu sammeln, die auf dem Wege nach Paris — zunächst gegen Orleans — vorrückte.

Deutscherseits wurden das I. bayrische Korps unter General von der Tann und die 22. preußische Division unter General von Wittich von der Armee des Kronprinzen losgelöst und den Franzosen entgegengesandt. Am 10. Oktober schlug der erstgenannte den Feind bei Artenay, zwei Meilen nördlich von Orleans, und am 11. erstürmten Bayern im Verein mit der 22. Division die Stadt Orleans. Aurelles de Paladine, dem das Kommando über die Loirearmee anvertraut worden war, trat dem 25 000 Mann zählenden deutschen Heere mit 60 000 Mann entgegen. Am 9. November wurden die Bayern nach blutigem Ringen zum Rückzug und zur Aufgabe von Orleans gezwungen.

Durch die Übergabe Straßburgs war unterdessen die Werdersche Armee frei geworden, und man hatte sie durch Nachschübe bis auf 40 000 Mann verstärkt. Sie wendete sich nun gegen die von Dijon und Belfort heranziehende sogenannte französische Ostarmee. Es kam bei Epinal, Vesoul, Dijon und andern Orten zu äußerst hartnäckigen Kämpfen, während der Revolutionsheld Garibaldi, von dem man große Dinge erwartete, seine Freikorps bei Dôle organisierte. Am 22. Oktober hatte Werder ein siegreiches Treffen, am 31. nahmen die Badenser Dijon, während General von Treskow die starke Bergfeste Belfort einschloß.

Wie im Süden, sammelte Gambetta auch im Norden neue Streitkräfte. In Gewaltmärschen eilte General von Manteuffel, dem das Kommando über die aus dem I., VII. und VIII. Korps zusammengesetzte I. Armee anvertraut worden war, von Metz aus nach der Normandie, um bei Amiens der zuerst von Faure, dann von dem General Faidherbe geführten „Nordarmee“ entgegenzutreten. Letztere befand sich ebenfalls auf dem Marsche nach Paris. Auch sie sollte sich an den Kämpfen zum Entsatz der Hauptstadt beteiligen.

Aber schon waren dem General Faidherbe die unermüdlichen deutschen Reiter auf dem Nacken; am 27. November ward sein Korps bei Moreuil übel zugerichtet und Amiens besetzt; am 5. Dezember folgte die Einnahme von Rouen und Dieppe durch das VIII. Korps unter General von Goeben.



Prinz Friedrich Karl. Nach Wilh. Camphausen.

Faidherbe sammelte rasch sein geschlagenes Korps und stand schon am 23. der I. Armee wieder mit 60000 Mann gegenüber. Er ward jedoch auf die französischen Festungen an der belgischen Grenze zurückgedrängt. Bei Bapaume holte er sich eine neue schwere Niederlage.

Unterdessen hatte General von Manteuffel den Befehl erhalten, sich auf den südöstlichen Kriegsschauplatz zu begeben, und General von Goeben übernahm das Kommando über die deutsche Nordarmee. Er vernichtete am 19. Januar in der Schlacht von St. Quentin und in den darauf folgenden Tagen Faidherbes Streitkräfte gänzlich.

Gleichzeitig mit Manteuffel war Prinz Friedrich Karl mit drei Korps (dem III., IX. und X.) von Metz aufgebrochen, um dem Vormarsche der durch Gambettas Eifer mehr und mehr angewachsenen französischen Streitkräfte an der Loire Einhalt zu gebieten. Die früher schon zur Unterstützung des Generals von der Tann von Paris abgeschickte 17. Division war inzwischen durch das II. Korps ersetzt worden und hatte sich mit den Bayern vereinigt. Der also verstärkten Armee, dem Großherzoge von Mecklenburg unterstellt, fiel die schwere Aufgabe zu, bis zur Ankunft des Prinzen Friedrich Karl sich gegen die wohl 250000 Mann starke französische Hauptarmee unter Aurelles de Paladine zu halten, was ihr auch vollständig gelang.

Am 28. November schlug der Prinz Friedrich Karl die Franzosen, während der Großherzog von Mecklenburg es durch seine glücklichen Gefechte bei Beaune la Rolande und bei Bazoches les Hautes möglich machte, sich mit dem Prinzenfeldmarschall zu vereinigen. Auf der ganzen Linie blieben die Deutschen im siegreichen Vorrücken. Orleans ward von den Franzosen geräumt und von den Deutschen besetzt.

Infolge dieser Ereignisse verlegte die um ihre Sicherheit in Besorgnis geratene französische Regierung ihren Sitz von Tours weiter südlich nach Bourdeaux. An Stelle des Generals Aurelles de Paladine trat General Chanzy.

Mit großem Ungestüm warf sich am 8. Dezember der an Zahl überlegene Feind auf die Deutschen, auf beiden Seiten gab es starke Verluste, unter Anzeichen gänzlicher Auflösung erfolgte endlich der Abzug des Feindes. In der gleichen Zeit hatte auch das IX. Korps auf dem linken Loireufer mehrere Gefechte glücklich bestanden und kleinere feindliche Abteilungen zurückgeworfen. Blois ergab sich.

Am 6. Januar 1871 faßte endlich der Prinz die Franzosen bei Vendome und trieb sie nach blutigem Ringen gen Le Mans zurück, wo am 12. Januar der letzte Kampf gegen die französische Loirearmee stattfand und ihre völlige Vernichtung erfolgte. Wieder waren 34000 Franzosen in

Gefangenschaft geraten, 2 Fahnen und 20 Geschütze bildeten die Trophäen dieses Abschnittes des beschwerlichen Winterfeldzuges.

Seit Beginn des Krieges gegen das französische Kaiserreich hatten alle deutschen Krieger ohne Ausnahme mannhaft gestritten und ihre Ebenbürtigkeit dargethan, was König Wilhelm in dem Armeebefehl vom 6. Dezember rühmend anerkannte.

Wenden wir uns jetzt wieder Paris zu. Trochu hatte gehofft, daß es ihm gelingen würde, die deutsche Belagerungslinie zu durchbrechen, um sich mit Aurelles de Paladine vereinigen zu können. Am 28. Oktober machte der General de Bellemare von Aubervillers her auf das von den Vorposten des preußischen Gardekorps besetzte Dorf Le Bourget einen Überfall und bemächtigte sich desselben. Die Franzosen setzten sich in dem Orte fest und richteten ihn durch Barrikaden und Schießscharten in der Umfassungsmauer zur Verteidigung ein. Nachdem der Versuch, sie am 29. durch Artilleriefeuer zu vertreiben, mißlungen war, erhielt der Kommandeur der zweiten preußischen Gardedivision, General von Budritzky, den Befehl, den Ort mit Sturm zu nehmen. In einem überaus blutigen Kampfe gelangte Le Bourget wieder in den Besitz der Deutschen.

Während mehrerer Wochen verriet nun Trochu keine Lust zu einem weiteren Ausfall. So nahte Ende November heran.

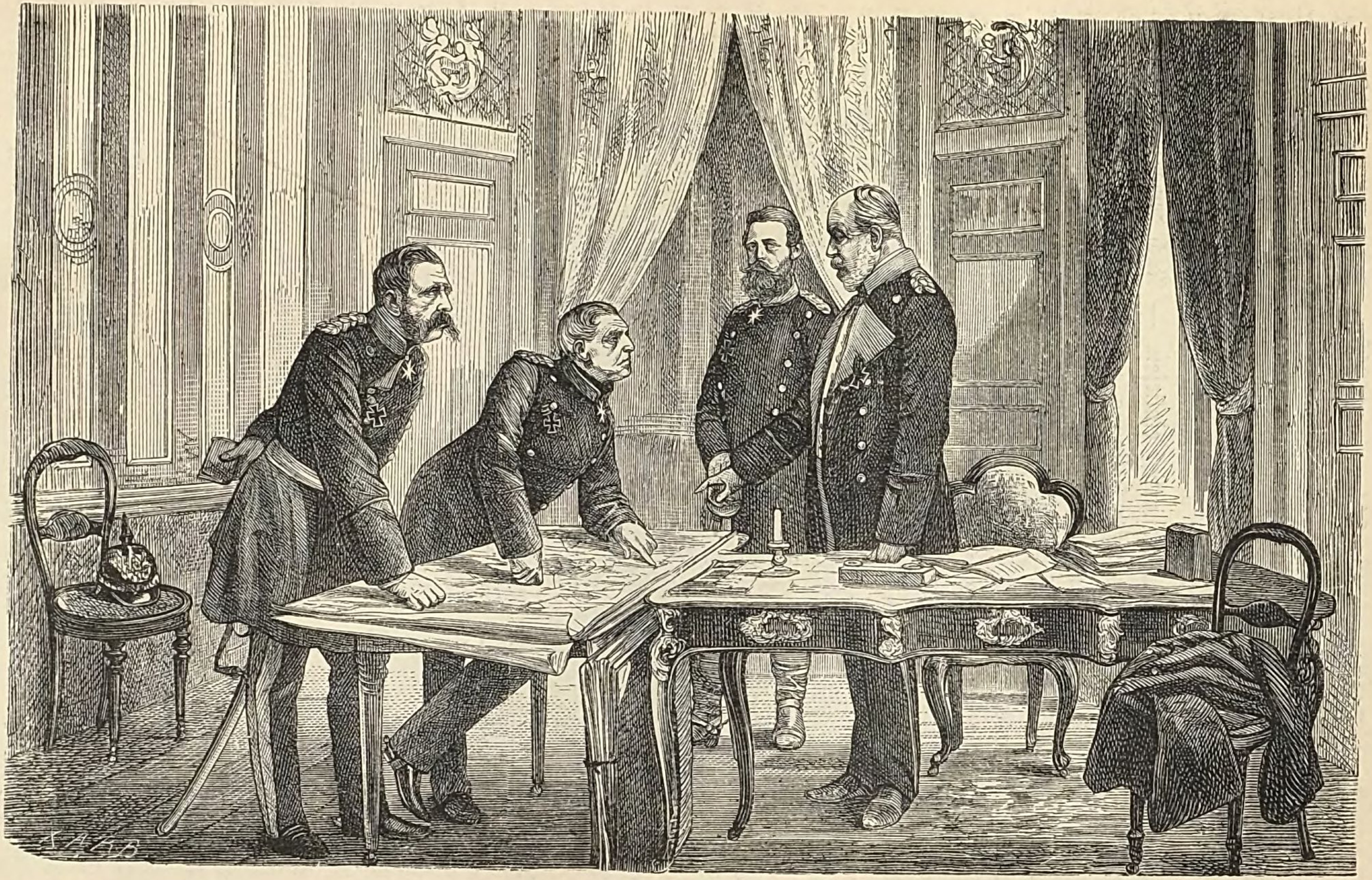
Furchtbarer Kanonendonner, welcher am Abend des 28. November begann und bis zum andern Morgen das Erdreich erschütterte, sollte für die Paris sich nahende Loirearmee das Zeichen sein, daß man ihrer harre. Am 29. suchte man die Deutschen durch Scheinangriffe nach verschiedenen Richtungen hin zu beschäftigen und zu beirren, während Trochu Truppen auf Truppen auf der Halbinsel St. Maux und im Bois de Vincennes sammelte. Diese, an Zahl ihrer 60—70000, überschritten am Morgen des 30. auf acht Schiffbrücken die Marne und griffen die Württemberger bei Champigny, die Sachsen bei Brie an. Champigny, nur schwach besetzt, ging verloren, aber ein weiteres Vordringen der von Ducrot geführten Franzosen scheiterte an dem heldenmütigen Widerstande der wackeren Schwaben. Ein gleichzeitig unternommener Angriff auf Mont Mesly mißlang gänzlich. Am 2. Dezember wurde die auf 100000 Mann gebrachte Ausfallsarmee auf Paris zurückgeworfen. Die Hoffnung auf Entsatz und Hilfe durch die Loirearmee hatte sich als trügerisch erwiesen. Um so sehnsüchtiger richteten sich jetzt die Augen der Pariser nach Norden, von wo man die hilfebringenden Scharen Faidherbes erwartete. Auf diese Aussicht hin veranstaltete Trochu einen Ausfall nach der angegebenen Richtung, und zwar gegen das Gardekorps, welches seit Ende Oktober unbehelligt geblieben war. Ein wütendes, zielloses Artilleriefeuer aus den nahe

gelegenen Forts machte der Garde in gewohnter Weise Meldung von dem, was beabsichtigt ward. Am 21. Dezember brachen 40000 Franzosen abermals gegen Le Bourget vor; aber die Garde wich und wankte nicht.

Um Mitte des Monats Dezember wurde den Belagerten durch das Feuer der inzwischen herbeigeschafften Belagerungsgeschütze verkündet, was der „Weltseele“ bevorstehe, falls sie sich nicht ergebe. Im Osten von Paris breitet sich das wichtige Bergplateau des Mont Avron aus. Dahin richteten am neunundneunzigsten Tage der Einschließung in der Frühe des 27. Dezember 76 deutsche schwere Geschütze ein so heftiges Feuer, daß die Kanonen des Gegners am Abend verstummten und zwei Tage später die Sachsen in die eroberten Werke als Besatzung einrücken konnten. Nun gingen die deutschen Artilleristen auch den im Norden und Süden gelegenen gewaltigen Festungswerken zu Leibe. Die Felswände des Seinethals ertönten jetzt Tag für Tag vom furchtbaren Widerhall des Geschützdonners. Schwächer, immer schwächer erwiderten die französischen Batterien den feindlichen Gruß. Gegen Süden wurde den Forts Issy, Vanves und Montrouge so hart zugesetzt, daß sie schon nach wenigen Tagen ihr Feuer einstellen mußten; nur um den Mont Valerien und weiterhin einigen neu errichteten Batterien gegenüber wogte der Kampf lebhaft fort.

Über 9000 Schritte weit flogen die deutschen Granaten, und sie fielen schon in die Stadt hinein. Von Mitte Januar ab wurde Paris während der Nächte heftiger beschossen; hier und da stiegen Feuersäulen in der Hauptstadt empor.

Obgleich für die Pariser Hoffnung auf Entsatz nicht mehr vorhanden war, führte der Oberbefehlshaber Trochu doch noch einen Ausfall aus. Ein nächtlicher Besuch vom 13. auf den 14. Januar war der Garde zugedacht. Ducrot verkündete den Parisern in einem Plakat, welche Heldenthaten er auszuführen sich vorgesetzt, und schloß mit der Phrase: „Als Sieger seht ihr mich wieder, oder man wird meine Leiche in eure Mauern zurücktragen!“ — Daß er den Belagerungsgürtel nicht sprengte, dafür sorgten die Deutschen; sich mit den Franzosen wegen seiner Prahlerei abzufinden, blieb ihm allein vorbehalten. Wohlbehalten zurückgekehrt, sah er sich schonungslos mit Spott und Hohn überschüttet. Der letzte große Durchbruchsversuch fand am Tage nach der Proklamierung des Deutschen Kaiserreichs statt. Im Anfange errangen auch die feindlichen Heeresmassen einige Vorteile über die vordersten Linien der Deutschen. Sobald aber die Verstärkungen der letzteren eingetroffen waren, mußten die Franzosen unter furchtbaren Verlusten das Schlachtfeld räumen.



Kriegsrat in Versailles.

General von Podbielsky. General von **Moltke**. Der Kronprinz. König Wilhelm.

Untergang der letzten französischen Feldarmee.

Zug um Zug näherte sich das große Waffenspiel seinem Ende; nur für einen Augenblick sollte die Sonne den Franzosen nochmals in mattem Glanze leuchten. —

Besorgniserregend lauteten die Nachrichten, die plötzlich vom äußersten Osten her im königlichen Hauptquartier einliefen. — Nach den Niederlagen an der Loire ruhte Frankreichs letzte Hoffnung auf einer durch in der That bewunderungswürdige Anstrengungen um Lyon und Bourges zusammengebrachten dritten großen Armee. Dieser mindestens 130 000 Mann starken, dem Befehle Bourbakis unterstellten „Ostarmee" war eine ganz besondere Aufgabe zugedacht. Sie sollte die wichtige Grenzfestung Belfort entsetzen und sich — behufs Sperrung der rückwärtigen Verbindung der vor Paris stehenden Hauptarmee der Deutschen, samt allen süd-, west- und nordwärts operierenden Heeresteilen — Nancys bemächtigten, danach aber in das badische Land einbrechen und einen Raubzug in den Schwarzwald ausführen.

Vor sich eine äußerst starke feindliche Übermacht, im Rücken die starke Felsenfestung Belfort, deren Besatzung zu jedem ihr passenden Augenblicke in die Operationen der Hauptarmee wirksam einzugreifen vermochte, hatte General von Werder, der das aus der badischen Division und preußischen Landwehren gebildete XIV. Korps befehligte, einen über die Maßen schwierigen Stand. Wiewohl man seine Armee bis auf 43 000 Mann verstärkt hatte, so konnte er — galt es doch zugleich, Belfort zu bewachen! — dem Feinde nur mit 30 000 Mann gegenübertreten.

Bevor Manteuffel, dem das Oberkommando über sämtliche der Ostarmee entgegenzustellenden Streitkräfte anvertraut worden war, am Orte seiner Bestimmung hatte eintreffen können, schickte sich Bourbaki dazu an, die Linien der Werderschen Streitkräfte zu durchbrechen. Schleuniger Beistand that not. General von Manteuffel wußte, was auf dem Spiele stand, daher er jeden durchaus gebotenen Aufenthalt vermied. Wollte er die französische Ostarmee rechtzeitig fassen, so mußte er an dem etwa 20 000 Mann starken Freikorps Garibaldis eiligst vorbeiziehen und sich hüten, Gelegenheit zu bieten, die Absichten der deutschen Heeresleitung erkennen zu lassen. Um nun den heißblütigen alten Haudegen zu täuschen, ließ Manteuffel einige pommersche Bataillone mit dem Befehle zurück, die von jenem geführte sogenannte „Vogesenarmee" nach Thunlichkeit zu beschäftigen. Die Vollführung dieses Auftrags war in anbetracht der Übermacht Garibaldis keine Kleinigkeit. Heldenmütig kamen die braven Pommern der ihnen auferlegten schweren Pflicht nach. Am 25. Januar wurde den Garibaldinern in der Nähe von Dijon übel aufgespielt.

Während Garibaldi wähnte, es mit der ganzen feindlichen Armee zu thun zu haben, rückte Manteuffel mit der Hauptmacht ungehindert vorwärts und erreichte rechtzeitig den Feind. „Garibaldi", hieß es in einer Depesche vom 3. Februar, „der sich in Dijon in der Gefahr befand, umzingelt zu werden, ist diesem Schicksal nur durch eiligen Rückzug entgangen." Er kehrte ruhmlos, mit Hohn und Spott gelohnt, nach seiner Ziegeninsel Caprera zurück.



General von Werder im Biwak seiner Tapferen.

Wie oft auch die deutsche Ausdauer während des Winters von 1870 durch schwere Entbehrungen und mancherlei Nöten auf harte Proben gestellt worden war, eine schlimmere Prüfungszeit ist über keinen Heeresteil verhängt gewesen, als über Werders Heldenschar auf jenem beiseite liegenden Teile des großen Kriegsschauplatzes, in jenem entlegenen Winkel, wo sie kämpfte, litt und — siegte, triumphierend über den Frost, den Hunger und einen an Zahl übermächtigen Feind. Durch unwirtliche Gebirge, heute unter Schneegestöber, morgen durch eiskalte Regenschauer, heute auf glattgefrorenen, bald nachher

schlüpfrig gewordenen, kaum gangbaren Pfaden vordringend, gelang es den Tapferen vom XIV. Armeekorps, sich in festen Stellungen zu verschanzen, ehe noch Bourbaki mit seiner Hauptmacht herangerückt war.

Infolge der Unerschütterlichkeit dieser Tapferen sahen die Franzosen die erträumten Erfolge im Winternebel verrinnen und sich nach den Gefechten von Vesoul und Montbéliard am 5. und 8. Januar genötigt, von den Deutschen abzulassen. Das blutige Ringen, das am 9. Januar anhob, währte volle zehn Stunden und erstarb erst beim Morgengrauen des 10. Januar. — Solch preiswürdige Ausdauer blieb nicht erfolglos. Es gelang, um Belfort das Feld zu behaupten, bis General von Manteuffel mit der Hauptmacht herzukam.

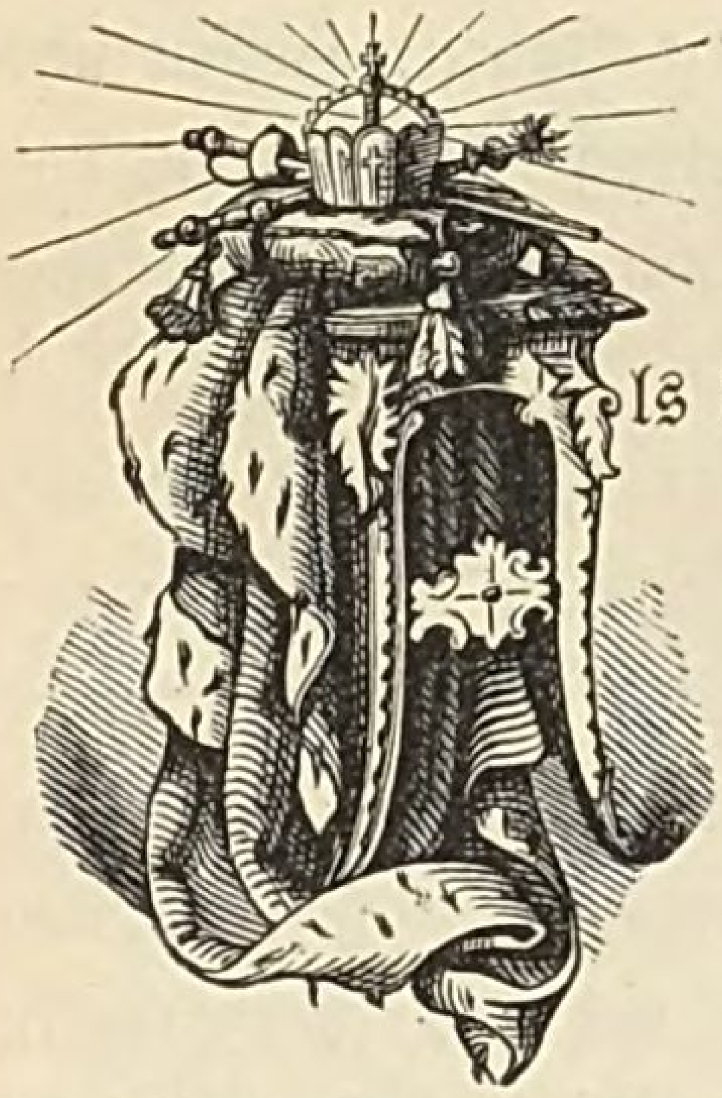
Bourbaki hatte bereits über 10000 Mann verloren, während die Verluste der Deutschen nur etwa 1100 Mann betrugen. Da kam die Nachricht von dem Herannahen der von Manteuffel geführten Armee. Nun war Bourbaki nicht mehr der Bedränger, sondern der Bedrängte. Manteuffel faßte den Plan, dem Feinde den Weg zu verlegen, um ihn entweder zur Kapitulation oder zum Übertritt auf Schweizergebiet zu nötigen. Rasch und geschickt wurden die erforderlichen Bewegungen ausgeführt. Am 29. Januar schlug Manteuffel die Franzosen und nahm ihnen 17 Geschütze und 5000 Gefangene ab. Ganze Scharen der Franzosen blieben, von Hunger und Frost erschöpft, liegen und ließen sich widerstandslos gefangen nehmen.

Bourbaki, welchem in seiner trostlosen Lage nur noch der Rückzug nach der Schweiz offen blieb, geriet über den unglücklichen Ausgang seines Zuges dermaßen in Verzweiflung, daß er einen Selbstmordversuch ausführte. Sein Nachfolger, General Clinchant, traf mit dem Oberbefehlshaber des schweizerischen Beobachtungskorps, Herzog, ein Abkommen, demzufolge die französische Ostarmee auf das Gebiet der Schweiz übertrat. Am 1. Februar marschierten über 90000 Mann mit 266 Geschützen über die Schweizer Grenze, um sich entwaffnen zu lassen; 15000 Gefangene befanden sich in der Gewalt des Generals von Manteuffel, nur ein kleiner Teil von Bourbakis Heer war nach dem Süden entkommen. Damit hatte nun auch die mit so großen Hoffnungen ins Feld gerückte französische Ostarmee, welche den Krieg nach Deutschland hatte tragen sollen, ein klägliches Ende erreicht. Die Abwendung der großen Gefahr, die zunächst Baden gedroht hatte, war in erster Linie dem General von Werder zu verdanken. Er war nun der Held des Tages; Fürsten und Volk wetteiferten, dem bescheidenen Manne Achtung und Verehrung zu bezeigen.

Belfort wurde durch den General von Treskow regelmäßig belagert. Am 18. Februar erfolgte seine Übergabe; seiner tapferen Besatzung war großmütig freier Abzug zugesagt worden.



Kaiser Wilhelm,
der Erwählte der Nation.



Die Ausrufung zum Kaiser.

Als die Augen der Welt noch auf die umschlossene und bereits aufs äußerste gebrachte Hauptstadt von Frankreich, die „Weltseele“ Viktor Hugos, gerichtet waren, vollzog sich in der alten Residenz der Könige von Frankreich, wo so viel Ränke gegen Deutschland von ehrgeizigen Gewalthabern ersonnen worden waren, ein bedeutsamer weltgeschichtlicher Akt. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“ Für die Richtigkeit des Schillerschen Ausspruchs war auch dieser Vorgang ein Zeugnis.

Gerade hier, angesichts eines niedergeworfenen Feindes, dessen Hochmut und Eitelkeit nicht einmal durch das nationale Unglück hatte gebannt werden können, sollte das durch Frankreichs Mitschuld zu Grunde gegangene Deutsche Kaisertum auf neuer Grundlage errichtet werden, sollte der Hohenzollern-Aar die kaiserlichen Zeichen empfangen. Die Siege der deutschen Waffen waren zugleich auch Siege über den Partikularismus der Südstaaten. Schon gegen Ende August und in den ersten Tagen des September hatten sich die Bürger Bayerns in kaum weniger als 1000 Adressen an den König Ludwig für einen Anschluß an den Norddeutschen Bund ausgesprochen. Zugleich gab sich die begeisterungsvolle Stimmung der bayrischen Armee für die preußische Waffenbrüderschaft in unzweideutigen Äußerungen kund.

Am 2. Oktober (1870) beantragte die badische Regierung beim Präsidium des Norddeutschen Bundes die Aufnahme des Großherzogtums Baden in den Bund. Diesem Beispiele schloß sich bald darauf die hessische Regierung für die südlich des Mains gelegenen hessischen Provinzen an. Hiernächst erklärte sich dann auch Württemberg und weiterhin, von der öffentlichen Meinung gedrängt, Bayern dazu bereit, im deutschen Hauptquartier zu Versailles über ihren Beitritt zu unterhandeln.

Am 5. Dezember konnte Minister Delbrück im Reichstage zu Berlin von den erzielten Erfolgen betreffend der Einigung Deutschlands berichten. „Sehr viel rascher", äußerte er, „als es bei der Beratung der Verfassung gehofft werden konnte, rascher, als es selbst die lebhaftesten Anhänger der deutschen Einheitsidee zu erwarten wagten, hat ein großes weltgeschichtliches Ereignis sämtliche deutsche Stämme mit dem Bewußtsein erfüllt, daß die Zeit gekommen sei, für die volle staatliche Vereinigung aller Teile Deutschlands, und die sämtlichen süddeutschen Regierungen bestimmt, mit dem Norddeutschen Bunde zur Begründung eines Deutschen Bundes zusammenzutreten." Es sei hier sogleich bemerkt, daß der norddeutsche Reichstag die Verträge mit Baden, Hessen und Württemberg fast einstimmig annahm, und daß der Vertrag mit Bayern, das in dem neuen Bunde eine Art Sonderstellung in Anspruch nahm, gegen eine kleine Minderheit von Stimmen Zustimmung fand.

In einem Schreiben an den König Wilhelm gab der König Ludwig von Bayern dem Wunsche Ausdruck, daß die verfassungsgemäß dem Präsidium des neuen Deutschen Bundes übertragenen Rechte durch Wiederherstellung eines Deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde gekrönt werden möchten. „Ich habe mich daher, heißt es in diesem Schreiben, „an die deutschen Fürsten mit dem Vorschlage gewendet, gemeinschaftlich mit mir bei Ew. Majestät in Anregung zu bringen, daß die Ausübung der Präsidialrechte des Bundes mit Führung des Titels eines „Deutschen Kaisers" verbunden werde. Sobald mir Ew. Majestät und die verbündeten Fürsten Ihre Willensmeinung kundgegeben haben, werde ich meine Regierung beauftragen, das weitere zur Erzielung der entsprechenden Vereinbarungen einzuleiten." — Am 10. Dezember konnte der Minister Delbrück dem Reichstage die Mitteilung machen, daß sich mit dem Wunsche, den der König von Bayern dem Könige Wilhelm ausgedrückt habe, sämtliche übrigen deutschen Fürsten und die Senate der freien Städte angeschlossen hätten.

Der am 9. Dezember vom norddeutschen Bundesrate gestellte Antrag, dahin gehend, daß der neubegründete Bund den Namen „Deutsches Reich" führen und dessen Präsidium dem Könige von Preußen unter dem Namen „Deutscher Kaiser" zustehen werde, fand am 10. Dezember im Reichstage

fast einstimmige Annahme, sodann auch bei den Landständen der süddeutschen Staaten. — Jetzt erübrigte noch, sich mit Österreich wegen einer Bestimmung des Pragers Friedens, die sich auf das Verhältnis der deutschen Südstaaten zu dem Nordbunde bezog und denselben einen Sonderbund mit „internationaler unabhängiger Stellung“ vorbehielt, auseinander zu setzen. In einer nach Wien gerichteten Depesche legte Bismarck dar, wie alle Genossen des neuen Deutschen Bundes, insbesondere der König von Preußen als Oberhaupt desselben, von dem Verlangen beseelt seien, die freundschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu dem österreichisch-ungarischen Nachbarreiche zu erhalten und zu fördern, auf welche sie durch die ihnen gemeinsamen Interessen sowie die Wechselwirkung ihres geistigen und materiellen Verkehrslebens angewiesen seien.“

Gegenüber dieser verbindlichen Sprache des norddeutschen Bundeskanzlers konnte wohl der alte grollende Gegner Preußens sich nicht ablehnend verhalten. Er antwortete, daß in allen maßgebenden Kreisen Österreich-Ungarns der aufrichtige Wunsch vorherrsche, mit dem mächtigen Staatswesen, dessen Gründung sich nunmehr vollziehen werde, die besten und freundschaftlichsten Beziehungen zu pflegen.“

So war denn inmitten des Krieges eine in Wahrheit den Frieden fördernde Vereinbarung mit dem Nachbarstaate zu Wege gebracht, mit welchem man seit langer Zeit in Zwist und Fehde gelebt hatte. Unter den glücklichsten Vorzeichen ging das neue Reich seiner Begründung entgegen.

Der Reichstag wandte sich mit einer Adresse an den König. Die bemerkenswerteste Stelle derselben lautete: „Vereint mit den Fürsten Deutschlands naht der norddeutsche Reichstag mit der Bitte, daß es Ew. Majestät gefallen möge, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen.“ Eine Deputation von 30 Abgeordneten begab sich nach Versailles, um dem Könige die Adresse zu überreichen; es geschah letzteres in feierlicher Audienz am 16. Dezember im Versailler Königsschlosse.

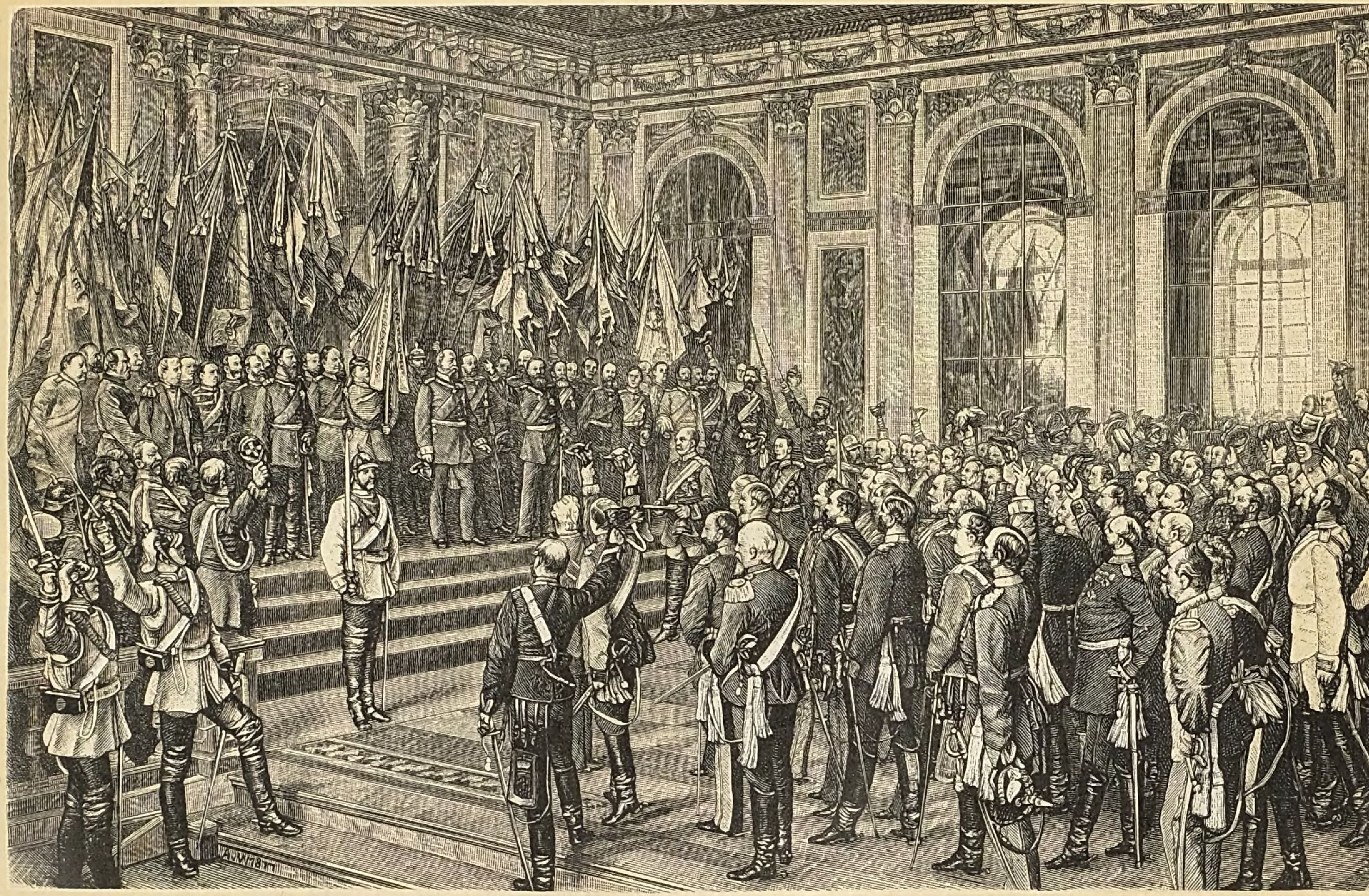
Die Adresse wurde verlesen und vom Könige zustimmend beantwortet. „Gott hat uns“, sagte der König u. a., „Sieg verliehen in einem Maße, wie ich es kaum zu hoffen und zu bitten wagte.“ — „Mit tiefer Bewegung hat mich die durch Se. Majestät den König von Bayern an mich gelangte Aufforderung zur Herstellung der Kaiserwürde des alten Deutschen Reiches erfüllt. Sie, meine Herren, bringen mir im Namen des norddeutschen Reichstags die Bitte, daß ich mich dem an mich ergehenden Rufe nicht entziehen möge. — Aber nur in der einstimmigen Stimme der deutschen Fürsten und freien Städte und in dem damit übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation und ihrer Vertreter werde ich den Ruf der Vorsehung erkennen, dem ich mit Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf. — Es wird Ihnen wie mir zur Genugthuung

gereichen, daß ich durch Se. Majestät den König von Bayern die Nachricht erhalten habe, daß das Einverständnis aller deutschen Fürsten und freien Städte gesichert ist und die amtliche Kundgebung desselben bevorsteht."

Die Weihnachtszeit war für die deutsche Nation angebrochen. In dem Hauptquartier König Wilhelms fehlte es zur Weihnacht ebensowenig wie in den von Kugeln durchlöcherten Lagerhütten an einem lieblich strahlenden Christbaume. Darunter ausgebreitet lagen vor dem deutschen Krieger die Liebesgaben der Heimat und weckten im Herzen die Sehnsucht nach der Heimat. Durch alle Siegesbotschaften, welche die deutschen Heere in das ferne Vaterland sandten, klang ein Wunsch und eine Hoffnung: Friede!

Zunächst aber galt es noch, den Bau der deutschen Einigung draußen im Feldlager feierlich zu krönen. Der Tag, an welchem die Verfassung des Deutschen Reiches in Kraft treten sollte, war auf den 1. Januar 1871 festgesetzt worden. — Von diesem Tage ab ist Deutschland wieder Ein Reich und der König von Preußen deutscher Kaiser. — Karolinger, Franken, Sachsen, Hohenstaufen, Welfen, Nassauer, Luxemburger, Schwarzburger, Wittelsbacher, Habsburger haben die Krone des Deutschen Reiches getragen — nun gelangte dieselbe durch König Wilhelm an das alte, urkräftige Geschlecht der Hohenzollern.

Am 18. Januar 1871 waren 170 Jahre seit dem Tage verflossen, an welchem der Hohenzoller Kurfürst Friedrich III. sich zu Königsberg in Preußen die Königskrone auf das Haupt gesetzt hatte. Am 18. Januar 1871 nun erfolgte in dem Schlosse Ludwigs XIV. zu Versailles die Proklamation des neuen deutschen Kaiserreiches. Um 11 Uhr befand sich das ganze militärische Versailles in lebhafter Bewegung. Vom Mittelbau wehte die rote Königsflagge mit dem Kreuz und den Adlern. Im Hofe standen, Spalier bildend, Truppen aufgestellt. Auf der großen Prachttreppe des linken Schloßflügels stieg man hinan zu den Gemächern Ludwigs XIV., deren jedes in seiner ganzen Tiefe von den dort militärisch geordneten Reihen der in Versailles angekommenen Regimentsdeputationen erfüllt war. Schwerlich hat die Armee vollendetere Bilder männlicher Kraft, Tüchtigkeit und kriegerischer Haltung als die damaligen Repräsentanten, deren Brust fast durchweg das Eiserne Kreuz schmückte, aufzuweisen gehabt. Die Zahl der anwesenden Offiziere allein überstieg 500. In der Mitte der langen Galerie des Glaces war ein Altar mit zwei kerzenreichen Kandelabern errichtet. Drüber aber an der schmalen Querwand der riesigen Galerie standen auf einer dort angebrachten Estrade die Fahnen- und Standartenträger sämtlicher hier vertretener Regimenter im Halbkreise geordnet, jeder Träger in voller Ausrüstung. Die hohe Thür zum nächsten Gemach deckte ein tief dunkelroter Samtvorhang, der einen passenden Hintergrund für die Gruppe



Schmidt: Kaiser Wilhelm. 3. Aufl.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Die Kaiserproklamation in Versailles.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)
Original gemalt von A. von Werner.

der Banner und Bannerträger bildete. Die glänzende Versammlung der Offiziere beider Hauptquartiere, der hierher beorderten deputierten Kameraden, der Ärzte und Intendanturbeamten füllte in gedrängter Masse den langen Raum an der Fensterseite um den Altar, gegenüber längs der Spiegelwände zwischen sich in der Länge der Galerie den breiten Weg für den König und die Fürsten frei lassend. Um 12 Uhr, nachdem Graf Moltke und mit Ausnahme des Kriegsministers die in Versailles und dessen Umgebung anwesenden obersten Chefs der deutschen Armeen sich nahe der Estrade aufgestellt hatten, erschien der König, gefolgt von dem Kronprinzen, den Prinzen Karl und Adalbert und den deutschen Fürsten, die hier um ihn versammelt waren. Sobald dieselben sich aufgestellt, begann ein aus Mannschaften des 7., 47. und 58. Regiments zusammengesetzter Sängerchor das Lied: „Jauchzet dem Herrn alle Welt", an welches ein Vers des Chorals: „Sei Lob und Ehr'" von allen Anwesenden gesungen, sich anschloß.

Es folgten nun Liturgie und Weihrede, welcher der Hofprediger Rogge den 21. Psalm untergelegt hatte: „Herr, der König freuet sich in deiner Kraft." Als mit dem Chorgesang und mit dem Segen der religiöse Teil der Feier geschlossen war, begab sich der König mit den Prinzen und den Fürsten, sich aus seiner Stellung vor dem Altar zurückziehend, hin zur Estrade. Um ihn gruppierten sich dort im Halbkreise der Kronprinz von Preußen, Prinz Adalbert von Preußen, der Kronprinz Albert und Prinz Georg von Sachsen, die Großherzöge von Baden, Sachsen und Oldenburg, die Herzöge von Koburg, Meiningen und Altenburg, die Prinzen Otto, Luitpold und Leopold von Bayern, die Prinzen Wilhelm und August sowie die Herzöge Eugen der Ältere und Eugen der Jüngere von Württemberg, die Erbgroßherzöge von Sachsen, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, die Erbprinzen von Meiningen, Anhalt, die Fürsten von Wied, Putbus, Lynar, Pleß, die Prinzen von Reuß, Croy, Biron von Kurland. An der Spitze des linken Flügels, wo die Generale und Minister standen, befanden sich der Bundeskanzler, der Hausminister Freiherr von Schleinitz, rechts Staatsminister Delbrück.

Aus den Augen des Königs leuchtete bei dem Verlaufe der Feier noch etwas andres als die Begeisterung, welche alle Anwesenden beseelte: es war das Gefühl inniger Dankbarkeit gegen Gott und hoher Freude über die ihm durch diese große weltgeschichtliche Erfüllung widerfahrene Gnade. An den Rand der obersten Stufe vortretend, verkündete der König, in der einen Hand den Helm, in der andern die urkundliche Erklärung, mit lauter, fester Stimme, daß er die ihm von Fürsten und Volk gebotene deutsche Kaiserwürde annehme, worauf er den Bundeskanzler aufforderte, seine heute an das Volk erlassene Proklamation zu verlesen. Graf Bismarck las, gegen den König und den

Kronprinzen gewendet, wie er es so wohl versteht, ohne jede Deklamation, aber lebendig und natürlich=ausdrucksvoll, als ob er spräche, bei lautloser Stille der Versammlung die Botschaft „des Friedens und der Freiheit". Diese Proklamation lautete:

„Wir Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen, nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahre ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsre Nachfolger an der Krone Preußen fortan den kaiserlichen Titel in allen Unsern Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermutigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unsern Nachfolgern in der Kaiserwürde wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Nun ergriff der Großherzog von Baden den richtigen Augenblick. Zum Rande der obersten Stufe vortretend, rief er mit lauter Stimme begeistert aus: „Seine Majestät König Wilhelm, der Kaiser von Deutschland, lebe hoch!" Und ein Hochruf brach aus der Versammlung mit Sturmesgewalt, brausendem Donner gleich, als ob jenes Wort des Fürsten der elektrische Funke gewesen wäre, der in eine Mine geschlagen hätte. Die Hände reckten sich auf zum Gruß und Schwur, die Helme wurden geschwungen, die Blicke leuchteten und dreimal rollte der Ruf an den Spiegel= und Marmorwänden hin und hallte wider von der gewölbten Decke.

Aus des Königs Augen stürzten Thränen. Er drückte dem Großherzog die Hand, der Kronprinz neigte sich und schien die des Vaters küssen zu wollen.

Der Bruder, die Vettern und Fürsten umgaben ihn, beglückwünschend, händeschüttelnd, von ihm begrüßt oder umarmt.

In gerechter Würdigung der so überaus eindrucksvollen Vorgänge zu Versailles, besprach die Presse dieselben sehr eingehend, und das hervorragende englische Blatt „Mac Millans Magazine“ knüpfte an seine Darstellung folgende Betrachtung: „Denken wir an die endlosen Angriffe des Volkes, das in einem Jahrhundert Metz, im nächsten Straßburg sich aneignete, welches die Hugenotten aus Frankreich vertrieb und Kriege begann, um „die Rechte der Protestanten in Deutschland zu wahren!“ — werfen wir dann einen Blick auf die brennenden Ruinen von Worms, Speier und Heidelberg, auf den „frommen“ König, so unwert seines Beinamens, der die Gebeine der deutschen Kaiser aus dem Grabgewölbe reißen, die heiligen Dome entweihen ließ. Noch näher liegt die Zeit, wo selbst Trier und Köln, Bremen und Hamburg unter französischer Herrschaft standen und deutsche Fürsten sich herbeiließen, aus Napoleons Hand Königskronen zu empfangen. — Und nun hat sich das Rad der Weltgeschichte gedreht, und der Kaiser des einigen Deutschlands wurde auf den Thron Heinrichs von Sachsen und Rudolfs von Habsburg in den Sälen jenes „Großen“ gesetzt, der deutsche Städte verbrannte und den geheiligten Staub deutscher Cäsaren aus ihren Gräbern warf.“

Eine Fügung der Vorsehung war es, daß in der nämlichen Zeit, in der Deutschlands Schirmherr als Kaiser ausgerufen ward, der General v. Werder und seine Getreuen am Fuße der Vogesen dem alten Erbfeinde ein siegreiches: „Bis hierher und nicht weiter!“ entgegendonnerten. Dem Verdienste Werders aber setzte Kaiser Wilhelm das schönste Ehrendenkmal, indem er ihm am Tage darauf folgendes Telegramm zugehen ließ: „Ihre heldenmütige dreitägige siegreiche Verteidigung Ihrer Position, eine belagerte Festung im Rücken, ist eine der größten Waffenthaten aller Zeiten. Ich spreche Ihnen für Ihre Führung, den tapferen Truppen für ihre Hingebung und Ausdauer meinen königlichen Dank, meine höchste Anerkennung aus und verleihe Ihnen das Großkreuz des Roten Adlerordens mit Schwertern als Beweis dieser Anerkennung.“

Der Fall von Paris.

Der kräftige Beteuerungsruf der deutschen Soldaten: „Bomben und Granaten!“ galt seit Anbruch des Jahres 1871 für die belagerte Hauptstadt als Tagesgruß, welcher ohne Unterbrechung aus dem ehernen Munde der deutschen Geschütze vor Paris ertönte.

Nicht erst seit Beginn des neuen Jahres herrschte der Mangel in der Stadt; jetzt aber ward Hundefleisch mit Silber aufgewogen, eine gebratene

Ratte galt als Leckerbissen, den sich nur ein Reicher verschaffen konnte. Im Zoologischen Garten fehlte es längst an Nahrung für die teuern, seltenen Bestien: nun wurde beschlossen, die eßbaren Tiere unter denselben zu töten, um wenigstens Kranke und Verwundete mit einigen Bissen Fleisch erquicken zu können. Zu all diesem Elend gesellten sich noch die Unbilden eines rauhen Winters, ansteckende Krankheiten, die Verheerung feindlicher Geschosse und endlich die in erschreckender Weise entfesselten Leidenschaften der unteren Volksklassen. Es kam vor dem Stadthaus zu blutigen Szenen, einem Vorspiel der schon im Anzuge begriffenen Commune.

Als Trochu erkannt hatte, daß aller Widerstand vergeblich und er nicht der Mann sei, Paris zu retten, legte er den Oberbefehl über die Hauptstadt nieder. Favre begab sich in das deutsche Hauptquartier, um als Bevollmächtigter der Regierung der Landesverteidigung über die Bedingungen wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln. Am 28. Januar kam folgendes Abkommen zustande: „Es wird ein dreiwöchentlicher Waffenstillstand zu Land und zu Wasser unterzeichnet. Die Pariser Truppen und die Mobilgarde, 170000 Mann, werden kriegsgefangen in Paris interniert und haben bis zu einem bestimmten Tage ihre Waffen und Geschütze (400 Feld- und 1500 Festungsgeschütze) auszuliefern. Die Stadt Paris zahlt 200 Millionen Frank Kriegskontribution. Die Deutschen besetzen alle Forts. Paris bleibt zerniert, darf sich jedoch verproviantieren, sobald die Waffen ausgeliefert sind. Eine konstituierende Versammlung behufs Entscheidung der Frage über Krieg und Frieden wird nach Bordeaux berufen."

Hier sei eines Wortes des Grafen Hérisson gedacht, der als Begleiter Favres Zeuge der Unterredung jenes mit Bismarck war. In seiner einige Jahre später herausgegebenen Schrift „Aus dem Tagebuche eines Ordonnanzoffiziers" erzählt er: „Ich war betroffen von dem zwischen der äußeren Erscheinung der beiden Unterhändler obwaltenden Kontrast. Bismarck in der weißen Kürassieruniform, mit seinen breiten Schultern, in der Vollkraft seiner Mannesjahre, erdrückte förmlich durch seine Nähe den langen, mageren, trostlosen Advokaten, dem der Rock um den Leib schlotterte, während die weißen Haare auf den Kragen niederfielen. Ach! es bedurfte nur eines Blickes auf die beiden, um zu erkennen, wer der Besiegte und wer der Sieger war, der Schwache und der Starke. Jules Favre gab sich, indem er viel Wortschwall machte, die erdenklichste Mühe, bei Bismark es durchzusetzen, daß die Nationalgarde ihre Waffen behalte. Bismarck stimmte endlich zu, aber ich erinnere mich, daß er an Favre die prophetischen Worte richtete: „Es sei, aber glauben Sie mir, Sie begehen eine Dummheit. Früher oder später werden Sie mit jenen Gewehren zu rechnen haben, welche sie den exaltierten Menschen belassen

wollen." — Favre hatte in jenem Gespräche auch geäußert: „In Paris gibt es keinen Pöbel, sondern nur eine intelligente Bevölkerung." —

Am 29. Januar zogen die deutschen Truppen in die Forts von Paris ein so daß am folgenden Tage schon der Kaiser an seine Gemahlin telegraphieren konnte: „Von unsern Belagerungsbatterien aus sehe ich die preußische Fahne auf Fort Issy flattern!" — Die Menge der neuerdings gewonnenen Trophäen bildete einen stattlichen Zuwachs zu der unermeßlichen Kriegsbeute, welche den Deutschen in dem großen Kriege gegen Frankreich bereits geworden war.

Man erwartete zuversichtlich, daß aus dem Waffenstillstande der von beiden Teilen längst ersehnte Friede hervorgehen werde, und man sah sich nicht getäuscht. Frankreichs Widerstandsmittel waren gänzlich erschöpft.

Zum Schlusse sei hier in aller Kürze noch der Operationen der vom neutralen England aus mit Heizungsmaterial versorgten französischen Flotte gedacht. Dieselbe richtete nichts aus, als sie sich anschickte, die wohlgeschützten deutschen Küsten zu beunruhigen. Die einzigen Thaten der feindlichen Armada bestanden darin, daß sie deutsche Handelsschiffe wegnahm, und daß sie die deutschen Häfen in Blockadezustand erklärte, ohne jedoch der Aufrechthaltung dieser Maßregel gewachsen zu sein. In den kleinen Seegefechten bei Rügen und Danzig hatten sich die deutschen Seeleute wacker gehalten, ja es erfolgten von deutschen Schiffen mehrere kühne Angriffe auf französische Schiffe mit stärkerer Besatzung; jedesmal kamen die deutschen Schiffe ohne besonderen Verlust davon.

Mit der Auflösung der Ostarmee war die letzte Hoffnung der leitenden Staatsmänner Frankreichs auf eine mögliche Wendung zum Besseren geschwunden. Nicht weniger als 385000 französische Krieger, darunter 4 Marschälle, 147 Generale und 11600 Offiziere, befanden sich interniert in Deutschland, 150000 Mann standen kriegsgefangen in Paris, gegen 100000 Mann hatten in Belgien und in der Schweiz die Waffen niederlegen müssen. An Kriegsmaterial hatten die siegreichen Deutschen mehr als 1800 Feldgeschütze, über 5000 Belagerungsgeschütze und weit über eine halbe Million Handfeuerwaffen erbeutet; sie hielten 25 Departements und 22 französische Festungen besetzt. Die deutschen Armeen auf feindlichem Boden zählten 570000 Mann Fußvolk, 63000 Mann Reiterei, und sie verfügten über 1742 Feldgeschütze; einschließlich aller Offiziere und Beamten, Mannschaften der Artillerie, des Trains und der Pioniere standen beinahe eine Million Deutsche auf Feindes Boden, während daheim noch eine Viertelmillion Ersatz- und Besatzungstruppen in Kriegsbereitschaft waren. Solchen gewaltigen Massen gegenüber konnten auf Seite Frankreichs die 250000 waffenfähigen Männer, deren Mehrzahl dazu wohl nur auf dem Papiere stand, nicht in Betracht kommen.

Friedensschluß.

Fanatiker vom Schlage Gambettas vermochten mit ihren Aufforderungen zum Widerstande bis aufs äußerste nicht mehr durchzudringen. Gambettas Rolle war fürs erste ausgespielt; er mußte vom Schauplatze seiner Wirksamkeit abtreten.

Die Wahlen in Frankreich fielen im Sinne der gemäßigten Parteien aus: unter mehr als 700 Gewählten zählte man nur etwa 150 Radikale. Thiers ward von der in Bordeaux eröffneten Nationalversammlung zum Präsidenten der französischen Republik erwählt. Er ernannte ein neues Ministerium, in welchem Jules Favre die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Am 20. Februar begab sich Thiers in Begleitung der Minister Favre und Picard nach Versailles, um über den Frieden zu unterhandeln.

Das schließliche Ergebnis der Verhandlungen kündigte folgende Botschaft des Kaisers an:

„Versailles, 26. Februar. Der Kaiserin-Königin in Berlin. Mit tiefbewegtem Herzen, mit Dankbarkeit gegen Gottes Gnade zeige ich Dir an, daß die Friedenspräliminarien soeben unterzeichnet sind. Nun ist noch die Einwilligung der Nationalversammlung in Bordeaux abzuwarten." Die Friedenspräliminarien stellten fest: „Abtretung von Elsaß, außer Belfort, von Deutsch-Lothringen, einschließlich Metz. Eine Kontribution von fünf Milliarden Frank wird in drei Jahren bezahlt, und so lange bleiben bestimmte Teile Frankreichs außerhalb der neuen Grenzen besetzt." Bis zur Genehmigung der Friedenspräliminarien durch die französische Nationalversammlung sollten 30000 Mann deutscher Truppen den westlichen Teil von Paris besetzt halten.

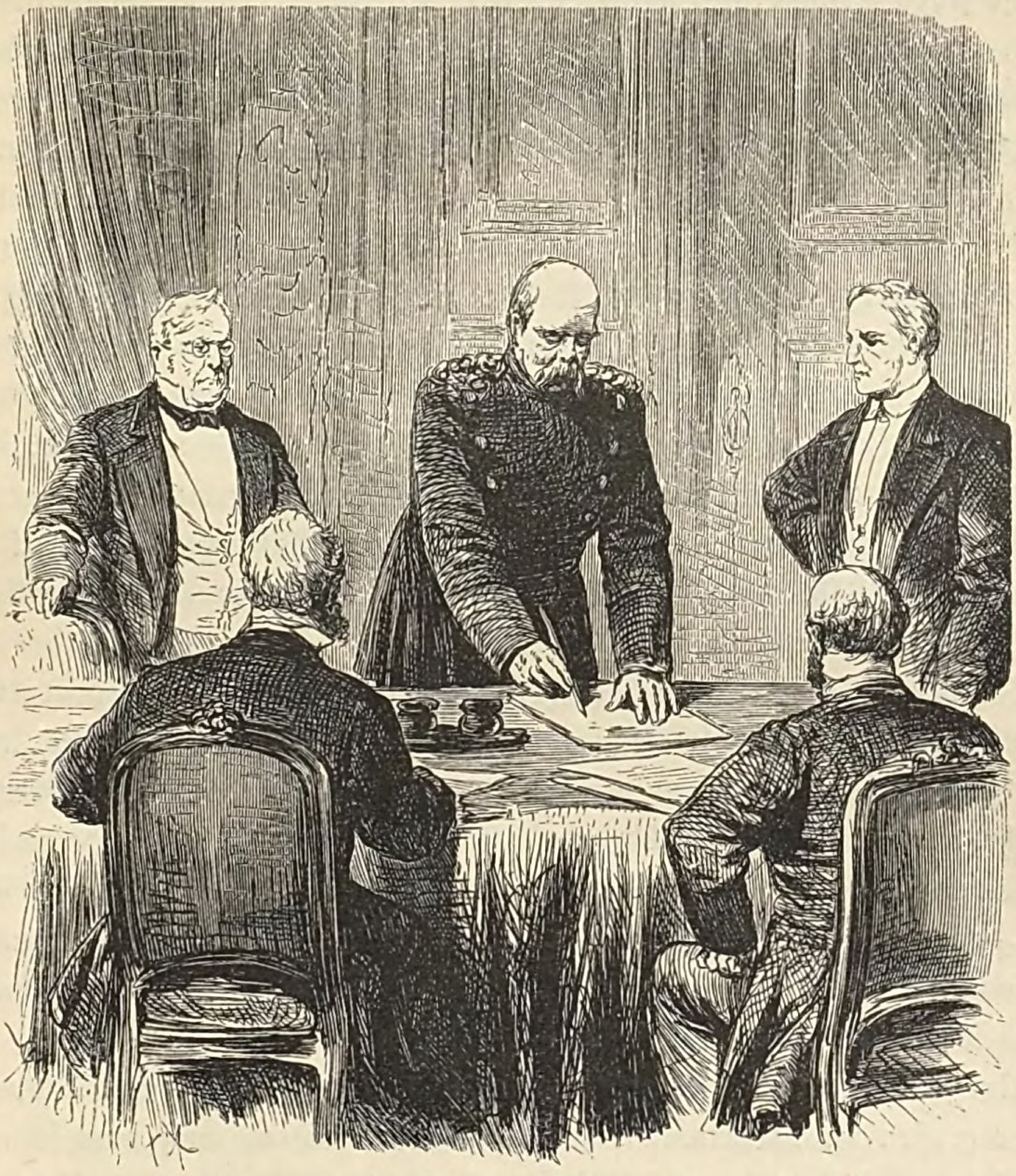
Thiers beeilte sich, den Friedensvertrag in Bordeaux zur Beschlußnahme vorzulegen. Er empfahl dringend die Annahme. Der Kern seiner Rede gipfelte darin: „Frieden machen, reorganisieren, das Vertrauen heben, die Arbeit beleben, das ist die einzig mögliche, in diesem Augenblick allein begreifliche Politik."

So erfolgte denn die Annahme des Vertrags mit 546 gegen 107 Stimmen. In derselben Sitzung wurde fast mit Einstimmigkeit die Absetzung Napoleons und seiner Dynastie ausgesprochen.

Am 2. März konnte der deutsche Kaiser in einer Depesche aus Versailles die Vollziehung des Friedensschlusses verkündigen: „Soeben habe ich den Friedensschluß ratifiziert, nachdem er schon gestern in Bordeaux von der Nationalversammlung angenommen worden ist. Soweit also ist das große Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde, dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen seinen Teilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes. Der

Herr der Heerscharen hat überall unsre Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in Seiner Gnade gelingen lassen. Ihm sei die Ehre! Der Armee und dem Vaterlande mit tieferregtem Herzen meinen Dank!" *)

Eine heißersehnte Genugthuung sollte dem tapferen deutschen Heere nicht entgehen: der Einzug in die eroberte Stadt. Zum drittenmal in diesem Jahrhundert betraten deutsche Krieger als Sieger wiederum die Straßen von Paris.



Unterzeichnung der Friedenspräliminarien am 26. Februar 1871.

Ihrer 30 000 Mann, darunter Abteilungen vom VI. und XI. Korps sowie von der bayrischen Armee, über welche der Kaiser vorher im Boulogner Wäldchen Heerschau gehalten, zogen am 1. März unter den Klängen des alten Pariser Einzugsmarsches am Triumphbogen vorüber und auf der von Napoleon I. angelegten Siegesstraße entlang bis zu den Tuilerien, dem vielbewunderten Palaste

*) Hier sei gleich bemerkt, daß der Vollzug der Friedensurkunde am 10. Mai durch Bismarck und Favre in Frankfurt a. M. erfolgte.

der Beherrscher von Frankreich. Der Kaiser in seiner Bescheidenheit verzichtete darauf, sein Hauptquartier im kaiserlichen Palaste aufzuschlagen. Ja, er stellte sich nicht einmal an die Spitze der Truppen, welche durch die Siegesstraße zogen. Schon am 3. März kehrten die deutschen Krieger in ihr Lager zurück.

Es läßt sich ohne Übertreibung sagen, daß der Krieg Deutschlands gegen Frankreich, obgleich er im ganzen nur sieben Monate währte, doch in bezug auf glänzende Erfolge alle Kriege überstrahlt, von denen die Völkergeschichte meldet. 17 größere Schlachten waren geschlagen, 156 mehr oder minder bedeutende Gefechte und Treffen hatten stattgefunden; sieht man von Überfällen kleinerer Abteilungen ab, bei denen die Deutschen unbedeutende Nachteile erlitten hatten, so war ihnen überall der Sieg zu teil geworden. Es traten hierzu noch 26 erzwungene Kapitulationen fester Plätze, darunter die Einnahme von Paris, der „ersten Festung der Welt", und von drei Waffenplätzen ersten Ranges: Metz, Straßburg und Belfort. Von der gewaltigen Kriegsbeute und der großen Zahl kriegsgefangener Truppen ist schon oben die Rede gewesen. — Über den Zug des ersten Napoleon nach Rußland lasen wir bisher in den Geschichtswerken: Es sei kein Kriegszug, das sei eine Völkerwanderung gewesen, denn die ungeheure Heeresmacht habe aus 610000 Mann bestanden! Und nun betrug die Zahl der gefangenen und internierten Franzosen allein 635000 Mann, also 25000 Mann darüber!

In den ersten Tagen nach der ergangenen Kriegserklärung, vom 19. bis 26. Juli, wurde die Mobilmachung der gesamten norddeutschen Armee, in derselben Zeit auch die Truppen der süddeutschen Staaten bewirkt, während die Ausführung des strategischen Aufmarsches der gesamten deutschen Heere in der Linie Trier-Landau in etwa 13 Tagen erfolgte. Bei der Stärke dieser Armee von 5—600000 Mann fand also zur Ausführung dieser Aufstellung auf den verschiedenen deutschen Bahnen eine tägliche Beförderung von durchschnittlich 42000 Mann statt.

Um solche ungeheure Kraftleistungen sowohl der militärischen Disposition wie der großen Transportanstalten richtig zu würdigen, muß man ferner an die enormen Beförderungen von Pferden, Geschützen, Munition und Fahrzeugen denken, welche gleichzeitig zur Ausführung gelangten, und weiterhin berücksichtigen, daß vier preußische Armeekorps von ihren Standquartieren bis zur französischen Grenze auf 80 bis 120 Meilen herangeführt und während dieser mehrtägigen Eisenbahnfahrt Mann und Roß verpflegt werden mußten. Nach der Durchschnittsberechnung kommt beinahe auf jeden Tag des Krieges ein Gefecht, auf jeden neunten Tag eine Schlacht, auf jeden sechsten Tag eine eingenommene Festung; ferner auf jeden Tag an Kriegsgefangenen 65 Offiziere nebst 2070 Mann, an erbeuteten Geschützen 38 Stück.

Die Commune als Nachspiel.

Während die Deutschen noch die Forts im Norden der Hauptstadt als ein Pfand für die endgültige Verständigung über den speziellen Inhalt des Friedensschlusses, insbesondere über die nähere Feststellung der künftigen Grenzen, besetzt hielten, gewann ein ungeheuerliches Wahngebilde in Paris auf kurze Zeit Verwirklichung. „In Paris gibt es keinen Pöbel, sondern nur eine intelligente Bevölkerung“, war von Jules Favre dem Grafen Bismarck geantwortet worden, als dieser geraten hatte, im Hinweis auf die gefährlichen Elemente in den Pariser Volkshaufen der Nationalgarde die Gewehre nicht zu belassen. Wie richtig der deutsche Staatsmann die Verhältnisse in der französischen Hauptstadt beurteilt hatte, sollte sich bald zum Schrecken des gebildeten und gesitteten Teils der Bevölkerung erweisen. Viele Zehntausende, während der letzten Monate an den bequemen Unterhalt auf Staatskosten gewöhnt, besaßen in ihren Waffen für den Nationalgardedienst die Mittel, um sich die Fortdauer des müßigen Lebens zu ertrotzen. Zudem hatten die Schrecken des Krieges und einer langen Belagerung mit ihrem Gefolge täglicher Unglücksszenen den Sinn für alle edleren Regungen abgestumpft und alle roheren Triebe wachgerufen. Eine Autorität nach der andern war gesunken, Hohn und Spott über alles Bestehende würzten die tägliche Unterhaltung; dazu traten aufreizende Reden verblendeter und ehrgeiziger Volksführer wie Blanqui, Pyat, Assi und andrer, die an die Möglichkeit einer Ausführung ihrer unfertigen Ideen über eine allgemeine Völkerrepublik glaubten. Es waren die Grundsätze des von heimatlosen sozialistischen Flüchtlingen in London gegründeten „Bundes der Internationale“; sie gipfelten in dem Bestreben, durch Beseitigung der Religion, der Ehe, des Erbrechts und aller nationalen Unterschiede eine allgemeine Völkerverbrüderung, sozusagen einen unterschiedslosen Urbrei von Individuen herbeizuführen. Daß ein derartiger Rückgang in der Entwickelung unsres Geschlechts auf die Dauer nicht im Plane der Vorsehung liegen kann, lehrt die ganze Geschichte der Menschheit. Zu welchen Ausgeburten von sozialistischen Systemen diese Richtung in Frankreich schon geführt hat, zeigt dessen ganze neuere Geschichte. Den bequemen Vorwand zur nachhaltigen Eröffnung der sozialen Umwälzung, der sogenannten Gemeinderevolution, fand man in der Konvention betreffs des Waffenstillstandes, welche unter anderm die Übergabe der Geschütze an die Deutschen bestimmte. Diese Geschütze mußten „gerettet“ werden; man „rettete“ denn auch einige hundert Kanonen auf den inzwischen befestigten Montmartre und gewann hiermit eine Art Burg, einen Stützpunkt für den

Aufstand. Die deutschen Truppen, welche die Nordforts besetzt hielten, vermieden vorsichtig jede Einmischung, da man im kaiserlichen Hauptquartier nicht mit Unrecht besorgte, durch irgend welches Eingreifen nur zum eignen Nachteil die feindlichen Parteien einander in die Arme zu treiben. So konnte der Aufstand in der Hauptstadt ungehindert seinen Verlauf nehmen.

Ein am 18. März von General Lecomte an der Spitze einiger Linienregimenter gemachter Versuch, den Aufständischen das Bollwerk zu entreißen, mißlang, da die Truppen mit den Aufrührern gemeinsame Sache machten; Lecomte selbst und mit ihm Clement Thomas, früherer Befehlshaber der Nationalgarden, wurden von den Meuterern erschossen. Diese bemächtigten sich nun des Stadthauses und beherrschten bald das ganze rechte Seineufer. Ein Zentralausschuß organisierte in den Tagen vom 26. bis 28. März die angeblich auf freieste Selbstverwaltung abzielende „Commune", deren sichtliche Haltlosigkeit sich aus folgenden, damals laut in Paris gepredigten Irrlehren erkennen läßt: „Leugnen wir dreist Gott, die Familie und das Eigentum! — Entziehen wir unsre Kinder dem verdummenden Joche der Priester, der Könige und der Nationalität! Gott leugnen, heißt den Menschen zum wirklichen Herrn seiner Geschicke machen, heißt den Priester und die Religion töten." — Es wurde also gegen alle Religion, gegen allen Glauben und gegen die Priesterschaft gepredigt. Aber was thut der Name? Der Sache nach verkündeten die Führer doch selbst eine Art von Religion; auch fehlten keineswegs neue „Pfaffen", die blinden „Glauben" und alsbald auch blinden „Gehorsam" forderten und Andersdenkende mit dem Tode bedrohten. Die Freiheit der Presse wurde unterdrückt; wer heute, getragen von dem Beifallsgebrüll der Massen, als Vorgeschrittenster der Radikalen galt, wurde morgen schon durch Radikalere gestürzt. Die erforderlichen Geldmittel beschaffte man durch Einziehung von Kirchen- und Klostergütern, durch Zwangsanleihen und sogenannte Vorschüsse bei öffentlichen Verkehrsanstalten (Eisenbahn- und Versicherungsgesellschaften, Banken u. s. w.), auch bei Privaten; es war also der Anfang gemacht zur Verwirklichung der oberſten Grundsätze des Kommunismus. Im ganzen sollen auf diese Weise während des nur wenige Monate dauernden Bestandes der Commune etwa 50 Millionen Frank eingezogen und vergeudet worden sein.

Ein Glück war es für Frankreich, daß die vom ganzen Lande berufene Nationalversammlung nicht in Paris, sondern in Versailles ihren Sitz aufgeschlagen hatte, und daß von hier aus die Niederwerfung der sozialen Revolution unangefochten organisiert werden konnte. Die Pläne der Commune, durch sogenannte Marschregimenter ihre Herrschaft über Paris hinaus, zunächst nach Versailles, zu übertragen, mißglückten; diese Regimenter

wurden mit großen Verlusten von den Regierungstruppen zurückgeworfen. Ein Teil der bei solchen Ausfällen gefangenen Anstifter, wie Duval, wurde infolge kriegsgerichtlichen Urteils zu Versailles erschossen. Indessen zögerten die Pariser nicht mit Gegenmaßregeln; man ergriff eine Anzahl Geiseln, u. a. den Erzbischof Darboy, und sprach das Todesurteil über Thiers, dessen Haus in Paris später zerstört wurde, sowie über noch andre Mitglieder der Regierung zu Versailles aus.

Es fand nun während der letzten Maiwoche mehrere Tage hindurch ein verzweifelter Straßenkampf statt, zunächst unter Ausübung der sinnlosesten Rachehandlungen. Nach Zerstörung der Vendomesäule ward die Brandstiftung förmlich organisiert und durch wilde Banden, sogenannte „Petroleurs" und „Petroleusen", an den prachtvollsten Bauwerken vollzogen. Die ergriffenen Geiseln, der Erzbischof Darboy, der Bankier Jecker und viele andre, wurden erschossen. In den Kämpfen, die zwischen den Aufständischen und den von der Nationalversammlung herbeigezogenen Truppen stattfanden, floß das Blut in Strömen. Die Anordnung, ganz Paris niederzubrennen, konnte nicht ausgeführt werden, doch that der Vandalismus sein Möglichstes. Feuersäulen stiegen auf von den Tuilerien, von dem Palais Royal, dem Finanzministerium, dem Stadthause, der Polizeipräfektur, dem Rechnungshofe, den Palästen des Staatsrats und der Ehrenlegion, dem Theater de la Porte St. Martin, dem Theater Lyrique, dem Entrepôt, von vielen Bahnhöfen, Magazinen, Museen, Kirchen, Klöstern und zahlreichen andern mehr oder weniger berühmten Gebäuden. Welche Höllenzustände inmitten des „Lichtherdes der Zivilisation!" Nichts beweist greller den völligen Abfall der Mehrzahl der Pariser von allem, was der Menschheit bisher heilig war, als die Lehren und Thaten und die Herrschaft der „Commune von 1871". Ganze Haufen der Aufrührerischen wurden gefangen genommen und entweder zum Tode oder zur Deportation nach französischen Inseln verurteilt. Die Gesamtzahl der auf solche Weise zur Strafe gezogenen Personen betrug über 10000.

Zu grell hat sich an den Schreckensvorgängen in Paris enthüllt, wo die Hauptgefahr für die Zukunft der europäischen Menschheit liegt. Es gehört fortan zu den wichtigsten Aufgaben des Patriotismus, alles thatkräftig zu begünstigen und zu unterstützen, was den sittlichen Geist in den Massen zu beleben vermag. Geschieht dies nicht, dann wird man auf dem Wege bitterster Erfahrung den vollen Sinn des Warnungsrufes unsres erhabenen Sehers kennen lernen, der als den schrecklichsten der Schrecken den im Wahn befangenen Menschen bezeichnet.

Heimkehr.

In Saarbrücken, der ersten deutschen Stadt, welche der Kaiser auf seiner Rückkehr aus Frankreich berührte, begrüßte ihn eine Deputation der Rheinlande, und es wurde ihm, namens der Provinz, durch den Bürgermeister Bachem von Köln ein goldener Lorbeerkranz überreicht. Von Ort zu Ort erfolgten weitere Kundgebungen der Ehrfurcht, Freude und Dankbarkeit des Volkes.

Am Nachmittage des 17. März traf Kaiser Wilhelm in Berlin ein. Hier bewillkommneten ihn die Kronprinzessin und die übrigen Prinzessinnen, die Generalität, die Minister, die städtischen Behörden und die unabsehbare Menge zujauchzenden Volkes. Die städtischen Behörden überreichten dem Heldenkaiser am 20. März eine Adresse, in der es hieß: „Deutschlands Wiedergeburt durch Preußens Größe, das ist das große Ziel, dem alle jene trefflichen Fürsten dienten, auch wenn das Ziel, welches sie sich selbst gesteckt, weit ablag. Dieses hohe Ziel, in voller Klarheit erkannt, den Weg, der dazu führt, mit festem Schritt verfolgt, die Hemmnisse, die sich entgegenstellten, mit mächtigem Arm zertrümmert zu haben, ist Euer Kaiserlichen und Königlichen Majestät hellstrahlendes, unsterbliches Verdienst."

Der Kaiser erinnerte in seiner Antwort an die acht Monate zurückliegende Zeit, in der er bewegten Herzens Abschied genommen. „Es war der Wille der Vorsehung", fuhr er fort, „daß diese große Thaten durch uns sollten vollbracht werden. Wir waren nur die Werkzeuge in des Allmächtigen Hand. Lange lag dieser Ausgang in den Herzen. Jetzt ist es an das Licht gebracht. Sorgen wir, daß es Tag bleibe!"

Am Tage darauf, den 21. März, erfolgte die Eröffnung des Reichstags. „Das Bewußtsein seiner Einheit", heißt es in der Thronrede, „war in dem deutschen Volke, wenn auch verhüllt, doch stets lebendig; es hat seine Hülle gesprengt in der Begeisterung, mit welcher die gesamte Nation sich zur Verteidigung des bedrohten Vaterlandes erhob und in unvertilgbarer Schrift auf den Schlachtfeldern Frankreichs ihren Willen verzeichnete, ein einiges Volk zu sein und zu bleiben." — „Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eignen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbteil zu bewahren."

Am Tage der Eröffnung des Reichstags ward der Reichskanzler von Bismarck in den Fürstenstand erhoben.

Gemäß der Vorlage der Regierung sollten die wiedergewonnenen Provinzen Elsaß und Lothringen nicht mit Preußen vereinigt, sondern dem Kaiser direkt unterstellt und als besonderes Reichsgebiet konstituiert werden.

Ausgiebige Bewilligungen wurden als Pensionen für die zahlreich vorhandenen Invaliden, ebenso für die Hinterbliebenen der fürs Vaterland gestorbenen Streiter verlangt.



Begrüßung des Kaisers und der preußischen Prinz-Marschälle durch das Volk.

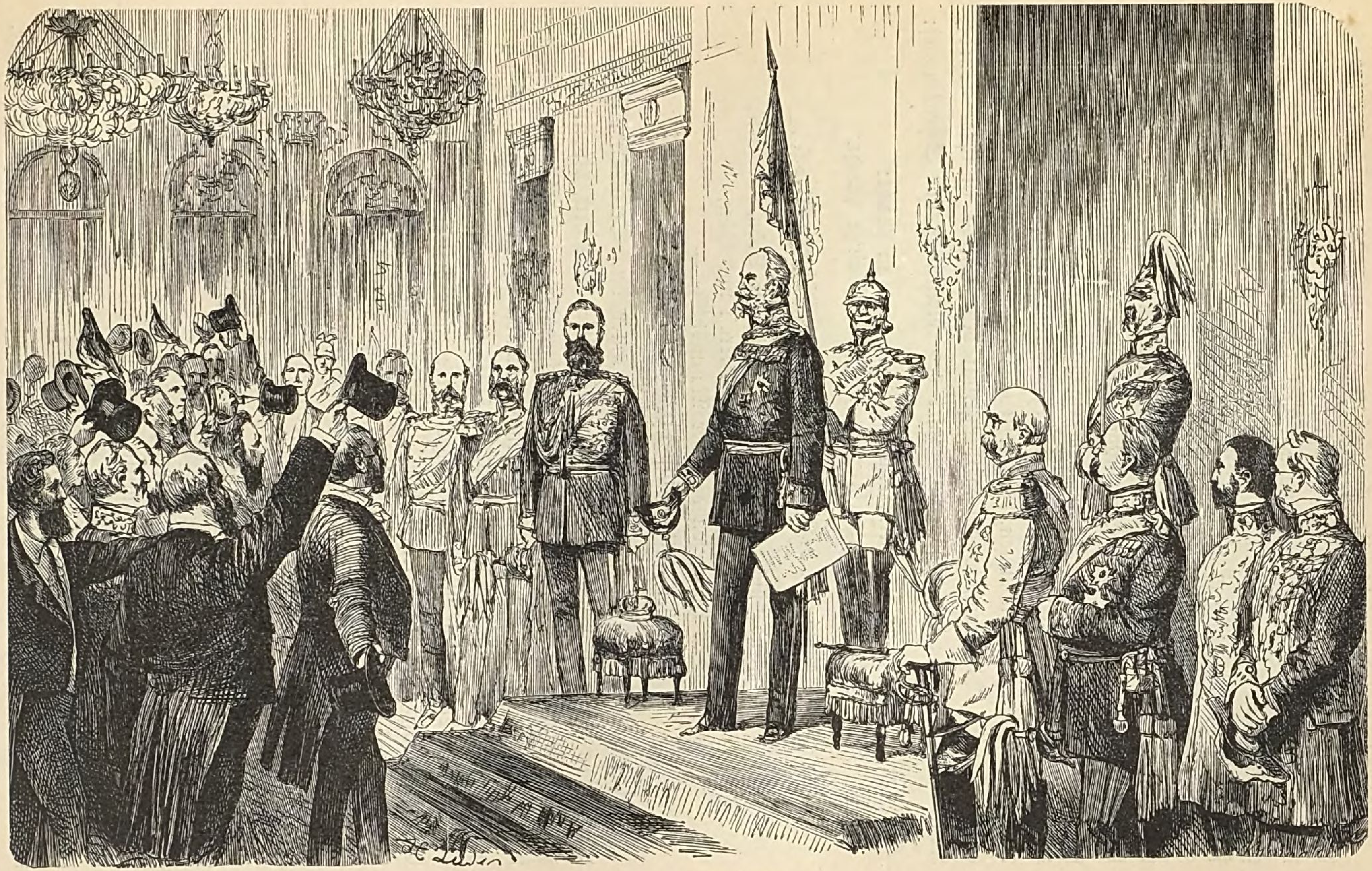
Wie nach dem Kriege von 1866 König Wilhelm hervorragenden Heerführern Dotationen verliehen hatte, so beabsichtigte jetzt der Kaiser ein Gleiches, und es gingen in diesem Sinne den Abgeordneten Vorlagen zu. Dem Fürsten Bismarck, von dem der Dichter sagte, er sei „ein Mann von Eisen und ganz Wille", hatte der Kaiser Domänen im Werte von einer Million Thaler in Lauenburg zum Geschenk gemacht. Mit Rücksicht hierauf bei den Verleihungen, um die es sich gegenwärtig handelte, persönlich nicht beteiligt, konnte der Fürst die Vorlage der Regierung guten Muts gegen die Widersacher verteidigen.

„Tapferkeit ist, Gott sei Dank“, sagte er zum Schluß, „ein Gemeingut der deutschen Soldaten, so daß man, wollte man belohnen, jeden einzelnen zu belohnen hätte. Aber die Tapferkeit allein reicht nicht hin; mit Tapferkeit haben sich auch die französischen Soldaten geschlagen; was ihnen fehlte, waren die Führer, die Pflichttreue, die Einsicht der Führer, die entschlossene Leitung eines kaiserlichen Monarchen und Feldherrn, der in voller Verantwortlichkeit an der Spitze stand; diese Führung zu belohnen, muß ein Herzensbedürfnis des Kaisers sein.“

Der Berichterstatter von Bennigsen hob hervor, daß die Dotation nicht als Belohnung, sondern als Ehrengabe anzusehen sei, und eine solche zu geben, könne unmöglich dem Gefühle einer edlen Nation widerstreben. Falsch sei die Annahme, die Bedachten — würden an Achtung verlieren. Er brauche nur zu fragen, ob etwa Blücher, York, Stein und Hardenberg dadurch an Achtung eingebüßt hätten, daß sie vom Könige Friedrich Wilhelm III. in freigebiger Weise dotiert worden seien?

Mit großer Majorität bewilligte der Reichstag aus dem Kriegsentschädigungsfonds für die Invaliden des deutschen Heeres 240 Millionen Thaler, vier Millionen für bedürftige Landwehrleute und Reservisten und vier Millionen als Ehrengabe für verdiente Heerführer und Staatsmänner, in Dotationen im Belauf von 100000 bis 300000 Thaler. Während dem Grafen Moltke, dem Kriegsminister von Roon, dem Prinzen Friedrich Karl und dem später zum Feldmarschall ernannten Freiherrn von Manteuffel die höchsten Summen zuerkannt wurden, empfingen die Generale von Werder und Goeben sowie der Staatsminister Delbrück je 200000 Thaler; auch die süddeutschen Kriegsminister und hervorragende Heerführer, wie von der Tann, Hartmann u. a., wurden bedacht.

Am 16. Juni fand der Siegeseinzug der Truppen in Berlin statt; das deutsche Heer wurde durch die Garde, ein Bataillon des Königsgrenadier-Regiments, dessen Chef der König ist, und eine Deputation sämtlicher übrigen Truppenteile des deutschen Heeres, im ganzen 42000 Mann, vertreten. Verdiente Heerführer waren an dem Morgen des Tages durch Auszeichnungen geehrt, Graf Moltke zum Feldmarschall ernannt, der Kriegsminister von Roon in den Grafenstand erhoben worden. Die Stadt prangte im herrlichsten Festschmuck. Alle Herzen schlugen rascher, alle Hände erhoben sich, den König Wilhelm als deutschen Kaiser zu begrüßen, „dessen ehrwürdiges Haupt voll und reich der Lorbeer umwallte“. Nachdem der Kaiser auf dem Tempelhofer Felde Heerschau über die Einzugstruppen gehalten, zog er an der Spitze derselben in Berlin ein. In seiner nächsten Begleitung befanden sich der Kronprinz, der Prinz Friedrich Karl, Fürst Bismarck, Feldmarschall Graf Moltke und Graf Roon.



Eröffnung des Reichstags.

An die Genannten schlossen sich, mit Kränzen und Blumenschmuck bedeckt, die tapferen Führer und Helden des siegreich beendigten Feldzuges an. Vor den Garden her wurden die Trophäen, 81 französische Fahnen und Adler, getragen, deren Gold weithin in der Sonne leuchtete. Daß auch der Kaiser Franz Joseph sich an dem festlichen Tage durch einen der ausgezeichnetsten Soldaten seines Heeres, den Feldzeugmeister Baron von Gablenz, hatte vertreten lassen, ging nicht unbemerkt vorüber und ward als eine glückliche Vorbedeutung freudig begrüßt. Mit nicht minderer Genugthuung wurden die zahlreichen und herzlichen Teilnahmebezeigungen aus allen Teilen Deutschlands, vornehmlich aus deutsch-österreichischen Städten, wie Wien, Prag, Graz und andern, entgegengenommen. Wer Zeuge des Einzugs war, vergißt den Eindruck nie. Wie mahnte die Heldengestalt des Kaisers in ihrer Würde, Kraft und Milde an das prophetische Wort des edlen Max von Schenkendorf:

„— — Reich an Ehren, reich an Demut und an Macht:
So nur kann sich recht erküren unsres Kaisers heil'ge Pracht."

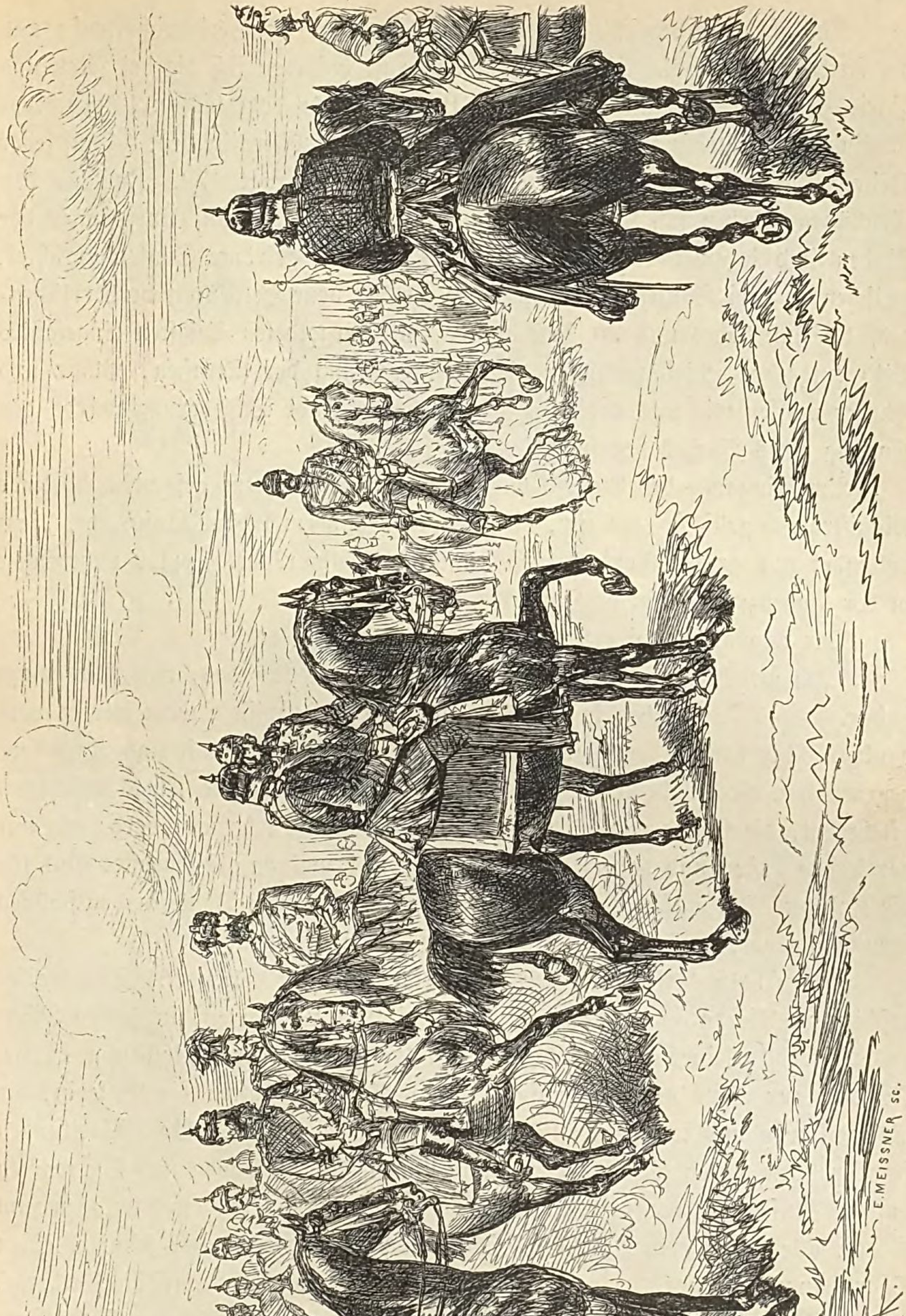
Und den Kronprinzen bezeichnet trefflich das Dichterwort:

„Und pflichttreu, wie der Vater, ist der Sohn,
Dies schöne Menschenbild von Kraft und Güte,
Dies Ideal von deutscher Manneskraft —
So würd'ge Zier einst für den Königsthron."

Und das Dreigestirn der Verdientesten unter dem Verdienstvollsten der preußischen Heerführer und Staatsmänner: Moltke, Bismarck, Roon! Moltke zügelte sein mutiges Roß, welches vor dem Schwenken der Zunftfahnen scheute, mit der Kraft eines Jünglings, während Bismarck seinen kräftigen Braunen gelassen gängelte und den jubelnden Zuruf des Volkes mit freudestrahlendem Antlitz erwiderte; selbst Roons so schwermütige Züge heiterten sich auf — der Gedanke, daß dieser Tag seiner harten, in unerschütterlicher Ausdauer vollbrachten Arbeit, der Umwandlung des preußischen Wehrsystems, die höchste Weihe verlieh, überwog den Schmerz des Vaters in ihm — — der Krieg hatte das Leben eines überaus hoffnungsvollen Sohnes gefordert.

In der Haltung der Bevölkerung sprach sich Liebe und Hingebung in ihrer vollen Eigenart aus — man begrüßte in dem Kaiser den Vater des Vaterlandes.

Der Eingang der Linden ist erreicht. Herrlich war die Siegesstraße ausgeschmückt. Zu beiden Seiten der mittleren Baumreihe bilden, fast unabsehbar, die zwischen den Bäumen aufgestellten, mit Eichenlaub bekränzten eroberten Kanonen und Mitrailleusen den eigentümlichsten Schmuck der Straße. Am Eingange liegen rechts und links zwei gewaltige Geschütze aus der Festung La Fère.



Begrüßung Moltkes durch den Kaiser gelegentlich des Einzugs.

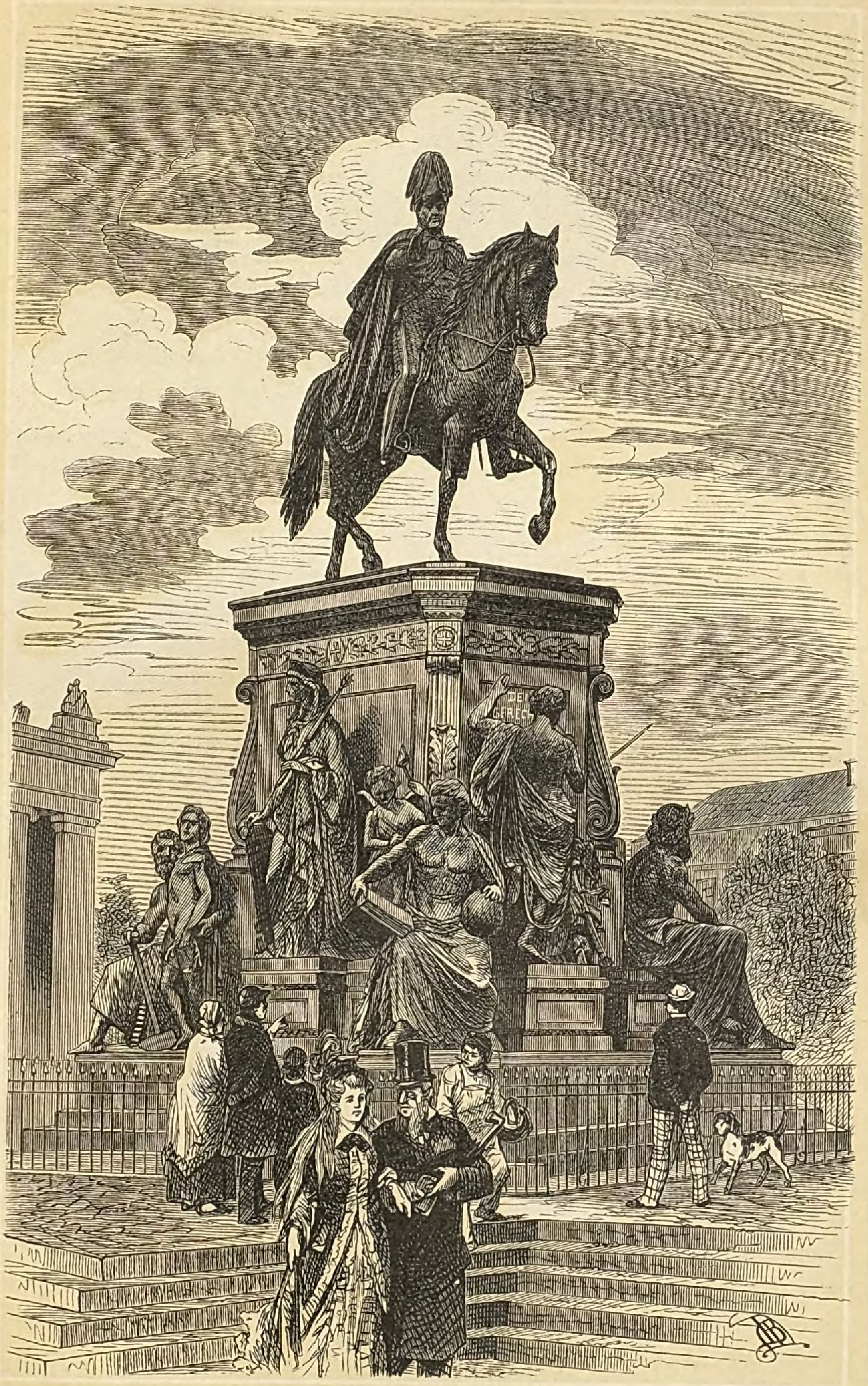
Ähnliche Riesengeschütze stehen am Eingange der Friedrichsstraße und am Friedrichsdenkmal. Bis zur Schadowstraße befinden sich die bei Metz und Paris genommenen Kanonen in der Überzahl; von dort bis zur Dorotheenstädtischen Kirchstraße stehen 80 bei Sedan erbeutete Mitrailleusen, 40 auf jeder Seite. Die Gesamtzahl der aufgestellten Geschütze beträgt 678. Zwischen den Geschützen erheben sich Kandelaber mit Feuerbecken. An fünf Übergängen der Linden sind je zwei 40 Fuß hohe, mit Viktorien gekrönte Säulen errichtet; zwischen je zwei Säulen tritt dem Auge ein die neue Heldenzeit verherrlichendes, 15 Fuß hohes und 20 Fuß breites, mit vergoldeten Quasten eingefaßtes Bild entgegen. Weiteres über die Ausschmückung der Straßen, Plätze und Häuser müssen wir uns versagen — eine eingehende Schilderung würde den Umfang eines Buches beanspruchen.

Am Eingange der Linden wurde der Kaiser von dem gesamten Berliner Magistrate begrüßt. „Es ist", hieß es unter anderm in der Ansprache, „jetzt vollendet das große Werk: der Hohenstaufen ruhmreiches Zepter ruht sicher in der Hohenzollern starker Hand."

Der Monarch erwiderte:

„Ich spreche Ihnen zunächst meinen Dank aus für das, was Sie gesagt haben. — — Wir haben so Großes erlebt, daß wir wissen, wem wir es verdanken. Wir danken dem Himmel, daß er uns allen die Kraft und Ausdauer gegeben hat, die Ausbeute des Erlebten zu benutzen. Alles das, was mein Volk erlebt hat, die Güter und Schätze, die wir jetzt kennen lernen, verdanken wir der Treue außen und daheim; dies wollen wir bewahren als teuerstes Gut für die Zukunft. Ich muß der Stadt Berlin jetzt schon meinen Dank für den schönen Empfang sagen, natürlich nicht für mich, sondern für mein Heer."

Gegen halb 4 Uhr war der Einmarsch desselben vollendet. Der Kaiser erschien zu Pferde an der Spitze seiner Suite im Lustgarten, in dessen Mitte das Reiterbild seines Vaters Friedrich Wilhelms III. der Enthüllung harrte. In dem zur Seite des Denkmals erbauten Pavillon hatten die Kaiserin, die Prinzessinnen und fremde fürstliche Gäste Platz genommen. Von Abteilungen der Truppen waren die eroberten französischen Adler, Fahnen und Standarten auf die Stufen des Denkmals niedergelegt worden. Die Tambours schlugen zum Gebet, alle Anwesenden entblößten die Häupter, der Domchor stimmte einen Choral an und, nachdem er verhallt, hielt der Feldpropst der Armee die Weihrede. Dieser schloß sich ein Gebet an, worauf der Kaiser den Befehl zur Enthüllung des aus der Meisterhand des Professors Albert Wolff hervorgegangenen Reiterstandbildes erteilte. Die Hülle fiel, die Truppen präsentierten, tausendstimmiges Hurra erscholl, die Musik fiel ein, vom Dom ertönten die Glocken, vom Kupfergraben her der Donner der Kanonen.



Schmidt: Kaiser Wilhelm. 3. Aufl. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Reiterstandbild des Königs Friedrich Wilhelm III.
im Lustgarten zu Berlin.

An dieser Stelle sei einer Dichtung von Oskar von Redwitz gedacht, die eine pietätvolle Huldigung des Kaisers enthält. Sie lautet:

„Von jenem Tag, da er aufs Schlachtroß stieg,
Als königliches Urbild des Soldaten,
Bis heut', wo er nach all des Ruhmes Saaten
Das deutsche Heer geführt von Sieg zu Sieg —
Was hat er nicht gethan, was er gesollt?
Was sollt' er anders thun, als er's gethan?"

Die Berliner Zeitungen wetteiferten, den Tag der Ehre verherrlichen zu helfen; es sind kräftige, tief empfundene Worte echt deutscher Gesinnung und reinster Vaterlandsliebe gesprochen worden. „Heute", sagte Karl Frenzel, „feiert das deutsche Heer den größten und schönsten Sieg, der je erstritten ward. Nicht nur hat es allein, ohne Bundesgenossen, im Gegenteil, überall von feindlichen oder neidischen Blicken verfolgt, je stolzer und weiter seine Fahnen flogen, den übermütigen Gegner zu Boden geschlagen, sondern sich selbst hat es zuerst überwunden. «Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet.» Nicht Weißenburg war unser erster Sieg; daß jede Zwietracht verstummte, jeder Parteiunterschied ausgeglichen war, daß alle eines im Herzen trugen, daß Fürsten und Stämme einträchtig sich erhoben, daß im Sturm der allgemeinen Begeisterung jene wenigen ruchlosen und ehrvergessenen Menschen, die nachher mit dem Erbfeind zu liebäugeln anfingen, verstummen mußten: das war unser erster Sieg, die Bürgschaft aller übrigen, das Fundament einer glorreichen Zukunft. Das deutsche Heer eroberte nicht allein Straßburg, Metz und Paris, es eroberte uns auch die Einheit; es gab uns nicht nur Elsaß und Deutsch-Lothringen wieder, es gab uns allen ein gemeinsames Vaterland. Nicht Soldaten, Bürger kommen heim, Bürger, die im höchsten Sinne des Wortes ihre Bürgerpflicht geübt. So kehrten die Griechen von Marathon und Salamis zurück, so sind die Tapferen, welche mit Washington die Unabhängigkeit der Union erkämpften, nach den herrlichsten kriegerischen Thaten friedlich zu friedlichen Geschäften heimgekehrt. Wir feiern ihren Heldenmut, wir danken ihnen einen Triumph, dessen ganzen Wert und weltumgestaltende Bedeutung erst ein nachkommendes Geschlecht würdigen wird."

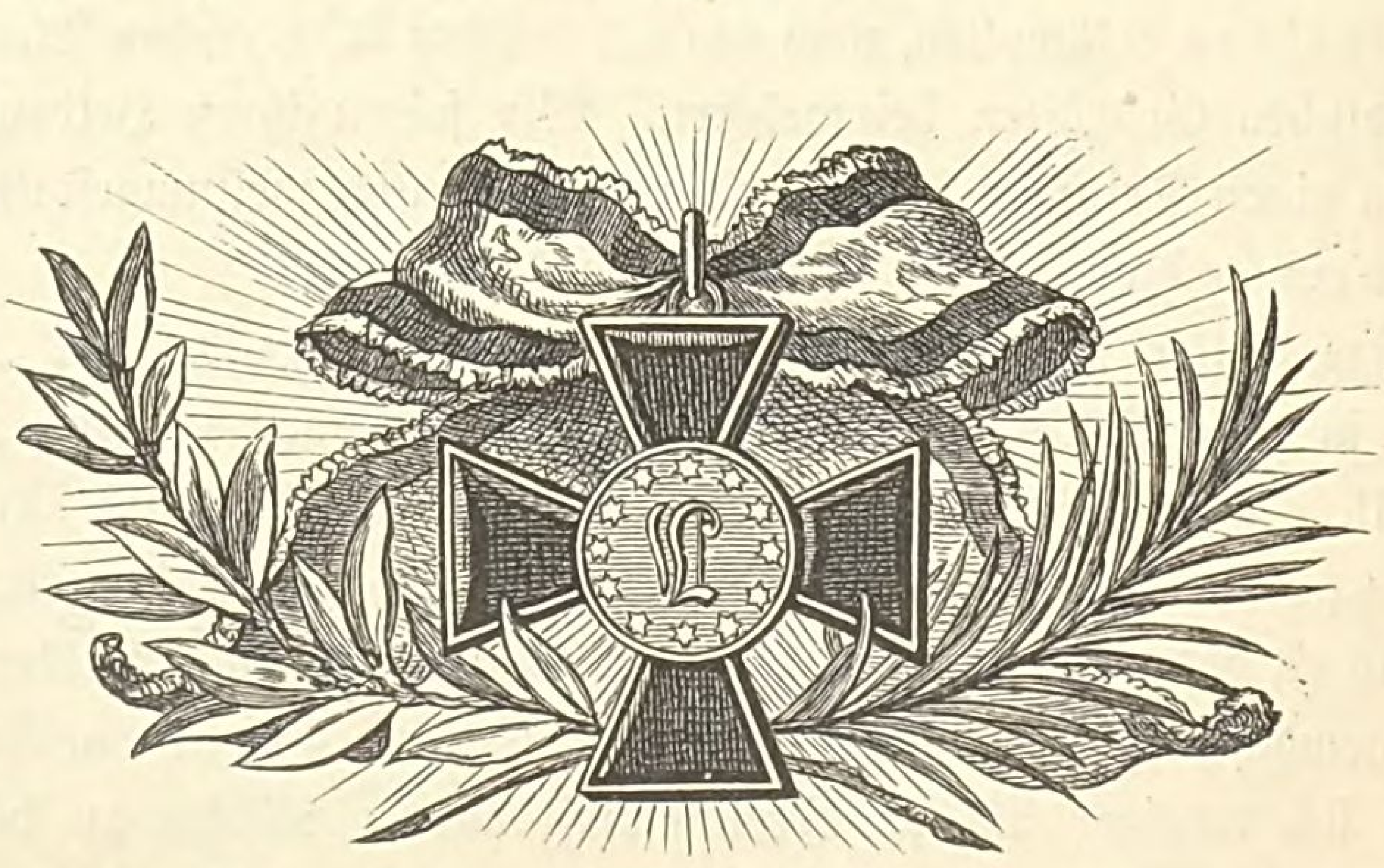
„Wenige Völker", sagte die in Rom erscheinende „Liberta", „haben es verstanden, so viele Beweise von Mäßigung und Weisheit zu geben, wie das deutsche Volk. Man kann es wohl deshalb andern Völkern als Muster hinstellen. Die großartigen Siege, die Macht, welche es dabei entwickelt, und das Ansehen, das es dadurch erlangt hat, haben Deutschland nicht verblendet, nicht übermütig gemacht, so daß es daran dächte, Europa Gesetze vorschreiben zu wollen und sich weniger um die Freundschaft andrer Mächte zu bewerben." „Pungolo von Neapel" sagte: „Deutschland ist eine Kernmacht, die Geographie

und die Geschichte hat es zum Mittelpunkte von Europa bestimmt. Gruppieren wir uns um dasselbe, darin beruht unsre Sicherheit, unsre Weisheit, unsre Zukunft."

Fern lag es den Siegern, sich in dem erlangten Ruhme spiegeln oder gar überheben zu wollen. Sehr bezeichnend in dieser Beziehung ist eine Stelle in dem Buche von Jules Favre über den französisch-deutschen Krieg. Jules Favre erzählt: „Sie haben", sagte ich zu Bismarck, „in den Augen der Welt einen Kriegsruhm gewonnen, der den Ehrgeizigsten befriedigen könnte." „Sprechen Sie mir nicht davon", erwiderte der Graf, indem er mich unterbrach, „das hat bei uns nicht den Wert wie bei Ihnen, und wird nicht so in Anschlag gebracht, da unser Volk sehr wenig davon hält!"

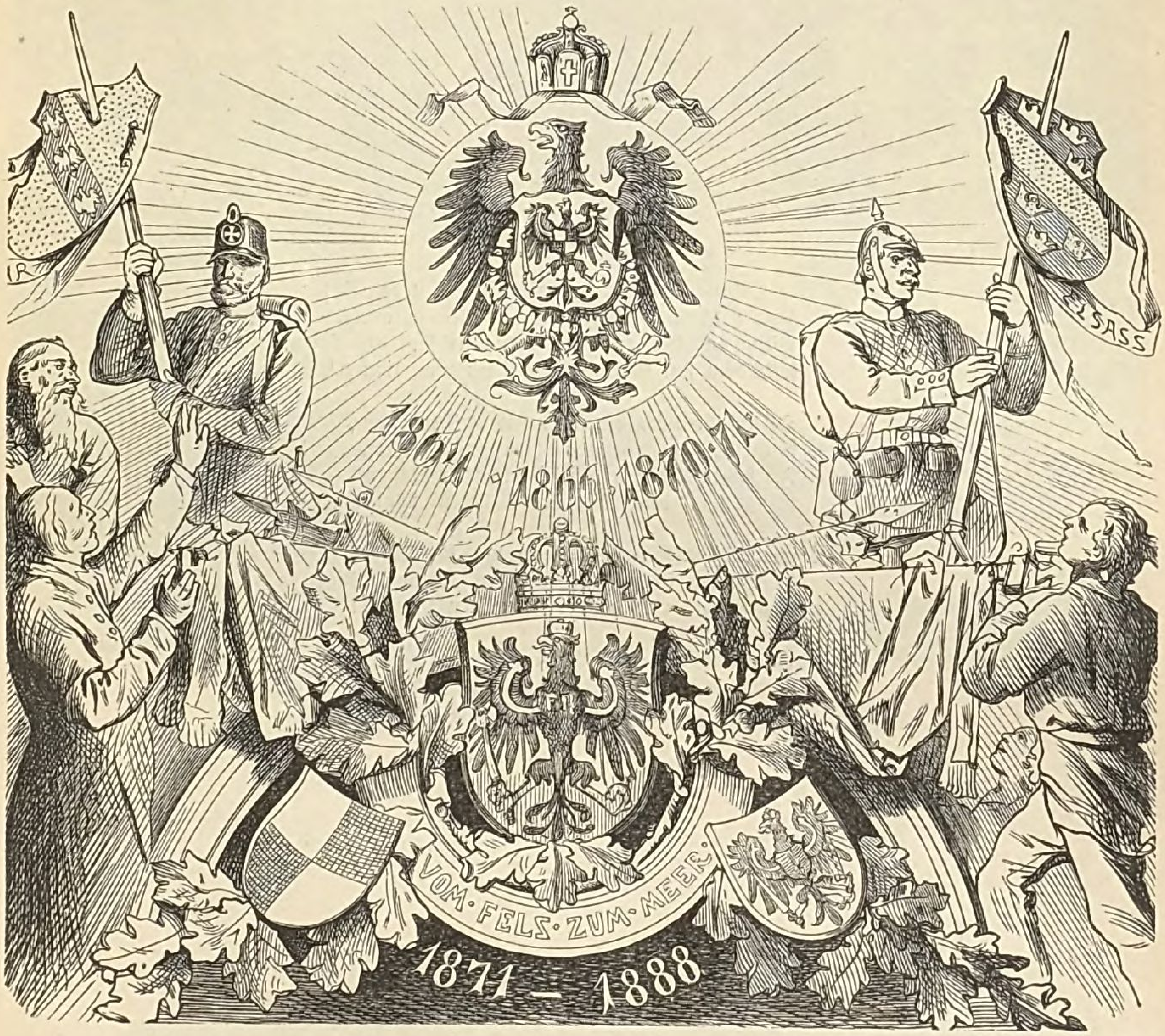
Gedenken wir im Hinblick auf die Ergebnisse des Krieges noch zum Schlusse eines Ausspruchs, der von keinem Geringeren herrührt als von dem genialen „Denker der Schlachten", dem Grafen Moltke. Derselbe sprach schon in der Reichstagssitzung vom 15. Juni 1868: „Welcher vernünftige Mensch würde nicht wünschen, die ungeheuren Ausgaben, die in Europa in Voraussicht des Krieges gemacht werden, für Werke des Friedens verwendet zu sehen? Aber es ist gewiß, daß man nie auf dem Wege internationaler Unterhandlungen zu diesem friedlichen Ergebnis gelangen wird. Der Krieg ist in der That nichts andres als die mit andern Waffen fortgesetzte Politik. Ich sehe, um den erwähnten Zweck zu erreichen, nur ein einziges Mittel, und dieses ist, daß sich im Herzen Europas eine Macht bilde, welche — ohne selbst erobernd zu sein — stark genug sei, um ihren Nachbarn den Krieg zu verbieten. Auch habe ich den Glauben, daß, wenn dieses segensreiche Werk erfüllt werden soll, es von Deutschland ausgehen muß — aber nur dann, wenn Deutschland genügend stark, d. h. einig sein wird."

Drei Jahre später war die Einigung da.



Luisenorden.

Schluß.



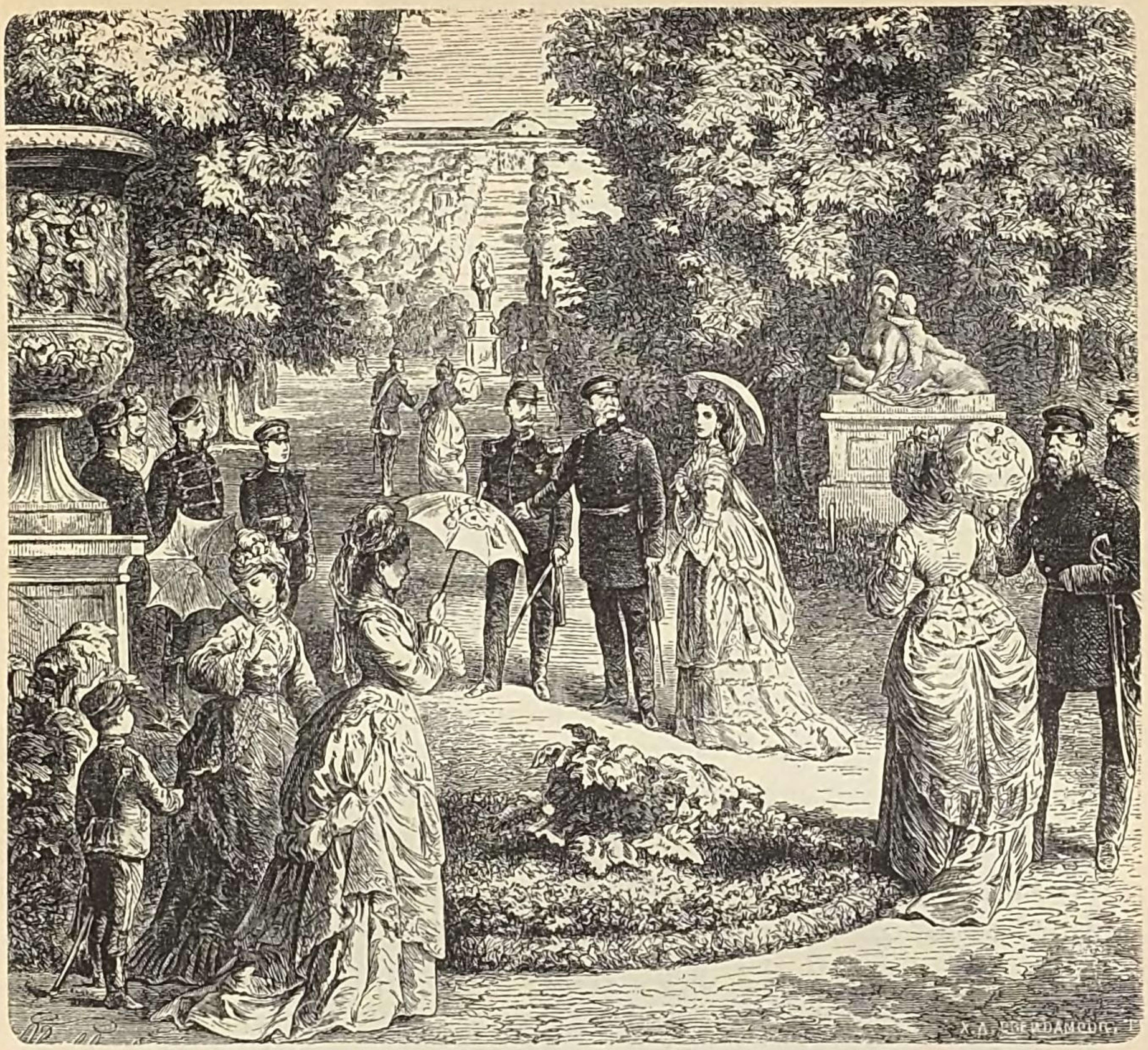
Kaiser und Reich.

— „Nun glättet euch, durchstürmte Lebensfluten,
Und fließt befruchtend in den alten Kreisen!
Pflugschar und Handwerkszeug sei jetzt das Eisen,
Mit dem sich fürder Bürgerfleiß mag sputen!

O, all ihr kriegsentflammten Geistesgluten,
Nun wollt dem Frieden dienstbar euch erweisen!
In hoher Kunst und Wissenschaft Geleisen
Ringt nach dem Sieg des Schönen, Wahren, Guten!

Gewerb' und Handel, hebet neu die Flügel!
Vertrauen, steig aufs Roß mit gold'nem Bügel,
Als Herold reit' einher in unsern Landen!

Und allwärts rufet, schwingend Palmenreiser:
„Heil, deutsches Volk! Heil Dir, erhab'ner Kaiser!
Des Friedens neues Reich ist uns erstanden!“



In Sanssouci.
Prinz Humbert von Italien. Der Kaiser. Die Prinzessin Humbert.

Der Kaiser als Friedensfürst.

Fürstliche Besuche und Gegenbesuche.

„Das Kaiserreich ist der Friede!“ Mit diesem Worte verhüllte Napoleon seine auf Krieg zielenden Pläne. Anders in Deutschland. „Möge die Wiederherstellung des Deutschen Reiches für die deutsche Nation auch nach innen das Wahrzeichen neuer Größe sein, möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen.“ So lauteten die Herzenswünsche Kaiser Wilhelms, ausgesprochen in der Thronrede vom 21. März 1871. Und die Nation sprach freudig dazu ihr Amen!

Die am 22. März 1872 stattfindende Geburtstagsfeier des Kaisers gestaltete sich dadurch besonders bedeutungsvoll, daß man selbst in süddeutschen Staaten — wer hätte solches wenige Jahre früher für möglich gehalten? — „Kaisers Geburtstag“ feierte. Sogar in Österreich ward der Geburtstag des Kaisers Wilhelm gefeiert. Verweht waren von der Volksstimme die diplomatischen Fäden, die Beust gesponnen hatte.

Der Kaiser Wilhelm hatte, wie oben bemerkt, schon Ende 1870 der österreichischen Regierung kund geben lassen, wie gern er es sähe, wenn mit derselben ein freundliches Verhältnis eingeleitet würde. Es war dies durch eine unter dem 14. Dezember 1870 von Versailles aus nach Wien gerichtete Depesche Bismarcks geschehen, die am Kaiserhofe entsprechende Aufnahme gefunden und die den eigentlichen Anlaß zu der im Jahre darauf, 11. August 1871, erfolgten Zusammenkunft des Kaisers Wilhelm und des Kaisers Franz Joseph zu Ischl gegeben hatte. Dieser Zusammenkunft folgte bald eine zweite in Salzburg. Die Kaiser waren jemalig von ihren Kanzlern — dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Beust — begleitet.

Mit welchen Empfindungen der letztere dem großen deutschen Staatsmann, von welchem er so gründlich überholt worden war, ins Angesicht geschaut haben mag, läßt sich ermessen. Die österreichischen Zeitungen wetteiferten in der Anerkennung der seltenen Begabung des Leiters der deutschen Politik, den sie noch vier Jahre vorher ihren Lesern meist in Schreckensgestalt und in Spottbildern vorgeführt hatten. Eine Wiener Zeitung pries Bismarck als „den größten aller gegenwärtig lebenden Staatsmänner“.

In ein ihm vorgelegtes Album schrieb Bismarck: „Ich habe gelernt, vieles zu vergessen und mir vieles vergeben zu lassen.“ Diesem Worte entsprach es, daß Bismarck in bezug auf die Gegnerschaft Beusts Geschehenes geschehen sein ließ und er seine Haltung allein nach der Antwort auf die Frage regelte: Was dient dem gemeinsamen deutschen Vaterlande für die Folge zum Heile? Die Auseinandersetzung zwischen Deutschland und dem zu drei Vierteilen nichtdeutschen Österreich war erfolgt, und nun konnte ein freundliches Verhältnis zwischen beiden Staaten nur beider Wohlfahrt erhöhen. Alle deutschen Patrioten stimmten herzlich bei.

Den Geboten der Staatsweisheit wie den Forderungen seines Herzens folgend, ließ es sich der Kaiser angelegen sein, freundlichere Beziehungen zwischen den Kaiserhöfen von Petersburg und Wien anzubahnen. Der wohlmeinende Kaiser Alexander II., der Nachfolger des Zaren Nikolaus, stand dem Kaiser Wilhelm schon als Sohn der preußischen Prinzessin Charlotte, der Lieblingsschwester des Kaisers Wilhelm, nahe. Das Werk — ein Friedenswerk von hoher Bedeutung — gelang. Vom 6. bis 11. September

1872 fand die Drei-Kaiser-Zusammenkunft in Berlin statt. Erfreulich war es, daß es viele Personen in Berlin gab, die dessen bewußt geblieben sind, was Deutschland der Haltung Rußlands während des Krieges von 1870 auf 1871 zu danken gehabt hat. Lag es doch in Rußlands Macht, durch Aufstellung eines Heeres an seiner westlichen Grenze Preußen zur Zurücklassung eines ansehnlichen Teiles seiner Wehrkraft zu nötigen.



Die drei Monarchen bei der Kaiserparade.

Und wie dann, wenn Rußland sich damit noch nicht begnügt, wenn es Versuchern nachgegeben und aus einer bewaffneten Neutralität in offene Feindschaft gegen Deutschland übergegangen wäre? — So hatte denn, was vom Kaiser Wilhelm vom ersten Tage nach der glorreichen Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches als seine höchste Aufgabe verkündigt worden war: „ein

zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens zu sein", die Gutheißung der beiden Kaiser von Österreich und von Rußland gefunden. Das „Journal des Debats" aber gestand ein: „Allein stehen wir heute, allein werden wir morgen stehen: das ist die Lehre, die uns die Kaiserbegegnung erteilt!"

Unmittelbar nach der Drei-Kaiser-Zusammenkunft begegnen wir dem Kaiser in Marienburg, woselbst die Säkularfeier der Wiedervereinigung Westpreußens, Ermelands und des Netzedistrikts mit Preußen und bei dieser Veranlassung die Grundsteinlegung des Denkmals Friedrichs des Großen stattfand.

Bei Gelegenheit dieser Feier war durch die Presse mehrfach darauf hingewiesen worden, daß, hätte nicht ein günstiges Geschick jenes Herrschergeschlecht in die Mark geführt, mutmaßlich der ganze Teil Deutschlands von der Elbe bis zur Spitze Ostpreußens hinauf an übelwollende Nachbarn verloren gegangen wäre. — Wäre in einem solchen Falle dem westlich von der Elbe gelegenen Teile Deutschlands genugsam Kraft geblieben, sich des Erbfeindes im Westen, Frankreichs, zu erwehren? Gänzlicher Zerfall Gesamtdeutschlands, Loslösung wichtiger Provinzen oder Landesteile zu Einzelreichen (wie solches mit Holland und der Schweiz schon geschehen war) und gewaltsame Einfügung widerstrebender Teile in andre Staaten — dies wäre als unausbleibliche Folge eingetreten. — Zu derartigen Betrachtungen gab die Feier in Marienburg vollauf Anlaß.

In welchem Maße die Weisheit und der gerechte Sinn unsres Kaisers auch außerhalb der Grenzen Europas Würdigung fand, das zeigte sich, als die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Großbritannien bei ihrer Differenz wegen des Besitzes der Insel San Juan die Entscheidung der Streitfrage dem greisen Oberhaupte des Deutschen Reiches anheimstellten. Es fiel dasselbe bekanntlich zu gunsten Nordamerikas aus.

Am 2. September 1873 ward die zu Ehren der Kämpfer in den letzten drei Kriegen auf dem Königsplatze zu Berlin errichtete Siegessäule enthüllt, welche „das dankbare Vaterland dem siegreichen Heere" weihte. Auf granitnem tempelartigen Unterbau erhebt sich dieses prächtige Erinnerungsdenkmal, als Schmuck bekleidet mit drei Reihen vergoldeter Kanonenrohre, und auf ihrer Höhe eine weithin sichtbare vergoldete Siegesgöttin tragend.

War die Aufstellung der Siegessäule ein strahlendes Ehrengedächtniszeichen für unser Volk in Waffen, so ist das unter König Wilhelm vollendete, im griechischen Stile gehaltene Gebäude der „Nationalgalerie" in Berlin eine der Kunst dargebrachte Huldigung. Diese vaterländische Galerie, die unter Leitung des Oberbaurats Professor Strack entstand, enthält eine Sammlung von hervorragenden Werken neuerer Künstler.

Alljährlich werden dem Museum neue Schätze zugeführt.



Enthüllung des Hermannsdenkmals. Kaiser Wilhelm beglückwünscht den Meister von Bandel.

Mitte August 1875 wohnte der Kaiser auf dem historischen Boden des Teutoburger Waldes (auf der Grotenburg unfern Detmold) der Enthüllung des Hermannsdenkmals, eines Werkes des hochsinnigen Bildhauers von Bandel, bei. Aus nah und fern war eine unübersehbare Menge zu dieser Feierlichkeit herangeströmt, welche durch die Gegenwart des Wiederherstellers des Deutschen Reiches zu einem wahren Volksfeste sich gestaltete.

Auch bedeutenden wissenschaftlichen Unternehmungen hat der Kaiser seine Fürsorge zugewendet; unter seinen Auspizien ist die Fortführung des nationalen Werkes, der „Monumenta Germaniae", gesichert worden, haben die erfolgreichen Ausgrabungen auf dem Boden des alten Olympia auf Reichskosten stattgefunden. — Dem Gedeihen des „Berliner Gewerbemuseums" und andrer gemeinnütziger Institute folgt der Monarch mit Teilnahme, seine Freude ist's, daß sich unter seiner Regierung Berlin zu einer wahren Weltstadt, zu einer der „Millionenstädte" entwickelt hat, und daß gerade diejenigen größeren Städte seines Staates (unter ihnen namentlich Frankfurt a. M., Hannover und Kiel), in denen auch noch nach der preußischen Besitzergreifung große Antipathien gegen das Preußentum geherrscht hatten, zu außerordentlicher Blüte gelangten. Ende September 1873 stattete der König Viktor Emanuel von Italien dem deutschen Kaiser einen Besuch ab. In höchstem Maße befriedigt kehrte er, mit sich die Zusage des Kaisers nehmend, daß dieser ihm einen Gegenbesuch machen werde, in die Heimat zurück.

Im Jahre 1874 begegnen wir dem kaiserlichen Herrn in Kiel. Den Eindruck, den dieser Besuch auf die Bevölkerung hervorgebracht hat, und die Umwandlung, die sich vollzogen, hat ein Schleswig-Holsteiner in einer Zuschrift an die „Augsb. Allgemeine Zeitung" überaus treffend geschildert. „Zu Düppel, Alsen und Königgrätz", heißt es in derselben, „sind Sedan, Metz und Paris getreten, und wenn wir an jenen nicht mit beteiligt gewesen, diese gehören uns mit an. Unter denselben schwarz-weißen Fahnen und in denselben Reihen mit den Söhnen der altpreußischen Provinzen haben auch unsre Landeskinder mit gestritten, haben sie mit geblutet, sind sie mit gestorben für die gemeinsamen Ziele des Vaterlandes. Es ist der Glanz auch unsrer Siege, der gegenwärtig um das greise Haupt Wilhelms des Siegreichen strahlt, und wohl begreift sich der freudige Stolz, mit welchem gestern und heute die jubelnden Scharen „unsern" Kaiser begeistert hoch leben ließen! Ja „unser" Kaiser! Darin liegt's!

„Wir sind nicht mehr nur Fremde, nur „Annektierte" im Staate; durch den Kampf für ihn haben wir nicht minder uns ihm geeignet?"

Kaiser Wilhelm in Mailand.

In Italien war die Zusage des Kaisers, dem Könige Viktor Emanuel einen Gegenbesuch zu machen, mit freudiger Zustimmung aufgenommen worden. Die Ausführung sollte im Frühjahr erfolgen. Aber um diese Zeit war der Gesundheitszustand des 77jährigen kaiserlichen Herrn nicht recht günstig, weshalb die Ärzte und Minister auf Vertagung der Reise drangen.

Als im Oktober 1875 der Gesundheitszustand des Kaisers keine weiteren Bedenken erregte, ward die Ausführung der verschobenen Reise für Mitte Oktober festgesetzt.

Kaiser Wilhelm, ersucht, den Ort der Zusammenkunft zu bestimmen, entschied sich für Mailand. Der Gemeinderat dieser Stadt erklärte in seiner Sitzung vom 8. Oktober: „Der Gemeinderat schätzt sich glücklich, daß der erste deutsche Kaiser nach Mailand kommt, um dem ersten Könige von Italien die Hand zu drücken.“

Dies Wort war die Losung für ganz Italien. Des Kaisers Reise von der italienischen Grenze an bis Mailand gestaltete sich zu einem Triumphzuge. Das war eine Römerfahrt, wie eine solche sich die Italiener früherer Zeiten nicht hätten träumen lassen!

Es war ein denkwürdiger Augenblick, als am 18. Oktober des Jahres 1875 nachmittags halb 5 Uhr Kaiser Wilhelm in Begleitung des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke und des Staatssekretärs von Bülow, welcher letztere den erkrankten Fürsten Bismarck zu vertreten hatte, unter dem Donner der Kanonen und den die Luft durchbrausenden Evvivas der Bevölkerung in die alte Lombardenstadt Mailand einzog. Die Einzugsstraße prangte in einem Schmucke, der jeder Beschreibung spottete. „Ich habe nie in meinem Leben Ähnliches gesehen“, lautete das Telegramm des Kaisers.

Zahllose Huldigungen ließen den greisen Monarchen während der Zeit seines Aufenthalts in Mailand kaum zu einem freien Aufatmen kommen. Unaufhörlich lebhaftester Jubel, feenhafte Beleuchtung des herrlichen Domes, der zahlreichen Paläste und Prachtbauten, der öffentlichen Plätze und Straßen, sodann Festtheater und Festgastmähler, militärisches Schaugepränge, kurz, alle Arten von Augenweide und Überraschungen wurden dem Kaiser von seinem königlichen Wirte und den gastfreien Lombarden geboten.

Mailand, welches nach so vielen Jahrhunderten in seinen Mauern wieder einen deutschen Kaiser gesehen, verehrte in demselben den Fürsten, der sich als uneigennütziger Freund Italiens erwiesen — ganz im Gegensatze zu Napoleon III., der den Italienern für seinen Beistand das schwere Opfer der Abtretung der Provinzen Nizza und Savoyen auferlegt hatte.

Rundreisen des obersten Kriegsherrn.

Neben der unablässigen Pflege guter Beziehungen zu mächtigen Nachbarn wie auch zu den entfernten Staaten versäumt der Kaiser aber auch nicht, dem deutschen Heerwesen seine unausgesetzte Aufmerksamkeit zu widmen. Er nimmt regelmäßig teil an den großen Herbstmanövern, und die Bewohner der Gegenden, in denen jene militärischen Übungen stattfinden, wetteifern dann darin, dem geliebten Herrscher Ehre zu erweisen und ihm ihre Anhänglichkeit darzuthun.

Im Jahre 1876 nahm der Kaiser an einem Manöver, welches bei Weißenburg im Elsaß stattfand, teil, und er wurde bei diesem seinem ersten Besuche des Reichslandes über alles Erwarten gut empfangen. Freudige Bewegung ergriff die auf dem Weißenburger Bahnhofe Versammelten, als er in rüstiger Haltung aus dem Waggon stieg. Auf die Anrede des Bürgermeisters erwiderte er: „Ich freue mich, Sie hier zu sehen. Ich kann mir wohl denken, daß Ihnen der Übergang in die neuen Verhältnisse schwer geworden ist. Ich bin auch keiner von denen, die alles in 24 Stunden fertig haben wollen. Wir haben Zeit, die natürliche Entwickelung abzuwarten, und es freut mich, eben aus dem Munde des Oberpräsidenten zu hören, daß auch hier die Verhältnisse sich schon freundlicher gestalten."

Das neue Reichsland Elsaß-Lothringen.

Als die deutschen Heere infolge der unerwartet schnellen Siege zu Anfang des französischen Krieges Besitz vom Elsaß ergriffen, waren sie nicht wenig erstaunt, diesen schon für verwelscht gehaltenen Landesteil noch fast vollständig deutsch zu finden. Auch in Lothringen hatte sich, wenigstens auf dem Lande, die Sprachgrenze nur wenig geändert und stimmte im wesentlichen noch mit der hundertjährigen Erfahrung, daß das Französische erst jenseit der Nied beginne, überein.

Dem Volkscharakter nach erscheint der Oberelsässer, dem nachbarlichen Schweizer ähnlich, abgeschlossen und konservativ, von hohem Unabhängigkeitssinn durchdrungen und zur industriellen Beschäftigung überaus geschickt. Anders der leichtlebige, nach seiner Sinnesweise dem Rheinländer verwandte Niederelsässer, durch dessen Landstrich die große Völker verbindende Weltstraße geht, und dessen anmutige und reichen Natursegen darbietende Landschaften zugleich eine Fülle bedeutsamer geschichtlicher Erinnerungen der Gegenwart aufbewahrt haben. Hier rankt sich mit dem Ephen um die alten Ritterburgen die deutsche Sage; hier hatten viele der großen deutschen Kaiser — unter ihnen ein Karl der Große, ein Barbarossa, ein Otto der Große — ihren Lieblingsaufenthalt.



Parade der Bersaglieri vor Kaiser Wilhelm.

Hier stand die Wiege des Kaisergeschlechts der Lützelburger; hier ward die nationale Litteratur am Schluß des Mittelalters und in den Tagen der Humanisten am eifrigsten gepflegt. Straßburg selbst, der Hauptort jener Pflege, hat seinen reichsstädtischen Charakter niemals ganz verloren; in neuerer Zeit hat es das Aussehen der Städte angenommen, welche gleichsam einen Bazar des Weltmarktes bilden. In Lothringen endlich, wo kein großes Gebirge die Deutschen von den Stammsitzen trennt, ist es eine Grenz- und Mischlingsbevölkerung, welche auf beiden Ufern der Nied wohnt.

Das neue, unmittelbar dem Kaiser unterstellte Reichsland gewöhnte sich bald daran, eigne Bürger als Beamte neben die übrigen deutschen Landeskinder gestellt und die Rekrutierung nach dem System der allgemeinen Wehrpflicht vor sich gehen zu sehen; damit ging bei einem Teile der Bevölkerung wenigstens die Germanisierung der Herzen Hand in Hand; denn das Prinzip der Gleichheit wurde bald zu größerer Wahrheit als einst die viel mißbrauchte französische Egalité.

Am leichtesten vollzog sich der Übergang von der französischen Staatsverwaltung zur deutschen auf dem Gebiete der Verkehrsanstalten. Mehr als einmal haben die Bewohner der neuen Landesteile ihr Erstaunen darüber ausgedrückt, mit welcher Sicherheit der deutsche Beamte, der im Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen den französischen abzulösen hatte, sofort den Dienst auf demselben Stuhle fortsetzte und nach wenigen Stunden schon den Eindruck gewährte, als säße er von früherher da.

Drei Hauptereignisse für die Reichslande bildeten die Heranziehung der Elsaß-Lothringer für den deutschen Heeresdienst, die Eröffnung der Straßburger Universität und die viel berufene „Option“ oder richtiger Nationalitätswahl (ob Franzose, ob Deutscher). Über Erwarten glücklich haben sich diese drei Dinge vollzogen; die Zahl der in das Heer eingeordneten Elsässer und Lothringer ist eine große, die soldatenpflichtige Jugend erträgt den immerhin schweren Dienst mit fröhlicher Ausdauer. Über alle Erwartung hinaus ist es geglückt, aus der Universität Straßburg eine wahrhafte deutsche Musterhochschule zu machen.

Das dritte jener Ereignisse, die viel gefürchtete Option, lastete durch den weit hinausgesteckten Termin wie ein Alp auf den reichsländischen Behörden und noch mehr auf dem Volke. Doch auch dieses Gespenst ist zuletzt glücklich vorübergezogen. Eine im Verhältnis zum Ganzen nicht sehr erhebliche Zahl von Leuten hat der Heimat den Rücken gekehrt und ist nach Frankreich übergesiedelt, eine geringere Anzahl hat sich für Frankreich erklären wollen, ohne daß sie nachher die Übersiedelung selbst übers Herz zu bringen vermocht hätte; die weitaus größte Mehrzahl dagegen ist ruhig im Lande geblieben, woselbst sie sich, wie das Bibelwort sagt, redlich nährt. Weder auf dem Lande sieht es

öde aus, noch ist ein Acker unbebaut geblieben, noch läßt sich in den großen Städten Metz, Straßburg und Mülhausen eine Abnahme des Verkehrs bemerken.

So gestalteten sich die Verhältnisse in Elsaß-Lothringen von Jahr zu Jahr erfreulicher. Daß die Verwaltung des Landes hinsichtlich der Förderung der geistigen und materiellen Interessen in besseren Händen liegt als unter der französischen Herrschaft, erkennt nachgerade auch mancher Schwarzseher.



Eintreten der elsaß-lothringischen Abgeordneten in den Reichstag.

Trotz aller Vergünstigungen, welche man dem neuen Reichslande zu teil werden ließ, erntete bei deren Vertretern, welche im Jahre 1874 zum erstenmal im deutschen Reichstage erschienen, die deutsche Reichsregierung nur geringe Anerkennung; vielmehr suchten die reichsländischen Abgeordneten ihr neu gewordenes Recht der Teilnahme an den Verhandlungen des Reichstags zu mehrfachen Klagen und ermüdenden Anträgen auszunutzen. Fürst Bismarck antwortete ihnen: „Die Herren aus dem Elsaß beklagen sich, daß wir sie in den drei Jahren nicht so glücklich gemacht haben, wie sie zwar unter französischer Herrschaft auch nicht gewesen sind, aber wie sie es gern sein und wir sie auch

gern sehen möchten; aber der Zweck der Annexion war dies eigentlich nicht. Wir haben mit derselben nicht die Hoffnung verbunden, daß die Herren sofort enthusiastische Anhänger unsrer deutschen Einrichtungen sein und unsern dorthin gesandten Beamten mit wohlwollendem Vertrauen entgegentreten würden." Dazu sei die Zeit noch zu kurz. Nach 200 Jahren würden sie wohl mit ebensoviel Wärme und Energie wieder an der ursprünglichen deutschen Stammesgemeinschaft hängen, wie jetzt diejenige Anhänglichkeit sei, welche sie in einem so trefflichen und geläufigen Deutsch für Frankreich kund gegeben hätten.

Das Reichsoberhaupt, der beste Landesvater.

Welche Fülle von Ehren, wie viel seltene Gnade, wie viel Lob und Verehrung hat die gütige Vorsehung unserm greisen Kaiser zu teil werden lassen! Wiewohl in so hohen Jahren, steht er noch rüstiger da als mancher Sechziger — eine ungebrochene Heldengestalt.... Sein Geist ist frisch und vorurteilslos geblieben im Wandel und Sturm der Zeiten; sein Herz offen, mitfühlend und bieder — bittere Lebensstunden und täuschungsreiche Zeiten haben dieses Herz nicht verödet oder gleichgültig werden lassen. Rastlose Thätigkeit und gottergebene Frömmigkeit gereifter, fertiger Menschen haben dem allverehrten Greis jenen schönen Gleichmut, jene beneidenswerte Seelenruhe, haben ihn frisch, rüstig, in guter Zuversicht erhalten.

Mit welchen Empfindungen mag der Kaiser den Neujahrstag des Jahres 1877 angetreten haben, den Tag, an welchem er, Soldat mit Leib und Seele, vor 70 Jahren vom vielgeprüften Vater das militärische Ehrenkleid und den Degen empfing!

Eine Deputation des 1. Garderegiments zu Fuß, in das auch der Gefeierte vor 70 Jahren eingetreten war, erschien mit in erster Reihe, um dem Kaiser ein äußerst sinniges Geschenk namens des Offizierkorps des Regiments zu überreichen, nämlich einen Briefbeschwerer, nach Form und Zusammensetzung einzig in seiner Art. Auf einer schwarzen Marmorplatte, die eine Unterlage von echt gediegenem Silber umfaßt, erhebt sich pyramidenförmig eine Gruppe von Steinen, die von sämtlichen Schlachtfeldern gesammelt sind, auf den das 1. Garderegiment in den letzten 70 Jahren, während welcher Zeit der Gefeierte demselben angehört, gekämpft hat. Die Orte und Daten der betreffenden Schlachten und Gefechte sind auf den entsprechenden Steinen in goldenen Zügen eingraviert. — Im Namen der verabschiedeten Militärs aller Waffengattungen und Grade wurde dem Kaiser von einer Deputation ein ungemein kunstreich gearbeitetes „Kaiserschwert" „als ein redender Zeuge vollbrachter großer Thaten" überreicht.

Der Westfälische Krieger- und Landwehrverband brachte dem Monarchen eine silberne Ehrensäule mit dem Standbilde Hermanns auf der Grotenburg dar; der Deutsche Kriegerbund 5000 Mark als Grundstock einer Stiftung zur Unterstützung für Witwen der Mitglieder des genannten Bundes.

Ungemein glänzend gestaltete sich der um $12^1/_2$ Uhr im Rittersaale stattgefundene Empfang der Vertreter des deutschen Heeres, unter welchem die glorreichen Sieger von Königgrätz, von Wörth, Metz und Sedan, von Amiens, Belfort und Paris hervorragten. In ihrem Namen richtete der Kronprinz, als Generalfeldmarschall des Deutschen Reiches, warme und begeisterte Worte des Dankes an seinen königlichen Vater „als das Vorbild aller soldatischen Tugenden und als den Schöpfer jener neuen Ordnungen, die, in Kampf und Sieg bewährt, Preußens Ruhm erhöhen, Deutschlands Größe neu und fest begründen halfen."

Tief bewegt antwortete der Kaiser: „Meine Stellung brachte es mit sich, daß der größte Teil meines Lebens der Armee gewidmet war. Darum gebührt aber auch allen denen, welche mich auf meiner militärischen Laufbahn begleitet haben, meine Erkenntlichkeit..... Denn nur der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer der Armee verdanke ich die Stellung, die ich jetzt einnehme. — Von Fehrbellin an bis auf die neuesten glorreich beendeten Kriege stehen die Thaten der brandenburgisch-preußischen Armee unauslöschlich in den Annalen der Weltgeschichte, und was Preußen geworden ist, ist es hauptsächlich durch seine Armee geworden."

Von unserm greisen Heldenkaiser gilt, was Arndt einst begeistert im Blücherliede gesungen: „So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein." Es wächst, wie ein altes wahres Wort sagt, mit der Würde auch die Bürde; wo es so recht mit rechten Dingen zugeht, da wächst aber auch die Kraft, die Bürde zu tragen. So bei unserm kaiserlichen Herrn.

Das Werden des neuen Deutschen Reiches war und ist auch jetzt noch von Arbeiten und Kämpfen oft niederdrückender Art begleitet. Wer in Betracht zieht, wie oft es schon geschienen hat, daß ein so stahlkräftiger Mann, wie Fürst Bismarck, den Sorgen und Mühen des Regiments, soweit er dasselbe mit zu tragen hat, erliegen werde, der muß erstaunen über die unverwüstliche Geistesfrische, mit der der hochbetagte Monarch den Pflichten seines schweren Amtes bis jetzt ununterbrochen nachgekommen ist. Wahrlich, solches ist nur dem Pflichtgetreuen möglich, von welchem gilt, was vom Großen Kurfürsten gesagt worden ist: ihm ist die Regierung nicht ein Geschäft, sondern das eigne Leben! — Mit Gewissenhaftigkeit, mit sittlichem Ernste hatte schon der jugendliche Prinz Wilhelm den ihm obliegenden Pflichten nachzukommen gestrebt. „Im kleinen treu!" Das war stets der Wahlspruch seines Lebens geblieben.

Dies klang wider, als er im Februar 1877 an seinen Enkel, den Prinzen Wilhelm, bei dessen Eintritt in das 1. Garderegiment eine Anrede hielt, in der er u. a. sagte: „Es werden dir in den Dienstverhältnissen, in die du nun trittst, manche, dem Anscheine nach unbedeutende Dinge entgegentreten, aber du wirst lernen, daß im Dienste nichts klein ist, und daß jeder Stein, der zum Aufbau einer Armee gehört, richtig geformt sein muß, wenn der Bau gelingen soll." Sogar in der französischen Presse ward zugestanden, „daß dies ein Wort der Weisheit sei". Der solche Lehre gab, der hatte sie selbst seit langen Jahren befolgt, und die tägliche Übung seiner Pflicht hatte eben in ihm die bezeichnete unverwüstliche Arbeitskraft erzeugt und erhalten.

Milden Sinnes und wahrhaft christlicher Gesinnung, wie sein verewigter Vater, überschaut unser ehrwürdiger Kaiser das Getriebe der Parteien und wandelt unbeirrt von der Heftigkeit der Zeitströmungen seine Bahn dahin; er hält fest an dem Versprechen, daß alle seine Kräfte dem Vaterlande gehören! — Die an seinem Palais Vorüberwandelnden werden selten vergessen, nach dem Eckfenster des bekannten kaiserlichen Arbeitszimmers hinzublicken. Dort steht der stattliche Greis öfters, mit dem Rücken an die Nischenwand gelehnt; bisweilen schweifen dann seine Blicke ins Freie hinaus, über den Platz hin, in dessen Mitte, vor dem Eingange zu den „Linden" und nahe der Universität und der Kunstakademie, sich das herrliche Reiterbild Friedrichs des Großen erhebt. Dieser Ausblick bildet gar oft seine einzige Erholung, nachdem er stundenlang am Arbeitstische thätig gewesen; aber selbst dann ist er nicht müßig: er nimmt Vorträge entgegen und erteilt Weisungen. — Im Frühling zieht es ihn hinaus nach seinem Lieblingsaufenthaltsorte. Wer dann den greisen Herrscher sehen will, muß hin nach Babelsberg wandern..... Der Mann dort mit dem Ausdruck der Milde des Kindes im Angesicht — ist dieser wirklich der nämliche, der im Donner der Schlachten den Gleichmut bewahrte, der entschlossen und selbstbewußt alles an alles setzte, um seinem Volke die Güter zu erhalten und zu mehren, für die schon seine Ahnen mannhaft gestritten und gerungen? — Diese Frage drängt sich manchem auf, welcher der hohen Gestalt im schlichten Rocke am Fenster seiner Residenz oder in den Parkanlagen seines Sommersitzes, dort bisweilen mit einem Begleiter umherwandelnd, ansichtig wird.

Ja, er ist's, er ist derselbe, ist derselbe geblieben, der er war, als er dem heimischen Boden den Rücken kehrte, als er sich auf das Schlachtroß schwang, und er würde heute noch das Kampfschwert sich umgürten, wenn das Vaterland, wenn die Pflicht dies von ihm verlangte.

Unter der Menge sinnreicher Geschenke, durch die der Kaiser an seinem 80. Geburtstage erfreut ward, vermögen wir nur der hervorragendsten Erwähnung zu thun; zuerst der schönen Gabe des Kronprinzen. Auf seine Veranlassung ist ein bibliographisches Verzeichnis sämtlicher Werke Friedrichs des Großen in allen Ausgaben und Übersetzungen angefertigt und dem Kaiser als litterarisches Ehrendenkmal seines großen Vorfahren überreicht worden.



Vater und Sohn, im Parke lustwandelnd.

Die deutschen Fürsten dagegen hatten von dem berühmten Geschichtsmaler A. v. Werner den größten Geschichtsakt der neuesten Zeit, „Ausrufung zum deutschen Kaiser zu Versailles“, in einem kolossalen Ölgemälde darstellen lassen.

Eine weitere, überaus rührende Überraschung barg die Schloßkapelle. Hier war eine Festgabe aufgestellt, bei deren Anblick der greise Monarch sich

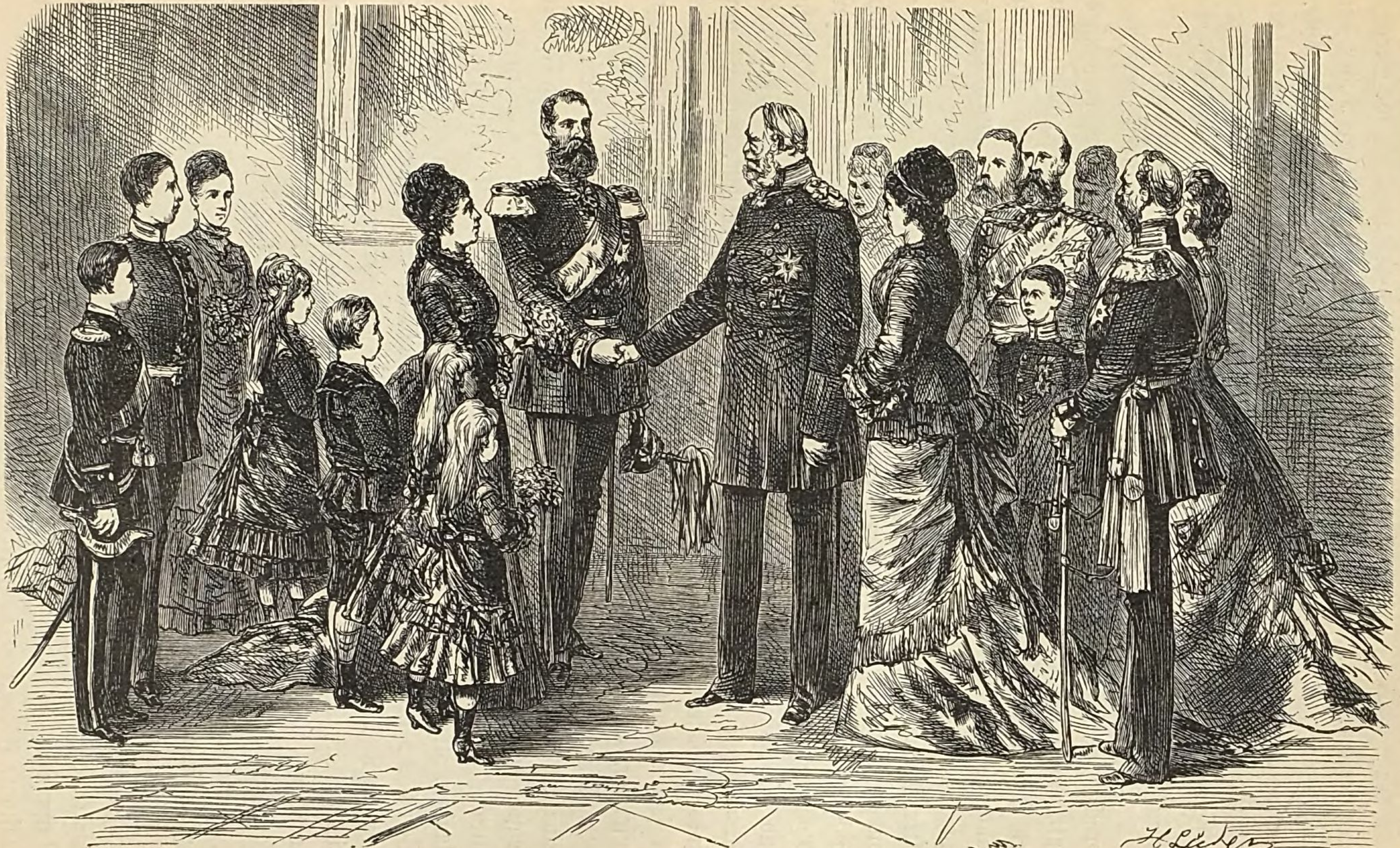
kaum der Thränen erwehren konnte. Aus der Mitte einer grünen Baumgruppe erhob sich in herzergreifender Schönheit das Bild der verklärten Mutter, das lebensgroße Modell, nach welchem der Bildhauer Encke die Bildsäule der Königin, als Gegenstück des Monuments Friedrich Wilhelms III. im Tiergarten, in Marmor meißelt.

Wohl läßt sich ermessen, welche Befriedigung der Kaiser in dem Gedanken empfand, daß man, um ihn zu ehren, seiner unvergeßlichen Mutter Ehre über das Grab hinaus erwies. Aber er mochte sich hierbei auch der Worte erinnern, die einst der Psalmist in dem Lieblingspsalm der Verklärten prophetisch gesprochen: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten; sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben!" Hier sei eines Ausspruchs gedacht, den einmal der Kaiser über seine Mutter that. „In meiner Kindheit", sagte er, „und in meiner Jugend verstand ich noch nicht, was sie ahnte, und dennoch hat Gott in seiner Gnade mich ausersehen, diese Ahnung zu erfüllen, als ich kaum noch eine Ahnung davon hatte, was sich ereignen sollte. Klar ist es, wie Gott sich seine Werkzeuge wählt, um seinen Willen zu erfüllen. Und dies flößt tiefste Wehmut und tiefsten Dank ein."

Freudige „Willkommen!" schallten dem Reichsoberhaupte am Oberrhein entgegen, als er Anfangs Oktober, umgeben von Sohn, Tochter und Schwiegersohn, in Freiburg im Breisgau eintraf, um der Enthüllung des wohlgelungenen Denkmals beizuwohnen, welches „das dankbare badische Volk dem XIV. deutschen Armeekorps und seinem Führer, General von Werder", in Erinnerung an die Errettung vor den Scharen Bourbakis durch die denkwürdigen Kämpfe um Belfort am 15., 16. und 17. Januar 1871, errichtet hat.

Die Kaiserreise in Elsaß-Lothringen.

Mehrmals hat der Kaiser bei feierlichen Gelegenheiten auf die kurze Spanne Zeit hingewiesen, die ihm nach menschlichem Ermessen nur noch zu wirken beschieden sei, und die für den Staat möglichst auszunutzen er sich verpflichtet fühle. Unablässig treibt es ihn, „zu wirken, solange es Tag ist." Diesem Drange war der Entschluß entkeimt, das Seinige zur Versöhnung der Gemüter mit den neuen Zuständen in dem wiedererworbenen Reichslande Elsaß-Lothringen beizutragen und demselben einen zweiten Besuch zu teil werden zu lassen. Diesmal waren die Städte Straßburg und Metz das Ziel der Reise. Als dies durch die Zeitungen bekannt wurde, regten sich in vielen heimischen Herzen Besorgnisse. Vielen schien die Stimmung in den genannten Städten doch noch nicht derart zu sein, daß auf eine entgegenkommende Haltung der Bewohner mit Sicherheit gehofft werden könne.



Zu Kaisers Geburtstag.

Außerordentliche Freude erregte daher in Altdeutschland die aus Straßburg vom 1. Mai eingetroffene telegraphische Nachricht, daß der Kaiser am Nachmittage mit seinem Gefolge beim prächtigsten Wetter, unter Glockengeläute, Kanonendonner und Zuruf, in die Stadt eingezogen sei. Die Gegend am Stadtbahnhofe sowie die zur Präfektur führenden Straßen waren mit Menschenmassen erfüllt, welche den Kaiser mit Enthusiasmus begrüßten. Alle öffentlichen Gebäude und viele Privathäuser prangten in reichem Festschmucke.

Danach fanden im Bezirks-Präsidialgebäude Vorstellungen und Ansprachen verschiedener Behörden und der Mitglieder des Landesausschusses statt, wobei der Kaiser Worte des Dankes und der Anerkennung sprach. Zu den Vertretern der Schulen sagte er: „Sie haben eine schwere, aber auch dankbare Aufgabe in diesem Lande, in welchem die Augen jahrhundertelang nach Westen zu sehen sich gewöhnt haben. Nachdem es aber mit dem alten Mutterlande wieder vereinigt worden ist, tritt an Sie auch die besondere Aufgabe heran, milde, versöhnend auf die Gemüter zu wirken." Und in seiner Erwiderung an die Mitglieder des Landesausschusses äußerte der Monarch unter anderm: „Überrascht von dem freundlichen Entgegenkommen und der lebhaften Begrüßung, die ich bei meinem Eintritt hier in dem altehrwürdigen Straßburg gefunden, erfüllt mich die Zuversicht, daß es nur eines Gewöhnens und Einlebens bedarf, um, wenn jeder von uns thut, was in seinen Kräften steht, das neue Verhältnis, welches die Vorsehung Ihnen auferlegt, zu gegenseitiger Genugthuung zu gestalten."

Eine dichte Menge umstand das Präsidialgebäude, in welchem der Kaiser seine Wohnung aufgeschlagen, und Jubelruf brach aus, so oft er sich am Fenster zeigte. Größer aber noch war der Jubel der Tausende, die am nächsten Vormittage den dreiviertel Stunden von der Stadt gelegenen Exerzierplatz umstanden, als sie den Kaiser hoch zu Roß erblickten. Nach der Parade folgte der Besuch des herrlichen Münsters. Darauf begab sich der Kaiser zu Fuß nach dem alten Schlosse, wo die Hochschule provisorisch untergebracht ist. Studenten bildeten auf beiden Seiten Spalier; hinter ihnen drängte sich die Menge Kopf an Kopf. Unermeßlicher Jubel ertönte, als sich der Kaiser elastischen Schrittes nach dem auf das prachtvollste geschmückten Universitätsgebäude wendete.

Bei seinem Eintritt in die Aula wurde er von dem akademischen Gesangverein mit der Hymne „Macte Imperator" empfangen.

Danach richtete der Professor Kundt, Rektor der Universität, eine Ansprache an den Kaiser, in der er diesem für den neuen Beweis der Huld dankte, daß er bestimmt, die Hochschule solle den Namen „Kaiser-Wilhelms-Universität" führen, womit ausgesprochen sei, daß ihr auch fernerhin die kräftigste Förderung nicht fehlen werde.



Besuch des Münsters und Empfang des Kaisers durch Bischof Räß.

In seiner Erwiderung äußerte der Kaiser: „Als mein Vater einst unter schweren Verhältnissen die Universität Berlin gründete, konnte man nicht ahnen, daß sie später so große Bedeutung erlangen werde. Darum gebe ich mich gern der Erwartung hin, daß auch Ihre Universität zum Segen des Landes wachsen, im Dienste der Wissenschaft wirken und zur Versöhnung der Gemüter beitragen werde."

Am Abend brachte die Studentenschaft dem Kaiser einen prächtigen Fackelzug.

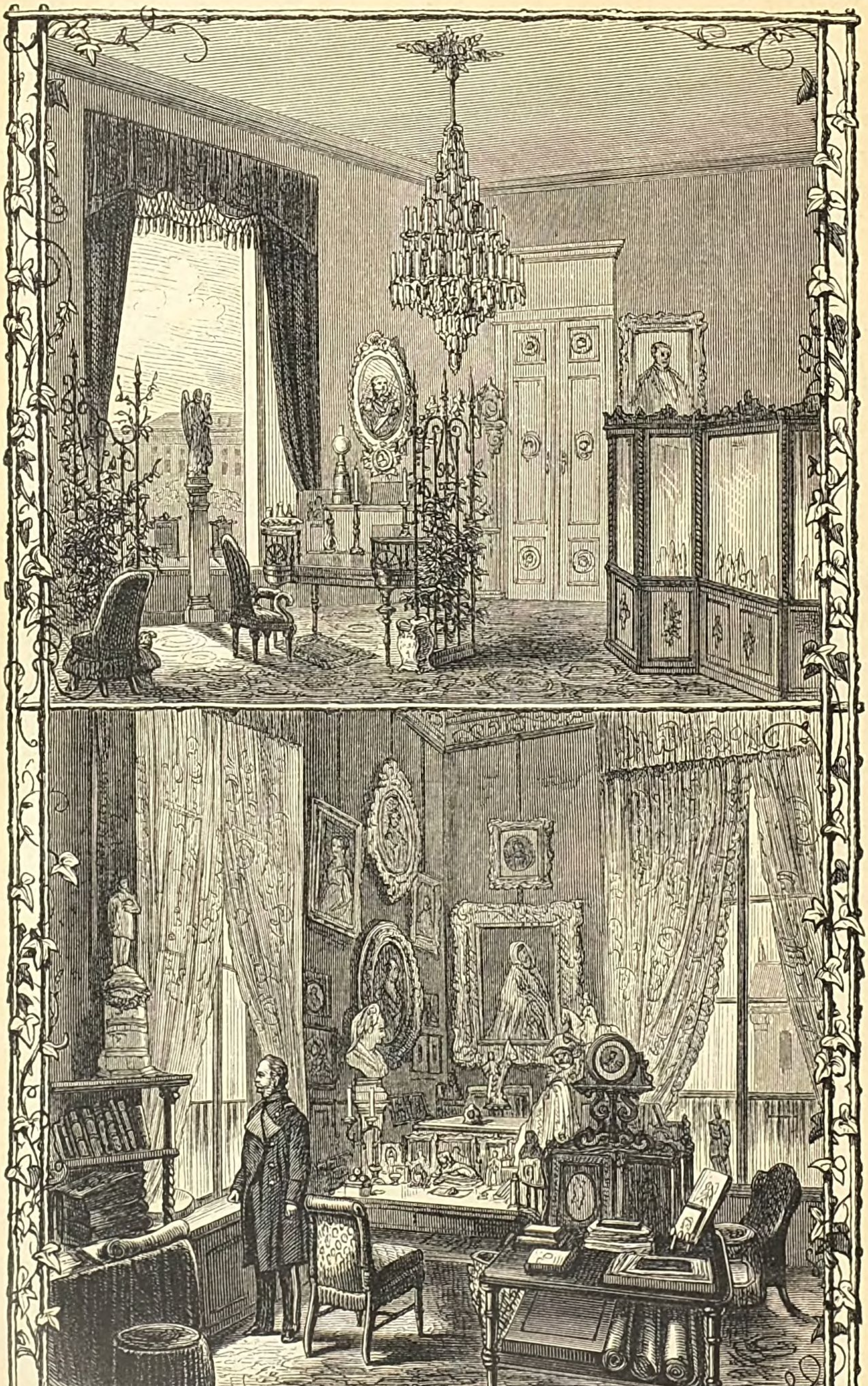
Am dritten Tage besuchte der Kaiser das Fort „Fransecky" und die „Feste Kronprinz". Als auf der Fahrt die Bannmeile der Stadt verlassen und der Landkreis Straßburg erreicht war, gesellte sich zu dem kaiserlichen Zuge eine stattliche Reiterschar von etwa 250 jugendlich frischer Burschen des Kreises, welche, in Festtagskleidung, die deutschen Farben an der Brust und am Hut, die elsässischen Farben am Kopfe des Pferdes, von da ab wie eine Windsbraut vor dem kaiserlichen Wagen daherjagten. Die Ortschaften auf dem Wege prangten in Flaggenschmuck, an den Dorfgrenzen erhoben sich Ehrenpforten mit Bewillkommnungsgrüßen.

Aber Metz? — wie wird sich die Aufnahme des Kaisers in Metz gestalten? So ward allgemein und nicht ohne Besorgnis in der Heimat gefragt. Als ein schlimmes Zeichen mußte man es ansehen, daß der Magistrat jede Beteiligung an den Empfangsfeierlichkeiten ablehnte. Doch die deutschgesinnten Bewohner von Metz, empört über diese Haltung der Stadtvertretung, verdoppelten ihre Bemühungen, den kaiserlichen Herrn würdig zu empfangen.

Die Kaiserreisen und Besuche seit dem Kriege haben sich jederzeit zu Friedens- und Volksfesten gestaltet. Wo der greise Held mit dem volksfreundlichen Gemüte erscheint, gewinnt er sich die Herzen. Mit Freuden legen Stadt und Land, welche die Zusicherung eines Kaiserbesuchs empfangen, das Festgewand an. Das Erscheinen des greisen Helden gemahnt dann an das herrliche Rheinfest des alternden Barbarossa, über welches der Dichter berichtet:

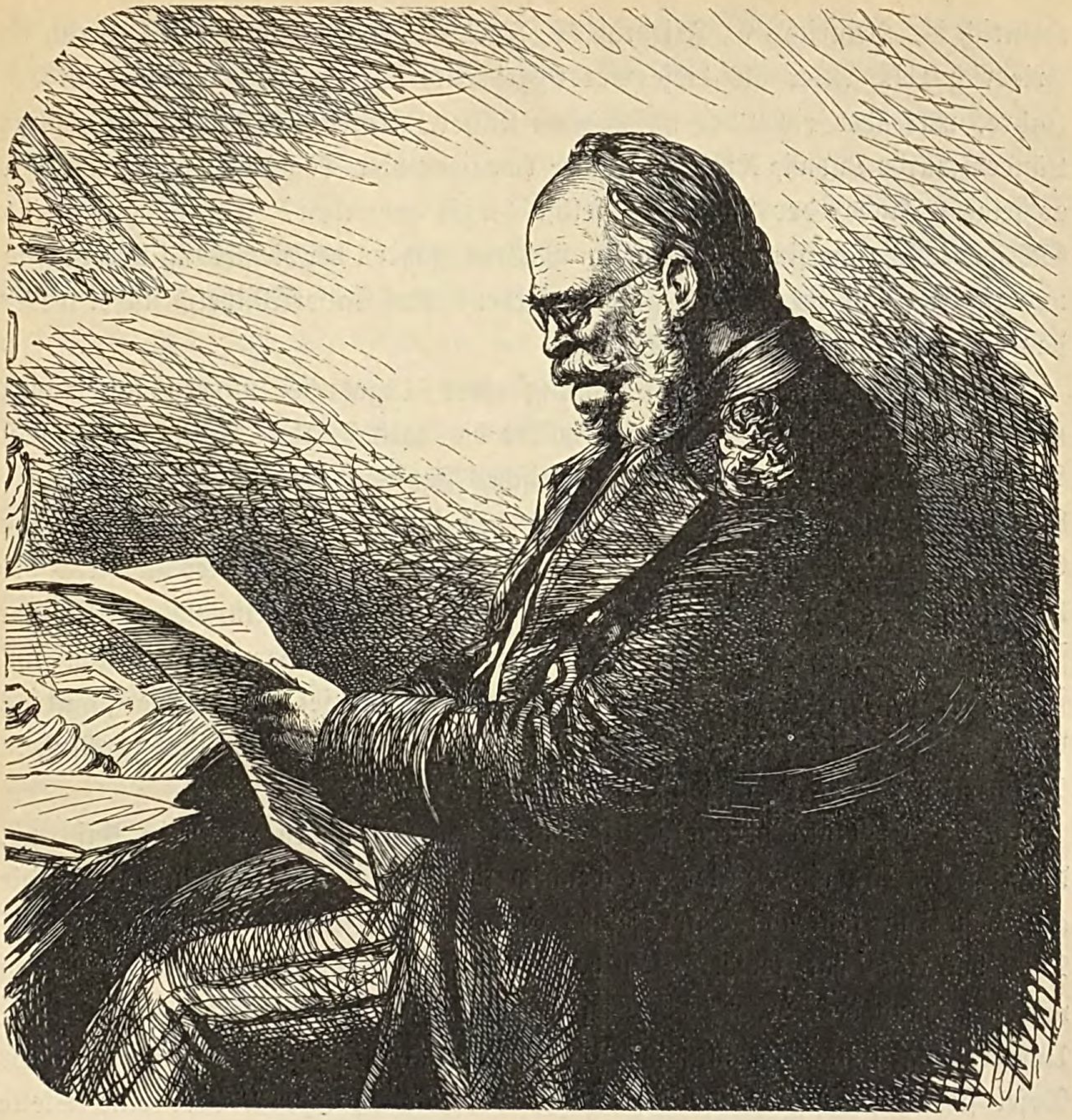
„Der Kaiser selbst auf weißem Renner
Gewinnt sich einen Ehrendank,
Und jubelnd rufen tausend Männer:
Seht, wie turniert er noch so frank!
Zu Rittern schlägt er seine Söhne ....

Laut schmettern die Trompetentöne!
Heil Hohenstaufens edler Kraft!
Wo ist ein Strom, der voller fließet?
Wo ist ein Stamm, der höher sprießet?
Wo schön're Zier der Ritterschaft?"



Schmidt: Kaiser Wilhelm. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Arbeitszimmer des Kaisers und der Kaiserin.



Am Arbeitstisch.

Der Nestor unter den Fürsten.

Kaiser Wilhelm ist der Nestor unter den jetzt lebenden Fürsten. Etwas Seltenes ist es schon, wenn ein Menschenleben über 80 Jahre hinauswährt, viel seltener aber noch ist es der Fall, daß ein solches Alter geistige Spannkraft und körperliche Frische die Last der Jahre nicht empfinden lassen. Eine Überschau der deutschen Geschichte lehrt, daß kein einziger unter den übrigen namhaften Kaisern ein gleichhohes Alter erreicht hat. Am ältesten unter ihnen wurde Friedrich Barbarossa, nämlich 69 Jahre; Karl der Große zählte bei seinem Tode 62, Heinrich I. 60, Otto der Große 61; in ihren Fünfzigern schon starben

Heinrich II., Heinrich IV., Friedrich II., Karl V., in den Vierzigern Heinrich V., Friedrich III. Älter als diese wurde Friedrich IV.; er gelangte bis zum 78. Jahre, war aber einer der unfähigsten Kaiser. Unter den Monarchen andrer Länder wurde Ludwig XIV. 77 Jahre (weniger vier Tage) alt; aber was war er seinem Lande, der Welt, sich selbst längst geworden? Ein Schatten und Schemen! Wie oft sind Herrscher in späteren Jahren der Regierung überdrüssig und ist das Land ihrer überdrüssig geworden! Auf Kaiser Wilhelm findet weder das eine noch das andre Anwendung.

Verfolgen wir die Lebensordnung eines Tages bei unserm kaiserlichen Herrn. Die Zeit seiner Nachtruhe währt bis halb 7 Uhr. Kaum hat er sein Arbeitszimmer betreten, dessen „historisches Fenster“ jeder Berliner kennt, so bringt ihm sein ältester Kammerdiener den Thee. Der Kammerdiener, ein Siebziger, ist nicht entfernt so rüstig als der Kaiser, der ihn wohlwollend behandelt und sich an jedem Morgen nach seinem Befinden erkundigt. Bei einer solchen Gelegenheit nahm sich der Kammerdiener das Herz, den Kaiser um seinen Abschied zu bitten, da er der Ruhe sehr benötigt sei. Der Kaiser schüttelte den Kopf und sagte freundlichen Tones: „Wir beide haben keine Zeit zur Ruhe.“ Damit war die Sache erledigt.

Kurze Zeit nur nimmt das Frühstück den kaiserlichen Herrn in Anspruch, dann tritt er an ein Fenster, an welchem sich — an einer Seitenwand — die auf den Tag lautende Tafel seines Erinnerungskalenders befindet. Soviel Tage das Jahr hat, soviel Tafeln hat der Kalender. Die Tafeln, mit Vermerken von der Hand des Kaisers versehen, sind dazu bestimmt, wichtige Ereignisse, Unterredungen u. s. w. in seiner Erinnerung aufzufrischen. Obenan auf der Tafel steht ein Spruch aus der Bibel oder ein Sprichwort oder eine Stelle aus den Werken der größten Denker und Dichter aller Zeiten. Oftmals erhalten die Tafeln auch neue Einfügungen von der Hand des Kaisers. Im Verlauf jedes Jahres wird somit alles, was für ihn jemals von Bedeutung war, wieder in seiner Erinnerung belebt; nichts sinkt in den Orkus des Vergessens hinab. Dieser Kalender wird einst neue Blicke in das Leben und die Gesinnungsweise des kaiserlichen Aufzeichners bieten.

Während der Kaiser die Erinnerungstafel des Tages durchliest, widmen wir dem Zimmer eine Umschau. An einem Fenster, gegenüber dem Friedrichsdenkmal, steht ein Schreibtisch, an welchem der Kaiser die Vorträge seiner Minister stehend entgegennimmt. Die Hauptzierde des Tisches ist ein Miniaturbild der unvergeßlichen Mutter des Kaisers, der Königin Luise, dieses bleibenden Ideals einer deutschen Frau. Der Arbeitstisch bietet noch einen zweiten zum Schreiben eingerichteten Platz. An der Gegenwand hängt das Bild der Kaiserin Augusta. Schöne Ölgemälde schmücken die Wände des Zimmers, unter ihnen

ein Brustbild der kaiserlichen Gemahlin aus früher Zeit. Mit hoheitsvoller Anmut lächelt die schöne blonde Frau den Beschauer an. In der Mitte des Zimmers steht ein großer Tisch, auf dem die in ziemlicher Zahl am Morgen dieses und am Abend des vorigen Tages eingegangenen Briefe ausliegen.

Jetzt tritt der Kaiser an diesen Tisch und nimmt auf einem Sessel Platz. Schere und Messer liegen bereit, der Kaiser öffnet alle an ihn gerichteten Briefe selbst, was ihm schnell von der Hand geht. Dann beginnt er zu lesen, ordnet die Briefe und geht mit ihnen an den Schreibtisch. Einzelne Briefe versieht er mit kurzen Bemerkungen und den Adressen derjenigen Behörden oder Personen, die er mit der Erledigung der betreffenden Angelegenheiten nach den erteilten Weisungen beauftragt, oder er fordert zunächst Berichterstattung. Andre Schreiben nehmen mehr Zeit in Anspruch. Er ist mit allen Vorgängen der Verwaltung so vertraut und behandelt jede Sache mit einer solchen Gewissenhaftigkeit, daß seine Bescheide wohl nicht leicht Wesentliches außer Betracht lassen. Für die Schreiben, die er zu beantworten beschließt, empfängt sein Kabinettsrat die erforderlichen Anweisungen, oder er beantwortet sie eigenhändig.

Wie trefflich der Kaiser die Feder zu handhaben versteht, haben unsre Leser bereits an den Auszügen aus seiner Schrift „Bemerkungen zu dem Gesetzentwurfe über die deutsche Wehrverfassung“ (s. S. 166) kennen gelernt. Diese Schrift aus dem Jahre 1849 war das militärische Glaubensbekenntnis des damaligen Prinzen von Preußen, und alle diejenigen, die einst die von dem prinzlichen Verfasser vertretenen Ansichten aufs eifrigste bekämpften, sind, als dieselben sich thatsächlich bewährt hatten, verstummt. Die Schrift, die nicht in den Buchhandel kam, sondern nur an wenige hervorragende Personen verteilt wurde, ist wenig bekannt geworden. Viel weniger aber noch ist bekannt, ja, die meisten haben gar keine Ahnung davon, wie viele und zum großen Teile umfangreiche Abhandlungen, Gutachten u. s. w. des Kaisers sich in den Sammlungen der Staatsschriften (im großen Generalstabsarchiv und im Militärkabinett) befinden. Schon 1819, in welchem Jahre ihm für seine Wirksamkeit von seinem Vater Friedrich Wilhelm III. volle Anerkennung ausgesprochen wurde, ist er in der bezeichneten Weise schriftstellerisch thätig gewesen, nie bedacht darauf, als militärischer Schriftsteller glänzen zu wollen, vielmehr einzig erglüht dafür, innerhalb seines Verwaltungskreises für das Wohl des Staates zu wirken. Eingeweihte versichern, daß des Kaisers in den Akten ruhende Arbeiten, in einer Sammlung vereint, nicht nur Männer vom Fach, sondern vermöge der Klarheit und Sachlichkeit, durch die sie sich auszeichnen, jeden ohne Ausnahme fesseln würden. Sie werden, sei es früher, sei es später, ihre Auferstehung feiern und dann dazu beitragen, das Wirken des jetzt schon so Hochgefeierten nur um so mehr zu würdigen.

Zu diesen Betrachtungen regte uns das Arbeitszimmer an. Ununterbrochen arbeitet der Kaiser zunächst allein bis um 10 Uhr. Er will, wenn möglich, bis um diese Zeit mit der Erledigung der Briefe fertig werden, weil jeder Tag seine eignen Sorgen und er zu erwarten hat, daß am nächsten Morgen der Tisch wieder mit einer gleichgroßen, vielleicht noch größeren Zahl von Briefen belegt sein wird, aber auch weil die Zeit von 10 bis 1 Uhr zur Erledigung von Arbeiten andrer Art bestimmt ist. Wunderbar, daß mit der Zunahme der Zahl seiner Lebensjahre seine Arbeitskraft sich noch nicht minderte! Zu einem guten Teile hat dies seinen Grund in seiner täglich gewissenhaft geübten Thätigkeit. Sehen wir nicht oftmals Kräfte schnell, ja manchmal in jäher Weise in Personen, die aus irgend welchem Grunde meinen, sie nicht mehr in Bewegung setzen zu sollen, sondern sich zu „schonen“, gänzlich versiegen? Was einst der 18jährige Prinz bei seiner Einsegnung als sein Glaubensbekenntnis vor dem Altar aussprach, er hat es treu gehalten, und das ist ihm an Geist und Leib zum Segen geworden. Er ist Gott, dem Vaterlande und sich — seinem besseren Selbst — treu geblieben, und wenn der Leser, ehe er weiter liest, jenes Glaubensbekenntnis (s. S. 301) noch einmal in ernsten Betracht zieht, so wird er nicht zweifelhaft darüber sein, daß, obwohl es auch geschieht, daß Gute frühzeitig sterben, unter denen, die lange leben und zu wirken vermögen, es deren gibt, die Gott damit für ihre ihm und den Menschen erwiesene Treue lohnt, und er wird sich des schönen Glaubens erfreuen, daß unser ehrwürdiger Kaiser wohl zu ihnen gehören mag.

Es schlägt 10 Uhr, und pünktlich, wie der Kaiser es in allen Stücken ist, haben sich die Staatsmänner eingefunden, die ihm Vorträge in Staatsangelegenheiten zu halten beabsichtigen. Die Vorträge nimmt er, zumeist dabei am Fenster stehend, entgegen. Sie und die sich daran schließenden Beratungen dauern bis 1 Uhr, wonach der Kaiser ein zweites kleines Frühstück, für das, wie für das erste, nur eine Viertelstunde angesetzt ist, einnimmt, um dann wieder zu arbeiten, und darauf — es geschieht dies zwischen 2 und 4 Uhr — eine Ausfahrt zu machen. Reichlich werden ihm auf derselben die ehrerbietigsten Grüße gespendet. Zurückgekehrt, geht er zur Tafel, doch auch im weiteren Verlaufe des Tages arbeitet er noch mit Unterbrechungen. Die Vorstellungen der Ärzte, daß er zu viele Zeit zur Arbeit verwende, beachtet er nicht. Wenn er dies und das nicht mehr thun dürfe, dann müsse er seinen Abschied nehmen. So und ähnlich hat er schon erwidert.

Es ist nichts Seltenes, ihn auch zur Abendzeit an seinem Arbeitstische zu sehen. Ein Berliner berichtete kürzlich in einer Zeitung. „Am gestrigen Sonntag Abend $^3/_4$9 führte mich mein Weg an dem kaiserlichen Palais vorüber. Als ich ihm nahe war, ahnte ich nicht, welche Sonntagsfreude mir zu teil werden sollte.



Ausfahrt des Kaisers

Dort stand ein kleiner Kreis von Herren und Damen, welche in andächtiger Stille zu dem historischen Eckfenster emporsahen. Durch die weißen Vorhänge hindurch erblickte man deutlich beim Schein der Arbeitslampe die Gestalt unsres erhabenen Monarchen am Schreibtische in voller Arbeit. Der deutsche Kaiser entsagte der Ruhe und Erholung des Sonntagabend und widmete dieselben in treuer Pflichterfüllung seinem hohen Amte! Der Vater des Vaterlandes arbeitet für sein Volk. Die wir das Glück hatten, das teure Angesicht unsres greisen Kaisers in dieser Stunde zu sehen, fühlten tief im Herzen sein herrliches Vorbild, und kein Laut wurde hörbar, um nicht die Heiligkeit der Stunde zu stören."

In ähnlicher Weise widmet sich der Kaiser auch außerhalb Berlins seinen Berufsgeschäften, selbst in Bädern, die er bisweilen zu besuchen genötigt ist. Aus Ems berichtete ein Badegast: „.... Jetzt beispielshalber sehen wir den Kaiser am Fenster vor seinem Arbeitspulte sitzen, das sich wirklich nicht im mindesten über das bescheidenste derartige Möbel erhebt, wie wir es überall anzutreffen pflegen. Sein greises Haupt ist über ein Schriftstück vorgebeugt, das er eifrig durchliest. Jetzt greift er zur Feder. So geht es stundenlang jeden Tag. Jedweder des Weges Kommende bleibt unwillkürlich stehen, blickt hinauf zum Fenster, freut sich im stillen über die beneidenswerte Rüstigkeit des Kaisers, lächelt herzlich vor sich hin und geht weiter. Aber leer bleibt darum der Platz vor dem Fenster niemals. Sehr oft haben sich sehr ansehnliche Gruppen angesammelt, die sich's nicht verdrießen lassen, längere Zeit zu warten, um einen ganzen, vollen Anblick des Antlitzes Kaiser Wilhelms zu erhaschen.

Ganz besonders erquickt es das Herz, wenn Ausländer — und unter ihnen sogar Franzosen — unserm Kaiser ihre Verehrung bezeugen. So brachte der Pariser „Gaulois" einen Bericht aus der Feder eines seiner Redakteure, der sich zu gleicher Zeit mit dem Kaiser zur Kur in Ems befand. „Hier in Ems", erzählte er, „liebt es der Kaiser Wilhelm, die Uniform mit dem Bürgerrocke zu vertauschen und sich dem Glauben hinzugeben, daß er nun mehr Privatperson als Monarch sei. Nicht, daß er etwa meint, in Ems der Last der Regierungsgeschäfte enthoben zu sein, das Gegenteil kann man vielmehr aus dem täglichen Arbeitsprogramm, das er erfüllt, ersehen; aber er kann sich hier mehr als in Berlin rückhaltslos seiner liebenswürdigen Menschenfreundlichkeit überlassen, die der Grundzug seines Charakters ist. Wie Friedrich Wilhelm I., dem er allerdings nur in diesem Punkte ähnelt, ist er ein geschworner Feind alles Pompes und alles steifen Zeremoniells, an ihm ist Majestät nur seine Haltung und seine Gestalt — aus dem Besitz seiner Souveränität leitet er nichts als die Erfüllung von Pflichten — von geheiligten Pflichten — her..... Seine Reisen werden daher nur unternommen zum Wohle der Monarchie, oder wenn

es seine Gesundheit gebieterisch erheischt. Gegen halb 7 Uhr früh trinkt er einige Glas Brunnen und ergeht sich mit allen andern Kurgästen dann gegen $^3/_4$ Stunden auf dem Kurplatze. Ich bewunderte in diesen Morgenstunden den greisen Herrn, den sein Alter so wenig das Spazierengehen zu erschweren schien, daß der ihn begleitende Generaladjutant, ein Mann in voller Kraft, durchaus nicht nötig hatte, seine Schritte zu verkürzen. Gegen 10 Uhr verwandelt sich Kaiser Wilhelm aus einem Kurgast in ein Staatsoberhaupt. Der General von Albedyll, Chef des Militärkabinetts, und Herr Wilmowski, Chef des Zivilkabinetts, kommen, um ihre Rapporte abzustatten. Der Kaiser öffnet und schließt dabei verschiedene Fachkästen, je nach dem Gegenstande, der gerade behandelt wird, und achtet auf jede Kleinigkeit in den verschiedenen Angelegenheiten, die ihm vorgetragen werden, mit außerordentlicher Aufmerksamkeit, so groß und bewunderungswürdig ist die Geistesfrische dieses greisen Monarchen." — Hören wir auch, was der Dr. Siegl — zwar kein Ausländer, aber einer der erbittertsten Preußenfeinde, der namentlich darüber grollt, daß die deutsche Kaiserkrone an das Haus Hohenzollern gekommen ist — über den Kaiser zu sagen sich gedrungen fühlte. Bei dem Anblicke desselben war — auf kurze Zeit wenigstens — sein Groll hingeschmolzen. Er sah ihn auf dem Münchener Bahnhofe und führte seinen Lesern folgendes Bild von ihm vor: „Das Aussehen des greisen Kaisers war bei seinem hohen Alter überraschend gut, die Wangen sanft gerötet, die Haltung noch immer gerade und stramm, nur der Kopf etwas vorgeneigt. Das feine, vornehme, rosig angehauchte Angesicht mit dem weißen zierlichen Schnurr- und Backenbart und den fast träumerisch ruhigen Augen wird von den vielen Bildnissen von ihm bei weitem nicht erreicht; es ist ein schönes, mildes Greisenangesicht, das alles Geschehene bei seinem Anblick vergessen läßt."

Und auf einen solchen Fürsten konnte von Angehörigen unsres Landes die Mordwaffe gerichtet werden? Ja, das Unerhörte geschah! Zu seinem 80. Geburtstage waren dem Kaiser so viele rührende Beweise der Liebe und Verehrung gezollt worden, und im Verlaufe des folgenden Jahres — am 11. Mai und 2. Juni — fanden in Berlin zwei Mordversuche auf ihn statt. Beim ersten derselben ward das Ziel verfehlt, nicht so beim zweiten; doch kam es nur zu einer nicht tödlichen Verwundung. Beide Mordversuche erfolgten Unter den Linden. Am 2. Juni gab der Mörder aus dem Fenster eines von ihm gemieteten, zwei Stock hoch gelegenen Zimmers zwei Schüsse aus einem mit Posten und starkem Schrot geladenen Doppelgewehr auf den vorüberfahrenden Kaiser ab. Seit einer Reihe von Tagen hatte dieser bei seinen Ausfahrten stets seine Feldmütze aufgehabt, heute trug er den Helm, dessen starkes Leder es bewirkte, daß die Geschosse, nachdem sie den Helm durchbohrt, nicht mehr Kraft genug behielten, in die Schädeldecke einzudringen. Gegen dreißig

aber drangen in Haupt, Wange, Schultern und Oberarm ein. Auch der starke Mantel — es war derselbe, den der Kaiser im Kriege gegen Frankreich getragen — hatte die Kraft der ihn treffenden Geschosse abgeschwächt. Der Kaiser hatte nach dem ersten Schuß einen Schmerzensruf ausgestoßen, doch behielt er Ruhe und Bewußtsein und befahl, umzukehren. Der Jäger, der in den Wagen gesprungen war, unterstützte den Kaiser und hielt ein Tuch an dessen rechte Wange, die heftig blutete. Nun schienen den Kaiser die Kräfte zu verlassen. Unter den Hunderten, die herzuströmten, hörte man Schreckensrufe wie diese: „Unser guter Kaiser ist tot!“ — „Ach Gott, sie haben unsern guten Kaiser erschossen!“ Der Wagen war inzwischen vor dem Palais angekommen. Unterstützt von dem Jäger und einem Kammerdiener konnte der Kaiser einen Sessel erreichen. Er befahl, der Kaiserin, seiner Tochter, der Großherzogin von Baden, und dem sich zur Zeit in London befindenden Kronprinzen zu telegraphieren, daß er nur einen Streifschuß erhalten habe, der Benachrichtigung an den letzteren aber die Aufforderung zu beschleunigter Rückkehr anzufügen. Schon nach zwei Stunden ging den Berlinern in einer Bekanntmachung der Ärzte die tröstende Botschaft zu: „Keine der Wunden deutet auf eine unmittelbare Lebensgefahr.“

Als der Mörder verhaftet werden sollte, brachte er sich eine tödliche Wunde bei, der er bald darauf erlag. Der Verruchte dagegen, welcher am 11. Mai zwei Kugeln auf den Kaiser abgefeuert hatte, endete unter dem Beil.

Die unerhörten Vorgänge brachten eine außerordentliche Bewegung im Volke hervor, die sich noch steigerte, als man vernahm, daß beide Mörder dem Bodensatze der sozialdemokratischen Partei, der Partei der Anarchisten, angehörten. Dies führte zu Betrachtungen, die Klarheit über die furchtbare Gefahr brachten, von der der moderne, fast gänzlich schrankenloser Freiheit huldigende Staat begleitet ist.

Deutlicher als bisher und zwar auch in erweiterten Kreisen ward erkannt, daß Staat und Gesellschaft, wie sie sich bisher in Deutschland entwickelt haben, der monarchischen Spitze unbedingt bedürfen, weil mit deren Abbruch nicht nur die Staatsgebilde auseinander fallen, sondern auch die sozialen Verhältnisse mit unüberwindlicher Notwendigkeit einer allgemeinen Umwälzung entgegengetrieben werden würden. Nicht um eine politische Revolution, um den Zusammensturz der Gesellschaft selbst handelt es sich. In der Brandung der sozialdemokratischen Hochflut ist das Königtum unser am weitesten vorgeschobenes, unser stärkstes Bollwerk; über die Formen, in denen es seine Macht zur Geltung zu bringen hat, mag der Streit der Parteien gehen: darüber aber werden alle einig sein, daß seine Grundlage zu untergraben, seine Würde anzutasten, den Damm zerreißen heißt, der unsern Frieden, unser Recht, unser Eigentum und unsre Bildung vor der Sündflut der Barbarei schützt.



Nach dem Attentat.

Während der Kaiser noch an seinen Wunden litt, und während sein Volk im Hinblick darauf, daß sein Blutverlust ein bedeutender gewesen und sich bei Verwundeten, die in hohen Jahren stehen, Blut schwer ersetzt, noch nicht ohne alle Besorgnis war, fand auf den Fürsten Bismarck ein Angriff andrer Art statt, der zugleich den Kaiser traf. Es wurden auf ihn vergiftete Pfeile von einer Zahl von Politikern abgeschossen, die ihn hassen, weil er ein mächtiges Deutschland auf andre Weise geschaffen, wie sie es als richtig erachtet, und die sich zutrauten, daß von ihnen alles besser gemacht worden wäre, wenn er ihnen nicht ins Handwerk gefallen wäre. Man stellte ihn dem Hausmeier Pipin gleich, der an Stelle des Königs das Land regierte und diesem schließlich die Krone geraubt hatte, und es erhob sich plötzlich aus ihrer Mitte der patriotisch schillernde, aber durchaus nicht von patriotischem Empfinden getragene Ruf: „Wir wollen nicht von einem Hausmeier, wir wollen von den Hohenzollern regiert werden!" — Wahrlich, den Fürsten Bismarck des Mangels an Königstreue zu zeihen, gehört zu den ärgsten Entstellungen, zu denen politischer Haß jemals geführt hat. Und ist es denn nicht offenbar, daß nur am Hofe des letzten der Merowinger, dieses verlottertsten des verkommenen fränkischen Königsstammes, der seine fürstlichen Pflichten längst gänzlich vernachlässigt hatte, das Emporwuchern der vollkommensten Untreue, die schließlich zum Kronenraub führte, möglich war? Jenes auf Bismarcks Beseitigung zielende Schmachwort ward, wie Gleiches in ähnlichen Fällen geschieht, von einem lärmenden Chor nachgesprochen. Man wollte nur den Fürsten Bismarck treffen und war blind genug, nicht zu erkennen, daß in einem derartigen Angriff auf seinen treuesten Diener der Kaiser einen Angriff auf sich selbst sehen mußte. Spielte Bismarck die Rolle Pipins, nun, so fiel ja dem Kaiser die Rolle jenes Merowingers zu, der sich um die Regierung des Landes nicht kümmerte. Man weiß, daß der Kaiser auch in Zeiten der Krankheit die öffentlichen Vorgänge verfolgt, und so ist er sicherlich nicht ohne Kenntnis des geschilderten Vorgangs geblieben; war dies aber der Fall, dann kann es nicht zweifelhaft sein, daß die von den Giftpfeilen seinem Herzen bereiteten Wunden ungleich schmerzhafter waren als die Wunden, die jener Frevler seinem Körper in der Straße Unter den Linden zugefügt hatte.

Auf Anordnung des Kaisers übernahm der Kronprinz die stellvertretende Regierung, der Kaiser aber begab sich zur Fortsetzung seiner Kur nach Babelsberg, dann nach Teplitz, endlich nach Gastein. Darüber gingen Monate hin. Vollständig genesen, musterte er bei Wabern, hoch zu Roß, die hessischen Truppen, kehrte am 5. Dezember nach Berlin zurück und ward mit einem Ausdruck der Freude und Liebe empfangen, der den letzten Schatten der Sorge aus seinem Gemüte verscheuchte. Er übernahm nun wieder die Regierung.

Am 11. Juni 1879 fand die Feier der goldenen Hochzeit des Kaisers Wilhelm und der Kaiserin Augusta statt. Die Kaiserin, wie wir wissen eine Prinzessin des Weimarer Hofes, ist nie unempfindlich gewesen für den Glanz der Krone; höher aber als diese hat ihr allezeit die Würde der Frau gegolten. Ihre Meinung — ihr Leben bekundet dies — geht dahin, die Würde der Frau müsse verdient werden durch die That. Und wo diese That zu suchen, wo für die Frauen in dem heißen Kampfe der Ideen und Interessen ihr Platz sei, das hat die Kaiserin ihrem Geschlechte gezeigt; darin ward sie Lehrerin derselben, daß sie die Frauen auf jene Liebe verwies, für die Christus den Menschen ein Blutzeuge geworden ist, daß sie allen Erdgebornen untereinander teilhaftig werde — jene Liebe, die alle Gegensätze versöhnt, deren Hand sich auf die Wunden legt, welche das Schwert geschlagen, die sich tröstend, ermutigend, helfend auch zu denen herabbeugt, die unter der Wucht des sozialen Elends zu erliegen drohen — zu den Armen und Elenden.

Unvergessen sei dem deutschen Volke ein Ausspruch der hohen Frau aus dem großen Jahre des letzten Krieges. Es kamen, beinahe Tag für Tag, Siegess- und Jubelbotschaften aus dem Lande des Feindes herüber, von früh bis zum Abend war das kaiserliche Palais von jubelnden Massen umlagert; wer da ernst blieb, das war die Kaiserin. Und als man eine darauf hinzielende Äußerung ihr nahe zu bringen sich erlaubte, waren ihre Worte: „Wie sollte ich mich nicht freuen von Herzen; aber ich muß doch auch an die denken, die da weinen!“ — Sie gedachte der Frauen, die ihre Gatten, der Väter und Mütter, die ihre Söhne verloren hatten. Der Kaiser war da, wo ruhmreiche, entscheidende Siege gewonnen wurden, er war der Held des Erfolges; die Kaiserin übte daheim jene herrliche Religion des weiblichen Herzens, die des Mitgefühls mit denen, die da weinen. Die Kaiserin stand an der Spitze des Hauptvorstandes der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter oder erkrankter Krieger. Vornehmlich ihren Bemühungen ist es zu danken, daß unter dem roten Kreuz sich in vielen Staaten Europas Vereine zu gleichen Zwecken der Barmherzigkeit gebildet hatten. Außerdem widmet die Kaiserin unermüdlich verschiedenen milden Stiftungen ihre regste Teilnahme.

Als nun das Jubelpaar, umgeben von den Mitgliedern des Kaiserhauses und von hohen Würdenträgern des Staates, am Altare eine neue Einsegnung ihres ein halbes Jahrhundert früher geschlossenen Bundes empfing, da stiegen inbrünstige Gebete zu Gott empor, diesem Bunde noch eine lange Dauer zu geben.

Zu Anfange des Jahres 1880 war der Ausbau des Kölner Domes, dieses gewaltigen Werkes kirchlicher Baukunst, so weit vorgeschritten, daß seine Vollendung für die allernächste Zeit gesichert war. Der Kaiser, befragt,

welchen Tag er zur Einweihung des Domes bestimme, wählte den 15. Oktober, den Geburtstag des Königs Friedrich Wilhelm IV., seines heimgegangenen Bruders. Das war wiederum ein Werk der Pietät des kaiserlichen Herrn. Es lag aber auch guter Grund dafür vor, das Andenken Friedrich Wilhelms IV. mit der Einweihungsfeier des Domes in Verbindung zu bringen. War er (s. S. 126) es nicht gewesen, der im Jahre 1843 den Anstoß zu dem Ausbau gegeben hatte? Hatte er nicht durch eine Meisterrede das deutsche Volk im hohen Maße begeistert für die Vollendung des Werkes?



Am Tage der goldenen Hochzeit.

Nun regten sich allerorten Herzen und Hände für dasselbe. Dichter pflegten und förderten den Geist, der wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen worden war. Freiligrath trat für die Sache mit einem Gedichte ein, welches mit den Worten schloß: „Ich steh' und heische — jeder einen Stein! Greift euch ans Herz, die ihr mich hört!" — Hatte Friedrich Wilhelm in der Vorahnung dessen, was einige Jahrzehnte später geschehen sollte, geredet? Er wollte in dem Dom nicht nur ein Gotteshaus, sondern zugleich auch ein Symbol der deutschen Einigkeit errichtet sehen. Ein Hauch von dem, was später Leben

gewann, durchweht die wunderbare Rede. Und bei der Einweihung des Riesendomes hatten nun die Feiernden den greisen Helden unter sich, den Gott zum Ausführer dessen gemacht hatte, was von Friedrich Wilhelm dem deutschen Volke gewünscht worden war: Erstarkung des Einheitsgedankens in der deutschen Nation.

Eine Nachricht, die den Prinzen Wilhelm, den ältesten Sohn des Kronprinzen, betraf, erregte allgemein Befriedigung. Er habe sich, hieß es, verlobt mit der Tochter des inzwischen verstorbenen Herzogs Friedrich von Augustenburg, der Prinzessin Augusta Viktoria. Die Nachricht bewahrheitete sich, und schon am 26. Februar 1881 erfolgte der Einzug der Braut in Berlin und tags darauf ihre Vermählung mit dem Prinzen. Wunderbare Wandlungen des Geschicks! Der preußenfeindlichen Bundespolitik, der er sich angeschlossen, hatte Friedrich von Augustenburg es zu verdanken gehabt, daß er nicht regierender Herzog geworden war, und nun steht seiner Tochter in Aussicht, einst Kaiserin von Deutschland zu werden! — Allgemein freute man sich des geschlossenen Bundes. Wie immer bei ähnlichen Anlässen, ließen es die Berliner bei der Vermählungsfeier nicht an entsprechenden Huldigungen fehlen. Hinterher machten 99 preußische Städte dem prinzlichen Paare reiche Hochzeitsgeschenke. Am meisten erfreut über die Vermählung waren die Schleswig-Holsteiner, die sich nun nur noch inniger an Preußen anschlossen. Prinz Wilhelm hatte in den letzten vier Jahren mit Eifer und Erfolg seinen militärischen Studien und Übungen obgelegen und war bis zum Hauptmann aufgestiegen; kurze Zeit nach der Vermählungsfeier ernannte ihn sein kaiserlicher Großvater zum Major. Bis dahin hatte die Bevölkerung wenig über ihn erfahren. Von jetzt ab beschäftigte man sich lebhafter mit ihm, und da gestaltete sich denn das öffentliche Urteil über ihn dahin, daß gesagt ward, er sei eine gewinnende Erscheinung: heiter, mutig, mit offenem und ehrlichem Ausdruck, höflich, mit glänzenden, lachenden Augen, breiten Schultern — alles in allem: er sei das vollkommene Bild eines jungen Soldaten. Über seine Gemahlin hieß es: wer mit ihr verkehre, sage, daß die große Güte, die aus ihrem ruhigen, sympathischen Gesichte blicke, sie zu einer sehr liebenswürdigen und anmutigen Dame mache. Sie führe ein ruhiges und zurückgezogenes Leben, soweit das bei ihrer hohen Stellung und ihren großen zukünftigen Aussichten thunlich sei; aber alle, die sie in ihrem Auftreten bei Hofe sahen, wo sie noch vor kurzem vollständig fremd gewesen — nie verwirrt, nie in Unruhe, obwohl sie jung sei und nicht viel Hoferfahrung haben könne, mit einem liebenswürdigen, überlegten und passenden Wort für jedermann, der sie anrede — vertrauen, daß sie eines Tages als Kaiserin von Deutschland ihrem hohen Berufe gewachsen sein werde. — Jahr und Tag nach der Vermählung beschenkte die Prinzessin Wilhelm ihren Gemahl mit einem Sohne und damit den Kaiser Wilhelm mit einem Urenkel. Diesem



Schmidt: Kaiser Wilhelm. 3. Aufl.

Empfang bei der Kaiserin.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

ersten Sprößling der prinzlichen Ehe folgten in den nächsten fünf Jahren noch drei andre.

Wir haben schon einmal der gefährlichen gesellschaftlichen Krankheit der Sozialdemokratie und des aus ihr hervorgehenden Anarchismus gedacht. Die Sozialdemokratie zieht ihre Kraft weniger aus sich selbst, als aus dem Zwiespalt ihrer Gegner und der Gleichgültigkeit großer Kreise der Bevölkerung. Die Führer suchen in dem Herzen des Volkes den Glauben an Gott und die jenseitige Gerechtigkeit zu ersticken, sie streben danach, in denen, die sie mit ihren mündlichen und schriftlichen Darlegungen zu erreichen vermögen, Unzufriedenheit mit ihrer Lage und den Sinn der Begehrlichkeit zu erwecken und zu steigern.



Augusta, deutsche Kaiserin und Königin von Preußen.

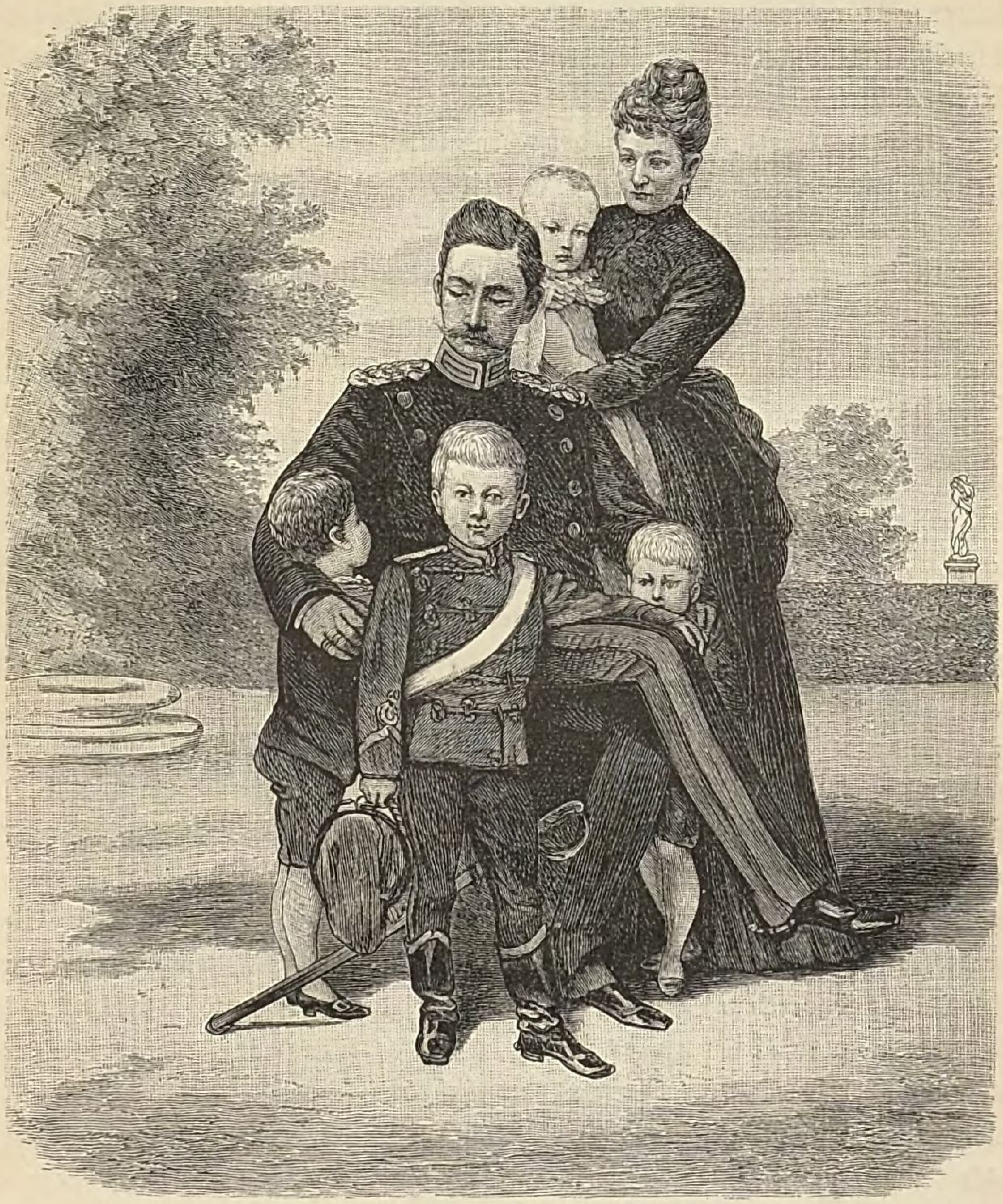
Es ist zwar von einzelnen Führern versichert worden, daß sie nur auf „friedlichem“ Wege zu ihrem Ziele, an Stelle des jetzigen einen sozialistischen Staat zu gründen, zu gelangen streben; andre dagegen sprechen es frank und frei aus, daß, sobald die Sozialdemokraten zur Mehrheit gelangt sein werden, sie allerdings, falls sich dann der übrige Teil der Gesellschaft jener Umwandlung des Staates widersetzen sollte, dadurch gezwungen sein würden, zur Gewalt zu greifen. Innerhalb der Partei hat sich, wie bemerkt, als Bodensatz derselben die anarchistische Partei gebildet, wie wir sie in der „Commune“ haben auftreten sehen. Die Anarchisten erachten den von den Führern der

Sozialdemokratie bezeichneten Weg als zu viel Zeit hinnehmend, sie wollen dadurch zum Ziele kommen, daß sie den in dem jetzigen Staatswesen hervorragendsten Personen ans Leben gehen. Dadurch hoffen sie den Staat in seinen Grundfesten zu erschüttern und ihn zum Zusammensturze zu bringen. Wohl eifern die Sozialisten gelegentlich gegen die Anarchisten; daß aber die Partei der Anarchisten aus dem Schoße der sozialdemokratischen Partei hervorgegangen ist, kann keinem ruhigen Beobachter zweifelhaft sein. Wären die Sozialdemokraten so friedlich gesinnt, wie sie vorgeben, dann möchten sie allerdings noch lange Zeit brauchen, ehe sie die Mehrheit gewonnen haben; dagegen wird es nicht ausbleiben, daß die gesamte sozialistische Partei sich in eine anarchistische verwandelt. Es entspricht dies dem Gange der Entwickelung. Jetzt schon richten jene Parteien durch das Predigen ihrer Lehren grauenhafte Verwüstungen in der Seele des Volkes an. Bekundete doch der Justizminister Leonhardt in dem Abgeordnetenhause, daß die Roheit, die physische wie die moralische, gewachsen, der Sinn für öffentliche Ordnung gesunken sei, und in dem Urteil über die kürzlich — im Januar d. J. — in Posen verurteilten Sozialdemokraten heißt es: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß innerhalb der Sozialdemokratie sich in letzter Zeit eine Hauptströmung sozialrevolutionärer Tendenz herausgebildet hat, deren Bestrebungen sich gegen die staatliche und gesetzliche Ordnung richtet, deren gewaltsamer Umsturz herbeigeführt werden soll."

Die Gesellschaft ist von den schwersten Gefahren bedroht; alle großen Errungenschaften der Vergangenheit, die die Menschheit auf der Bahn des Fortschritts emporgebracht haben, stehen in Frage. Es scheint vor allem notwendig, die unschuldigen Opfer sozialer Übelstände, die von der Not leicht den Sozialdemokraten in die Arme getrieben werden, Hilfe zu bringen. Der Kaiser und Fürst Bismarck mögen darüber oft gesonnen, die Sache oft miteinander beraten haben. Das Zeichen dafür war die kaiserliche Botschaft, die am 17. November 1881 vom Throne herab aussprach, daß der christliche Staat die Pflicht habe, den Mühseligen und Beladenen eine größere Fürsorge, als es bisher geschehen, zu widmen, und daß dem Reichstage dementsprechende Gesetzentwürfe zur Beratung vorgelegt werden würden. Wir wissen, daß es sich um ein Kranken- und Unfalls- und ein Invaliden- und Altersversorgungsgesetz handelte.

Wie immer, waren die alten Gegner des Fürsten Bismarck auf dem Plane, und in höhnender und spottender Weise ergingen sie sich über die neuen Pläne der Regierung. Um sich den Schein der Loyalität zu sichern, richteten sie ihren Angriff nicht auf den Kaiser, sondern auf Bismarck, der in gewohnter kräftiger Weise für die Sache eingetreten war, und von dem man wußte, daß er längst den in der Botschaft ausgesprochenen Ansichten huldigte. Hatte er doch schon im Jahre 1856 den Ausspruch gethan: „Die Könige von Preußen sind niemals

Könige der Reichen vorzugsweise gewesen; schon Friedrich der Große als Kronprinz sagte: „quand je serai roi, je serai un vrai roi de gueuse“, ein König der „Geusen“ (Bettler). Er nahm sich den Schutz der Armut vor. Dieser Grundsatz ist von unsern Königen auch in der Folgezeit bethätigt worden.“

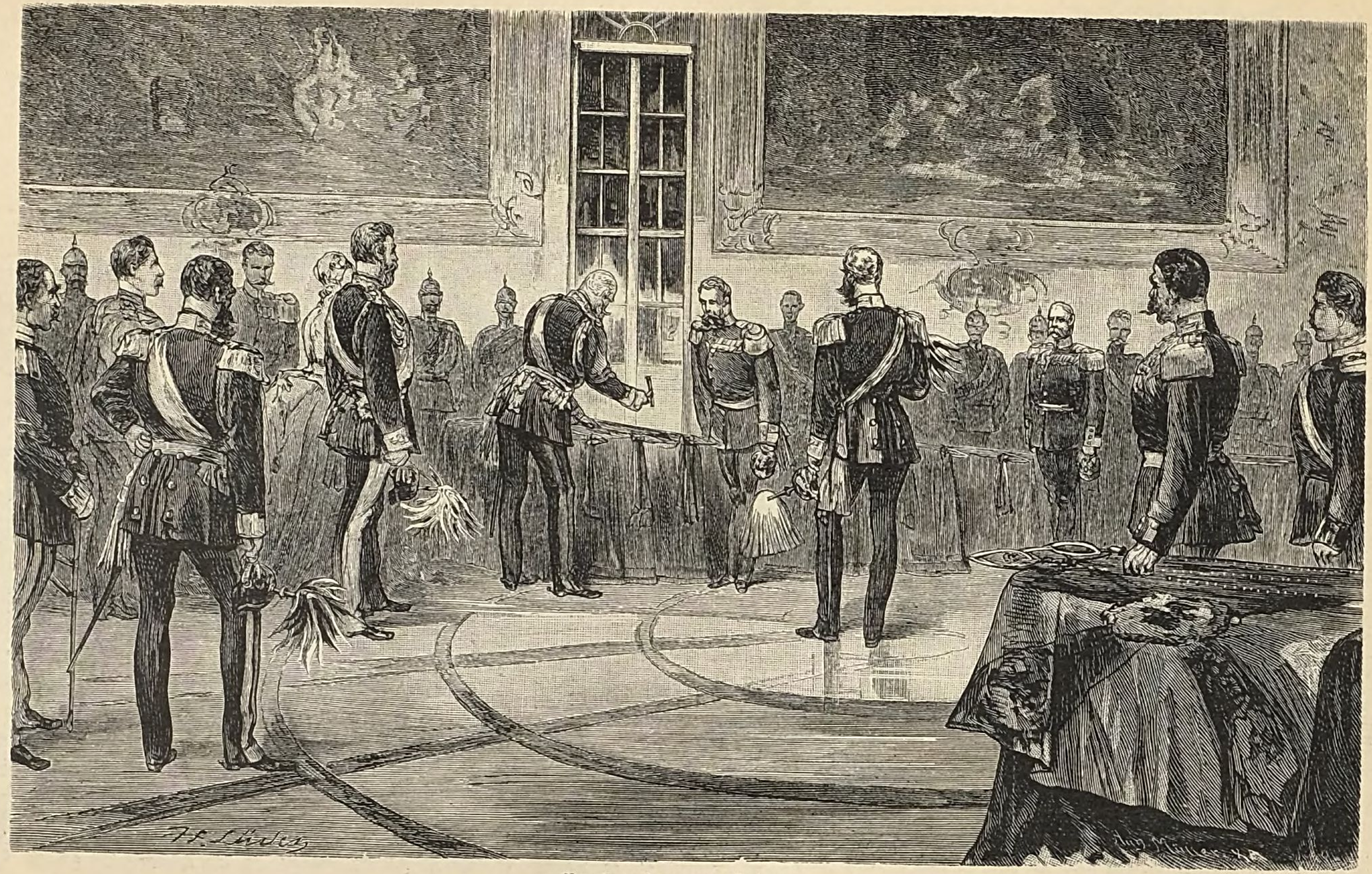


Prinz Wilhelm im Kreise seiner Familie.

Die Pläne der Regierung wurden für gänzlich unpraktisch, unzeitgemäß erklärt. Die einen fanden, daß es sich höchstens um eine „verbesserte Armenpflege“ handle, andre erklärten die Vorlage für ein „Linsengericht“, das man den Arbeitern biete, um sie der persönlichen Freiheit zu berauben; sodann wurde an die „persönliche Ehre der Arbeiter appelliert“, die sie, wie man von ihnen hoffe, bestimmen würde, dergleichen entwürdigende Hilfe stolz abzuweisen.

Patriotische Männer, die die kaiserliche Botschaft mit der größten Herzenszustimmung begrüßt hatten, ließen sich dadurch in ihrer Zuversicht nicht beirren, daß es der Regierung, die schon, trotz aller ihr bereiteten Hemmnisse, soviel Großes geschaffen, gelingen würde, auch das neue Werk zur Durchführung zu bringen. Aber die Tag für Tag in die Massen geschleuderten Verdächtigungen wirkten doch insofern sehr nachteilig, als sie den Sozialdemokraten Waffen lieferten, ihren Kampf gegen den bestehenden Staat mit um so mehr Erfolg fortzusetzen. Aus den Kreisen derselben ward höhnend gerufen, „daß ja der Reichskanzler nun selbst Sozialismus treibe!" Damit verwechselte man — unbewußt oder bewußt — zweierlei miteinander, was himmelweit verschieden ist: Sozialismus überhaupt, der in seiner allgemeinsten Bedeutung das Streben nach Verbesserung unsrer gesellschaftlichen (sozialen) Zustände, besonders des Loses der Arbeiter ist, und Sozialdemokratie, d. i. das Streben nach sogenannten Verbesserungen auf demokratischem Wege.

In einer Zahl von Zeitungen und Zeitschriften wurde die kaiserliche Botschaft sofort zustimmend begrüßt. In den „Preußischen Jahrbüchern" sagte Heinrich von Treitschke: „Der deutsche Staat hat seiner Thätigkeit schon so oft neue, hohe Ziele gestellt, welche der Welt unerreichbar schienen, und sie wirklich erreicht; er hat einst unter dem Gelächter des Auslandes den Schulzwang und die allgemeine Wehrpflicht durchgesetzt und soeben wieder, zuerst unter allen Großmächten, das Staatseisenbahnsystem in großem Stile eingeführt, und niemand darf ihn eines radikalen Bruches mit der Vergangenheit beschuldigen, wenn er sich jetzt die Frage vorlegt: wie weit ist es möglich, die oftmals ungenügenden und immer demütigenden öffentlichen Almosen durch ein vom Staat geleitetes Versicherungswesen zu ergänzen?" Und in den „Grenzboten" hieß es: „Die Einheit Deutschlands könne nur durch Blut und Eisen hergestellt werden — dies Wort hielt man für den Ausspruch eines Irren. Ein Weiser jener Tage setzte diesem Ausspruch den entgegen: die Einheit werde durch Kohle und Eisen gemacht werden. Dies Wort muß dem ewigen Gedächtnis übergeben werden. Es spiegelt sich darin ungemein klar das Verhältnis der Durchschnittsintelligenz zur Intelligenz des Fürsten Bismarck, ein Verhältnis, das sich bis zum heutigen Tage nicht um eines Fingers Breite geändert hat. Das Schauspiel, welches wir so oft erlebt, erleben wir heute mit der Sozialreform des Kanzlers. Alle Welt ist einig über die thörichte Ungeheuerlichkeit dieser Pläne. Nun, die Zeit wird kommen, wo der wilde Chor von heute selbstgefällig schmunzelnd singen wird: „Die Sozialrefoem der achtziger Jahre, die haben wir gemacht!" — Der Anfang dazu ist schon da. Jetzt, da Bismarcks Gegner sehen, daß sie auch gegen die staatliche Sozialreform nicht durchzudringen vermögen, bereits die erste Vorlage (Kranken- und Unfallsversicherung)



Nagelung der neuen Fahnen.

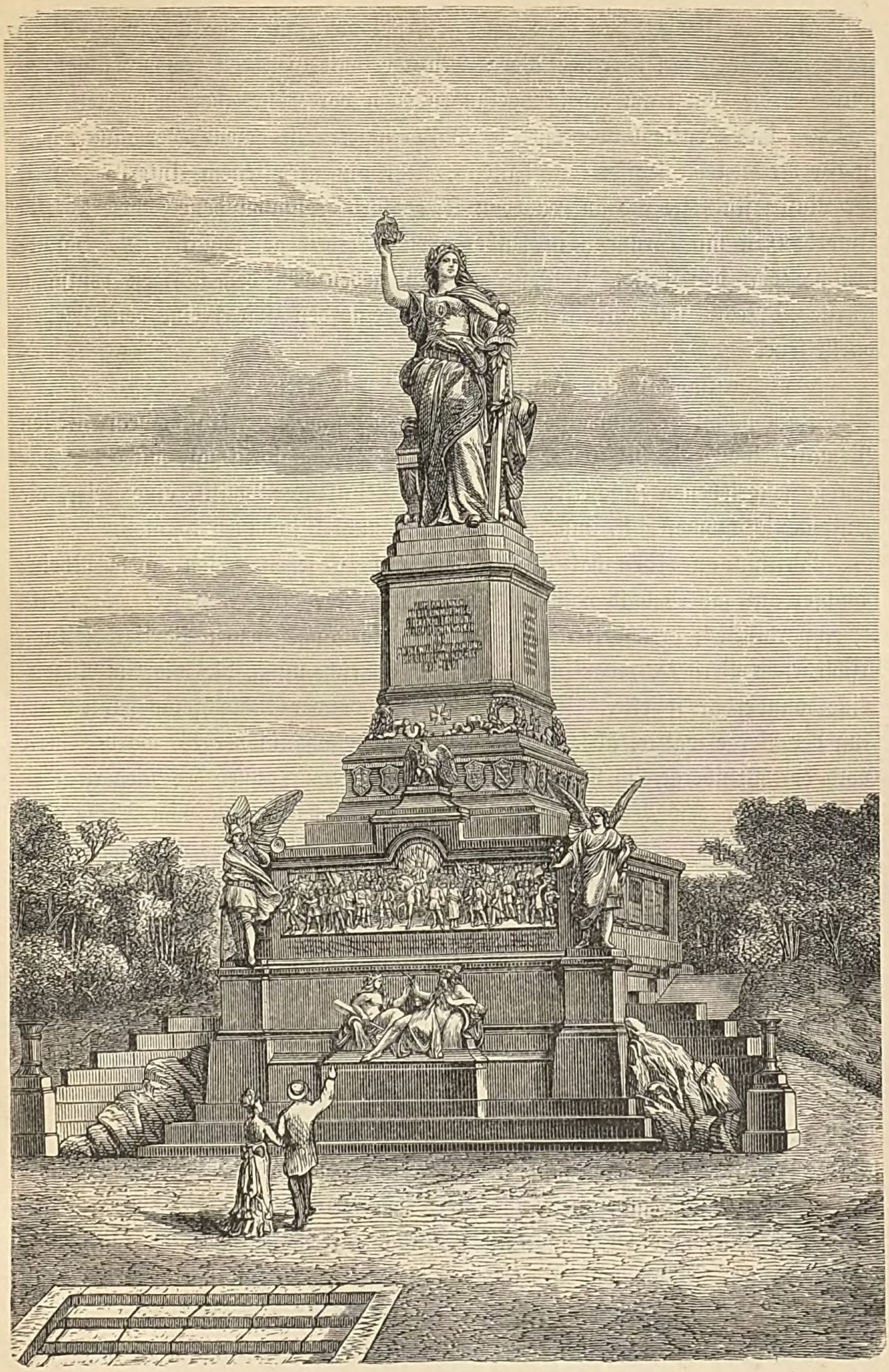
gesichert ist und die „Alters- und Invalidenversicherung“ gleichfalls nahe daran ist, staatliches Gesetz zu werden, liest man in ihren Zeitungen, auch sie beteiligten sich nunmehr an der Sache, „um aus derselben doch etwas Haltbares zu machen, namentlich aber um den Arbeitern größere Vorteile zu sichern!“ Unfruchtbar, wie stets, war ihr Kampf. Eines aber ist ihnen gelungen: sie haben der Regierung die Durchführung auch dieses Werkes erschwert, unbeachtet lassend die Mahnungen des Kaisers, der es wiederholt als seinen Herzenswunsch bezeichnete, die Krönung des Werkes noch zu erleben. Mit ihm — das wird je länger, klarer erkannt werden — ist der Arbeiter nicht mehr das Marktobjekt, die Ware des heutigen, dem Ungefähr wie das Sandhäufchen dem Wüstensturm preisgegebenen Proletariats.

Am 22. Mai 1882 fand im Stadtschlosse zu Potsdam die Nagelung der Fahnen für die neuerrichteten Infanterieregimenter Nr. 97, 98, 99, 128, 129, 130, 131, 132, für das Füsilierbataillon Nr. 116, die Pionierbataillone und für das Eisenbahnbataillon statt.

Wie oben erzählt wurde, war am 16. September 1877 der Grundstein des Nationaldenkmals auf dem Niederwalde gelegt worden. Mit der Ausführung des Denkmals ward der Professor Johannes Schilling in Dresden betraut. Sechs Jahre später, am 28. September 1883, sollte die feierliche Enthüllung desselben erfolgen. Von dem auf der Höhe des Niederwaldes zur Aufstellung erwählten Platze eröffnet sich den Blicken ein herrliches Bild des Rheingaues; in der Tiefe, am Fuße des Berges, fließt der sagenumwobene Rhein vorüber. Als am Tage der Feier der Kaiser auf der Höhe eintraf, war das Denkmal noch verhüllt; er ward von Tausenden und aber Tausenden der Festteilnehmer mit Jubelruf empfangen. Alsbald nahm die Feier ihren Anfang. Auf die Anrede des Grafen Eulenburg, des Vorsitzenden des Festvorstandes, erwiderte der Kaiser:

„Wenn die Vorsehung ihren Willen zu mächtigen Ereignissen auf Erden kundgeben will, so wählt sie dazu die Zeit, die Länder und die Werkzeuge, um diesen Willen zu vollbringen. Das bedrohte Deutschland erhob sich in Vaterlandsliebe, seine Fürsten an der Spitze, wie ein Mann. Der Allmächtige führte diese Waffen durch blutige Kämpfe von Sieg zu Sieg, und Deutschland steht wieder in Einheit in der Weltgeschichte da.“

Der Schluß der kaiserlichen Rede lautet: „Und mit den Worten, die ich hier bei der Grundsteinlegung sprach, welche nach dem Befreiungskriege von 1813—1815 in eiserner Schrift der Nachwelt mein Vater, weiland König Wilhelm III., hinterließ, weihe ich dieses Denkmal: den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung. Das walte Gott!“



: Nationaldenkmal auf dem Niederwalde.

Auf ein Zeichen, das der Kaiser gab, fiel die Hülle, und vor aller Blicken stand das gewaltige, herrliche Werk. Musik ertönte, von den vielen Tausenden wurde „Die Wacht am Rhein“ gesungen, von der Höhe aber donnerten Geschütze. Das Denkmal überragt die Waldbäume. Die erzene Germania, hoch in der Rechten die Kaiserkrone haltend, steht auf granitenem Unterbau. Mit der Linken stützt sie sich auf das von Siegeslorbeer umwundene Schwert. Der Unterbau ist mit Gruppen in halberhabener Arbeit geschmückt. Die Hauptgruppe zeigt den Kaiser zu Roß, er ist umgeben von den übrigen deutschen Fürsten. Rechts und links stehen Gestalten, eine den Krieg, eine den Frieden darstellend.

Das Denkmal ist ein Wallfahrtsort der Patrioten.

Zum nächsten Weihnachtsfest nach der Feier sandte der Kaiser dem Fürsten Bismarck eine große bronzene Nachbildung des Nationaldenkmals mit der eigenhändig geschriebenen Zuschrift: „Der Schlußstein Ihrer Politik, eine Feier, die hauptsächlich Ihnen galt, und der Sie leider nicht beiwohnen konnten.“

Weithin im Rheinthal ist das Denkmal zu sehen. Von einem Rheindampfer aus sah es bald nach der Enthüllungsfeier ein Franzose: „.... Als ich emporblickte“, erzählt er in seinem in einer angesehenen Pariser Zeitung erschienenen Berichte, „war am Himmel eine Erscheinung, die mich im Augenblicke wunderbar fesselte. Über dem Rhein, welcher ruhig seine Fluten am Fuß der Berge wälzte, über den Abhängen des Johannisberges, wo das helle Gold der Weinberge sich hoch oben an die schwarzen Tannen des Niederwaldes anschloß, über den Nebeln, welche an jenem Oktobermorgen vom Flusse aufstiegen, erhob das Standbild der Germania, den Horizont des Rheingaues beherrschend, sein Diadem zu den Wolken. Der Koloß da oben lastete in seiner Gewalt — man fühlte es — wie eine die Ewigkeit beherrschende Wacht auf diesem ganzen Lande, unerschütterlich auf seinem Felsensockel, unverwundbar in seinem ehernen Gewande, geformt aus dem Metall zerbrochener Kanonen. Ja, das war das Bild von Deutschland, wie es jenes Volk geträumt hatte, der Einheitsgedanke, von 40 Millionen in Erz gegossen und auf Granit gegründet. Ich konnte ihm nicht fluchen. Wir wollen gerecht sein. Wenn das siegreiche Weib da oben das Zepter der Welt trägt, so hat dies einen guten Grund: sie blickt zurück auf ein Jahrhundert der Geduld, der Selbstverleugnung, der Bürgertugend. Das gibt ein Recht auf Größe. Und die Führer dieses Volkes irrten nicht, wenn sie 1870 die Hilfe Gottes anriefen, jene göttliche Gerechtigkeit, die unsern Blicken während langer Zeiträume verschleiert ist, die aber das Glück schließlich stets nach der Seite wendet, wo eigne Kraft es verdient hat. Man müßte den Franzosen beklagen, welcher diese Wahrheit nicht begreifen sollte, oder, wenn er sie begreift, Anstand nehmen sollte, sie laut zu sagen.“

Ähnlich mag noch mancher Franzose denken, selten aber hat einer den Mut, inmitten seiner die Deutschen auch heute noch bis auf den Tod hassenden Landsleute seinen Gedanken öffentlich Ausdruck zu geben.

Im Jahre 1884 ist Deutschland in die Reihe der Kolonialstaaten getreten. Trotzdem Fürst Bismarck fortgesetzt von ihn fast erdrückenden Arbeiten in Anspruch genommen war, hatte er längst schon ernstlich erwogen, ob die Regierung nicht verpflichtet sei, auf den Gewinn von Kolonien für das Reich Bedacht zu nehmen. Anlaß, diese Angelegenheit in Anregung zu bringen, gab ihm ein Vorgang im Jahre 1879. Ein Hamburger Haus hatte sich in den Besitz der Samoainseln in der Südsee gesetzt, und die auf denselben angelegten Musterplantagen versprachen für die Folge den reichsten Gewinn. Dieses Haus mußte 1879 in einer Krisis seine Zahlungen einstellen, und nun wandte sich Bismarck mit der Aufforderung an den Reichstag, jenes Haus durch Staatsunterstützung über seine augenblickliche Bedrängnis hinwegzuhelfen. Der Grundgedanke seiner Kolonialpolitik gehe, äußerte er, dahin: die wirtschaftliche Einverleibung oder Schutzherrschaft müsse der politischen — entgegen dem französischen System, das erst die Eroberung und dann die Bewirtschaftung betreibe — vorangehen, demgemäß es die Pflicht des Reiches sei, Kolonialunternehmer zu unterstützen, freilich nur dann, wenn — wie das im vorliegenden Falle zutreffe — die Unterstützung am rechten Orte angebracht sei. Seinen Gegnern gelang es, ihren Scheingründen so viel Gewicht zu geben, daß der Reichstag die Forderung Bismarcks ablehnte, was für jenes Hamburger Haus den Verlust seines große Vorteile in sich bergenden Besitzes nach sich zog, und wodurch zugleich Deutschland eine Schädigung erlitt. Die Gegner hatten sich dahin ausgelassen, daß die Aneignung von Kolonien nicht vorteilhaft sei, ja, daß sie verderblich werden müsse, weil sie die großen Seemächte gegen Deutschland aufbringen und wir uns „Nasenstüber" holen würden. — Damit meinten sie dem Kanzler die von ihm vertretene Kolonialpolitik für immer verleidet zu haben. Sie irrten. Er nahm bald darauf Gelegenheit, das deutsche Volk darauf vorzubereiten, daß die Regierung es seiner Zeit in bezug auf die Kolonialpolitik befragen werde. Der Übergang zur Kolonialpolitik sei ein folgenschwerer, das verkenne er keinen Augenblick. Kolonialpolitik treiben heiße nicht eine bequeme Frucht hier und da einmal unter günstigen Umständen pflücken, sie heiße, in ein großes Unternehmen mit dem ganzen Ernste des Willens eintreten, das begonnene Werk mit unablässigem Nachdruck zu fördern, heiße vor allem, nicht bequeme Früchte heute oder morgen erwarten, sondern auf den Segen Gottes nach langer Arbeit hoffen; Kolonialpolitik treiben heiße endlich, überzeugt sein, daß man eine Regierung besitze und wieder bekommen könne, in deren Hände man mit großem Vertrauen große Vollmachten legen dürfe. Denn dieses Werk könne nicht

gedeihen, wenn es von unermüdlicher Parteisucht bei jedem Schritt in ihre kleinlichen täglichen Händel gezogen werde. Wenn das deutsche Volk diese Dinge nicht so ansehen wolle, so müsse von der Kolonialpolitik Abstand genommen werden, das heiße aber nichts andres, als das deutsche Volk müsse die letzte Gelegenheit versäumen, in die Reihe der Weltmächte einzutreten, müsse, obwohl von Waffen starrend, in dem Winkel des Philistertums verharren.

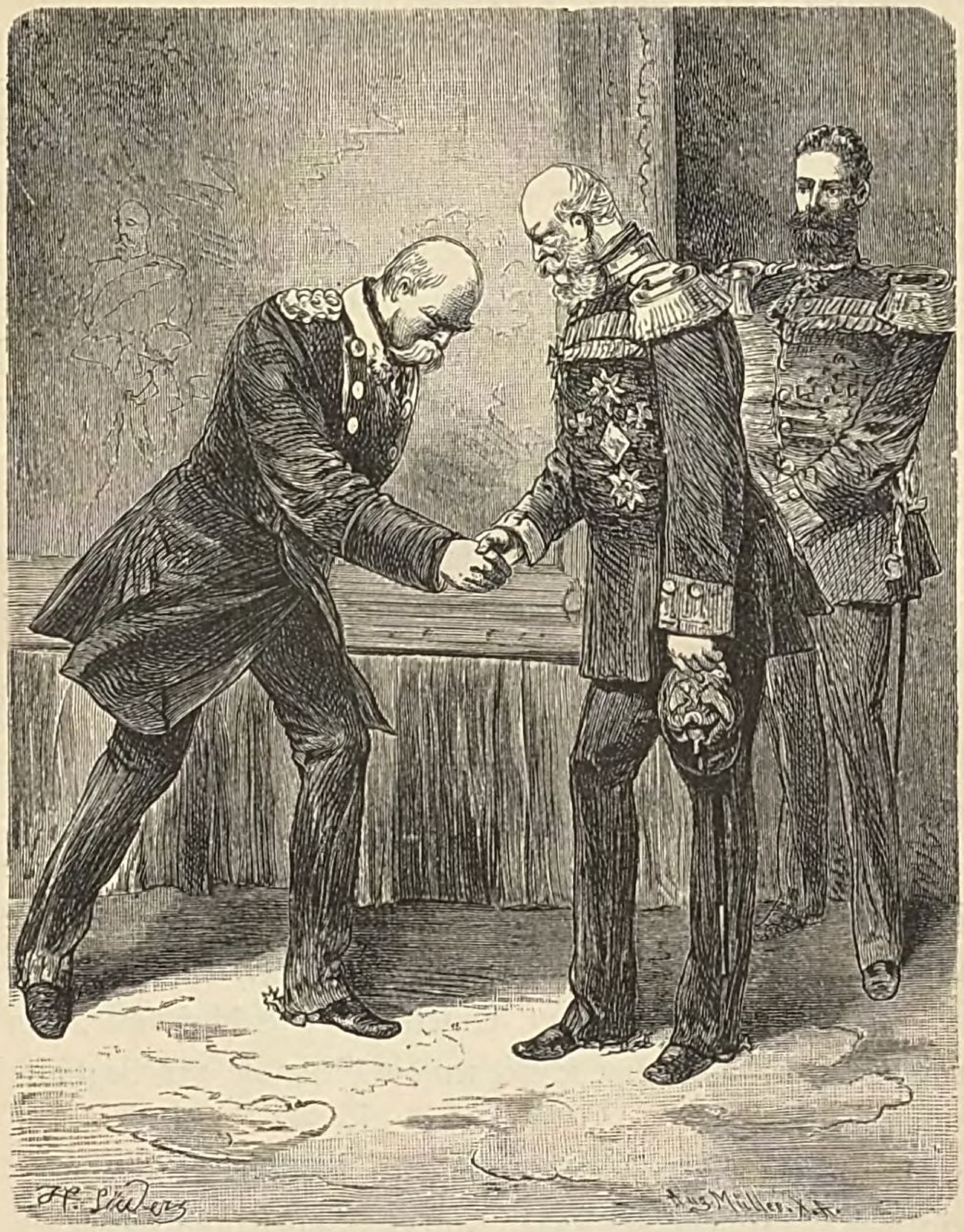
Der Reichskanzler unterließ auch nicht, auf den Deutschland im Auslande so überaus schädigenden Eindruck hinzuweisen, den die Opposition durch ihr ewiges Nörgeln bei jedem versuchten Aufschwunge bewirke, indem dort angenommen würde, die Regierung habe nicht das Vertrauen des Volkes. Das Ausland fürchte die deutsche Streitbarkeit wie die Drachensaat, hoffe aber, durch den Zauberstein der Medea zu bewirken, daß die geharnischten Männer übereinander herfallen und sich vernichten würden. Auch in die deutsche Mythologie griff er und wies auf Loki hin, der den blinden Hödur durch Lug und List dahin zu bringen gewußt habe, Baldur, den Gott des Frühlings, zu töten. Ja, jeder Verjüngung und Kräftigung des Reiches arbeite Loki, der Geist der Verneinung, der Zwietracht, entgegen.

Mit eiserner Hand hielt der Reichskanzler seinen Kolonialplan fest. Nun geschah es, daß ein Bremer Haus ein ansehnliches Landgebiet in Angra-Pequena erwarb, worauf die Engländer sofort Miene machten, sich dasselbe anzueignen. Da stellte der Reichskanzler jenes Gebiet unter den Schutz des Deutschen Reiches und beauftragte den deutschen Generalkonsul Dr. Nachtigal, die deutsche Fahne daselbst aufzuhissen. Das wasserarme Angra-Pequena ward von der Oppositon ein „Sandloch“ genannt; hinterher aber ergab sich, daß es gleichsam die Thür zu fruchtbaren Hinterlanden ist, zwei-, dreimal so groß wie Deutschland. Danach stellte Dr. Nachtigal die Gebiete von Togo, Popo, Kamerun und weiterhin auch noch andre Gebiete unter den Schutz des Deutschen Reiches. Auch auf der Ostseite Afrikas wie auch in der Südsee hat das Reich Gebiete gewonnen. Fortgesetzt wächst die Zahl der Anhänger der Kolonialpolitik, die es der kaiserlichen Regierung danken, daß sie siegreich für dieselbe eingetreten ist.

Bekanntlich gründete der Große Kurfürst in Afrika eine Kolonie, die unter der Regierung seines Nachfolgers leider wieder aufgegeben ward. Im Hinweis darauf soll der Kaiser Wilhelm die Äußerung gethan haben: „Jetzt erst kann ich dem großen Manne auf der Kurfürstenbrücke (dort steht das Schlütersche Standbild des Großen Kurfürsten) mit gutem Gewissen vor Augen treten, nachdem ich, was er vor zwei Jahrhunderten jenseit des Meeres begann, wieder aufgenommen und weiter ausgebildet habe.“

Daß der Kaiser Wilhelm unerschöpflich in seiner Dankbarkeit gegen die Männer ist, die ihm und dem Vaterlande in Treue gedient, bewies wiederum sein

Verhalten bei der am 1. April 1885 stattgefundenen Feier des 70. Geburtstags Bismarcks. Dieselbe gestaltete sich zu einer großartigen Kundgebung. Nachdem der Fürst von den Seinen beglückwünscht worden war, traten die Staatsminister bei ihm ein, dann fürstliche Personen. Während der Großherzog von Baden dem Gefeierten seine Wünsche aussprach, erschien, begleitet von dem Kronprinzen und den übrigen Prinzen, der Kaiser, dem der Reichskanzler entgegeneilte.



Der Kaiser beglückwünscht den Fürsten Bismarck zum 70. Geburtstage.

Der Kaiser sprach mit bewegter, mehrmals vor Rührung unterbrochener Stimme und dankte dem Kanzler für die vielen und hohen Verdienste, welche er sich durch sein langjähriges, erfolgreiches Wirken um ihn und sein Haus erworben habe. Er bat ihn, auch ferner auszuharren. Dann reichte er dem Fürsten unter tiefer Bewegung die Hand, welche der Kanzler, selbst aufs tiefste bewegt, zu küssen versuchte, worauf der Kaiser ihn umarmte und zweimal unter Thränen küßte. Der Fürst äußerte nun: „Ich habe nie

ein höheres Glück gekannt, als Eurer Majestät und dem Lande zu dienen, und so wird es auch für den Rest meines Lebens sein. Was ich geleistet, habe ich nur leisten können durch das Vertrauen, welches Eure Majestät mir stets geschenkt haben."

Dies geschah vor dem von A. v. Werner gemalten, die Kaiserproklamation in Versailles darstellenden prächtigen Bilde, ein für den Reichskanzler bestimmtes Geschenk des Kaisers und sämtlicher übrigen Mitglieder des kaiserlichen Hauses. Dem Bilde war bereits eine Stelle an der Wand gegeben worden, Fürst Bismarck hatte es aber noch nicht gesehen, weil es verhängt war. Erst als die Beglückwünschung des Kaisers erfolgt war, wurde der Vorhang von dem Bilde entfernt. Nun sprachen auch der Kronprinz und die übrigen Prinzen dem Reichskanzler ihre Wünsche aus. Der Prinz Wilhelm überreichte dem Reichskanzler eine Photographie, auf der er, seine Gemahlin und seine Söhne dargestellt sind. Seine Gemahlin hatte das Bild mit einer poetischen Widmung versehen, in welcher es heißt, daß an diesem Tage die drei jüngsten Hohenzollern nicht fehlen dürften. Nachdem der Kaiser und die Prinzen sich verabschiedet hatten, erschien das Komitee für die Ehrengabe an den Reichskanzler. Der Vorsitzende, Herzog von Ratibor, sagte, er übermittle den Ausdruck der Freude des deutschen Volkes, daß es dem Manne, der Elsaß-Lothringen an das Deutsche Reich zurückgebracht habe, sein Familiengut wieder zurückgeben könne. Auch wurde dem Reichskanzler eine ansehnliche Summe zur Gründung einer Stiftung eingehändigt. Inzwischen waren neue Feiernde eingetreten. Den Abgeordneten von 19 Universitäten, jugendliche Gestalten, die ihn in ihrer malerischen Tracht umringten, sagte der Reichskanzler Dank an die deutsche Jugend für ihre Beglückwünschung. Sein ganzes Vertrauen auf die Zukunft setze er auf sie. Er richte hier an sie die Mahnung, von allem Parteihader abzusehen. „Ich will gern sterben", lauteten seine Schlußworte, „da ich diese Jugend vor mir sehe." — Dann erschienen die Generale zur Beglückwünschung, etwa 50 an der Zahl.

Nur über die große Zahl der Sendungen, die der Reichskanzler empfing, sei noch ein Wort hinzugefügt. Außer 500 Geschenken und abgesehen von drei Ehrendoktordiplomen (Göttingen, Tübingen, Erlangen), fünf Ehrenbürgerbriefen und 23 Begrüßungen derjenigen Städte, deren Ehrenbürgerrecht der Fürst bereits besitzt, sind ihm 175 Adressen von Verbänden und Vereinen in zum Teil sehr kunstreicher Ausstattung, 2644 telegraphische und 2238 schriftliche Begrüßungen zugegangen.

Die Feier erleichterte die Gemüter vieler Patrioten, die die ruchlose Art, in der der Fürst fortgesetzt angegriffen worden war, mit Kummer und Ekel erfüllt hatte. Darf es geschehen, daß innerhalb des durch ihn geschaffenen

neuen Deutschen Reiches der große Wohlthäter seines Volkes, der größte Staatsmann seines Jahrhunderts, Tag für Tag in einer Weise verfolgt wird, die geeignet ist, ihn bis auf den Tod zu verwunden? Riß ihn doch der leider nur zu sehr berechtigte Mißmut einmal zu der Äußerung hin, er würde es vorziehen, auf die Macht, die er nun so lange geübt, zu verzichten und die diplomatischen Triumphe andern zu überlassen, die Studien im Kabinett und die heißen Kämpfe im Reichstage aufzugeben und Berlin, „diese Wüste aus Mauersteinen und Zeitungen“, nicht mehr zu sehen. Ein andermal, als höhnend seiner Anführung aus der deutschen Mythologie gedacht wurde, äußerte er tiefsten Ernstes: „Ununterbrochen hat mich in den letzten zwanzig Jahren diese Analogie unsrer deutschen Geschichte mit unsrer deutschen Göttersage beschäftigt. Ich habe unter dem Begriff „Völkerfrühling“ mehr verstanden als die Kolonialpolitik, ich habe meine Auffassung — ich will nicht sagen, so niedrig — aber so kurz in Zeit und Raum nicht gegriffen. Ich habe unter dem „Frühling“, der uns Deutschen geblüht hat, die ganze Zeit verstanden, in der sich — ich kann wohl sagen — Gottes Segen über Deutschlands Politik seit 1866 ausgeschüttet hat, eine Periode, die begann mit einem bedauerlichen Bürgerkriege, der zur Lösung eines verschürzten gordischen Knotens unabweisbar und unentbehrlich war, der überstanden wurde, und zwar ohne die Nachwehen, die man davon zu befürchten hatte. Die Begeisterung für den nationalen Gedanken war im Süden wie im Norden so groß wie die Überzeugung, daß diese — ich möchte fast sagen „chirurgische“ — Operation zur Heilung der alten deutschen Erbkrankheiten notwendig war; sobald sie sich Bahn brach, war auch aller Groll vergessen, und wir konnten schon im Jahre 1870 uns überzeugen, daß das Gefühl der nationalen Einheit durch das Andenken dieses Bürgerkriegs nicht gestört war, und daß wir alle als ein „einig Volk von Brüdern“ den Angriffen des Auslandes entgegentreten konnten. — Das schwebte mir als „Völkerfrühling“ vor, daß wir darauf die alten deutschen Grenzländer wieder gewannen, die nationale Einheit des Reiches begründeten, einen deutschen Reichstag um uns versammelt und den deutschen Kaiser wieder auferstehen sahen.... Dieser Völkerfrühling hielt nur wenig Jahre nach den großen Siegen vor. Ich weiß nicht, ob der Milliardensegen schon erstickend auf ihn gewirkt hat. Aber dann kam, was ich unter dem Begriff „Loki“ verstand, der alte deutsche Erbfeind des Parteihaders, der in dynastischen und konfessionellen, in Stammesverschiedenheiten und in den Fraktionskämpfen seine Nahrung findet — der übertrug sich auf unser öffentliches Leben, auf unsre Parlamente, und wir sind angekommen bei einem Zustand unsres öffentlichen Lebens, in welchem die Regierungen zwar treu zusammenhalten, im deutschen Reichstage aber der Hort der Einheit, den ich darin gesucht und gehofft hatte, nicht zu finden ist,

sondern der Parteigeist, wenn er mit seiner Lokstimme den Urwähler Hödur, der die Tragweite der Dinge nicht beurteilen kann, verleitet, daß er das eigne Vaterland erschlage: der ist es, den ich anklage vor Gott und der Geschichte, wann das ganze herrliche Werk unsrer Nation von 1866 und 1870 wieder in Verfall geraten sollte."

So schlagend auch die Nachweise Bismarcks waren, seine Gegner änderten ihre Haltung ihm gegenüber nicht. Allerdings, hieß es, habe sich Großes in den beiden letzten Jahrzehnten vollzogen. Deutschland, früher im Innern uneinig und zerklüftet, habe sich in ein einiges, mächtiges Reich verwandelt. Thöricht aber würde die Annahme sein, Bismarck habe dies Werk vollbracht. Nein, was geschehen sei, habe Deutschland gethan! — Verehrung großer, erleuchteter und leuchtender Führer kennen Männer ihrer Art nicht; nähme man sie beim Wort, sie würden von dem Klepper ihrer Theorie herab auch sagen: nicht Goethe habe den Faust und nicht Schiller habe den Wilhelm Tell gedichtet, Deutschland habe dies gethan. Und die Bilder Raffaels und Tizians? — Die habe Italien gemalt. —

In bezug auf die feindliche Haltung großer Kreise gegen den Reichskanzler sei das Wort Shakespeares in Erinnerung gebracht:

„Die Zeit trägt einen Ranzen auf dem Rücken,
Worin sie Brocken wirft für das Vergessen,
Dies große Scheusal der Undankbarkeit."

Auch das folgende Wort Shakespeares verdient in gleichem Bezug angeführt zu werden:

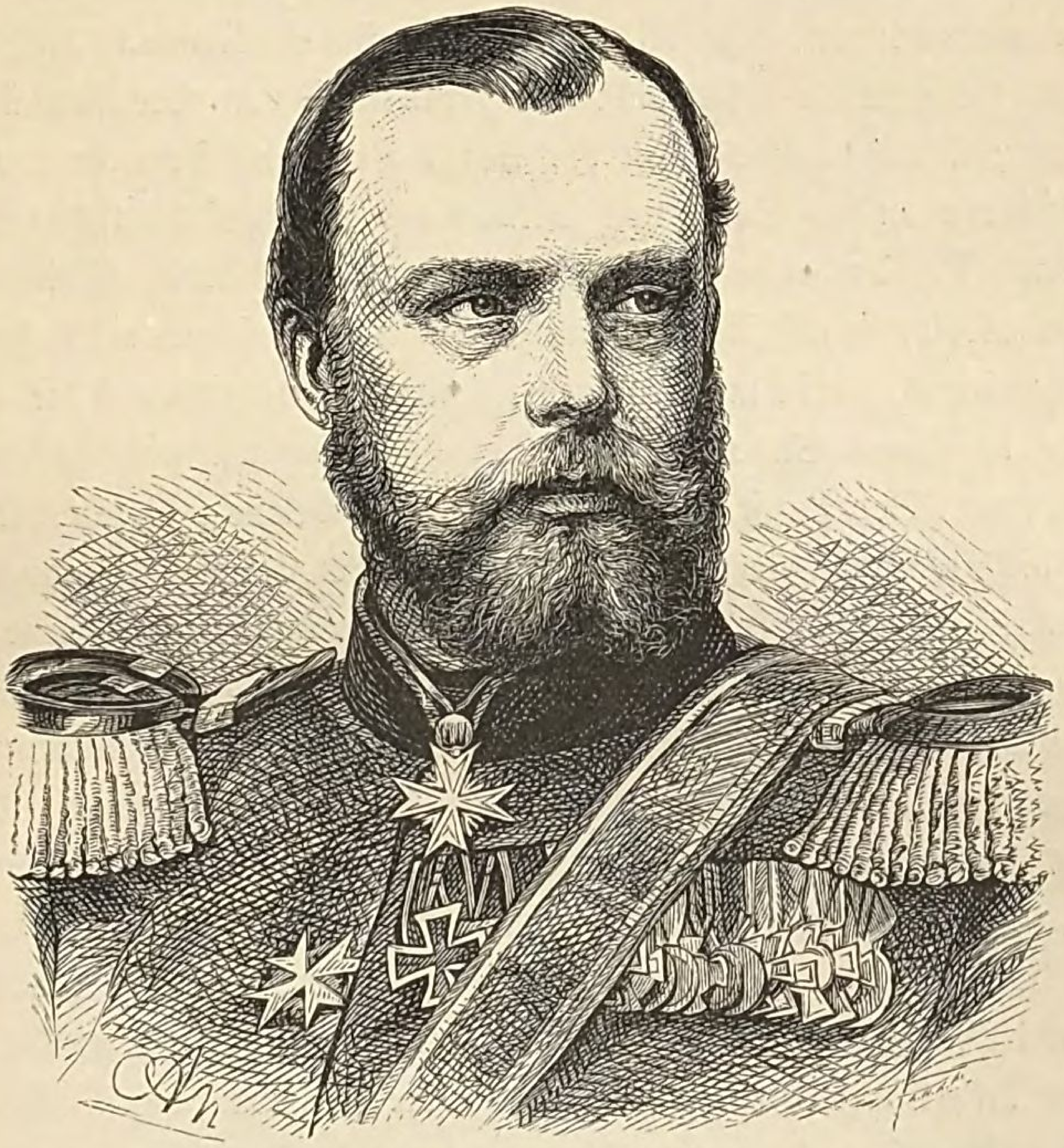
„So arg geartet ist die Zeit,
Daß selbst die Tugend muß Verzeih'n erfleh'n beim Laster,
Daß sie ihm wohlgethan."

Bei der Geburtstagsfeier Bismarcks war es erfreulicherweise zu Tage getreten, daß die Zahl seiner dankbaren Anhänger doch viel größer im Lande ist, als man vermutet hatte. Die größte Freude erregte es, daß der Kaiser in der Weise, wie es geschehen, den Fürsten geehrt und ihm gedankt hatte. Er würdigte den großen Mann vor aller Welt, während doch mancher Fürst an seiner Stelle in des Reichskanzlers wachsendem Ruhm eine Schädigung des eignen Ruhmes erblickt hätte. Diese Selbstlosigkeit ist eine der leuchtenden Tugenden unsres kaiserlichen Herrn. —

In Rußland war es den Nihilisten gelungen, den Kaiser Alexander II. auf gräßliche Weise zu ermorden, und es war ihm sein Sohn als Dritter seines Namens in der Regierung gefolgt. Lange vorher schon hatte es von ihm geheißen, er sei Deutschland ab-, dagegen Frankreich zugeneigt. Dem Kaiser Wilhelm gelang es, auch mit ihm ein freundliches Einvernehmen herzustellen.

Er wünschte, daß der Friedensbund der drei Ostmächte, Deutschland, Österreich und Rußland, Bestand behalte. Es kam zu einer Zusammenkunft der drei Kaiser auf dem polnischen Schlosse Skierniewice. Der auf drei Jahre lautende Bund wurde jedoch nach Ablauf dieser Zeit nicht wieder erneuert; desto fester schlossen sich Deutschland und Österreich aneinander an.

Mit Herzog Wilhelm von Braunschweig, der 1884 starb, erlosch die ältere Linie des welfischen Hauses.



Prinz Albrecht von Preußen, Regent von Braunschweig.

Hätte nicht der König Georg V. von Hannover durch seine feindliche Haltung gegen Preußen Thron und Land verwirkt, so wäre nach älterem Rechte Braunschweig jetzt an den Sohn Georgs, den Herzog von Cumberland, gefallen. Nun aber war das ältere Recht der Erbfolge durch die Neuordnung Deutschlands hinfällig geworden. Dennoch würde der Kaiser dem Herzoge nicht entgegen gewesen sein, hätte dieser sich nicht, wie früher sein Vater von dem Bundestag, von dem ehemaligen hannöverschen Minister Windhorst bestimmen lassen, gegen Preußen die entschiedenste Feindschaft herauszukehren. Da nun in Hannover noch eine starke welfische Partei vorhanden ist, die in ihrer Feindschaft gegen die neue Gestaltung des Deutschen Reiches verharrt und immer noch

ihre Maulwurfsarbeit betreibt, dasselbe zum Zerfalle zu bringen, so wäre es für den Bestand friedlicher Zustände geradezu gefährlich, an den Grenzen Hannovers einen neuen Welfenthron zu errichten. Der Regentschaftsrat erwählte den Prinzen Albrecht von Preußen zum Regenten von Braunschweig.

Durch Jahre — seit 1871 — hat der sogenannte Kulturkampf gewährt, und als es endlich — 1886 — zwischen Berlin und Rom zum Friedensschlusse kam, war allen Wohldenkenden auf protestantischer wie auf katholischer Seite ein Stein von der Brust gewälzt. Der Anstoß zum Kampfe war von den Ultramontanen ausgegangen, die sich nicht darein finden konnten, daß die beiden katholischen Großmächte Österreich und Frankreich von Preußen überwunden worden waren, und daß das an der Spitze Preußens stehende protestantische Fürstengeschlecht an die Spitze von Deutschland und zur deutschen Kaiserkrone gelangt war. Der drohende Ausspruch des römischen Blattes „Civita Catolica“: „Wenn Frankreich so gefestigt sein wird, wie es sich festigen muß, so wird seine Politik es zwingen, zwei Einheiten zu vernichten, die deutsche und die italienische“ bezeichnete in einem Satze das Ziel der Bestrebungen und Hoffnungen der Ultramontanen. Der Papst Pius IX. hatte seine weltliche Macht verloren, und nun war die preußische Regierung von den Ultramontanen angegangen worden, für Wiederaufrichtung derselben, wenn auch vorläufig nur durch eine Erklärung gegen Italien, einzutreten. Das geschah nicht. Von da ab ließ es Pius IX. nicht an Bedrohungen Deutschlands fehlen; „ein rollendes Steinchen“, sagte er, „werde genügen, den deutschen Koloß zum Sturz zu bringen.“ Durch diese feindselige Haltung des Papstes angestachelt, setzten die deutschen Ultramontanen mit verstärktem Eifer ihren Kampf gegen die Regierung fort; letztere aber war genötigt, Abwehrgesetze aufzurichten, die zuletzt ihren stärksten Ausdruck in den sogenannten Maigesetzen fanden. Die Führer regten durch Entstellungen weite Kreise der katholischen Bevölkerung gegen die Regierung auf. Dies benutzte die welfische Partei, trat mit den Ultramontanen in Verbindung, und es wurde die Zentrumspartei gebildet, mit der weiterhin auch die alten politischen Feinde Bismarcks Verbindungen anknüpften. Bismarck hatte bei mehreren Gelegenheiten beschwichtigend geäußert, es könne geschehen, daß einem streitbaren ein friedlich gesinnter Papst folge, der die ultramontanen Heißsporne nicht noch hetze, sondern zügle, wo dann die deutsche Regierung nicht genötigt sein werde, so streng, als es jetzt geschehen müsse, zu verfahren. Es war ein Segen, daß jenes bald geschah. Pius IX. starb 1878, und ihm folgte auf dem päpstlichen Stuhl Leo XIII., der sofort auf Herstellung des Friedens mit der kaiserlichen Regierung Bedacht nahm und bei letzterer volles Entgegenkommen fand. So kam es denn — zum höchsten Verdruß der ultramontanen und der welfischen Partei — zum Friedensschlusse zwischen Berlin und Rom.



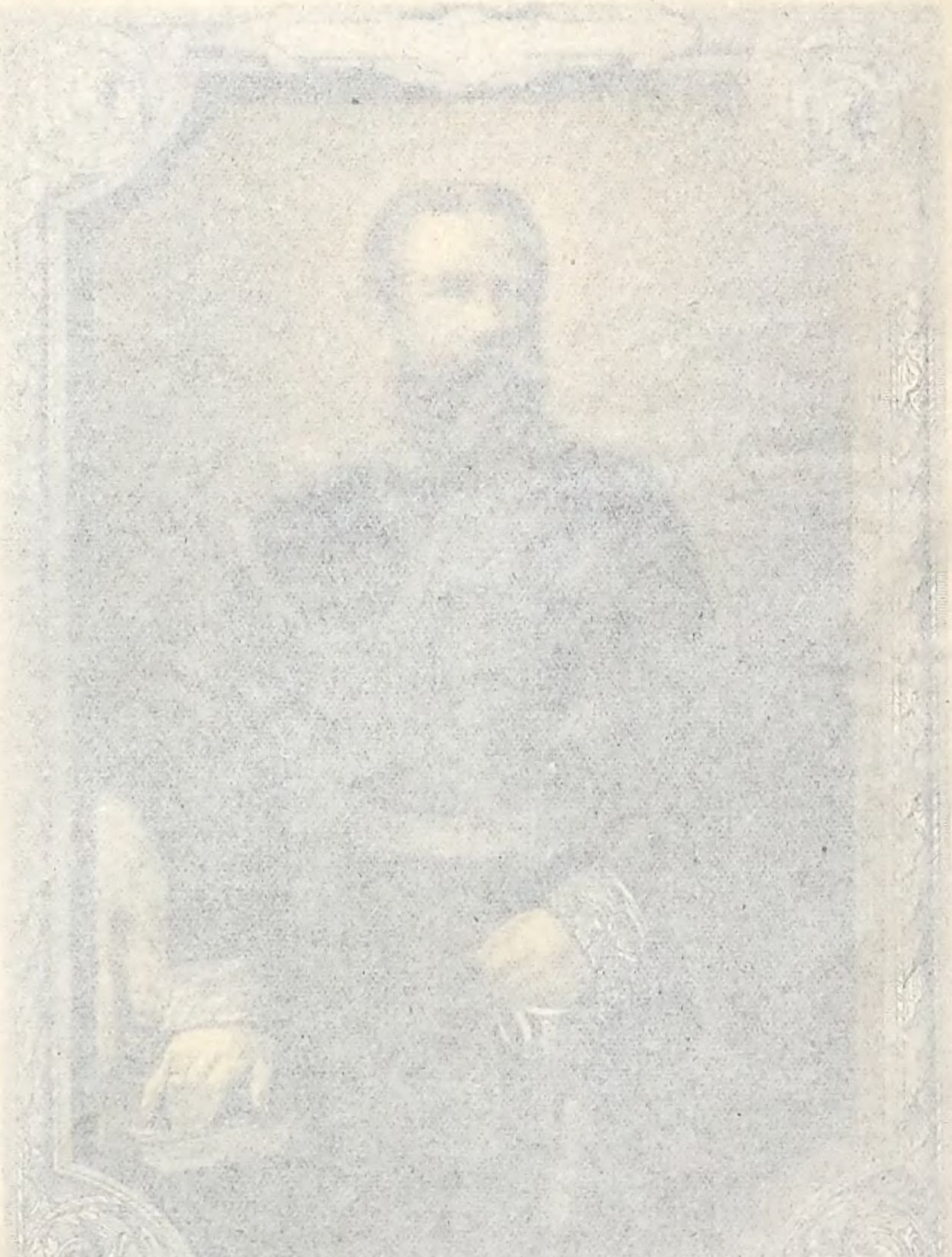
Schmidt: Kaiser Wilhelm. 3. Aufl. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen.



Kaiser Wilhelm. 3. Aufl. — Leipzig, Verlag von Otto Spamer

Victoria, Kronprinzessin des Deutschen Reichs und von Preußen.



Schmidt, Kaiser Wilhelm. 9. Aufl. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen.



Schmidt: Kaiser Wilhelm. 3. Aufl. Leipzig: Verlag von Otto Spamer

Viktoria, Kronprinzessin des Deutschen Reichs und von Preußen.

Wahrlich, wenn irgend eine Zeit die gläubigen Christen beider Konfessionen zur Einigkeit und zum gemeinsamen Kampf gegen den Feind aller positiven Lehren auffordert, so ist es die unsre, und so ist es wohl zu wünschen, daß der geschlossene Friede nicht nur Bestand behalte, sondern fester noch werde.

Am 11. Juni 1886 fand die Enthüllung des Denkmals Friedrich Wilhelms IV. unter großen Feierlichkeiten statt. Als Platz des Reiterbildes war der obere Absatz des Doppelaufganges der Nationalgalerie gewählt. Da der heimgegangene Monarch mit reichem Erfolge für Kunst und Wissenschaft gewirkt hatte, muß die Wahl dieses Platzes als eine sehr glückliche bezeichnet werden. Zu den Ministern, Generalen und Geistlichen sprach der Kaiser bei dieser Gelegenheit: „Die heutige Feier ist gemischt von Freude und Trauer. Sie ist freudig, weil es mir gelungen, meinem königlichen Bruder dieses Denkmal der Dankbarkeit und Verehrung zu setzen, traurig, weil sie mich und uns alle an den großen Verlust mahnt, den wir durch seinen Heimgang erlitten. Er schied von uns in der Blüte der Jahre, nach schweren Leiden, und nicht war es ihm vergönnt, die reichen Früchte zu ernten, zu denen er den Samen gestreut."

Die Feinde im Innern, die kleinen Seelen, die Eitelkeit, Neid und Rechthaberei unfähig gemacht haben, wahre Größe als solche zu erkennen, werden oft genug durch Beurteilungen des Auslandes beschämt, und wir wollen auch im folgenden einer solchen Stimme Raum geben. Am 2. Januar 1885 — der Kaiser zählte 88 Jahre — fand die fünfundzwanzigjährige Gedenkfeier seines Regierungsantritts statt. Wie bei jeder Feier, deren Mittelpunkt der Kaiser ist, Erhebendes, Erquickendes zu Tage tritt, so auch bei dieser. Ein Redakteur der „Liberté", der zum Zweck der Berichterstattung nach Berlin gereist war, schilderte einen Hauptvorgang der Feier. „Das Bild", hieß es in seiner Schilderung, „welches sich uns am tiefsten eingeprägt hat, ist das der lebenden Dreiheit Wilhelm, Bismarck, Moltke, alle drei von demselben nationalen Glorienschein umgeben. In dem großen Saale des Palastes empfängt der Kaiser Wilhelm, sich in der Uniform wie zu einer Parade stramm aufrichtend, die Beweise der Verehrung der Fürsten, der Generale und der Reichswürdenträger. Das Alter hat seinen hohen Wuchs wohl gebeugt, dennoch überragt er seinen ihn umgebenden Hof wie die vielhundertjährige Eiche den Forst. Ja, sein Haupt ragt über alle Häupter empor. Dieser ermüdete, aber nicht hinfällige Koloß ruft die Erinnerung an die Männer von ehemals, die Burggrafen, jene deutschen Ritter, wach, deren Heldenthaten heute noch in deutschen Sagen leben, welche die Last ihrer Jahre eben so leichten Mutes trugen, wie die ihrer Rüstung. Plötzlich gibt sich eine Bewegung kund. Man sieht zwei andre Greise sich dem Kaiser nahen. Kaum hat dieser sie bemerkt, so geht er ihnen bewegt mit offenen Armen entgegen und umarmt sie.

Die Versammlung hatte so vor Augen, gewissermaßen in einer Umarmung umschlossen, die drei glücklichen Baumeister der deutschen Einheit. Das Glück wird nicht müde, die drei Greise mit seiner Gunst zu überschütten. Der Tod mäht rings herum, ohne sie zu erreichen. — Diese größte Freude war ihnen vorbehalten, schon im zweiten Jahrzehnt in dem Sonnenglanze ihres Werkes zu leben. Durch gemeinsame Arbeit haben sie einen Gedanken verwirklicht, der scheinbar in das Reich der Träume verwiesen werden müßte. Jeder hat seine Aufgabe in diesem Titanenwerke gehabt: Bismarck war das Gehirn, Moltke der Arm, Kaiser Wilhelm das Herz. Die Vereinigung dieser drei Organe, oder vielmehr dieser drei Hebel mußte in der That die Welt aus den Angeln heben. Welcher Nationalität man auch angehören möge, ob man unter den Besiegten von Sadowa oder den Besiegten von Sedan ist, kann man sich einer inneren Einkehr und der Bewunderung nicht entziehen."

So eine Stimme aus Frankreich, wo man den Kaiser Wilhelm 1870 den „Attila der Neuzeit" nannte.

Als wiederum ein Jahr in dem Leben des Kaisers vorübergegangen war, da hörte man vielfach sagen: „Möchte es uns vergönnt sein, auch noch seinen neunzigsten Geburtstag zu feiern!" Die Wünsche und Gebete gingen in Erfüllung.

Der neunzigste Geburtstag des Kaisers gestaltete sich zu einem nationalen Festtage, wie Preußen und Deutschland keinen größeren je gefeiert hat. Die erhabene Person unsres geliebten Kaisers und die nationale Idee sind eins geworden — des gab der 22. März 1887 Zeugnis, an welchem Tage allerorten in Alldeutschland, in der Reichshauptstadt wie im einsamsten Dorfe des fernen Waldgebirges dem würdigen Nestor wohlverdiente Ehre erwiesen ward. Ein Buch gehörte dazu, um über alle die Kundgebungen treuer Liebe, die zu Tage traten, zu berichten. Aus der Fülle des Geschehenen sei nur dies angeführt: eine Fürstenwallfahrt nach Berlin fand statt, wie von einer gleichen nie etwas erhört worden ist; fast ebenso viele Mitglieder europäischer Herrscherfamilien wie der Kaiser Jahre zählte, waren um seinen Thron versammelt. Ihnen schlossen sich die Vertreter der hervorragendsten außereuropäischen Mächte an, um die Glückwünsche ihrer Gebieter für den Heldengreis zu übermitteln und zu verkünden, daß die Nationen der fernsten Länder in dem Kaiser Wilhelm den Heros verehren, der an Herrschertugenden allen Fürsten als leuchtendes Beispiel voransteht.

Wie beglückend und erhebend mußte alles dies für das Herz des Kaisers sein! — Aber was hat die Gewähr des Bestandes in dieser Welt? Nach jenen erhebenden Vorgängen traf den Kaiser eine Heimsuchung nur um so schwerer. „Denn je kristallener uns der Himmel glüht, je trüber ist Gewölk, das ihn durchzieht." — Mit dem sonnigen Anfange seines neuen Lebensjahres begann

ein Gewölk sich an seinem Himmel zu bilden, das mehr und mehr eine drohende Gestalt annahm: der Thronerbe, der geliebte ritterliche Held, begann an einem Halsübel zu leiden. Zur Zeit ist der Kronprinz, der Stolz des Vaters und des deutschen Volkes, genötigt, in der milden Luft Italiens Hilfe gegen sein Leiden zu suchen. Er weilt in San Remo.



Der Kaiser in seinem 90. Lebensjahre.

Längst immerdar galt der Kronprinz als ein Bild der Gesundheit, als der verkörperte Ausdruck schöner Männlichkeit, durchleuchtet von Lebensfreudigkeit. Als er zuletzt im Jahre 1883 in Rom war, schilderte ihn die italienische Zeitung „Fanfulla" also: „Die schöne Persönlichkeit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, in majestätischer Strenge hoch aufgerichtet, ward alsbald der Brennpunkt

für die gespanntesten Blicke sämtlicher Anwesenden. Der Kopf gehört zu den charakteristischen, welche nicht leicht wieder vergessen werden. Teutonische Härte ist da gemildert durch einen Ausdruck höchsten Wohlwollens, wozu der ganze blonde, volle und starke Bart nur noch beiträgt. Das Antlitz blitzt heiter und huldreich, sobald die Lippen zu lächeln sich anschicken." Und als vor Jahresfrist der Kronprinz — schon krank, was aber sein blühendes Äußere nicht vermuten ließ — sich an dem prachtvollen Reiterzuge, der zu Ehren der Königin von England stattfand, beteiligte, fand die englische Presse kaum Worte genug, seine ritterliche Erscheinung zu preisen.

Außer einigen Ärzten wußten es damals nur zwei Männer, wie übel es um die Gesundheit des Kronprinzen stand — er selbst und der Kaiser Wilhelm. Aber „das Unglück ist der Prüfstein der Gemüter", und „tiefe Todeswunden erheischen den höchsten Mut!" — Beide, der bedenklich erkrankte Kronprinz und der Kaiser, haben diesen Mut bewährt. Nach wie vor kam der Kaiser mit Gewissenhaftigkeit seinen Herrscherpflichten nach. Der Kronprinz hat sich in der ganzen Zeit seiner Krankheit stets gefaßten, ja heiteren Sinnes gezeigt, in gewohnter Weise leutselig mit allen, mit denen er in Berührung kam, verkehrend. Er war ein Held auf dem Schlachtfelde, unbeirrten Mutes schaute er dem Tode ins Angesicht. Aber was will das sagen im Vergleich zu der Haltung, die er seit Jahr und Tag einem schleichenden, ihn mit Tod bedrohenden Feinde gegenüber beobachtete! — Ein Teil der Ärzte begann das Übel für ein krebsartiges zu halten, und sie fühlten sich verpflichtet, mit ihrer Ansicht gegen ihn nicht zurückzuhalten. „Was schlagen Sie mir vor?" fragte er sie. „Wenn ich mich den Operationen (es handelte sich um Operationen, bei denen Leben und Tod auf dem Spiele standen) unterwerfe, verbürgen Sie mir vollständige Heilung?" Und da keiner die Verantwortung auf sich nehmen wollte, da sagte der Kronprinz nach einem Augenblicke feierlichen Schweigens: „Nun wohl, so werde ich abwarten, was Gott mir schickt." — Ist das nicht eine Größe des Charakters, die zur Bewunderung hinreißt? Ergebenheit wurzelt in tiefer Religiosität. Es ist bekannt geworden, daß das nachfolgende von E. v. Wittich verfaßte und von Radecke in Musik gesetzte Lied von jeher des Kronprinzen Lieblingslied gewesen ist:

Wenn der Herr ein Kreuze schickt, laßt es uns geduldig tragen!
Betend zu ihm aufgeblickt, wird den Trost er nicht versagen.
Denn es komme, wie es will, zu dem Herren bin ich still.

Ist auch oftmals unser Herz schwach und will wohl gar verzagen,
Wenn es in dem stärksten Schmerz keinen Tag der Freud' sieht tagen;
Sagt ihm, komm' es, wie es will, in dem Herren bin ich still.

Darum bitt' ich, Herr mein Gott, laß mich immer glaubend hoffen,
Dann, dann kenn' ich keine Not, Gottes Gnadenhand ist offen.
Drum, es komme, wie es will, in dem Herren bin ich still.

Der vom Fürsten Bismarck in neuester Zeit gethane Ausspruch: „Wir fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt!“ paßt so ganz auf den Kronprinzen.

Als die Kunde von dem das Leben des Kronprinzen bedrohenden Übel in die Bevölkerung drang, begann sich die größte Unruhe derselben zu bemächtigen. Mit der Sorge um ihn steigerte sich auch die Liebe zu ihm. Wo es in Gemeinschaften mit rechten Dingen zugeht, da wird auch das herbste Weh eines Gliedes Anlaß, daß die Glorie der Liebe alle herrlich umleuchtet. Das deutsche Volk gewährt gegenwärtig das Bild einer einzigen großen Familie, die mitfühlend und mitleidend den Thron des ehrwürdigen, so schwer heimgesuchten Kaisers umsteht und mit diesem zu Gott um Hilfe für den geliebten Thronerben fleht.

Ein Trost ist es für die Bevölkerung zu wissen, daß der Kronprinz in seiner Gemahlin, der Kronprinzessin Viktoria, die liebevollste, treueste, die Kur mit äußerster Aufmerksamkeit bewachende Pflegerin zur Seite hat.

Es sei an dieser Stelle ein Gesamturteil über die Kronprinzessin hinzugefügt. Sie sei, wird von Eingeweihten gesagt, das Muster einer Prinzessin, ernst, huldreich und gütig, eine gute Gattin, eine achtsame Mutter, eine wohlwollende Herrin, eine treue Freundin. Ihre gründliche Kenntnis verschiedener Zweige der Wissenschaft, Kunst und Litteratur sei geradezu überraschend. Sie spreche deutsch, englisch, französisch und italienisch so ausgezeichnet, daß es schwer halte, zu sagen, welche Sprache ihre Muttersprache sei.

In neuester Zeit begann unter den den Kronprinzen behandelnden Ärzten die Meinung vorherrschend zu werden, daß die Krankheit des Kronprinzen vielleicht nicht krebsartig sei, und daß man eine allmählich erfolgende Heilung erwarten dürfe. Dies ist dem Kaiser berichtet worden, der in freudiger Bewegung seiner Umgebung davon Mitteilung machte.

Als die Bevölkerung davon Kunde empfangen hatte, kam es — bereits am folgenden Tage um die Mittagszeit — zu einer rührenden Kundgebung vor dem kaiserlichen Palais. Tausende hatten sich versammelt, Jubelrufe erschollen, und als der Kaiser am Fenster erschien und durch Zeichen mit den Händen und Neigen des Hauptes dankte, wurde entblößten Hauptes die Nationalhymne angestimmt. Das war der Ausdruck der Freude über die dem Kaiserhause und dem Volke gleich erwünschte Kunde aus San Remo.

Wie es kam, daß die gedachte Versammlung vor dem kaiserlichen Palais um die gedachte Zeit stattfand, wird in dem Folgenden seine Erklärung finden.

An jedem Tage in der Mittagsstunde zwischen 12 und 1 Uhr zieht die Wache mit klingendem Spiel an dem kaiserlichen Palais vorüber. Dann pflegt sich der Kaiser von seinem Arbeitstische zu erheben und an das Fenster zu treten. Dies ward allgemach Anlaß zu Vorgängen, über die uns Karl Euler eine anmutige Schilderung gegeben hat. Wir entnehmen ihr folgendes: Wenn jenes

geschah, gingen die gerade des Weges Kommenden entblößten Hauptes vorüber oder blieben stehen, solange der Kaiser sichtbar war; es erklangen wohl auch vereinzelte Hochrufe. Aus diesen mehr zufälligen Beweisen der Verehrung hat sich nun in den letzten Jahren eine wahrhaft großartige, alltäglich sich wiederholende patriotische Kundgebung herausgestaltet, die jeden Teilnehmenden aufs tiefste ergreift. Hunderte, ja an schönen Tagen und besonders des Sonntags Tausende, erfüllen den Platz um das Denkmal Friedrichs des Großen. Sie wollen den Heldenkaiser, sie wollen den Vater des Vaterlandes, sie wollen des Mannes Angesicht sehen, „in welchem sich Kühnheit, Ernst und Hoheit mit kindlicher Milde mischen." Mit Mühe halten Schutzleute zu Fuß und zu Pferde die Straßen für die Wagen und die erwartete Wachtmannschaft frei. Droschken und Kutschen fahren auf der Universitätsseite langsam auf und ab, um zur rechten Zeit an günstiger Stelle zu halten. Aber nicht allein Berliner, auch Auswärtige haben sich eingefunden. Zu Wagen und zu Fuß eilen sie herbei, oft noch die Reisetasche in der Hand, wohl auch außer Atem, weil sie ja nicht zu spät kommen wollen. Denn nicht wenige hat hauptsächlich das Verlangen, den Kaiser zu sehen und zu begrüßen, zur Fahrt, oft von weither, veranlaßt. Ob der Kaiser wohl auch ganz wohl ist, ob er sich sehen lassen, am Fenster erscheinen wird? hört man fragen. Das wäre doch traurig, wenn man die Fahrt umsonst gemacht hätte. — Gibt dann der Berliner beruhigende, zuversichtliche Antwort, so atmen sie freudig auf. Und dieses so gemischte Publikum verhält sich musterhaft. Man vernimmt keinen Lärm, kein lautes Wort. Auch die Vorlautesten sind verstummt, auch sie wollen den Kaiser nicht stören, auch sie beugen sich unwillkürlich der Majestät des Alters und der Würde. So steht man in gespannter Erwartung. Da vernimmt man aus der Ferne Musikklänge. Es kommen gleichzeitig eilenden Schrittes noch Nachzügler herbei. Die Musik nähert sich, sie spielt die Melodie des „Heil dir im Siegerkranz" oder „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" Aller Blicke sind unverwandt nach des Kaisers Eckfenster gerichtet. Nun hat die Musik das Palais erreicht — der Kaiser tritt ans Fenster. Sein Waffenrock ist aufgeknöpft, die weiße Weste, der Orden pour le mérite sind sichtbar. Sofort sind die Köpfe entblößt. Zunächst aber gilt des Kaisers Aufmerksamkeit den vorbeimarschierenden Soldaten. Dann gleitet der Blick über die Menge, ein unbeschreiblich freundliches Lächeln verklärt das ehrwürdige Angesicht. Und laut erbraust der Hochruf; die Hüte, die Mützen, die Taschentücher werden geschwenkt, die Eltern heben ihre Kinder in die Höhe, daß sie den Kaiser sehen können. Dieser verneigt sich nach rechts und links, sichtlich erfreut blickt er auf die Jubelnden herab, er winkt dankend mit der Hand, und nun hemmt keine Schranke mehr die Menge; sie flutet über den Fahrdamm, die Schutzleute weichen zurück; bis unter die Fenster

eilen die Jubelnden, Zurufenden. Wiederholt winkt der Kaiser — langsam zieht er sich in den Hintergrund des Zimmers zurück. Oft erhebt sich auch der Gesang des Nationalliedes aus der Menge, alle stimmen ein. Es ist dies besonders der Ausdruck der Freude, wenn der Kaiser nach einem Unwohlsein zum erstenmal wieder am Fenster erscheint.

Die Nachgeborenen werden uns beneiden, daß wir Zeugen der Thaten des großen Kaisers und seiner nächsten Mitstreiter, die er sich in seiner Weisheit erwählte, waren; in einer Beziehung aber werden sie gegen uns im Vorteil sein: das in ihrer Zeit in dem Ruhmestempel der geschichtlichen Litteratur aufgerichtete Bild seines Lebens und Wirkens wird bei weitem vollständiger und abgerundeter sein als jede Darstellung aus der Gegenwart. Wird doch bis dahin eine Fülle wichtigen Geschichtsstoffes, den heute Umstände mancherlei Art noch nicht zu Tage treten lassen, der Benutzung zu Gebote stehen. Die Grundzüge zu dem Bilde unsres großen Kaisers sind freilich heute schon vorhanden, und sein Bild, wie es uns jetzt erscheint, reißt uns schon zur Bewunderung des Gefeierten hin. Es fordert auf, den Kaiser Wilhelm mit dem Kaiser Karl den Großen zu vergleichen. Vielfach ist von Geschichtsforschern darauf hingewiesen worden, daß Karl der Große durch Jahrhunderte als Vorbild für die Fürsten segensreich gewirkt habe. Wahrlich, mehr noch wird Kaiser Wilhelm durch kommende Jahrhunderte als fürstliches Idealbild wirken, nicht nur auf die Herrscher, sondern auch auf das Volk.

Aus der Tafelrunde seiner treuen Paladine, die tapfer mit einstanden für Errichtung des neuen Reiches, sind schon durch den Tod abgerufen worden die Generale Herwarth von Bittenfeld, Vogel von Falckenstein, von Steinmetz, von Roon, von Goeben, Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg, Prinz August von Württemberg, Prinz Friedrich Karl, von Manteuffel, von Werder, von Kirchbach. Möchte jener Haupt und Führer, Kaiser Wilhelm, lange noch mit Segen unter uns wirken! Möchte sein Bild, wie es vor uns aufgerichtet steht, jeden anfeuern, ihm darin nachzueifern, daß er seine Kräfte dem Wohle des Vaterlandes mit aller Hingabe dienstbar macht, und sei sein Wirken auch nur auf den kleinsten Kreis beschränkt. Den großen Thaten nach außen müssen große Thaten im Innern folgen, wie es schon unablässig von der Regierung geschehen ist! Nur muß die Beteiligung der Bevölkerung an solchen Werken noch stärker werden! — Als die Griechen ihre glänzenden Siege über die Perser erfochten hatten, folgte in Athen ein bewunderungswürdiger Aufschwung auf den Gebieten der Kunst und Poesie. Das war an sich hoch erfreulich, aber es genügte allein nicht. Athen verwandelte sich äußerlich in ein Eden der Schönheit, während der Wurm der Leichtfertigkeit und Unsittlichkeit sein innerstes Wesen zu zerstören begann. „Das Griechentum ging“, wie Droysen sagt, „in jene

geistreiche, pikante, zerfahrene Verworfenheit über, welche stets das letzte Stadium eines Volkes bezeichnete.“ Sie machten sich unwürdig des ihnen gewordenen Glückes, und der griechische Staat ging nach kurzer Zeit des Glanzes in Trümmer.

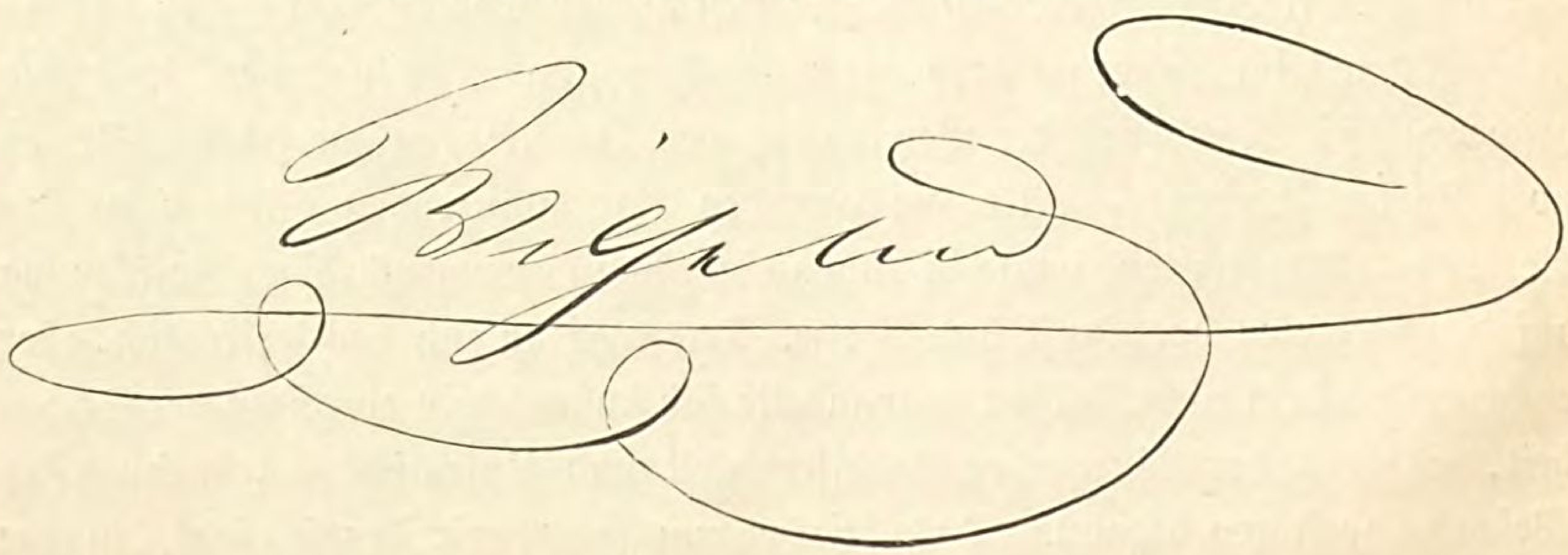
Möchten alle deutschen Männer nach dem Beispiele unsres kaiserlichen Herrn treue Wacht halten, daß uns die Kleinode erhalten bleiben, die ein Volk unbesieglich machen! Der vornehmste Staatsschatz eines Volkes ist seine Sittlichkeit, erhalten und gefördert durch die Religion. Der wahre Patriot hilft, soweit er es vermag, diesen Schatz mehren; wer in irgend einer Weise zu seiner Minderung beiträgt, ist ein Nationalfeind. Vor allem gilt es, das junge Geschlecht sittlich zu erziehen. Je nachdem die Jugend, die ja nach kurzer Zeit einstehen soll für die Erhaltung und Mehrung der materiellen und der geistigen Güter des Staates, erzogen wird, je nachdem gestaltet sich die Zukunft des Vaterlandes. Eines Weisen Wort lautet: „Die Moral der Kinder ist die Grundlage des Staates.“

Halten wir in diesem Sinne Wacht über die Kleinode unsres Volkes, erziehen wir vor allem das aufwachsende Geschlecht in unwandelbarer Liebe zum Vaterlande, für dessen Gedeihen jederzeit freudig Gut und Blut zu opfern sind, in unentwegtem Festhalten an Sitte und Tugend und in unerschütterlicher Gewöhnung zu ernster und segensreicher Arbeit. Dann erst wird bei dem drohenden Völkerringen der nächsten Zukunft, für dessen Bestehen unser Kaiser und seine Paladine noch in den letzten Tagen durch erweiterte Wehrkräftigkeit weise vorgesorgt haben, uns schließlich die Palme zufallen und mit ihr die Unabhängigkeit des Vaterlandes wie des ganzen Deutschtums verbürgt bleiben.

Freudiges Miteintreten auf dieser Bahn des Wirkens: das ist der Jungbrunnen für das deutsche Volk. Solange es daraus schöpft, solange wird es auf der Bahn des Emporsteigens bleiben und im Völkerrate seine hohe Stelle behaupten.

Mögen alle des Zurufs, den unser aus dem Felde heimkehrender Heldenkaiser an sein Volk richtete, stets eingedenk bleiben:

„Sorgen wir, daß es Tag bleibe!“





Die letzten Lebenstage.

Getreu Seinen eignen Worten, welche das innerste Lebensprinzip des erhabenen Herrn, unwandelbare Pflichterfüllung und Arbeitsthätigkeit, kennzeichnen, hat Er gesorgt, daß es Tag bleibe im Leben der Nation, bis die Nacht des Todes Sein treues allwaltendes Auge deckte. Ja, Sein letzter Regierungsakt war noch die volle Unterzeichnung Seines Namens, wie sie hierneben vor uns steht, unter das Schriftstück, welches den Reichstag verabschieden sollte an dem denkwürdigen Tage, der Sein fürsorgliches Auge für immer schloß.

Rasch und unerwartet schnell sollte sich der Abschluß des großen Lebens vollziehen, nach wenigen Tagen Krankenlagers in der zweiten Woche des März 1888, mit einem Tode ohne Agonie und Schmerzen, dem langsamen Erlöschen eines verglimmenden Lichtes gleichend.

Trotz Seines unerwartet hohen Alters war Kaiser Wilhelm niemals ernstlich krank gewesen; nur das fluchwürdige Verbrechen eines Meuchelmörders hatte Ihn einmal, wie wir wissen (Seite 433), auf längere Zeit an das Bett gefesselt. Während der letzten Jahre trat allerdings nach Erkältungen, die Sich der pflichttreue Herr im Dienste des Vaterlandes zuzog, ein krampfartiger Schmerz im Unterleibe ein, welchem stets eine tiefe Mattigkeit folgte. Und diese Müdigkeit umfing dann alle Seine körperlichen Kräfte so überwältigend, daß Er in einer Art Wachtraum regungslos dalag, ein Zustand, der mehrmals zu Gerüchten vom nahen Tode Anlaß gab.

Noch am Montag den 5. März 1888 hatte der Kaiser in großer geistiger Frische verschiedene Vorträge gehört und Regierungsangelegenheiten erledigt; am 6. März nachmittags trat aber ein vorübergehender Schwächeanfall ein, welcher ernstliche Bedenken erregte, und in der Nacht darauf versank der hohe Herr in einen tiefen Schlummer, der bis zum Nachmittag des 7. März andauerte.

Obwohl an diesem Tage die Kräfte des Kaisers schon sehr gesunken waren, empfing Er doch noch Seinen Enkel Prinz Wilhelm, alsbald nach dessen

Rückkehr von San Remo, zu wiederholten Malen und unterhielt Sich mit ihm eingehend über das Befinden des Kronprinzen, sodann auch über politische und militärische Angelegenheiten.

Die letzte Krankheit begann ebenfalls mit einer Erkältung, welcher die Krämpfe im Unterleibe folgten. Der Puls ging kaum fühlbar, und der Atem schien auszubleiben. Die Ärzte versuchten alle Mittel der Wissenschaft, um den erhabenen Kranken aus der Bewußtlosigkeit zu lösen; es gelang ihnen auch vorübergehend so gut, daß der hohe Herr den Abend des 7. März wach und wehelos verbrachte. Es folgte dann allerdings eine fast schlaflose Nacht, in welcher traurige Bilder seinen Geist beunruhigten und ihm wiederholt Seufzer und Rufe erpreßten. So war natürlich das Befinden am Morgen des 8. März ein sehr ungünstiges.

Er lag in Seinem gewöhnlichen Schlafgemache, das sich an den Bibliotheksraum anschließt, zu welchem eine kleine Thür von dem historischen Arbeitszimmer aus führt. Dieses Schlafgemach, das nun auch zum Sterbezimmer geworden, ist nur ein kleines Gelaß, dessen Fenster in einen von hohen Mauern umschlossenen Hof münden. Der ganze Hausrat besteht hier aus einer eisernen Bettstelle, welche gegen die Mitte des Zimmers zu steht, einem Waschtische, Schrank und ein paar Stühlen; es sind Möbelstücke altmodisch in der Form aus einfachem Mahagoniholz, welche schon von den Eltern des Kaisers benutzt wurden. Auf dem Schranke steht die Büste der unvergessenen Königin Luise und über dem Bette hängt ein großes hölzernes Kreuz.

In diesem schlichten Gemach hat der mächtigste Herr unsrer Zeit länger als ein Vierteljahrhundert zur Nachtzeit geruht; es ist die Stätte gewesen, wo Er sich zu jenem Schlummer hinlegte, aus welchem es kein Erwachen gibt. Dort empfing Er auch Seine geliebte einzige Tochter, die Großherzogin von Baden, welche mit ihrem Gemahl an das Krankenbett geeilt war. Mit inniger Rührung und Teilnahme gedachte der hohe Herr des heimgegangenen Prinzen Ludwig, dann auch Seines Sohnes, des Kronprinzen, wobei Er die Ahnung von Seinem nahen Ende durchblicken ließ, indem Er nämlich von „Seinem eignen Kranken- und fast Sterbebette“ sprach.

Zu Seiner hohen Tochter gewendet rief Er einmal mit gebrochener Stimme aus: „Wenn ich nur noch einmal Fritz in die Arme schließen könnte!“ Dann versank er wieder in jene Betäubung, welche den ganzen Sinn und die Körperkräfte wie mit einem Banne umfangen hielt.

Gegen Mittag des 8. März drückte Er den Wunsch aus, den Reichskanzler zu sehen, und bei der Unterredung mit letzterem erörterte Er noch die politische Lage unter Worten des Dankes und der Anerkennung an Fürst Bismarck. Hierauf stellten sich fieberhafte Phantasien ein, welche dann ver-

schiedene Gedankengänge und Worte des Kaisers beherrschten. Auch gingen sichtlich die körperlichen Kräfte und die Stimme zurück. Gegen 5 Uhr nachmittags versammelte sich die Königliche Familie und deren in Berlin anwesende Verwandte um das Krankenbett. Zugleich erschienen der Reichskanzler, Graf Moltke, der Kriegs- und der Hausminister, die Chefs des Militär- und Zivilkabinetts, sowie der engere Hof und die persönliche Dienerschaft in dem Sterbezimmer. Auf den Wunsch des Sterbenden trat Oberhofprediger Kögel an das Lager und sprach Worte des Trostes und gläubiger Zuversicht; er schickte sich auch an, Segen wie Absolution zu spenden. Mehrere Worte wiederholte der Kaiser mit schwacher aber deutlicher Stimme, indem Er sie als wahr und Ihm besonders teuer bestätigte. Während dieser Andacht verbreitete sich ein verklärtes Lächeln über die todesblassen Züge des Sterbenden.

Um 5 Uhr nachmittags des 8. März verspürten die Ärzte den Pulsschlag nicht mehr und es ging unter den Hofleuten die Kunde: „Der Kaiser ist tot." Blitzschnell verbreitete sich diese Nachricht in ganz Berlin, ja, sie wurde durch Telephon und Telegraph über die ganze gebildete Welt hinausgetragen.

Gegen $5^1/_2$ Uhr abends trat ein Augenblick großer Schwäche ein, welche das Äußerste befürchten ließ. Über alles Hoffen aber erholte Sich der Kaiser. Er erkannte allmählich die Mitglieder Seiner Familie, fragte nach dem Generalfeldmarschall Grafen Moltke und rief dann den Prinzen Wilhelm in Seine unmittelbarste Nähe. Mit meist deutlich vernehmbarer Stimme sprach der Kaiser eingehend mit demselben; erst nachdem Er längere Zeit geredet, mischten sich Fieberphantasien in Seine Worte. Der Kaiser begann damit, dem Prinzen Wilhelm von der Armee und Preußens gesamtem Volke zu sprechen. Er berührte im Verfolg Seiner Andeutungen unsre Allianzen, dann mögliche Kriege der Nachbarvölker und einzelne militärische Einrichtungen derselben, welche Ihn in der letzten Zeit besonders beschäftigt hatten.

Im Verlauf des Abends vermochten die Kräfte sich nicht zu heben; in abgebrochenen Worten sprach der Kaiser vielfach von den Truppen und von Erinnerungen der Feldzüge; Er nannte einzelne Ihm bekanntere Namen.

Die Nacht zum 9. März verbrachte der hohe Herr im tiefsten Schlafe, aus welchem Er erst gegen 4 Uhr morgens erwachte. Da erschien die Kaiserin und Prinz Wilhelm, auch die Mitglieder des königlichen Hauses und Hofprediger Kögel traten an das Sterbebett. Der Kaiser vermochte noch Seinen nächsten Verwandten die Hand zu drücken. Ohne zu leiden, verlebte Er die folgenden Stunden in nur teilweise bewußtem Zustande.

Man sah die Kräfte immer rascher sinken, der Puls ging leiser und leiser, das Atmen glich nur noch einem unhörbaren Hauch. Die Kaiserin saß an dem Bett in ihrem Rollstuhle und hielt die Hand des Sterbenden zärtlich

umschlungen, ja sie ließ dieselbe auch nicht frei, als schon der Tod eingetreten, und wenn ihr Arm dabei zeitweilig ermüdete, wurde er von der Tochter, der Großherzogin von Baden, gestützt. Letztere fragte kurz vor der Todesstunde: „Bist du müde, Vater?" Er flüsterte: „Ich habe jetzt keine Zeit dazu." Gegen 8 Uhr früh flogen die Schatten des Todes über das Antlitz, welches den Ausdruck tiefsten Seelenfriedens trug. Ein letztes Öffnen des Auges, welches unsäglich mild auf die knieenden Lieben schaute, — und der Tod griff nach dem Herzen des edelsten Fürsten dieses Jahrhunderts. Während Er den letzten Atemzug that, las der Hofprediger den Spruch: „Die Welt ist im Argen", und unter den Worten „Ich habe überwunden" gab der erhabene Herr seinen Geist auf. So starb der große Kaiser eines glücklichen Todes; Sein Sterben glich einem sanften, schmerzfreien und sorglosen Schlummer, auf dessen Flügeln die große Seele zum Throne Gottes emporflog.





